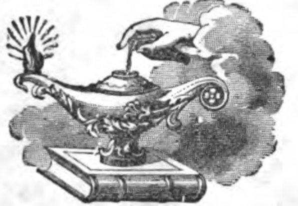
Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen

Berliner Gesellschaft für das Studium der ...





55

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXIII. JAHRGANG, 62. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1879.

Inhalts-Verzeichniss des LXII. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.



Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Berichtigungen.

Zu den Sonetten Shakspere's.

Von

Hermann Isaac.

VI.

33—35. (XCVII—XCIX.)

Diese drei Sonette bilden ein Ganzes, dessen Theile zugleich selbstständig für sich bestehen können. Ueber ihre Zugehörigkeit zu dem bei Sonett 29 (Archiv, Band LXI, pg. 417) aufgestellten Cyclus ist bereits gesprochen worden. — Es kann wohl kaum ein Zweifel darüber walten, dass ein Sonett wie 35 (XCIX) nicht an einen Mann gerichtet sein kann; Das dürfte höchstens H. Brown behaupten, der Alles als Satire auffassen will. Eine andre Frage wäre jedoch, ob sie nothwendig an die „dark Lady" gerichtet sein müssen, Gödeke — und mit ihm andere Kritiker (s. Elze, pg. 92) — meint z. B., Shakspere habe das XCVII. Sonett von London aus an seine Frau gerichtet, nachdem er den ersten Winter von ihr getrennt gewesen. Stricte zu beweisen, dass Das unmöglich ist, dürfte schwer halten. Ich glaube nun zwar, in dem XCIX. Sonett Beziehungen auf die Geliebte zu entdecken; indessen sind Diese keineswegs so offenbar, dass man sie als Beweis-Material verwerthen dürfte. Dagegen, die Gedichte in eine so frühe Zeit zu verlegen, möchte ihre innere und äussere Vollendung Einspruch erheben: man denke an die Venus-Adonis-Sonette des „Passionate Pilgrim". Dass Shakspere aber später noch zu

seiner fast 40jährigen Frau in dem Verhältniss eines galanten und eifersüchtig besorgten Liebhabers gestanden haben soll, wozu ihn diese Gedichte, mit jenem Cyclus in Verbindung gebracht, doch stempeln, Das scheint mir mit dem dunklen Liebes-Verhältniss ganz unvereinbar. Ich kann daher mit Gödeke nur seine autobiographische Auffassung dieser Sonette theilen.

Was den poetischen Werth der Sonette betrifft, so gehören sie zu dem Schönsten, was Shakspere gedichtet hat. Der Vergleich, den ich mir mit Bezug auf den dichterischen Charakter dieses Cyclus erlaubte, scheint mir auf diese Gedichte besonders zu passen. Die classische Schönheit, die den Gehalt dieser Gedichte bildet, ist die frische Naturempfindung, die tiefe Sehnsucht, die gewaltige Liebeskraft, die sie durchströmt. Das italienische Gewand ist die Bilderfülle, die Bilderpracht. Man kann die Ueppigkeit der dichterischen Phantasie, die in ihnen treibt, nur mit des Dichters eigenen Worten genügend bezeichnen: es ist „the wanton burden of the prime“. Wir haben hier nicht etwa das blosse Spiel einer Phantasie, die sich daran ergötzt, die entferntesten und heterogensten Dinge zum Vergleiche heranzuziehen — wie wir es so häufig in den italienisirenden Gedichten finden: ein Bild wie das andere ist poetisch gerechtfertigt, aus der ganzen Fülle strebt Jedes für sich, die Stimmung des Dichterherzens zum energischen Ausdruck zu bringen. Und diese so gewaltig concentrirte Poesie entwickelt in der streng geschlossenen vierzehnzeiligen Form eine poetische Wirkung, wie sie eine freiere, weitere Form nie zu Wege bringen könnte. Ich möchte das XCVII. Sonett geradezu als den classischen Gipfelpunkt der in Italien erwachsenen Renaissance-Lyrik hinstellen. Grösseres konnte sie nicht leisten, und annähernd Grosses ist von Keinem der mir bekannten Lyriker, Michelangelo ausgenommen, geleistet worden. Wenn wir sehen, wie die meisten Dichter diese Form nur dazu benutzt haben, um ihre fernen Vergleiche, ihre gedrechselten Wortwitze, ihre unsinnigen Antithesen, ihre vor allzu grosser Schärfe stumpfen Concepte zur Schau zu stellen, um darin zu winseln und zu tänzeln: dann müssen wir Shakspere als Lyriker besonders hochhalten, der ihr mit seiner Gefühls- und Gedankenmacht einen Inhalt und eine Bedeutung

gegeben hat, wie sie vor und nach ihm nicht wieder gehabt hat. Wir dürfen dann auch nicht mehr in die Verketzerungen Derjenigen mit einstimmen, die das Sonett — diese Form, die zu lang und zu kurz zugleich, niemals aber lang oder kurz genug ist — als jeder tieferen poetischen Wirkung unfähig, womöglich aus der Literatur verbannen möchten. Das Studium dieser Form bei Shakspere lehrt uns, dass das Sonett nur albern geworden ist durch den albernen Inhalt, den Poetaster hineingossen, dass es aber, meisterhaft gehandhabt, zu lyrischen Kraft-Wirkungen sich eignet, wie sie keine andere poetische Form hervorbringen könnte. Freilich ist zu solchen Wirkungen vor Allem erforderlich ein grosser Dichter. — Es giebt eine kleine Anzahl von Sonetten, die ich noch höher stellen möchte, als XCVII. In ihnen zeigt sich uns die classische Dichternatur, befreit von allem italienischen Putz, in ihrer einfachen Erhabenheit. Diese Sonette, von denen wir Eins zu betrachten Gelegenheit haben werden, sind schön für jeden Geschmack, für alle Zeit, von ewiger Jugend.

Zur besseren Würdigung dieser drei Sonette werde ich Leistungen der hervorragendsten zeitgenössischen Dichter danebenstellen: gerade in dem Tone dieser Stimmung hat Shakspere recht ansehnliche Vorbilder gehabt.

Wenden wir uns nun zum ersten, dem bedeutendsten Sonette, so werden sich die mir nothwendig erscheinenden Bemerkungen am Besten im Anschluss an eine sinngemässe Uebersetzung machen lassen:

„Wie gleich dem Winter war die Zeit der Ferne von dir, der Maienlust* des flücht'gen Jahrs! Wie fühlt' ich Frost, wie trübe Tage sah ich! Decembers graue Oede** weit und breit! Und doch, die Trennungszeit*** war Sommerszeit,

---

* Das nur kann „pleasure (of the fleeting year)“ als Gegensatz zu „Winter“ heissen. Bodenstedt übersetzt etwas opernhaft: „mein Glück, mein Leben.“

** „old December's bareness“. Wenn Delius „bareness“ als Erklärung zu „old“ fasst und mit „Kahlköpfigkeit“ übersetzen will, so giebt er dem Worte eine Bedeutung, die es sonst nach dem Shakspere-Lexicon nicht hat und ersetzt zwei ausdrucksvolle Bilder durch ein wenig poetisches. Der December ist altersgrau und kahl, schmuckentblösst.

*** „time removed = time of absence“, wie „absent time“ (R. II, II, 3, 79) und „absent hours“ (Oth. III, 4, 174). Vergl. auch „imprison'd absence“ (S. 32 [LVIII]).

dann* kam der schwangre Herbst, geschwellt von üpp'gem Nachwuchs: nach seines Gatten Tod ein Witwenschoss, trug er des Frühlings Liebeslast.** Doch diese Segensfülle schien mir Nichts als Waisenhoffnung,*** vaterlose Frucht; bei Dir nur ist des Sommers Lust, und bist Du fort, sind selbst die Vöglein stumm, und singen sie, ist's solche Trauerweise, die bleich die Blätter macht, schauernd in Winterfurcht." †

---

* Die Quarto hat „The teeming autumn". Die Stelle muss wohl verderbt sein. Der bestimmte Artikel ist hier unpassend, und es fehlt die Verbindung mit dem Vorhergehenden. Der Fehler steckt also in „The". Schon Capell (MS.) setzte „And" dafür, welche Lesart indessen allgemein nicht anerkannt worden ist. Ich glaube, Shakspere sagte „Then", das er nach der Sitte jener Zeit „Thẽ" oder „Thē" schrieb. Durch flüchtige Abschrift mochte sich dafür schliesslich „The" eingebürgert haben, zumal da sich die Stelle mit dem bestimmten Artikel zur Noth lesen lässt. — Man findet in Schriften jener Zeit sehr häufig das Schluss-n oder -m besonders kurzer Silben durch einen Strich oder Circumflex über dem Vocal ersetzt. So liest man bei Gascoigne (Ausg. 1575): (*m*) cõmend, cõmodious, whõ und whō, thẽ und thē (them), frõ etc.; (*n*) thã, cã, gentlewomã, servãt, warrãt, hãgeth, strãge, whẽ, thẽ (then), gottē, ladẽ, brethrẽ, childrē, gentlemẽ, mẽs, strẽgth, offẽces, impatiẽt, studẽt, peradvẽture, upõ, expectatiõ, cōtinual, cōtroversie, lõg, tõgue, soũd. Diese Auslassung von m und n ist keineswegs Regel, sondern im Gegentheil ist die volle Schreibung der Worte viel häufiger. Gascoigne verführt dabei ganz willkürlich; so schreibt er in derselben Zeile „gentlewomã" und „gentlewoman", „thẽ" und „then". — Lodge (Phillis, Elstred etc. 1593) ist viel sparsamer mit der Auslassung von m und n.

** Gildemeister übersetzt:

Und doch war Sommerszeit die Zeit des Bannes,
Die schwangre Herbstzeit, die des Segens voll,
Wie eine Witwe eines todten Mannes,
Von Frühlings üpp'gen Leibesbürden schwoll.

Jordan ebenso originell wie original:

Doch Sommer war die Zeit, die so vergangen,
Und reicher Herbst, der in dem Wittwenrest (?)
Der Blüthen (?) das zu Früchten schwellen lässt,
Was sie vom todten Gatten Lenz empfangen.

Vielleicht wird diese schlechte Behandlung eines schönen Textes durch die sehr grosse Schwierigkeit der metrischen Uebersetzung etwas entschuldigt. — Vergl. übrigens M. N. D. II, 1, 112, wo von einem „childing autumn" gesprochen wird.

*** „hope of orphans Hoffnung auf Waisen". Dass wir hier einen objectiven, und nicht einen subjectiven Genitiv vor uns haben, wie die Mehrzahl der Uebersetzer annehmen, scheint mir nach dem erklärenden Zusatz „unfather'd fruit" ganz zweifellos.

† Jordan übersetzt:

Und singt ein Vogel, ist's die Trauerweise:
„Das Laub wird gelb, der Winter kommt, ich reise."

Man vergleiche nun mit diesem Sonette das 88. aus Sidney's „Astrophel and Stella“.*

Bei dem XCVIII. Sonett habe ich nur darauf aufmerksam zu machen, dass V. 11. 12

> They were but sweet, but figures of delight,
> Drawn after you, you pattern of all these

wieder auf den im 29. (CXIII.) ausschliesslich behandelten Gedanken, dass der treue abwesende Liebhaber in Allem die Geliebte sieht, zurückgreifen; und ich glaube damit meine Ansicht von der Zusammengehörigkeit dieser Gedichte nach Zeit und Veranlassung zu stützen.**

Das Thema dieses Sonetts, die Trauer des Liebenden, während die ganze Natur im Frühlingsschmucke lacht, ist, wie von den Provençalen und den deutschen Minnesängern, auch von den Italienern und Engländern der Renaissance häufig behandelt worden. Und es wäre wunderbar, wenn wir in jenem gewaltigen Geistes-Frühling nicht auch auf diesem Felde wunderschöne Blumen finden sollten. Ich glaube daher, keinen

---

Diese etwas weit getriebene Personification scheint mir schon in das Gebiet der kindlich-frohen Märchen-Poesie überzugehen, passt aber herzlich schlecht zu der männlich-tiefen Wehmuth dieses wunderbaren Liedes.

* Lyke as the culver,[1] on the bared bough,
Sits mourning for the absence of her mate;
And, in her songs, sends many a wishful vow
For his returne that seemes to linger late:
So I alone, now left disconsolate,
Mourne to my selfe the absence of my Love;
And, wandering here and there all desolate,
Seek with my playnts to match that mournful dove:
Ne joy of ought, that under heaven doth hove,
Can comfort me, but her own joyous sight:
Whose sweet aspect both God and man can move,
In her unspotted plesauns to delight.
Dark is my day, whyles her faire light I mis,
And dead my life that wants such lively blis.

** Parallelstellen:

Such comfort as do lusty young men feel
When well-apparell'd April on the heel
Of limping winter treads, even such delight
Among fresh female buds shall you this night
Inherit at my house. Ro. I, 2, 26.

For even the spring is winter unto me.
Lodge, 1. Ekloge (Phillis etc.).

[1] dove.

Raum zu verschwenden, wenn ich mehrere Sonette der bedeutendsten Dichter anführe. *

---

* Das folgende Sonett Dante's (42 in der Uebersetzung von Kannegiesser und Witte, 2. Aufl., Brockhaus' Bibl. der Class. des Ausl., Leipzig 1842) entspricht nur in der Schluss-Wendung dem oben bezeichneten Thema nicht:

Anjetzo, wo Blumen sich und Blätter breiten
Zum Schmuck der Welt ob Wies' und Bergeshang,
Der Himmel abstreift Dunst und Eises Zwang,
Und jedes Thier beginnet Festlichkeiten,
Sich Alles scheint zur Liebe zu bereiten,
Die Vögel ihrer Lieder schönsten Klang,
Von Klag' ablassend und von Wehgesang,
Erheben durch der Höhn und Thäler Weiten;
In diesen Tagen, wo der Lenz mit neuen
Hellgrünen Farben lieblich schmückt die Welt,
Wird meine Hoffnung auch mit Glanz erhellt,
Gleich Dem, der Leben und der Ehr' erhält
Vom hochgeliebten Herrn, dass seinen treuen
Ergebnen Diener, mich, er werd' erfreuen.

Petrarca (Th. II, Son. 42):

Der weiche Zephyr bringt den Lenz zurücke
Und Blatt und Blume, seine zarten Kleinen;
Und Progne girrt bei Philomelens Weinen;
Es eifert Weiss und Roth, was holder schmücke.
Den Fluren lacht der Himmel ohne Tücke,
Zeus sieht mit Lust den Stern der Tochter scheinen;
Es regt sich Gluth in Wassern, Lüften, Hainen,
Und jed' Geschöpfe widmet sich dem Glücke.
Nur ich, unglücklicher, sah wiederkommen
Nach Ihr des Sehnens Gram im tiefsten Herzen,
Dess Schlüssel sie zum Himmel mitgenommen.
Und blüh'nde Flur mit Vogelsang und Scherzen
Und schöne Frau'n, wie hold ihr Blick mich grüsste,
Sie sind mir rauhe Schrecken einer Wüste.

Auch das bekannte und viel gepriesene Sonett Surrey's (Nott 19) mag hier seine Stelle finden, dessen frisches Naturgefühl sich sehr vortheilhaft von seinem mit klassischer Gelehrsamkeit prunkenden Muster abhebt, und das Nott nicht mit Unrecht „vielleicht das schönste Beispiel beschreibender Poesie in englischer Sprache“ nennt:

The soothe[1] season, that bud and bloom forth brings,
With green hath clad the hill, and eke the vale.
The nightingale with feathers new she sings;
The turtle to her make[2] hath told her tale.
Summer[3] hath come, for every spray now springs,
The hart hath hung his old head on the pale;
The buck in brake his winter coat he flings;
The fishes flete[4] with new repaired scale;
The adder all her slough away she flings;
The swift swallow pursueth the flies smale;[5]

[1] soft. [2] mate. [3] Hier Frühling (s. Nott 282). [4] float. [5] small.

Das XCIX. Sonett endlich mit seinen ganz im Zeitgeschmack gehaltenen Blumenvergleichen ist seinem absoluten

The busy bee her honey now she mings,[1]
  Winter is worn that was the flowers' bale,[2]
And thus I see among these pleasant things
Each care decays, and yet my sorrow springs.

Das folgende Sonett Sidney's (Sidera 7) soll nach Grosart in seiner Abwesenheit von Lady Rich gedichtet sein:

In wonted walks, since wonted fancies change,
  Some cause there is, which of strange cause doth rise;
For in each thing whereto mine eye doth range
  Part of my paine me-seemes engraved lyes.
The rockes, which were of constant mind the marke;
  In clyming steepe now hand refusall show;
The shading woods seeme now my sunne to dark;
  And stately hills disdaine to looke so low;
The restfull caues now restlesse visions giue;
  In dales I see each way a hard ascent;
Like late-mowne meades, late cut from joy I liue;
  Alas, sweete brookes do in my teares augment.
Rockes, woods, hilles, caues, dales, meads, brookes answer me:
Infected minds infect each thing they see.

Die folgende Ode von Thomas Lodge ist aus „Pleasant Historie of Glaucus and Scilla“ 1610. (Ellis, Specimens of the Early English Poets. 4. Aufl. London 1811, II, 291.)

The earth, late choak'd with showers
  Is now array'd in green;
Her bosom springs with flowers,
  The air dissolves her teen,[3]
The heavens laugh at her glory;
Yet bide I sad and sorry!

The woods are deck'd with leaves,
  And trees are clothed gay,
And Flora, crown'd with sheaves,
  With oaken boughs doth play;
Where I am clad in black,
The token of my wrack.

The birds upon the trees
  Do sing with pleasant voices;
And chant, in their degrees,
  Their loves and lucky choices;
When I, whilst they are singing,
With sighs mine arms am wringing.

The thrushes seeke the shade,
  And I am fatal grave;
Their flight to heaven is made,
  My walk on earth I have:
They free, I thrall; they jolly,
I sad and pensive wholly.

[1] mingles. [2] destruction. [3] grief.

Werthe nach gewiss das Unbedeutendste.* Ich möchte es aber darum keineswegs mit einigen Kritikern abfällig beurtheilen. Es gewinnt bedeutend, wenn wir es als Glied des Trios betrachten: es löst die schwermüthigen Trennungs-Dissonanzen der beiden vorhergehenden Sonette in einen anmuthigen, liebeathmenden Schönheits-Preis auf. Der Schmerz der Sehnsucht kann den treuen Liebhaber nicht abhalten, der Geliebten diesen frischen poetischen Blumenstrauss aus der Ferne zu übersenden. — Es gewinnt ferner, wenn wir es mit ähnlichen zeitgenössischen Producten vergleichen. Halten wir z. B. das 64. Sonett von Spenser** daneben, das auch von Blumen-Ver-

---

Hinweisen möchte ich noch auf Rich. Edward's liebliches Mailied „When May is in his prime" im „Paradise of Dainty Devices, 1576 (Ellis II, 139)." Weniger gelungen, weil zu weit ausgesponnen, sind die Oden von einem unbekannten Verfasser (Campbell, Specimens of the Brit. Poets, Lond. 1819, II, 225) und von Daniel („Now each creature joys the other." Ellis II, 320).

* Parallelstellen:

The colour in thy face,
That even for anger makes the lily pale,
And the red rose blush at her own disgrace. Lu. 477.

Plantagenet. Meantime your cheeks do counterfeit our roses;
For pale they look with fear, as witnessing
The truth on our side.

Somerset. No, Plantagenet,
'Tis not for fear, but anger that thy cheeks
Blush for pure shame to counterfeit our roses,
And yet thy tongue will not confess thy error.

Plantagenet. Hath not thy rose the canker, Somerset?

Somerset. Hath not thy rose a thorn, Plantagenet?

Plantagenet. Ay, sharp and piercing, to maintain his truth
Whiles thy consuming canker eats his falsehood.
1 H. VI, II, 4, 62.

like a canker in a fragrant rose. S. XCV.

This canker, that eats up love's tender spring.
V. A. 656.

Full soon the canker death eats up that plant.
Ro. II, 3, 30.

hence,
Some to kill cankers in the musk-rose buds ....
(Aufforderung Titania's an ihre Feen) M. N. D. II, 2, 3.

** Comming to kisse her lyps, (such grace I found).
Me seemd, I smelt a gardin of sweet flowres,
That dainty odours from them threw around,
For damzels fit do deck their lovers bowres.
Her lips did smell lyke unto gillyflowers;
Her ruddy cheekes lyke unto roses red;

gleichen erfüllt ist, so macht es einen plumpen Eindruck neben diesem zart und graziös ausgeführten Shakspere'schen Product. Es erinnert an ein Herbarien-Verzeichniss und hat gewiss keinen grösseren poetischen Werth zu beanspruchen als etwa die gereimte Annonce eines Parfümerien-Händlers. Noch näher liegt uns aber ein Sonett aus Constable's Diana, dem es nachgeahmt ist.* So ausgiebig Shakspere dieses Sonett benutzt hat — wie ein Vergleich mit den bezeichneten Versen seines eignen lehrt — so ist doch das Seinige ein wesentlich verschiedenes Gedicht geworden: es fehlt nicht bloss der Schwulst, die thörichten Concepte, die dieses, wie jedes andere Sonett Constable's entstellen; der ganze Gedanke ist ein Anderer. Bei Constable bringt das Erscheinen der Geliebten die sonderbarsten Wirkungen auf die Blumen hervor; Shakspere findet die Blumen nur schön, insofern sie ihn in ihrer Lieblichkeit an die abwesende Geliebte erinnern. Die anmuthige Ausführung dieses sinnigen Einfalls würde man auch einem heutigen Lyriker nicht als Sünde anrechnen.

Dass Shakspere Constable in der Weise benutzt hat, dürfen wir nicht zu hart beurtheilen. Wir müssen auf die An-

---

Her snowy browes, lyke budded bellamours;
Her lovely eyes, lyke pinks but newly spred;
Her goodly bosome, lyke a strawberry bed;
Her neck, lyke to a bounch of cullambynes:
Her brest, like lillyes, ere their leaves be shed;
Her nipples, lyke young blossomd jessemynes:
Such fragrant flowres doe give most odorous smell;
But her sweet odour did them all excell.

* My ladie's presence makes the roses red,
XCIX. Because to see her lips they blush for shame:
8. 9. The lilies leaves, for envy, pale became,
6. And her white hands in them this envy bred.
[The marigold abroad the leaves doth spread,
Because the sun's and her power is the same];
3—5. The violet of purple colour came,
Dy'd with the [blood she made my heart so shed]
14. 15. In briefe — all flowers from her their virtue take:
From her sweet breath their sweet smells do proceed,
[The living heate which her eye-beames do make
Warmeth the ground, and quickeneth the seede.
The raine wherewith she watereth these flowers
Falls from mine eyes, which she dissolves in showers].

Das Urtheil Shakspere's über diese Art von Poesie zeigte sich sehr deutlich in Dem, was er nicht aufgenommen hat.

schauungen jener Zeit Rücksicht nehmen, die in Bezug auf alles Geschriebene oder Gedruckte communistischen Ideen gehuldigt zu haben scheint, und nicht vergessen, dass Constable damals gerade der gefeierteste Sonettist war. Eine gewisse Grösse können auch wir ihm zugestehen, die allerdings höchst zweifelhafter Art ist: man kann manches unbedeutende, schwülstige, läppische Gedicht von Dichtern jener Zeit lesen — eine so verzweifelte Ausbildung sämmtlicher Fehler des italienischen Stiles, wie bei Constable, wird man bei Keinem finden. Er hat für uns nur noch ein literaturhistorisches Interesse, insofern sein dichterischer Standpunkt die äusserste Grenze jener früher beschriebenen Geschmacks-Verirrung bezeichnet, und ein culturhistorisches, insofern die Bewunderung, welche ihm von seinen Zeitgenossen zu Theil wurde, die Geschmacksstufe jener Zeit kennzeichnet. — Seine Sonette erschienen 1592 unter dem Titel „Diana, or the excellent conceitful sonnets of H. C., augmented with divers quatorzains of honorable and learned personages, devided into VIII Decads“ (s. Drake 296). In diesen Sonetten sucht man vergeblich nach einem gesunden Gedanken, nach einem wirklich empfundenen Gefühl, das „conceitful“ des Titels enthält ihre vollkommene Charakterisirung: will man erfahren, wie weit die Thorheit der mit Wortspielereien, Antithesen und albernen Vergleichen herausgeputzten Concetti-Kunst gehen konnte, so muss man diese Gedichte lesen. In der Hyperbel ist Constable Meister: So — um nur ein Beispiel anzuführen — ist es Sitte der Sonettisten, in ihren gemalten Schmerzen viel Thränen zu vergiessen, und wir finden über die Masse des Wasser-Verlustes die erschrecklichsten Angaben. Constable übertrifft sie Alle. Der Regenschauer dieses Sonetts ist nur eine Bagatelle; ein ander Mal lässt er die Thränen einen Strom bilden; als aber der König von Schottland sich darüber beklagt, dass widrige Winde die Rückkehr seiner Gemahlin von Dänemark verhindern, da ermannt er sich zu einer ganz besonderen Leistung: er möchte einen Ocean von der Grösse der Nordsee weinen, und auf diesem seinem Thränenmeere dem Herrn die Königin zutragen, wenn nicht — seine Geliebte, deren Tigerherz sich jetzt gegen ihn erweicht hat, ihm solche erschöpfenden Uebungen nunmehr

verboten hätte. — Er ist auch Virtuos in der widrigsten Lobhudelei gegen die Grossen: Am Tollsten treibt er es in einem Sonette, in dem er Jacob als Ersten der Dichter preist: „mag sein Genius sich in seinem Fluge auch noch so unerreichbar hoch über alle andern Dichter erheben, der Ruhm wird ihn dennoch einzuholen wissen.“ — Bei ihm ist die italienische Stil-Verirrung zur Krankheit geworden, er kann — wenigstens in der Sonett-Form — nicht anders dichten als in Spitzfindigkeiten und Wortspielereien, selbst die ergreifendsten Veranlassungen können ihm kein natürliches, aus der Tiefe des Herzens kommendes Wort entringen. Beweis dafür ist ein Sonett, das er an die Fürstin von Oranien bei Gelegenheit der Ermordung ihres Gatten und Vaters (1584) zu richten wagte: die empörendste Leistung, die mir auf dem Gebiete gefälschter Poesie vorgekommen ist.*

Wenn nun wirklich englische Kritiker an diesem elenden Reimer noch Etwas zu rühmen finden — Fluss der Verse, Gewandtheit der Diction — so hat Das die gleiche Bedeutung, als wenn man bei einem Weingelage nur die zierlich geschliffenen Gläser zu preisen in der Lage ist. — Sehen wir solche Dichter von aller Welt erhoben, so können wir wohl begreifen, weshalb Shakspere Bedenken getragen haben mag, seine echten Juwelen diesem an Flitterkram gewöhnten Publicum preiszugeben; wir können uns erklären, wie er dazu kam, in so demüthiger Weise seine eigenen poetischen Leistungen seinem Freunde gegenüber zu verkleinern neben Denen eines obscuren Dichters, den zu entdecken man sich bisher erfolglos bemüht

* When murdring hands, to quench the thirst of tyrannie,
The world's most worthye, in thy sponse and father slew,
Wounding thy heart through theyres, a double well they drew,
A well of bloud from them, a well of teares from thee,
So in thyne eyes at once we fire and water see;
Fire doth of beautie spring, water of griefe ensue:
Whoe fire and water yet together ever knew,
And neyther water dry'd, nor fire quencht to be.
But wonder it is not, thy water and thy fire
Unlike to others be; thy water fire hath bred,
And thy fire water makes, for thyne eyes fire hath shed
Teares from a thousand hearts melted with love's desire;
And grief to see such eyes bathed in teares of woes,
A fire of revenge inflames against thy foes.

hat; wir finden dann die tiefe Unzufriedenheit mit seinem Schicksal, welche sich in Einigen seiner Gedichte ausspricht, gerechtfertigt unter einer Umgebung, die so wenig im Stande war, seine weltbewegende Bedeutung auch nur zu ahnen. Gewiss haben wir keinen Grund, die hierher gehörigen Gedichte für etwas Anderes als persönliche Bekenntnisse zu halten.

Eine Beziehung auf die „dark Lady“ glaube ich in dem vielumstrittenen Vergleiche der Haare mit Majoran zu finden. H. Brown sieht das tertium comparationis in der Weichheit, da der behaarte Majoran sich sanft anfühlt; die Meisten meinen, das Gelock der Haare würde mit den Knospenbüscheln der Pflanze verglichen,* und Beides ist keineswegs unwahrscheinlich. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass die Blumen sämmtlich in Bezug auf Duft und Farbe verglichen werden; bei den Haaren kann es sich natürlich nur um die letztere handeln. Hätte nun Shakspere blondes Haar vergleichen wollen, so würde er sicher nicht eine so dunkelgrüne Pflanze, wie Majoran, gewählt haben. Für dunkles Haar aber lässt sich wohl überhaupt kein passender Vergleich aus dem Pflanzenreiche aufbringen, er musste sich daher mit diesem annähernden begnügen: es mag ja neben der Farbe des Majorans auch die Gestalt der Knospenbüschel und seine Weichheit mitgesprochen haben.

Unter den Uebersetzern gebührt die Palme unstreitig Bodenstedt, bei dem wir glücklicherweise nur einige mittelmässige Sonette mittelmässig wiedergegeben finden. Am Nächsten steht ihm Tschischwitz, der nicht bloss eine richtige und geschickte, sondern auch eine tief empfundene Uebersetzung geliefert hat.

36. (LVI.)

In Betreff der Bedeutung dieses Sonetts sind alle neueren Ordner darüber einig,** dass es ein Liebes- und kein Freundschafts-Sonett ist. Es genügt hier wieder an den Ton zu erinnern, der direct auf 19 (LXXV) hinweist, mit dem es Mas-

* Es war damals unter den Frauen Mode, die Haare „über der Stirn seltsam zu verschlingen und in die Höhe zu kämmen“. (Moryson bei Drake 392.)

** In der Ausgabe von 1640 ist es ausgelassen.

sey passend zusammenstellt.* Eine weiter gehende Begründung wäre überflüssig, und wir müssten im Gegentheil von den Andersdenkenden einen Beweis dafür verlangen, dass die Freundschaft Shakspere's mit jener stürmischen Zärtlichkeit gepaart gewesen sei, welche die beiden Sonette aufweisen und die den Vergleich der Freunde mit zwei Neu-Verlobten (new-contracted) berechtigt habe.

In Bezug auf die Veranlassung verräth das Sonett gleich im 1. Verse („Sweet love, renew thy force"), dass es nach einer längeren Trennung von der Geliebten entstanden ist. Und dass das Liebesfeuer hier in frischen Flammen brennt, ist auf den ersten Blick erkennbar. Wir könnten es daher sehr gut mit jenen der „dark Lady" gewidmeten Trennungsliedern in Zusammenhang bringen — an welche speciell der Vergleich der Trennungszeit mit dem Winter erinnert — und annehmen, dass es mit LXXV nach der Rückkehr Shakspere's an sie gerichtet ist. Da aber keine bestimmten Beziehungen auf sie stattfinden, so lässt sich Das nicht als gewiss hinstellen.**

Den Vergleich (V. 9—12),*** der stilistisch nicht ganz in Ordnung und daher etwas unklar ist, erklärt Gildemeister treffend: „Das Interim der Liebe soll nur dazu dienen, den Genuss ihrer Wiederkehr desto köstlicher zu machen, wie das Meer, das zwei Verlobte trennt, bewirkt, dass beim Wiedersehen sie desto beseligter im gegenseitigen Anblicke sind."

Im vorletzten Verse ist das sinnlose „As" der Quarto von Tyrwhitt und Capell (MS.) in „Or" umgeändert worden. Diese Conjectur ist allgemein acceptirt, während zwei andere anonyme („Ah!" und „Else") unbeachtet geblieben sind.

---

* Beide sollen von Southampton an Miss Vernon gerichtet sein nach dem Eifersuchts-Conflict.

** Auf die Aehnlichkeit dieses Gedichtes mit einer Stelle aus A. Cl. ist bei S. 16 (Archiv, Bd. LX, pg. 60) hingewiesen worden.

*** . . . I a heavy interim shall support.
By his dear absence.
(Desdemona mit Bezug auf Othello) Oth. I, 3, 259.

Alas, their (der Frauen) love may be call'd appetite,
No motion of the liver, but of the palate;
That suffer surfeit, cloyment and revolt;
But mine is all as hungry as the sea,
And can digest as much. (Herzog) Tw. N. II, 4, 100.

37. (XCVI.) und 38. (XCV.)

Ueber die Bedeutung des ersten Sonettes, ob wir die Ermahnung eines Liebhabers oder eines Freundes vor uns haben, sind die Meinungen sehr getheilt. In der Ausgabe von 1640 ist es ausgelassen. Knight, Anonymus, Kreyssig entscheiden sich für das Letztere, Bodenstedt für das Erstere. Eigenthümlich ist die Stellung Massey's zu diesem Sonette. In der ersten Ausgabe seines Buches (1866)* ist es an Lady Rich gerichtet, und den Gründen, mit denen er es den dunklen Liebes-Sonetten anreiht, können wir wohl beipflichten. Er beruft sich auf die Stelle, in der die Fehler der angeredeten Person mit einem gemeinen Juwel am Finger einer Königin verglichen werden, und schliesst aus der vom Dichter gegebenen Charakteristik, dass die Adressatin Dieselbe sein müsse mit Der der übrigen Herbert-Rich-Sonette und mit — der „wrangling queen", der Kleopatra.** — Ganz gewiss! Das Sonett ist so angefüllt mit Personalitäten, dass es unmöglich an ein Phantasie-Bild gerichtet sein kann, sondern eben an die uns aus früheren Sonetten sehr wohl bekannte „dark Lady" gerichtet ist. Man lese doch nur die folgenden Verse:

> Thou mak'st faults graces that to thee resort.
> — — — — — — — — — — — — — — —
> So are those errors that in thee are seen
> To truths translated — — — —

Sie könnten ebenso gut im 16. (CL.) Sonett stehen. Die Verse:

> How many gazers might'st thou lead away,
> If thou wouldst use the strength of all thy state.
> But do not so — — — —

weisen direct auf ihre häufig berührte Koketterie hin. — Massey ging aber noch weiter: er bestritt, dass das Sonett von Shakspere herrühre; er hätte nie einen Vers machen können, wie den ersten der citirten;*** er würde auch nie ein Schluss-

---

* Vergl. pg. 5—8. 337. 339. 344. 456. 488.

** Er schliesst sich damit also Denjenigen an, die in der Kleopatra ein aufgefrischtes Bild der Sonett-Dame sehen.

*** Consonantische Härten sind keineswegs so selten in den Shakspereschen Sonetten, in glattem Fluss der Verse mag ihn mancher obscure

Couplet in zwei Sonetten verwerthet haben.* Herbert sollte es gemacht, und als er über den 12. Vers nicht hinauskommen konnte, sich einen Schluss aus den Sonetten seines Freundes herausgesucht haben. — Nachträglich hat er seine Meinung gänzlich geändert. Krauss berichtet in der Vorrede zu seinen „Southampton-Sonetten“ (Leipz. 1872), dass Massey den von ihm gemachten Aenderungen in der Massey'schen Anordnung der Sonette beigepflichtet habe, und Krauss lässt Miss Vernon in diesem, dem folgenden und einigen anderen Sonetten Southampton Moral predigen.**

Wir können hieraus ersehen, in welcher glücklichen Lage die Vertreter dieser dramatischen Auffassungs-Weise sich befinden: sie sind um eine Deutung nie verlegen, gewiss liessen sich mit Leichtigkeit noch einige andere Deutungen von gleicher Wahrscheinlichkeit auffinden. Die persönliche Auffassungsweise ist nicht so günstig situirt, das Feld ihrer Möglichkeiten ist sehr beschränkt; sie kennt immer nur den einen Freund, die eine Geliebte; zwischen ihnen hat sie zu wählen, und die Wahl ist mitunter recht schwer, ich möchte sagen, sie bildet die Hauptschwierigkeit bei der Deutung der Sonette. Denn es giebt in der That eine Anzahl von Sonetten, die, an und für sich betrachtet, ebenso gut dem Freunde wie der Geliebten gelten könnten. Bei manchen ist die Entscheidung über den Adressaten von keinem Belang, bei andern wieder sprechen wir damit zugleich ein mehr oder weniger günstiges Urtheil über Shakspere's Charakter aus. Ich möchte nun hier ein Princip

---

Reimer übertroffen haben. Ich möchte aber behaupten, dass dieser Fehler schwerlich ganz zu vermeiden war für einen Dichter, der, wie Sh., immer in wenige Worte seine Gedankenfülle zusammenpresst, der fast nur aus Begriffswörtern seine Verse aufbaut, und der in einer Sprache dichtet, die fast sämmtliche Endungen abgestossen hat.

* In S. XXXVI kehren die beiden letzten Verse wieder.

** Sie greift Das allerdings sonderbar genug an, wenn sie diese urkräftige Männergestalt mit Versen anredet, wie

> Wie lieblich und wie süss machst Du die Schande,
> Die wie ein Wurm in duft'ger Rose steckt
> Und deiner Schönheit Knospenruf befleckt.

Ich fürchte, der einzige Effect, den sie mit so gar zarten Ermahnungen hervorgebracht haben könnte, wäre doch wohl nur ein gewaltiges Gelächter ihres übermüthigen Geliebten gewesen.

aufstellen, das, obgleich es sehr nahe liegt und von allen Richtungen gewiss gebilligt werden wird, doch keineswegs immer mit der Festigkeit beobachtet worden ist, als es hätte geschehen sollen: Shakspere gegenüber haben wir die moralische Pflicht, in für die Interpretation zweifelhaften Fällen uns immer für die mildere Auffassung zu entscheiden. Wäre z. B. eine mit inneren Gründen zu stützende Möglichkeit vorhanden, die Liebes-Sonette nicht autobiographisch zu deuten, so müssten wir es thun; ich glaube aber, eine solche Möglichkeit giebt es nicht.

Wenden wir dieses Princip auf die Freundschafts-Sonette an, so müssen wir es ebenfalls als unsere moralische Pflicht erkennen, Alles von ihnen fernzuhalten, das an jene widrige, sinnliche Ausartung der Freundesliebe erinnert, wie sie das Alterthum leider gekannt hat. Und nicht bloss soll unsere pietätvolle Dankbarkeit uns dazu auffordern — unser in das Verständniss dieser Dichtungen tiefer eindringender Verstand gebietet es. Shakspere zeigt sich uns in den Freundschafts-Sonetten als Platoniker im höchsten Sinne des Wortes. Fragen wir nach der diese zahlreichen Sonette durchdringenden einen Idee, so ist es dieselbe, die Plato als das Ziel des *ἔρως οὐράνιος* hinstellt: in dem geliebten Gegenstande Seelen-Schönheit zu erzeugen. In diesen Sonetten legt daher Shakspere seine edelsten Gefühle, seine tiefsten Gedanken über Welt und Menschen nieder, dem Freunde zu Liebe, ihm zu Nutz und Frommen. Die wir aus den Dramen nur mittelbar erkennen können, seine ganze grosse Persönlichkeit, sie tritt uns hier unverhüllt entgegen, erfüllt von dem edelsten Geistes-Inhalt, den seine Zeit gewähren konnte, und hinausragend über sie. Die Freundschaft ist hier mit einer — übrigens für jenes jugendliche Zeitalter so charakteristischen — Idealität aufgefasst, für welche die Welt-Literatur vielleicht nur noch ein Beispiel aufzuweisen hat: die zweite Rede des Sokrates im Phädrus. — So wird denn auch die Schönheit des Freundes nicht als sinnlich reizend, sondern ideal-platonisch als die in die Erscheinung tretende innere Schönheit gefeiert. Es würde daher dem Tenor der Freundschafts-Sonette im Ganzen geradezu widersprechen, wollten wir unter ihnen einzelne Sonette bestehen lassen, die die Schön-

heit des Freundes in einem irdischeren, gemeineren Sinne behandelten.

Und es konnte wohl nur durch Unkenntniss oder Nichtbeachtung dieser erhaben platonischen Natur der Freundschafts-Sonette geschehen, dass Gedichte wie „The forward violet thus did I chide“ (XCIX) ihnen zugerechnet worden sind. Ebenso wenig aber ist dieses Sonett mit dem sonstigen Inhalt der Freundschafts-Sonette vereinbar. Denn, abgesehen von den offenkundigen Beziehungen auf die Geliebte, würde es ja doch direct an jene antiken Verirrungen erinnern, wenn Shakspere zu seinem Freunde sagen wollte: „Du könntest Viele, die Dich bewundernd anstaunen, verführen, wenn Du Deine ganze Macht gebrauchen wolltest.“ Es wäre thöricht, wenn wir ohne einen äusserst zwingenden Grund so Etwas Shakspere zutrauen sollten. Das Sonett enthält vielmehr eine Verwarnung an die kokette Geliebte, ihren guten Ruf zu wahren, die, dem liebevollen Tone nach zu urtheilen, in einer frühen Zeit des Verhältnisses ertheilt sein muss. Unmittelbar an dieses Sonett schliesst sich 60 (XXXVI), das nach dem gleichlautenden Schluss-Couplet dieselbe Tendenz verfolgt. Während dort ihr freies Benehmen gegen das männliche Geschlecht überhaupt getadelt wird, bittet der Dichter sie hier, ihre Liebe zu ihm nicht in der Oeffentlichkeit zu zeigen, ebenfalls damit ihr Ruf nicht leide.* Nur Massey theilt die Auffassung, dass auch dieses Sonett an eine Frau gerichtet ist: er lässt es Southampton nach 1595 zum Abschiede nach dem Eifersuchts-Conflict der Miss Vernon übersenden. Gödeke meint, Shakspere habe es nach seiner durch die Noth der Verhältnisse veranlassten Trennung von seiner Familie an seine Frau gerichtet.

* Mit Recht bemerkt Gildemeister, dass eine solche an den Freund gerichtete Aufforderung unverständlich sein würde, da die Grossen jener Zeit kein Bedenken trugen, Dichter und Schauspieler öffentlich auszuzeichnen, wie ja die zahlreichen, an Jene gerichteten Widmungen und Gedichte beweisen. Noch unverständlicher würden aber, auf den Freund bezogen, die Worte sein: „In our lives is a separable spite which steals sweet hours from love's delight.“ — Damit fällt denn auch der deprimirende Eindruck weg, den dieses Gedicht, an einen Freund gerichtet, machen müsste, und die uns ganz dunkle „bewailed guilt“, die der Dichter begangen haben will, schrumpft im Munde eines Liebhabers und Sonettisten jener Zeit zu irgend ein unbedeutendes Etwas zusammen.

Mit Recht zieht Bodenstedt auch XCV hierher, das auf ganz dieselben Charakter-Eigenschaften anspielt und ganz dieselbe Warnung enthält. Die folgenden Verse machen die Beziehung auf die Geliebte klar:

> (Die Leute) making lascivious comments on thy sport.
> O, what a mansion have those vices got,
> Which for their habitation chose out thee,
> Where beauty's veil doth cover every blot,
> And all things turn to fair that eyes can see.

In Massey's erster Ausgabe ist das Gedicht von Southampton an Miss Vernon als Vorwurf wegen ihrer „flirtation" gerichtet; es wird nachzuweisen versucht, dass XCV u. XCVI sich nothwendig auf zwei verschiedene Personen beziehen müssen. Dann aber hat er Krauss nachgegeben und Beide von Miss Vernon an Southampton als Moral-Predigt richten lassen. — Die Ausgabe von 1640 fasst dieses und das XCIV. als Liebes-Sonette auf.* Nach Knight (XCIV bis XCVI „A friend's faults") und Anonymus wendet es sich an den Freund.

Sehen. wir aber diese Sonette als Liebes-Sonette an, so versteht es sich fast von selbst, dass auch 153 (XCIV), 88 (LXIX) und 87 (LXX) hierher gehören, die ganz in demselben Tone gehalten sind, wie die folgenden Verse beweisen:

XCIV. Who, moving others, are themselves as stone,
Unmoved, cold, and to temptation slow; . . . .
The summer's flower is to the summer sweet, (XCVII, 11)
Though to itself it only live and die;
But if that flower with base infection meet, (XCIX, 11. 12)
The basest weed outbraves his dignity;
For sweetest things turn sourest by their deeds:
Lilies that fester smell far worse than weeds.

LXIX. (Die Beurtheiler)
To thy fair flower add the rank of weeds;
But why thy odour matcheth not thy show,
The soil is this — that thou dost common grow.

---

* Die Sonette XCII—XCV finden sich in ihr unter dem gemeinsamen Titel „A Lover's Affection, though his Love prove Unconstant".

LXX. For canker vice the sweetest buds doth love,
And thou present'st a pure unstained prime.
Thou hast pass'd by the ambush of young days,
Either not assail'd, or victor being charg'd.
If some suspect of ill mask'd not thy show,
Then thou alone kingdoms of hearts shouldst owe.
(XCVI, 11. 12.)

Die letzten vier Verse kann man doch wohl unmöglich auf den Freund beziehen, dagegen sehr passend mit den übrigen auf eine jugendliche, anziehende und vielumworbene Frau, deren kokettes Wesen ein gewisses Misstrauen in ihre Reinheit hervorgerufen hat. Auch dürfen wir nicht, an spätere Gedichte denkend, an dem „pure unstained prime" Anstoss nehmen, Worte, die ja den Beginn des Verhältnisses nur in das denkbar günstigste Licht stellen können; ebenso wenig daran, dass die Geliebte hier immer schön genannt wird, während sie in späteren Gedichten geradezu hässlich erscheint. Diesen wohl nur in der Stimmung des Dichters begründeten Widerspruch, der auch bestehen bliebe, wenn wir diese Gedichte nicht in das Verhältniss hineinzögen,* erklärt wohl am Besten das 22. (CXXX.) Sonett.

Abgesehen von den äusseren Gründen, die jedes Einzelne dieser Sonette als Expectoration eines Liebhabers kenntlich machen, wird der ganze Cyclus postulirt von dem Inhalte der übrigen an die dunkle Schöne gerichteten Sonette. Sie theilen sich scharf in zwei Klassen, in solche, die die reinste Liebesseligkeit, ein uneingeschränktes Entzücken an den Reizen der Geliebten aussprechen, und in solche, die die Geliebte von der allerschwärzesten Seite darstellen und mitunter geradezu bis zur Schmähung hinabsinken. Es ist zwischen diesen beiden Reihen eine so auffallende Kluft, dass wir nothgedrungen nach Gedichten suchen müssen, die auch schon die erste glückliche Zeit des Verhältnisses als von kleinen Verstimmungen nicht ungetrübt hinstellen und somit die Möglichkeit jener finstern, an dieselbe Person gerichteten Gedichte erklären. Diesen

* Beweis S. 23 (CXXVII) und 24 (CXXXI).

Uebergang haben wir nun in den genannten sechs Gedichten gefunden.*

Das XCIV. Sonett gewährt einen Anhaltepunkt für das Datum seiner Abfassung. Der letzte Vers

Lilies that fester smell far worse than weeds

findet sich in dem Shakspere zugeschriebenen, 1596 gedruckten Drama „Edward III.“ (Act I, Scene 1) wieder in einer Rede, in welcher der Graf Warwick seine Tochter ermahnt, den unehrenhaften Anträgen des Königs zu widerstehen.** Auf dem Titel dieses Dramas ist bemerkt: „Sundry times played about the city of London.“ V. Friesen in seiner eingehenden Untersuchung über den etwaigen Autor dieses Stückes (Shakespeare-Jahrbuch II [1867], pg. 64—89) meint daher, dass es schon mehrere Jahre vor seinem Drucke entstanden sein muss, vielleicht schon 1593, und dass der Verfasser, nicht Shakspere selbst, sondern ein Freund des Dichters, den Vers aus dem ihm bekannten Sonette entlehnte. Die umgekehrte Annahme, dass Shakspere etwa den Vers aus dem bekannten Stücke hinübergenommen habe, wird von sämmtlichen Kritikern übereinstimmend zurückgewiesen und ist besonders aus dem Grunde unstatthaft, dass der Vers im Sonette ein organischer Theil des

---

* Die andern Ordner verhalten sich zu den drei letzten Sonetten folgendermassen. Die Ausgabe von 1640 macht ihre Auffassung der Sonette LXIX und LXX in ihren Ueberschriften („The Glory of Beauty“ und „Nil magnis invidia“) nicht kenntlich, das XCIV. ist, wie bemerkt, bei ihr Liebes-Sonett. Knight, Anonymus und Bodenstedt adressiren sie an den Freund. Nach Massey's ursprünglicher Ansicht sind sie von Shakspere mit Bezug auf Southampton (c. 1595) gedichtet, später hat er sich von Krauss dahin umstimmen lassen, XCIV und LXIX von Miss Vernon an Southampton als Moral-Predigt richten zu lassen.

** That sin doth ten times aggravate itself
That is committed in a holy place:
An evil deed done by authority
Is sin and subornation: Deck an ape
In tissue, and the beauty of the robe
Adds but the greater scorn unto the beast.
A spacious field of reasons could I urge
Between his glory, daughter, and thy shame:
That poison shows worst in a golden cup;
Dark night seems darker by the lightning flash;
Lilies that fester smell far worse than weeds;
And every glory that inclines to sin,
The shame is treble by the opposite.

Ganzen ist, wogegen er im Drama nur ganz lose angehängt ist und ebenso gut fehlen könnte. — So würde denn auch durch diesen Fingerzeig die Abfassung dieser Sonette wieder in die erste Hälfte der Neunziger verwiesen.*

Die platonische Idee, dass Körperschönheit nur eine Spiegelung der Seelenschönheit ist, begegnet uns in allen Dichtern jener Zeit: ein Beweis, wie allgemein seine Liebes-Philosophie bekannt gewesen sein muss.**

---

* Der nach König (a. a. O.) von Giordano Bruno entlehnte Gedanke „Corruptio optimi pessima" findet sich wieder in Tw. N.:

> But Oh! how vile an idol proves this god!
> Thou hast, Sebastian, done good feature shame.
> — — — — — — — — — — — — — — — — —
> None can be call'd deform'd but the unkind.
> Virtue is beauty, but the beauteous evil
> Are empty trunks o'er flourish'd by the devil.
> (Antonio) III, 4, 399.

> Most subject is the fattest soil to weeds;
> And he, the noble image of my youth,
> Is overspread with them. (König) 2 H. IV, IV, 4, 54.

** Wyatt (Ed. Nott, pg. 25. Odes):

> O stony heart! who has thus framed thee
> So cruel, that art cloked with beaulty!

Surrey (Ed. Nott, pg. 17, Sonett an Geraldine):

> Where beauty so her perfect seed hath sown,
> Of other graces follow needs there must.

Spenser (Amoretti, S. 31):

> Ah! why hath Nature to so hard a hart
> Given so goodly giftes of beauties' grace!
> Whose pryde depraves each other better part,
> And all those pretious ornaments deface!
> Sith to all other beastes, of bloody race,
> A dreadfull countenance she given hath . . . .

Am vollendetsten ist dieser Gedanke behandelt in „A Hymne in Honour of Beautie", v. 127:

> So every spirit, as it is most pure,
> And hath in it the more of heavenly light,
> So it the fairer bodie doth procure
> To habit in, and it more fairely dight[1]
> With chearfull grace and amiable sight;
> For of the soule the bodie forme doth take;
> For soule is forme, and doth the bodie make.
> — — — — — — — — — — — — — — —
> Therefore where-ever that thou doest behold
> A comely corpse, with beautie faire endewed,
> Know this for certaine, that the same doth hold

[1] adorn.

39—43. (LXXXVIII—XC. CXXXIX. CXL.)

Ich glaube nicht, eines besonderen Beweises zu bedürfen dafür, dass diese Sonette zusammengehören und sämmtlich in der letzten Zeit des Verhältnisses an die „dark Lady" gerichtet sind. Wie von Bodenstedt, so werden sie auch von der

---

A beauteous soule, with fair conditions thewed,[1]
Fit to receive the seede of vertue strewed:
For all that faire is, is by nature good,
That is a sign to know the gentle blood.

Tasso (Auserlesene lyrische Gedichte übersetzt v. K. Förster, 2 Th. Brockhaus' Bibl. der Class. des Ausl. Leipz. 1844. — 1. Theil, Sonette, pg. 22):

Ist dieser seltne Reiz der Seel' entstiegen,
Die also schön euch macht und euch durchblinket,
Dass sie wie Licht in reinem Glas bedünket,
Der grösste er von allen ihren Siegen?
Schuf ihn Natur mit wundervollem Fügen?
Ist er ein Strahl, der aus der Höhe sinket,
Zu seinem Quell, der wahren Sonne, winket
Und keiner Erdenbürde kann erliegen?

Nott (Ed. Surrey, pg. 276) führt sogar Parallelstellen aus Chaucer's Troil. Cress. (I, 102, V, 829) und Lydgate's Fall of Princes (Fol. 60) an. — Bei Shakspere kehrt der Gedanke in den Dramen wieder:

O nature, what hadst thou to do in hell,
When thou didst bower the spirit of a fiend
In mortal paradise of such sweet flesh?
Was ever book containing such vile matter
So fairly bound? O that deceit should dwell
In such a gorgeous palace!
(Julia in Bezug auf Romeo nach Tybalt's Tode)
Ro. III, 2, 80.

— and 'tis much pride
For fair without the fair within to hide. Ro. I, 3, 90.

An evil soul producing holy witness
Is like a villain with a smiling cheek,
A goodly apple rotten at the heart;
O what a goodly outside falsehood hath! M. V. I, 3, 100.

An diese Sonette anklingende Gedanken:

„Where an unclean mind carries virtuous qualities, there commendation go with pity, they are virtues and traitors too." All's W. I, 1, 48.

Thought and affliction, passion, hell itself,
She turns to favour and to prettiness.
(Laertes in Bezug auf die wahnsinnige Ophelia)
H. IV, 5, 88.

[1] endowed.

Ausgabe von 1640* und Massey** für Liebesgedichte gehalten, während Knight, Anonymus und Kreyssig die ersten drei für Freundschafts-Sonette ansehen. — Abgesehen davon aber, dass die ersten beiden denselben Gedanken aussprechen, wie 15 (CXLIX) und 85 (XLIX)*** und mit demselben Rechte Liebesgedichte sein können; abgesehen davon ferner, dass V. 4 in LXXXVIII

I'll prove thee virtuous, though thou art forsworn

doch wohl nur auf eine Frau und zwar auf die Eidbrecherin des 11. (CLII.) Sonettes sich beziehen kann: handeln wir gewiss im Interesse Shakspere's, wenn wir dieser Auffassung beitreten. Die äusserste Selbstverleugnung dieser Sonette, die einem hochgestellten Freunde gegenüber würdelos erscheinen müsste, kann einem verzweifelnden Liebhaber — „in the distraction of this madding fever" — immer noch verziehen werden.† Die beiden letzten scheinen in einem wirklichen Liebes-Delirium gedichtet zu sein, und es scheint mir ebenso unbillig, aus ihnen nachtheilige Schlüsse auf die Handlungsweise und den Charakter Shakspere's zu ziehen, als es unmöglich ist, die den Wahnsinn streifende Gemüths-Aufregung des Dichters für dramatisch concipirt, für gemacht zu halten. Wir gewinnen wiederum Nichts mit dieser Auffassung. Man lasse die furchtbare Wirkung des 43. (CXL.) Sonetts über sich ergehen. Wer könnte sich für einen dem Publicum diese wilden Phantasien vorführenden Poeten begeistern? Wer aber könnte dem so unendlich hoch schwebenden Dichtergenius, den wir hier so menschlich schwer erkrankt sehen, ein anderes Gefühl entgegen bringen, als tiefste Ergriffenheit?

Wer es nicht über sich gewinnen kann, an jene stürmische

---

* LXXXVIII—XCI „A Request to his Scornfull Love".

** LXXXVIII—XC sind von Southampton an Miss Vernon gerichtet, das erstere nach ihrer Treulosigkeit, die letzteren beiden, nachdem er (1597 98) wegen eines thätlichen Streites vom Hofe verwiesen ist. CXXXIX und CXL wenden sich an Lady Rich.

*** In allen Dreien nimmt der Dichter gegen sich selbst Partei.

† Massey bemerkt zu Sonett 41 (XC): „The poetry is quick with the feeling of a wronged, heroic soul; written in the very life-blood that runs from wounds unjustly given, and having the pathetic force of a strong man in tears."



Jugendzeit einer aus tausendjährigem Traumdasein endlich zum wirklichen Leben erwachenden Menschheit einen andern sittlichen Massstab zu legen, als Den unseres heutigen gesetzten Alters; wer es nicht zugeben kann, dass die Herrschaft ruhiger Besonnenheit, eines sittlich bewussten Willens, die wir heutigen Menschen auch in Herzens-Angelegenheiten überall anerkannt wissen wollen und unter der derartige Ausbrüche der Leidenschaft gewiss viel seltener vorkommen, eben auch erst eine Errungenschaft fortschreitender Gesittung ist: der halte sich bei den Shakspere'schen Liebes-Sonetten an die gezwungene, kalte fictive Auffassung, die diesen saft- und kraftvollen Organismen so recht eigentlich das Lebensmark aussaugt, aus lebhaft, heiss pulsirenden, jugendfrischen Geschöpfen finstere, unheimliche Nachtgespenster macht. — Wer es aber kann, der erkenne in Shakspere das Kind einer genusskräftigen, üppigen und nicht sehr sittenreinen Zeit, in dieser stürmischen Liebe einen Tribut, den er ihr entrichtet; der bedenke, dass ein Mensch ohne grosse Leidenschaften auch wohl nie der gewaltige Dichter der Leidenschaft geworden sein könnte; der werde sich in Bescheidenheit bewusst, dass Shakspere sich aus dieser jugendlichen Herzens-Krankheit zu einer moralischen Gesundheit erhoben hat, die den Besten unserer sittenstrengeren Zeit doch nur ein unerreichbares Muster ist. Der möge sich dann auch rückhaltlos dem Genusse hingeben, den es unter allen Umständen gewährt, mit dem Dichter eine an überschwänglichem Glück und furchtbaren Leiden gleich reiche Zeit seines Lebens durchzuleben.

Wir sind jetzt am Ende des Liebesdramas angelangt, womit jedoch nicht ausgesprochen sein soll, dass dieses etwa die zeitlich letzten Gedichte seien, die das Verhältniss behandeln. S. 20 (CXLVII) mag um dieselbe Zeit, 11 (CLII) noch später entstanden sein, und gewiss hat Shakspere auch nach der definitiv eingetretenen Entfremdung, wie schon früher (Archiv, Bd. LIX, pg. 257 ff.) zu entwickeln versucht wurde, in unbewachten Augenblicken, des gewesenen Glückes gedenkend, sein neuentflammendes Liebesfeuer erstickt in Sonetten, die zum Theil erfüllt sind von schmerzlich-liebevollen Gefühlen, ähnlich Denen, wie sie der Geist des alten Hamlet seiner ungetreuen

Königin bewahrt hat, zum Theil von Selbstvorwürfen. Es sind Das diejenigen Gedichte, die, nicht als blosse Stimmungsbilder, sondern als Begleiter von entsprechenden Handlungen aufgefasst, die moralischen Anschauungen unseres Dichters in einem höchst bedenklichen Lichte erscheinen lassen müssten und in einen offenbaren Widerspruch brächten mit Allem, was uns seine übrigen Werke von seinem Charakter enthüllen. Wir wollen deshalb einer viel wahrscheinlicheren, weil edleren Auffassung folgen, und sie für eine Art von Nachruf ansehen.

Nur ein Gedicht bleibt noch für die Betrachtung übrig, das, vielleicht viel später entstanden, dennoch von Bodenstedt dem ganzen Cyclus der Liebes-Sonette als Schluss angereiht ist. Wir können den ethischen und ästhetischen Tact dieses Arrangements nur anerkennen: es zieht aus den erotischen Erfahrungen des Dichters ein moralisches Facit, das unsere etwaigen Bedenken über die eigentliche Herzensmeinung des Dichters auf diesem Gebiete vollkommen zu beruhigen geeignet ist.

Der sehr klare Text dieser fünf Sonette bietet an sich zu keinerlei Bemerkungen Anlass. Nur mögen noch einige falsche Deutungen erwähnt werden, die man gewissen Stellen gegeben hat.

Dahin gehört Gervinus' Ansicht, dass Shakspere in S. XC, wo er von einem bestimmten Kummer spricht („when my heart hath scap'd this sorrow"), auf den 1596 erfolgten Tod seines Sohnes Hamnet angespielt habe. Das ist nicht gut möglich, weil er denselben Kummer in einem folgenden Verse mit „petty grief" bezeichnet. Das Gedicht ist gewiss früher entstanden.

Ferner muss wohl die Ansicht von der Lahmheit Shakspere's erwähnt werden, die, wenn man ihr überhaupt irgend eine Berechtigung zugestehen will, durch das LXXXIX. Sonett auf das Entschiedenste widerlegt wird: Der Erfinder dieser Lahmheit ist schon Capell gewesen, er hat sie in den Versen

> So I, made lame by fortune's dearest spite,
> Take all my comfort of thy worth and truth . . . .
> So then I am not lame, poor, nor despis'd . . . .

entdeckt. So unwahrscheinlich es ist, dass Shakspere, selbst wenn er lahm gewesen wäre, einen so kläglichen Gedanken

ausgesprochen haben sollte, so hat doch selbst Scott sich nicht gescheut, in seinem Roman „Kenilworth" Shakspere als stumme Figur unter der Beschreibung „a halting fellow" einzuführen. Ein anderer Kritiker ist sogar so weit gegangen, die Lahmheit Shakspere's von einem Unfalle während seines Kriegsdienstes in den Niederlanden (!) herzuleiten.* Und auch Simpson (a. a. O.) führt obige Stelle, in der sich Shakspere als lahm darstelle, als Beweis für die theilweise Fingirtheit der Sonette an. — S. LXXXIX zeigt die Unmöglichkeit dieser Annahme auf's Klarste: „Ich thue Alles, was Du von mir haben willst," sagt Shakspere, „verlange, dass ich lahm sei, und gleich will ich hinken" (Speak of my lameness, and I straight will halt). — Das Shakspere-Lexicon bietet verschiedene Stellen für die an jener andern Stelle** vorkommende übertragene Bedeutung von „lame = disabled in any manner."

An trefflichen Uebersetzungen dieser in ihrer Art schönen Sonette haben wir eine Fülle. Gleichmässig gut gelungen ist die von Bodenstedt, aber auch die andern lassen wenig zu wünschen übrig, man lese z. B. das CXL. Sonett bei Gildemeister, oder CXXXIX und CXL bei Tschischwitz, Das sind bedeutende Leistungen. Auch Jordan tritt mit seiner dichterischen Originalität hier weniger hervor als sonst; die Uebersetzung des CXXXIX. Sonetts ist eine Classische zu nennen.***

---

* Vergl. Elze, pg. 39.

** H. Brown hat es verstanden, sogar moralische und intellectuelle Bedenken gegen jene Auffassung geltend zu machen: „What excuse would the friend have for leaving him if he was lame? To sever friendship on that account would indeed be folly."

*** Parallelstellen:

Zu LXXXVIII, 6 7: „But yet I could accuse me of such faults, that it were better, my mother had not borne me." H. III, 1, 124.

Zu CXXXIX, 3: „he's already dead; stabb'd with a white wench's black eye." Ro. II, 4, 14.

Ah, kill me with thy weapons, not thy words.
3 H. VI, V, 6, 26.

Zu V. 14:

Thy looks with me, thy heart in other place.
S. XCIII.

Ganz im Tone der beiden letzten Sonette sind die Worte des Silvius zu Phebe (As Y. III, 5, 1):

44. (CXXIX.)

Ein eigenthümliches Sonett, so eigenartig, dass ihm von den übrigen wohl nur Eins an die Seite gestellt werden kann: 61 (LXVI).* Ob vor oder nach Shakspere ein Dichter einmal etwas Aehnliches in dieser Form geleistet hat, kann ich nicht sagen, ich möchte es fast bezweifeln; von seinen Zeitgenossen hat Keiner ein annähernd grossartiges Sonett componirt.

Man fragt sich hier staunend: Ist denn Das wirklich ein Sonett? jene tändelnde, zierliche, schmuckreiche, und doch so steife, unbequeme Form, in der die Dichter einherzuschreiten pflegen wie in einem ungetragenen, kostbaren Festtagskleide, das jede freie Bewegung, jede unvorsichtige Berührung zu schädigen droht? jene unglückliche Form, in welcher die Dichter den einen Gedanken strecken und dehnen müssen, damit er 14 Zeilen lang werde, weil der andere nicht mehr ganz hineinpasst? Wo ist hier der behutsame, gleichmässige Sonett-Schritt? Wo sind die Schranken geblieben, in die sich sonst der Gedanke hier eingezwängt sieht? — Das eine Sonett giebt eine erschöpfende Schilderung der finstersten Leidenschaft, das andere malt uns das gesammte Welt-Elend. Was soll's hier mit einem oder mehreren Gedanken? eine Fluth von Gedanken ergiesst sich über uns, jedes Wort ein Gedanke, jede Zeile ein moralischer Keulenschlag. Der Dichter kennt keine Schranken, er schüttet uns sein ganzes Herz aus. Und doch ist Nichts übersehen oder geändert, was das Gesetz dieser strengen Form ausmacht, ein festgefügter Bau steht das Sonett in seinen drei Quatrains mit Schluss-Couplet vor uns. Man muss einen

---

Sweet Phebe, do not scorn me; do not, Phebe;
Say that you love me not, but say not so
In bitterness. The common executioner,
Whose heart the accustom'd sight of death makes hard,
Falls not the axe upon the humbled neck
But first begs pardon: will you sterner be
Than he that dies and lives by bloody drops?

Vergl. die Stelle aus As Y. zu S. 6 (CXLIII), Archiv, Bd. LIX, pg. 264.

* Nahe heran reichen die Sonette 57 (XXIX), 19 (LXXV), 124 (LXIV), 142 (CXVI).



kleinen, den besseren Theil der damaligen Sonett-Literatur gelesen haben, um zu erkennen, wie hoch sich Shakspere in diesen Gedichten als Lyriker über seine hervorragendsten Zeitgenossen erhebt; wie er mit souveräner Kraft hier der Form einen ganz besonderen Charakter, seinen Charakter aufdrückt. Bei den andern Dichtern ist sie weichlich und schwächlich bis zur Ermüdung, bei ihm wird sie zum Ausdruck concentrirtester Kraft. Fast sollte man meinen, der gewaltige Inhalt gerade in dieser Form müsste die Wirkung eines komischen Contrastes hervorbringen. Thatsächlich ist aber nichts Widersprechendes zwischen Form und Inhalt: wir erfahren hier eben, dass die Form mehr werth ist, als man gewöhnlich aus ihr gemacht hat. Sie ist dieser poetischen Kraft-Production gerade genau angemessen, und keine andere könnte sie mit gleichem Erfolge vertreten: ausgefüllt mit so wuchtigem Material, hat sie in ihrem festen Gefüge etwas der Vergänglichkeit Trotzendes, Ehernes. Die Sonette prägen sich in unauslöschlichen Zügen dem empfangenden Geiste ein; einmal erfasst, kann man sie ebenso wenig wieder vergessen, wie den Anblick jener uralten colossalen Denkmäler, die das Werk einer längst verschwundenen titanischen Kraft zu sein scheinen. Aber sie sind Mehr als Das: sie sind classisch vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet. Ohne alles zeitliche Beiwerk enthüllt sich in ihnen die ideale Wahrheit eines das All umfassenden Genius: Es wird nie ein Dichter die Wollust in den ihr gehörenden furchtbaren Zügen vollendeter zeichnen, nie ein Dichter einen besseren Ausdruck des begründeten, gesunden* Pessimismus finden.

So dichterisch original das CXXIX. Sonett ist, so finden wir doch sehr ähnliche Gedanken über die sinnliche Leidenschaft wieder bei Plato (vergl. die erste Rede des Sokrates im Phädrus, pg. 140. 141). In Shakspere's andern Dichtungen, besonders den früheren, begegnen wir mehrfach Stellen, die

* Die Gesundheit dieses Pessimismus zeigt sich in den letzten Zeilen:

Tired with all these, from these would I be gone,
Save that, to die, I leave my love alone.



sich in analoger Weise über die Verderblichkeit der Sinnlichkeit äussern.*

Die Uebertragung dieses Sonettes von **Bodenstedt** verdient ein uneingeschränktes Lob:** man vergleiche sie Wort für Wort mit dem Original und womöglich mit anderen Uebersetzungen. — Ueberhaupt müssen wir hier zum Schlusse eingestehen — ohne die vielen tüchtigen Leistungen anderer Uebersetzer, die sich gewiss um die Werthschätzung der Shakspere-

---

* So Lu. 48.

O rash false heat, wrapp'd in repentant cold,
Thy hasty spring still blasts, and ne'er grows old.

Ferner die hübsche Unterscheidung von „love" und „lust" (V. A. 799):

Love comforteth like sunshine after rain,
But Lust's effect is tempest after sun;
Love's gentle spring doth always fresh remain,
Lust's winter comes ere summer half be done;
Love surfeits not, Lust like a glutton dies;
Love is all truth, Lust full of forged lies.

Hierher gehört auch der Fluch der Venus auf die Liebe (V. A. 1136):

Sorrow on love hereafter shall attend:
It shall be waited on with jealousy,
Find sweet beginning, but unsavouring end,
Ne'er settled equally, but high or low,
That all love's pleasure shall not match his woe.

It shall be fickle, false and full of fraud,
Bud and be blasted in a breathing-while;
The bottom poison, and the top o'erstraw'd
With sweets that shall the truest sight beguile.

— — — — — — — — — — — — — — —

It shall be raging-mad and silly-mild,
Make the young old, the old become a child.

It shall suspect where is no cause of fear;
It shall not fear where it should most mistrust;
It shall be merciful and too severe,
And most deceiving when it seems most just.

Vergl. auch M. W. V, 5, 97; All's W. III, 5, 20. Per. I, 1, 138:

Murder's as near to lust as smoke to flame.

Worte, die an dieses Sonett erinnern, freilich mit einer ganz andern Tendenz, spricht Cressida in einem kurzen Monologe (I, 2, 312):

Women are angels, wooing:
Things won are done; joy's soul lies in the doing.
That she beloved know nought that knows not this:
Men prize the thing ungain'd more than it is:
That she was never yet that ever knew
Love got so sweet as when desire did sue.

** Die eigenthümliche Kraft des Originals auch in den durchgehend männlichen Reimen zu erreichen, dürfte wohl einem **deutschen** Uebersetzer versagt sein.

schen Sonette in Deutschland verdient gemacht haben, discreditiren zu wollen — dass Bodenstedt doch zweifellos Derjenige ist, der am Vollkommensten den Geist dieser Gedichte in sich aufgenommen und aus sich heraus nachgestaltet hat. Wir haben gesehen, dass sich einige Fehler in seiner Uebersetzung finden, deren Ausmerzung der Werth des Gegenstandes und der ganze bedeutende Charakter seiner Bearbeitung verlangten. Das kann uns aber nicht hindern, auszusprechen, dass Bodenstedt mit dieser Uebersetzung der deutschen Nation einen wahren Schatz geschenkt hat, der ihr wie Alles, was von Shakspere kommt, nur zur Quelle dauernden Segens werden kann.*

* In einer Schluss-Betrachtung folgt das Résumé der in dieser Untersuchung über die Liebes-Sonette gewonnenen Resultate.

Voltaire als Historiker.

Von

R. Mahrenholtz, Dr. phil.

D. Strauss in seiner trefflichen Biographie Voltaire's hat nur den Dichter und Philosophen gewürdigt, über den Historiker Voltaire geht er kurz hinweg. Er begnügt sich, Schlosser's Urtheil zu reproduciren und hebt mit Recht hervor, wie sehr Voltaire die Bedeutung Luther's und der Reformation unterschätzt habe. Nicht eingehender ist die Kritik von Arnd, Hettner u. a. Ersterer unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von früheren Kritikern, dass er die hergebrachte Ansicht über Voltaire's Charles douze umzustossen sucht, ein Versuch, der nach den Arbeiten von Bässler und Hage als gescheitert betrachtet werden muss. Am dürftigsten und voll von Irrthümern ist das, was Kreyssig über Voltaire's Geschichtswerke bemerkt hat. Er stellt seiner absprechenden Kritik, wahrscheinlich um ihr einen höheren Werth zu geben, ein Urtheil Montesquieu's voran, das sich zunächst nur auf Voltaire's Siècle de Louis XIV bezog, hier aber auf alle historischen Schriften Voltaire's willkürlich ausgedehnt wird. Aus sich selbst fügt er nur einzelne allgemeine Bemerkungen hinzu, in denen Wahres mit Falschem gemischt ist. Wir werden diese im Verlauf der Arbeit berücksichtigen. Doch sollte bei einem Historiker, der nicht immer das sine ira et studio geübt, gerade dieses die erste Pflicht sein.

Auch diejenigen, welche Voltaire kaum den Namen und Rang eines Historikers zugestehen, haben den Abstand zwischen ihm und der Geschichtschreibung des XVII. Jahrhunderts nicht übersehen. Und doch schrieb im XVII. Jahrhundert ein Geist ersten Ranges, Bossuet, den vielgefeierten Discours, doch beherrschte Rollin's kindlich-naive Auffassung des

Alterthums die Kreise der Gebildeten, doch brachten Mezeray's fleissige Forschungen die Vergangenheit der Gegenwart nahe. Aber jene Historiker sahen nur, was hinter der Binde religiöser, nationaler und traditioneller Vorurtheile zu sehen war. Niemanden wird Bossuet's bezaubernde Darstellung, der Glanz der Bilder, die Fülle der Worte, die sinnberauschende Rhetorik über die Einseitigkeit der Auffassung, die Armuth der Ideen, die Abhängigkeit von der Tradition, den Mangel der Kritik täuschen. Ebenso wenig vermag Rollin's gläubig nachbetende Vorstellungsweise den reiferen Denker und schärferen Forscher zu befriedigen. Mezeray endlich zeigt in der Darstellung der älteren fränkischen Geschichte und in einzelnen Partien der Geschichte von Clodwig bis Heinrich IV. meist ein kritikloses, compilatorisches Verfahren.

Als Bossuet's Hauptfehler ist die Stellung bezeichnet worden, die er der jüdischen Nation im Verhältniss zu Orientalen, Griechen und Römern einräumt. Mich hat seine Geschichtsauffassung immer an die geographischen Vorstellungen der Chinesen erinnert. Wie das „himmlische“ Reich China der Mittelpunkt der Erdkugel, die andern Länder nur kleine Streifen am Rande derselben, so ist das jüdische Volk hier der Mittelpunkt der antiken Cultur und die ganze Entwicklung der heidnischen Culturvölker strebt nur diesem Mittelpunkte zu. Orientalen, Griechen, Römer existiren nach Bossuet nur, um das Volk Gottes zu strafen, zu züchtigen, zu belohnen. Eine Verkennung der heidnischen Religionen, die ausschliesslich vom moralischen Standpunkt beurtheilt werden, eine verkehrte Auffassung der „Idolatrie“, der Voltaire mit Schärfe entgegentrat und einseitige Ueberschätzung der jüdischen Religion ist damit vereint. Und doch ist der Feind aller „Idolatrie“ von den Berichten der heidnischen Götzendiener in sehr unselbständiger Weise abhängig. So ist für die auffallend günstige Beurtheilung der Egypter Herodot's Darstellung von massgebender Bedeutung, einzelne Urtheile über den griechischen, namentlich attischen, Volkscharakter sind von Platon's Rigorismus beeinflusst worden; getreu nach Livius werden endlich die früheren Zeiten Roms zu günstig, die späteren Zeiten, namentlich die demokratischen Bestrebungen, in einseitiger Verkennung geschildert.

Es hiesse kritiklos sein, wollte man von einem Schriftsteller des „Siècle de Louis XIV“ Quellenkritik verlangen. Aber charakteristisch für Bossuet's Zeitalter ist der pharisäische Hochmuth gegenüber dem Heidenthum neben jener Abhängigkeit von heidnischen Berichten und Traditionen. Ebenso wenig wird man eine kritische Beurtheilung der alt- und neutestamentlichen Schriften, eine vorurtheilslose Würdigung der Häresie in Bossuet's Discours suchen wollen. Und doch zeigt der Versuch, den Bossuet hie und da macht, auch auf dem Wege der Kritik die Authentität und Autorität der canonischen Schriften zu erweisen, wie sehr der naive Glaube bereits der kirchlichen Rhetorik abhanden gekommen. So gelten ihm die schwachen Einwürfe einzelner Häretiker als Beweise für die Echtheit der Evangelien, ja selbst die „mit allen Nebenumständen“ erzählten Wunder müssen die Glaubwürdigkeit der biblischen Schriften erhöhen.* Wie wenig die ältere christliche Kirche die Vorstellung hatte, dass die synoptischen Evangelien von Jüngern des Herrn verfasst seien, wie sehr die Authentität neutestamentlicher Schriften den ersten Jahrhunderten zweifelhaft war, scheint der vielbelesene Bischof nicht zu wissen.

Doch als philosophirender, wenn auch nicht philosophischer Kopf, begnügt sich Bossuet nicht mit einer gedankenlosen Zusammenstellung des in der Bibel Ueberlieferten, er sucht überall die Idee der göttlichen Weltregierung hervorzuheben. Schon seine Auffassung der mosaischen Legenden, namentlich der Erzählung von der Sündfluth, ist durch die Vorstellung einer unablässigen, planvollen Weltregierung beeinflusst. Die Zeit vor der Sündfluth ist auch die Zeit der Cultur, erst nach der Sündfluth brechen wilde Leidenschaften über das Menschengeschlecht herein. Dass es vor der Sündfluth einen Brudermörder Kain gab, stört die kritiklose Rhetorik Bossuet's nicht.** Die

* Parceque des livres pleins de tant de faits miraculeux, qu'on y voit revêtus de leurs circonstances les plus particulières avancés non seulement comme publics, mais comme présents, s'ils eussent pû être démentis, auraient parté avec eux leur condamnation et au lieu qu'ils se soutiennent de leur propre poids ils seraient tombés par eux-mêmes.

** Il est vrai, qu'avant le déluge Cain avait sacrifié son frère à la jalousie, mais les guerres n'étaient pas encore inventées, u. ebds.:

Fleischnahrung an Stelle der Pflanzenkost bezeichnet den Eintritt der sündhaften Verwilderung.* Nun vertilgt die Sündfluth die Menschheit fast gänzlich, aber von Neuem tragen menschliche Leidenschaften den Sieg über die gottesfürchtige Ergebenheit davon, und so sind neue Schickungen und Strafen der Inhalt der kommenden Jahrhunderte. Nachdem Chaldäer, Griechen und Römer als Zuchtmeister des von Jehovah abgefallenen Volkes gewirkt, nachdem die Propheten als mahnende und strafende Erzieher thätig gewesen, naht endlich die Erlösung des vielgeplagten Volkes. Und hier nun wird an einer glanzvollen Stelle des Bossuet'schen Discours der Gegensatz der christlichen Ideen zu den jüdischen Ueberlieferungen mit tiefem Verständniss hervorgehoben, hier hebt der paulinische Geist, den Bossuet's Rhetorik athmet, die Schrift über den Rang eines Erbauungsbuches empor.

Man wird nicht leugnen, dass der Weltplan, der hier dem allmächtigen Gotte untergeschoben wird, an inneren Widersprüchen, an äusserer Unzweckmässigkeit in hohem Grade leidet. Gott gleicht hier einem Pädagogen, der bei jedem Schritt vorwärts einen Schritt zurückthut. Wäre auch der Zweck der ganzen Weltregierung der gewesen, auf die messianische Erlösung vorzubereiten, so gab es einen einfacheren Plan und gerechtere Mittel. Warum mussten in den Verfolgungen, die Gott über das jüdische Volk verhängte, Gerechte wie Ungerechte leiden, warum musste der Allmächtige in den Völkern des Heidenthums gewissermassen pädagogische Assistenten suchen, um seine auserwählten Zöglinge zu belohnen und zu strafen! Und inmitten dieser sündhaften Verderbniss erschuf der Menschengeist jene unvergänglichen Formen der Kunst, Dichtung, Philosophie und gerade unter den Völkern, die nach Bossuet's Ansicht am meisten in Sünde und Laster lebten! Diese Umwege, diese Widersprüche, diese Unbilden, damit der grösste Theil der Menschheit, ja selbst ein Theil des auser-

Depuis ce temps l'ambition s'est jouée sans aucune borne de la vie des hommes, ils en sont venus à ce point de s'entretuer, sans se hair. etc.

* Avant le temps du Déluge, la nourriture, que les hommes prenaient dans les fruits, était sans doute quelque reste de la première innocence. Maintenant pour nous nourrir il faut repandre du son y malgré l'horreur qu'il nous cause naturellement.

wählten Volkes nicht durch den Messias erlöst wurde, auf ewig in Sünde und Laster blieb?

Noch andere Vorwürfe dürfen der Darstellung Bossuet's nicht erspart werden. Es fehlt seiner historischen Auffassung das Bewusstsein von Sittlichkeit und Recht, der Sinn für Menschenwürde und Menschengrösse. Cyrus, das Urbild eines plan- und ziellosen Eroberers, ist ganz ein Mann in Bossuet's Sinne. Ein ähnlicher Charakter, der macedonische Alexander, wird besonders gerühmt. Und was sind Menschen und Völker in Bossuet's Vorstellung! Der Herr, so sagt er ausdrücklich, nimmt und giebt die Herrschaft — um seine Allmacht zu zeigen. Wohl haben menschliche Grösse und Ohnmacht „ihre besonderen Ursachen", aber am letzten Ende ist es nur der unerforschliche Rathschluss Gottes, der den Menschen stürzt und erhebt.* Der Mensch in seinem Thun und Handeln ist ein Spielzeug des göttlichen Willens, er handelt, ohne die Folgen des Handelns vorauszusehen, er glaubt für sich zu wirken und nützt Anderen. So habe Brutus nur der Tyrannei in die Hände gearbeitet, Alexander unwissentlich für die Diadochen gewirkt.

Auffassungen, die, wie sehr sie auch Zeugen einer ethisch-religiösen Weltanschauung sind, die Unfähigkeit für geschichtliche Anschauung bekunden. Ein Eindringen in Vorstellungen und Formen, die jenseits der Bibel und des Dogma liegen, wird unmöglich, und die gesammte Geschichte erstarrt zu einer Crystallisation biblisch-dogmatischer Begriffe.

Die Abhängigkeit von den Ueberlieferungen antiker Schriftsteller, die wir bei Bossuet beobachteten, tritt weit unverhüllter bei Mezeray und Rollin hervor. Der erstere schildert in zwei verschiedenen Werken die fränkische Geschichte vom ersten Beginn bis zur ersten Blüthe Frankreichs unter Heinrich IV. Oft glauben wir nur eine Uebersetzung der Alten wiederzufinden, namentlich in der Darstellung der ersten Jahrhunderte tritt seine Unselbständigkeit hervor. In der Schilderung der römischen Kaiserzeit ist die engste Anlehnung an Tacitus nicht zu verkennen, das

* Mais, souvenez vous, que ce long enchainement des causes particulières, qui font et défont les empires, dépend des ordres secrets de la divine providence. — Heureux (sc. dieu) qui donne, qui ôte la puissance, pour montrer, qu'ils ne l'ont tous que par emprunt, et qu'il est le seul, en qui elle réside naturellement.

Verhältniss des Germanicus zu Tiberius wird ebenso, wie in den Taciteischen Annalen beurtheilt. Dieser Copirung der römischen Historiker, und nicht einem universellen Streben ist es wohl zuzuschreiben, dass Mezeray die fränkische Geschichte in unauflöslicher Verkettung mit den Weltbegebenheiten vorführt, und so seine Specialgeschichte zu einer Art Universalgeschichte erweitert. Doch gewährt uns dies den Vortheil, auch die inneren Verhältnisse berücksichtigt zu finden, besonders die Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren in detaillirtester Weise geschildert zu sehen. Wenn die ursprünglichen Berichte abweichen, so stellt der urtheilslose, aber ehrliche Mann friedlich neben einander, was er nicht zu vereinen weiss. Besonders streitige Etymologien werden ohne jede kritische Sichtung vorgeführt. Wo die Gewährsmänner verwirren, weiss auch Mezeray nicht zu scheiden. Kelten und Germanen, diese und die Gallier erscheinen hier in urbreiartiger Auflösung.

In ebenso zuversichtlichem Glauben überlässt sich Mezeray der Leitung der kirchlichen Schriftsteller. Mit ihnen wüthet er gegen Ketzer und Sectirer, mit ihren Augen schaut er die äusseren und inneren Verhältnisse der ersten Christen. In dem zweiten, mehr bekannten, Werke Mezeray's contrastirt die offene Wahrheitsliebe und sittliche Biederkeit mit der unselbständigen Gebundenheit an die Ueberlieferung der mittelalterlichen Chroniken, ja selbst an mönchische Lügen und Legenden.

Keiner aber hat die gläubige Nachbetung des Ueberlieferten so zu kindischer Nachstammelung verzerrt, wie Rollin, der einst vielgefeierte Verfasser einer römischen Geschichte, ausgewählter Biographien aus dem Alterthume und anderer Werke. Der Bericht eines griechischen oder römischen Autors ist ihm heilig, wie Bibel und Dogma, und seine gesunde Vernunft schweigt, wo die Alten reden. In den „Hommes illustres de l'antiquité“ bemerkt er einmal, dass die Erzählung von Solon und Krösus sich schlecht mit der Chronologie vertrüge, aber — so urtheilt schliesslich seine kindliche Einfalt — was ein Plutarch für wahr hält, ist ja sicherer, als alle Chronologie.

Die moralisirenden Reflexionen, die man oft als Vorzug der Rollin'schen Schriften gerühmt hat, sind ebenso in der Regel auf griechisch-römische Autoren zurückzuführen.

So der Stand der Historiographie Frankreichs in den bedeutendsten Geschichtschreibern des XVII. Jahrhunderts. Mit den ersten Decennien des folgenden Jahrhunderts tritt auch auf dem Gebiete der Historik eine veränderte Richtung hervor. Montesquieu's Considérations und mehr noch sein Esprit des lois bekunden den Bruch mit den überlieferten Vorstellungen und Meinungen, aber in ihrer Ueberschätzung der physischen Verhältnisse drohten sie die Geschichtschreibung auf die Abwege des Materialismus und Naturalismus zu führen. Rousseau's Verherrlichung eines erträumten Naturzustandes stellte endlich jede historische Auffassung in Frage.

Zu diesen Vorgängern musste Voltaire Stellung nehmen, als er seinen Essai sur les moeurs et l'esprit des nations und die später geschriebene Einleitung veröffentlichte. Diese Einleitung ist die reifste Frucht seiner historisch-philosophischen Studien, bis in das Greisenalter hinein hat ihn ihre Ausarbeitung beschäftigt.* Sie giebt einen kritischen Ueberblick über die antike Geschichte, behandelt also denselben Gegenstand, wie Bossuet's Discours. Hier musste es Voltaire's Aufgabe sein, den priesterlichen Auffassungen Bossuet's die Ideen seines eigenen philosophischen Systems gegenüberzustellen. Ich möchte darum nicht mit Kreyssig behaupten, „dass die Einleitung als Voltaire's Geschichtsphilosophie betrachtet werden könne". Schon die sehr bescheidene Aeusserung Voltaire's im Beginne der Introduction „tâchons de nous éclairer ensemble, essayons de déterrer quelques monuments précieux sans les ruines des siècles", muss uns sagen, dass wir hier nur in sehr eingeschränktem Sinne seine Geschichtsphilosophie zu suchen haben. Ueberdies konnte die Geschichtsphilosophie eines Mannes, der bei allem Scepticismus doch einem ausgesprochenen Deismus huldigte, der neben das „je doute de tout" jenes „Si dieu n'existait pas il faudrait l'inventer" stellte, nicht in einer lediglich zersetzenden Kritik, in rein sceptischen Reflexionen, die durch wohlberechnete Ironie leicht verhüllt werden, bestehen. Ebenso muss ich im Gegensatz zu Kreyssig in

* Et ce qui est plus admirable, c'est qu'en 1770, temps auquel nous écrivons. etc.



dieser Einleitung, nicht in dem Essai selbst eine „Antwort auf Bossuet's Discours“ sehen. Den Essai bezeichnet Voltaire in der Vorrede ausdrücklich als eine Fortführung und Ergänzung von Bossuet's Discours — ich komme darauf zurück — er behandelt also ganz andere Gegenstände, als der Discours. Nun wäre es doch recht seltsam, in einer Antwort gar nicht auf den Inhalt des zu Beantwortenden einzugehen! Wohl aber ist in der Einleitung Punkt für Punkt eine Entgegnung auf Bossuet's Behauptungen zu finden. Freilich ist es eine Antwort ohne Adresse — Bossuet's Name und Schrift wird erst in der Vorrede zum Essai genannt — in Chiffern, die nur dem Kundigen und Eingeweihten verständlich waren. Und so hatte es der schlaue Hof- und Weltmann mit gutem Grunde eingerichtet. Das grössere Publicum, auf das Voltaire mit einer Verachtung herabsah, wie sie bei einem Professor der Hegelschen Philosophie nicht grösser sein könnte, verstand den Sinn dieser Hieroglyphen nicht, mancher fromme Kleriker liess sich durch die devote Maske täuschen, oder übersah, was er nicht sehen wollte. So blieb Voltaire's intimes Verhältniss zur Genfer Orthodoxie ungestört und ungetrübt, so wurde der grössere Haufe in jener blöden Dummheit gehalten, die nach Voltaire's Meinung sein Erbtheil war, und doch konnte er der vornehmen Gesellschaft Aufklärung predigen, sie durch Witz und Spott fesseln. Eigenthümlichkeiten in Voltaire's Charakter und geschichtlicher Stellung, die von D. Strauss mit gewohntem Scharfsinn hervorgehoben sind, während Hettner einzelnen demokratischen Aeusserungen Voltaire'scher Laune zu hohen Werth beilegt, die auch den bitteren Unwillen eines Zeitgenossen, des ehrlichen Rousseau, erregten und jene giftige Stelle in den „Lettres écrites de la Montagne“ veranlassten.

Ich säume nicht, diesen wohlbewussten und wohlverhüllten Gegensatz zu Bossuet's Discours im Einzelnen hervorzuheben. Wenn Bossuet seine Darstellung mit den alttestamentlichen Legenden eröffnet, so beginnt Voltaire damit, die Veränderungen der Erdkugel, Verschiedenheit und Alter der Menschenracen auseinanderzusetzen. Dem theologischen Standpunkt des Bischofs tritt der naturwissenschaftliche des Philosophen gegenüber. Wenn ferner Bossuet den jüdischen Monotheismus in

schroffen Gegensatz zu dem heidnischen Polytheismus stellt, so kehrt Voltaire die Uebereinstimmungen zwischen der jüdischen und den heidnischen Religionen hervor. Recht geflissentlich weist er darauf hin, dass der jüdische Jehovah nur eine Art Localgottheit, wie die anderswo verehrten Götter, nicht der ewige, allmächtige Gott sei. Die Schattenseiten der von Bossuet hochgepriesenen Theokratie werden in einem folgenden Abschnitt einer grellen Beleuchtung ausgesetzt. Bossuet preist von den orientalischen Heidenvölkern vor Allem die Egypter und stellt sie in chronologischer Folge den anderen Völkern voran; Voltaire weist auf das höhere Alter der anderen Nationen hin und beurtheilt den egyptischen Volkscharakter mit sichtlicher Antipathie. Vor Allem tritt der Gegensatz zu Bossuet in dem hervor, was über Moses, die ältere jüdische Geschichte, die Art des Jehovahcultus gesagt wird. Wenn auch Voltaire mit der Miene äusserer Devotion die schlimmste Kritik übt, wenn er seine blinde Ergebenheit gegen die alttestamentlichen Schriften versichert und nur „vom menschlichen Standpunkt“ (humainement parlé) zu urtheilen vorgiebt, so wird Niemand über Tragweite und Absicht dieser Kritik sich täuschen. Wo die Widersprüche der mosaischen Ueberlieferung von der Prüfungszeit in Egypten, die Unwahrscheinlichkeiten der Flucht über das rothe Meer, der Irrfahrten durch die Wüste, wo die plan- und ziellose Leitung des Moses, seine staatsmännische Unfähigkeit, seine grausame Härte in herbster Weise hervorgehoben wird, da kehrt Voltaire alle Waffen des beissenden Spottes, sceptischen Scharfsinnes, schalkhafter Ironie hervor. Und, wo er die brutalen Metzeleien in den Kriegen gegen die Heidenvölker, die herzlose Grausamkeit gegen die eigenen Stammesgenossen, den frevelhaften Missbrauch des göttlichen Namens geisselt, da mischt sich glühender Hass gegen den Fanatismus mit eisig kaltem Spotte. Jenes „brûlez ce que vous adorez“ könnte das Motto dieser Abschnitte sein.

Von jüdischer Cultur hat Voltaire äusserst geringe Vorstellungen, überall sucht er hervorzuheben, wie die Israeliten durch die überlegene Cultur der anderen orientalischen Völker beeinflusst worden sind. Wieder ein Gegensatz zu Bossuet, dem der Jehovahanbeter auch als Culturträger erschien. Feine Beobachtungs-

gabe zeigt es, wenn Voltaire die sinnlich-materielle Richtung des jüdischen Volkes auch in seinen Gebeten ausgeprägt findet.

Bewusste Opposition gegen Bossuet zeigt sich in der Beurtheilung der heidnischen Religionen. Bossuet vermag zwischen der äusserlichen Anbetung der Götzenbilder und den inneren Seelenvorgängen, die dieser Anbetung zu Grunde liegen, kaum zu scheiden; Voltaire hebt mit Schärfe die Verschiedenheit des Wesens der heidnischen Religionen und ihrer äusseren Formen hervor. Für eine Zeit, die noch so sehr in hierarchischen Traditionen lebte, mochte der Nachweis, dass jene Götzenbilder nur sinnliche Darstellungen göttlicher Wesen, nicht diese Wesen selbst seien, dringend nothwendig erscheinen. Selbstverständlich ist es, dass Voltaire die Aussenwerke dieser heidnischen Religionen ebenso mit unerbittlicher Logik zerstört wie die des Judenthums. Der Glaube an Dämonen, Engel und Genien, an Prophezeiungen, Orakel, Todtenerweckungen, an Propheten und Gesetzgeber, die im Namen Gottes gesprochen und gehandelt, mag er in heidnischen oder jüdischen Schriften hervortreten, kann vor Voltaire's klarem Verstande nicht bestehen. Wie anders der kirchlich-gläubige Bossuet, dem Wundererzählungen ein Beweis für die Glaubwürdigkeit biblischer Schriften waren!

In Voltaire's historischer Darstellung treten Menschen und Völker in die Rechte wieder ein, die ihnen Bossuet's geistlicher Hochmuth entrissen. Da ist von einem unabänderlichen Plane einer göttlichen Regierung, dem Geschick und Glück der Menschen widerstandslos unterworfen sind, nirgends die Rede. Die Völker selbst sind die Urheber ihrer Geschicke, sie entwickeln sich nach ihren natürlichen Anlagen, nach örtlichen und ethnographischen Bedingungen. Dieser Gegensatz zu Bossuet's Auffassung ist schon von Arnd hervorgehoben worden, nur möchte ich nicht mit ihm behaupten, dass Voltaire's Standpunkt „noch viel verkehrter“ sei, als der Bossuet's. Voltaire hebt Ideen und Anschauungen, denen kein vorurtheilsfreier Denker sich verschliessen darf, mit einseitiger Schärfe hervor, Bossuet trägt Voraussetzungen einer anderen Wissenschaft willkürlich in die Geschichte hinein. Nur in einem Punkte nähern sich Bossuet und Voltaire. Das römische Weltreich, das beiden

als Urbild der Monarchie Ludwig XIV. erschien, wird in gleicher Weise hier wie dort verherrlicht, und ausdrücklich rühmt Voltaire, dass Bossuet in dem, was er über das römische Reich sage, „den Geist der Geschichte ergriffen habe". Doch während dem kühlen Verstande des Philosophen das Römerthum als Träger der Cultur erschien, ist es dem gläubigen Gemüthe des Priesters nur ein Werkzeug in Gottes Hand, um den Erziehungsplan und das Erlösungswerk durchzuführen. Darum leitet Voltaire den Verfall und Untergang Roms aus sehr speciellen Ursachen her, für Bossuet haben diese nur eine untergeordnete Bedeutung, der unbegreifliche Wille Gottes ist ihm der letzte, entscheidende Grund.

Wie gegen die kirchlich-gläubige Seite der voraufgehenden Geschichtschreibung, so richtet sich Voltaire's Kritik auch gegen die hergebrachte Ueberschätzung der griechisch-römischen Geschichtschreiber. Nicht immer ist seine Kritik eine glückliche. So erzählt einmal Herodot, dass die babylonischen Jungfrauen ihre Keuschheit im Tempel der Mylitta opferten. Ein Herkommen, das Kenner des orientalischen Alterthums nie bezweifelt haben, das aber Voltaire's frivoler Spott ins Absurde zu ziehen sucht. Der Hieb, welcher hier und an anderen Stellen gegen Herodot's Fabelsucht und Leichtgläubigkeit geführt wird, trifft auch seine Nachbeter, unter ihnen Rollin. Wie an Herodot, so wird an Diodor, Livius, Josephus eine Kritik von schneidender Schärfe geübt, überhaupt die Anfänge der Geschichtschreibung vom Standpunkt der philosophischen Aufklärung beurtheilt.

War Voltaire wirklich ein Kritiker? Ranke sagt einmal, die Kritik solle „die Spreu vom Weizen sammeln"; in Voltaire's Kritik sehen wir viel Spreu auffliegen, die darunter liegenden Weizenkörner werden wir kaum gewahr.

In dem Essai selbst tritt der naturgemässe Gegensatz zu Bossuet's Ideen hervor, ohne dass von einer Widerlegung im Einzelnen, wie in der Introduction, die Rede ist. In der Vorrede spricht sich Voltaire über sein Verhältniss zu Bossuet's Discours sehr charakteristisch aus. Er beginnt mit einem Compliment mephistophelischer Art. „Der berühmte (l'illustre) Bossuet hat den Geist der Geschichte ergriffen, wenigstens in

dem, was er über das römische Reich sagt.“ Das heisst mit schmucklosen Worten: In dem bei weitem grössten Theile des Discours hat Bossuet den Geist der Geschichte missverstanden; nur in dem allergeringsten, ungefähr neunten Theile seiner Schrift ist er von diesem Fehler frei. Selbst dieses echt Voltaire'sche Compliment wird noch modificirt. Nach Bossuet, heisst es weiter, habe Gott die Römer gesandt, um die Juden zu strafen. „Das kann sein, aber Grösse und Fall der Römer haben noch andere Ursachen, und Bossuet hat sie nicht vergessen, wo er von dem Geiste der Nationen spricht.“ Wieder in unverhüllten Worten: Bossuet weiss, was die Römer erhoben und gestürzt, und spricht es aus, aber seine richtige Erkenntniss wird in die Schranken des theologischen Systems gezwängt. Andere Fehler des Discours werden nicht übergangen. Bossuet habe angenommen, dass „Alles der Juden wegen geschehen sei“; von den Arabern spreche er, wie von einer Herde Barbaren, alte Culturvölker, wie Chinesen und Inder, übergehe er. Mit diesen beiden Völkern beginnt Voltaire's Essai. Sein Streben ist es, die Lücken des Discours zu ergänzen, und die Schrift bis auf die neueren Zeiten fortzuführen. Mit sichtlicher Sympathie beurtheilt er Cultur und Literatur dieser beiden Völker. Da, wo er von der Religion der Chinesen spricht, ist eine versteckte Seitenwendung gegen das Christenthum nicht zu verkennen. Und doch urtheilt er hier weit massvoller als in einem Artikel des Dictionnaire philos., wo er die chinesische Religion im Gegensatz zu Juden- und Christenthum in den Himmel hebt. Wo er den Despotismus der chinesischen Regierung zu beschönigen sucht, richtet sich seine Politik gegen den bitteren Feind alles Despotismus, gegen Montesquieu. Mehr noch, als die Vorliebe für chinesische Religion und Cultur, muss eine übertriebene Sympathie für den Muhamedanismus auffallen. Ich möchte nicht glauben, dass Voltaire hier ausspräche, was er wirklich denke. Mag auch die Kunstliebe der muhamedanischen Fürsten, die Blüthe der Cultur an den arabischen Höfen Voltaire's Urtheil einigermassen erklären, nimmermehr konnte der Fanatismus einer Religion, die Eroberungssucht eines Volkes den Beifall des glühenden Gegners alles Fanatismus, des begeisterten Verkün-

digers der Humanität haben. Die grundverschiedene Auffassung Muhamed's im Essai und in Voltaire's Tragödie ist ohnehin kaum zu erklären. Es ist bekannt, wie sehr Voltaire Worte und Gedanken nach den besonderen Zwecken einrichtet, die er verfolgt. Hier ist es aber seine unverkennbare Tendenz, die Lichtseiten des Muhamedanismus den Schattenseiten des Christenthums gegenüberzustellen. Während die Araber vor und zur Zeit Muhamed's als edelmüthig und gastfrei, als Freunde der Wissenschaft und Kunst, als Förderer der europäischen Cultur, ja als Muster der Toleranz gepriesen werden, erscheinen die Christen der ersten Jahrhunderte als fanatisch, als verfolgungssüchtig, sobald sie zur Herrschaft gelangen, als Fälscher von Schriftstücken, als berechnende Erfinder zahlreicher Legenden.* Während Muhamed wegen seines Muthes und Hochsinnes dem Alexander gleichgestellt und um seiner Mässigung willen noch über den macedonischen Helden erhoben wird, ist Constantin I. ein berechnender Heuchler, ein kalter Despot. Auch seiner Indignation gegen den Fanatismus und die Brutalität des jüdischen Volkes giebt Voltaire hier den beredtesten Ausdruck.

Wie die Araber, so werden auch die Türken gepriesen. Die Grausamkeiten, welche sie, dem Berichte der christlichen Schriftsteller zufolge, bei der Eroberung Constantinopels begangen haben, hält Voltaire für erdichtet: mit besonderer Wärme und Entschiedenheit hebt er die Toleranz und Bildung Mahomed's II. hervor. Den Despotismus der türkischen Sultane sucht er, wie den chinesischen, zu beschönigen. Mit aller Schärfe wird dagegen auf die Verkommenheit der Griechen und ihrer Regenten hingewiesen.

Wie die Zeit, in welcher der Muhamedanismus siegreich vordrang, in Voltaire's Darstellung als die glückliche Periode der Cultur und Aufklärung erscheint, so ist ihm das Uebergewicht des Papstthums, die weltbeherrschende Macht der katholischen Kirche der Grund aller Unwissenheit, Heuchelei, Grausamkeit und Rohheit. Und doch ist Voltaire's Urtheil über das Mittelalter an einzelnen Stellen des Essai weit mass-

* Mit noch einseitigerer Uebertreibung urtheilt Voltaire in einem Artikel des Dict. philos.

voller als in einem mit schonungsloser Schärfe geschriebenen Artikel des Dictionnaire philos. Das Schlimmste, was von den mittelalterlichen Päpsten gesagt worden ist, hat nächst den Reformatoren des XVI. Jahrhunderts der Katholik Voltaire gesagt. Die Päpste in der Zeit des Schisma sind elende Heuchler und Intriganten, Aeneas Sylvius ein grober Betrüger, Bonifaz VIII. gar ein Giftmischer. Bitterer Spott muss die Wirkung dieser vom sittlichen Unwillen eingegebenen Kritik verstärken. Höhnisch bemerkt er: „Die Päpste sprachen als Herren der Welt, und konnten nicht Herren im eigenen Hause sein.“ Doch wird seine Kritik zuweilen durch nüchterne Reflexionen und verständige Folgerungen ermässigt. So hält er es für unmöglich, dass Bonifaz VIII. in Gegenwart vieler Zeugen die kirchliche Tradition als „Fabel“ verspottet, dass er die Wunder des Christenthums offen geleugnet habe; denn wie hätte er vor 12 Zeugen sagen sollen, was man nicht einem sagt. Der Hass gegen das Papstthum richtet sich auch gegen die Schützer und Förderer desselben. Darum die einseitige Kritik, die an dem vielgefeierten „Charlemagne“ geübt wird. Denn, wenn auch Voltaire zugleich bemerkt, dass Karl der Grosse nur von denen gerühmt werde, welche den Erfolg anbeteten, so war es doch sonst nicht seine Sache, weltliche Erfolge gering zu schätzen. Derselbe Hass macht ihn zum beredten Anwalt der Opfer päpstlicher und kirchlicher Willkür. Darum die günstige Beurtheilung der Ketzer, die Vertheidigung der Templer, die Bewunderung der einst von ihm in den Staub gezogenen Jeanne d'Arc.

Andere Herrscher, die mit dem Papstthum auf Tod und Leben rangen, wie die Ottonen und Heinrich IV. werden mit befremdender Kühle beurtheilt. Denn, wohl wusste es Voltaire, jene Herrscher tobten gegen die Ketten, die sie nicht zu brechen vermochten. Nur wo ein kirchenfeindlicher Staatsmann zugleich als fortschreitender Aufklärer erscheint, stellt sich Voltaire ihm zur Seite. So wird die politische Thätigkeit Friedrich's II. in Neapel und Sicilien, so die Neuerungen und staatlichen Umwälzungen Philipp des Schönen gerühmt. Politische Gesichtspunkte bestimmen häufig sein Urtheil. Die päpstliche Herrschaft gilt ihm auch als Feindin der staatlichen und

bürgerlichen Ordnung. Nur in den Händen Alexander's III., dem Befreier der Leibeigenen, sei sie die Vorkämpferin der bürgerlichen Freiheit gewesen. Darum ist Alexander III. einer der wenigen Päpste, die vor Voltaire's Kritik Gnade finden. Wie der Fanatismus, der in den Religionskriegen und Ketzerverfolgungen des Mittelalters und der Neuzeit wüthete, aufs Schärfste verurtheilt wird, so gilt er auch da als Feind der Aufklärung und Cultur, wo er die religiöse Hülle abwirft. So werden einmal die Grausamkeiten der Kriege zwischen Ludwig XI. und Karl dem Kühnen mit sichtlicher Entrüstung geschildert.

Die Verbreitung der Humanität und Aufklärung, der Liebe zur Kunst und Wissenschaft ist in Voltaire's Geiste das Endziel aller geschichtlichen Entwicklung. Interessen, welche diesem Ziele entgegenstreben, scheinen ihm kein Bürgerrecht in der Geschichte zu haben. Die mittelalterlichen Zeiten, bemerkt er, müsse man nur kennen, um sie verachten zu lernen, das Interesse, welches sie einflössten, sei die einzige Entschuldigung für die, welche sie studirten.* Die vorangehenden Zeiten haben somit zum grossen Theile für ihn nur ein negatives Interesse, ihr Studium nur eine relative Berechtigung.

Und doch war dieser freie Geist, der die Traditionen und Vorurtheile der Jahrhunderte abwarf, den kirchlichen und nationalen Vorurtheilen unterworfen. Es fällt auf, wie sehr in dem Essai die deutsche Geschichte hinter der französischen zurücktritt, mehr noch, wie wenig die Bedeutung der kirchlichen Reformation verstanden wird. Befremden muss es weiter, wie einzelne unwürdige Päpste des XVI. Jahrhunderts gepriesen, wie die Werkzeuge der päpstlichen Herrschsucht, die Männer vom Orden Jesu, gegen die schlimmen Anschuldigungen ihrer Feinde in Schutz genommen werden. Gewiss waren hier die Einwirkungen der jesuitischen Erziehung, welche die Jugendzeit Voltaire's geleitet, dauernder und fester, als die späteren Eindrücke, auch mochte der persönliche Verkehr mit katholischen Geistlichen Voltaire's Urtheil missleiten. Namentlich

* Il ne faut connaître ces temps, que pour les mépriser. Si les princes et les particuliers, n'avaient quelque intérêt à s'instruire des révolutions de tant de barbares gouvernements, on ne pourrait plus mal employer son temps, qu'en lisant l'histoire.

das Urtheil über die kirchliche Reformation glaube ich auf jesuitischen Einfluss zurückführen zu müssen. In der Fortsetzung des Bossuet'schen Discours (800—1688), die von einem Freunde der Jesuiten herrührt, wird die Reformation Luther's als eine Privatfehde zwischen Augustinern und Dominicanern, die dann weitere Dimensionen angenommen, — ebenso demnach wie in Voltaire's Essai — hingestellt. Wäre es ein zu kühner Schluss, dass jene Verdrehung der wahren Sachlage ein jesuitischer Kunstgriff gewesen sei, der das zu verkleinern suchte, was nicht völlig wegzuleugnen war?

Zeigt der Essai in diesen Punkten die Kennzeichen der Einseitigkeit und Beschränkung, so lässt er im Ganzen betrachtet Voltaire's vielseitiges Interesse und universelles Streben hervortreten. Da werden Kunst und Literatur, Verfassung, Recht und Politik ebenso berücksichtigt, wie Kriege und äussere Verhältnisse. Mit gewisser Beschränkung mag man Hettner's Urtheil, dass die ganze neuere Geschichtschreibung von Voltaire's Essai ausgebe, adoptiren. Wohl fehlt es an Ungenauigkeit und Flüchtigkeit im Einzelnen nicht, und schon Lessing bemerkt, Voltaire möge die falschen Daten seiner Universalgeschichte „verificiren", bevor er historische Irrthümer in dramatischen Werken bemängele. Auf der Höhe der philosophischen Bildung sah Voltaire geringschätzig auf die Einzelheiten der Geschichte herab. Minima non curat praetor!

Wie Voltaire an den Berichten der antiken Schriftsteller eine Kritik übt, die oft mehr aus sceptischer Laune, als aus positiven Grundsätzen hervorgeht, so zeigt er auch den mittelalterlichen Schriftstellern gegenüber denselben Scepticismus. So wird der Bericht des fränkischen Geschichtschreibers Fredegar über das grässliche Ende der Brunhilde als Erfindung mönchischer Einfalt hingestellt. Doch nicht zu leugnen ist, dass hier, wie in der Vorrede zur vierten Ausgabe des Charles douze 1748, in den Remarques und Nouvelles considérations sur l'histoire manches Fabelhafte und Legendenartige bei Seite geschoben, manches Unhaltbare zerstört wird. Wie die Nachbeter der griechisch-römischen Geschichtschreiber in den genannten Schriften mit schonungsloser Schärfe beurtheilt werden, so trifft auch die kritiklosen Darsteller mittelalterlicher

Geschichte Voltaire's Spott und Hohn. Mezeray's Anekdoten- und Märchensucht wird in jener Vorrede zum Charles XII in drastischer Weise verspottet, an seine Adresse ist auch die Charakteristik gerichtet, die Voltaire in der Vorrede zum Essai von den alten Galliern und Germanen entwirft, ein Ausdruck jener stolzen Verachtung, mit der die fortgeschrittene Cultur gern auf naturwüchsige Rohheit herabsieht. Wie Mezeray, ergeht es seinem jesuitischen Gegner, dem Pater Daniel.

Aber wenn die Berichte über frühere Zeiten so unzuverlässig, wie können wir ein sicheres Wissen von diesen Zeiten haben, welchem Zwecke kann das Studium derselben dienen? Voltaire giebt uns in den Remarques und den Nouvelles considérations die Antwort. „Wenn man die Jetztzeit studirte, würde man nicht sein Leben damit zubringen, sich durch die alten Fabeln bethören zu lassen.“ Von der Jugend verlangt er, dass sie leicht von antiken Eindrücken angehaucht sei (d'avoir une légère teinture), aber dass sie ihr ernstes Studium nur der neueren Geschichte zuwende. Die alte Geschichte sei uns nur in der Weise nützlich, wie die Fabel; die Thaten Alexander's müsse man kennen, wie man die Arbeiten des Hercules kenne. Die unmittelbare Bedeutung der modernen Verhältnisse wird dem nur mittelbaren Einflusse der antiken und mittelalterlichen Geschichte gegenübergestellt. Nicht, als ob Voltaire in eine directe Opposition gegen die antikisirende Richtung seiner Zeit einträte; zu eng war das Römisch-Griechische mit der französischen Literatur und Cultur verwachsen. Aber die hergebrachte Ueberschätzung des Antiken treibt ihn zu sceptischer Herabwürdigung. Die Kritik, die er übt, ist rein zerstörender Art, eine Kritik, die gewissermaassen alle Kritik hinwegkritisirt, die an das Bild vom Chronos gemahnt, der seine eigenen Kinder verzehrt.

Wie die Einleitung zum Essai gegen Bossuet's Discours gerichtet, so zeigt der Essai selbst Beziehungen auf Montesquieu's Esprit des lois und selbst auf Rousseau's früheste Schriften. Wenn neben der Hervorhebung der physischen Einwirkungen doch die geschichtliche Entwicklung vor Allem aus ethisch-socialen Ursachen hergeleitet wird, so wäre der Gegensatz zu Montesquieu nicht zu verkennen, auch wenn ihn Vol-

taire am Schluss des Essai nicht selbst andeutete. An derselben Stelle wird eine unhaltbare Behauptung der Lettres persanes mit zugespitzter Schärfe zurückgewiesen. Und wenn Voltaire in der Cultur das Glück der Menschheit, in Kunst und Wissenschaft ihre höchsten Güter erblickt, wenn er dem Despotismus, sobald er diese Güter schirmt, seine Huldigung darbringt, ist da nicht principielle Opposition gegen Rousseau's Discours sur les arts et les sciences, sur l'inégalité parmi les hommes, Schriften, die wenige Jahre vor dem Drucke des Essai (1754—56) erschienen, zu erkennen? Mit Namen wird Rousseau allerdings nicht genannt, zu unbedeutend musste damals der enthusiastische Schwärmer dem gefeierten Voltaire erscheinen. Erst später (1762) erfuhr Voltaire, dass der „Narr" auch boshaft und gefährlich sein könne, da erfolgte jener hämische Angriff in der Histoire de Russie sous Pierre le Grand (1763).*

Diese beiden ausführlicher betrachteten Schriften, der Essai und die voraufgehende Introduction, lassen den unermesslichen Fortschritt gegen die höfisch-kirchliche Geschichtschreibung des siebzehnten Jahrhunderts erkennen. Nicht, dass Voltaire auf den Höhen der Historiographie stände; er gleicht dem Vergil in der göttlichen Komödie, der uns sicher durch das Fegefeuer und Hölle führt, um am Eingange des Paradieses einem Höheren Platz zu machen. Wie dem Dichter und Philosophen, so fehlt auch dem Historiker Voltaire jener allumfassende Sinn, jene ungetrübte Klarheit, die alle Bestrebungen und Interessen zu würdigen wissen, die für das Sympathische wie das Antipathische einen objectiven Ausdruck finden. Und vor Allem seine Geschichtschreibung gleicht einem Bau, dem das Fundament fehlt; dieses hatte seine allzu sceptische und willkürliche Kritik unbewusst niedergerissen.

Andere Geschichtswerke sind dagegen im Tone des Hofmannes geschrieben, ohne die Kennzeichen des Voltaire'schen

---

* 1762 schrieb Rousseau den Contrat social, bald darauf den Emil, und wies im Juni d. J. Voltaire's gastliche Einladung in verletzender Weise zurück. Die Stelle über Rousseau in der Histoire de Pierre I ist zugleich mit dem zweiten Theile des Werkes veröffentlicht, wie die Anführung des Contrat social beweist.



Genius zu verleugnen. Man darf eine Eigenthümlichkeit in Voltaire's Anschauungsweise, eine Schwäche seines Charakters nicht übersehen, um dies zu begreifen. Wie unser Goethe, huldigte er dem Despotismus, der Cultur und Bildung förderte, sei es auch auf Kosten des Völkerglückes und der Völkerfreiheit. Mit vornehmer Gleichgültigkeit und Kälte sah der Liebling der vornehmen Gesellschaft auf die grosse Masse herab. Wer den Despotismus der türkischen Sultane geleugnet oder beschönigt hatte, der konnte überdies vor dem Absolutismus der französischen Herrscher nicht zurückschrecken. Das Zeitalter Ludwig's XIV. insbesondere war ihm die Blüthe der Kunst, Dichtung, Wissenschaft, die Wiederkehr des mediceischen Zeitalters, das er so hoch preist und bewundert. Der Glanz der Siege, der Ruhm der Waffen, mochte das Urtheil dessen blenden und bethören, der selbst nach Glanz und Ruhm vor Allem gestrebt hatte. Der dringende Wunsch Voltaire's, nach Paris aus der Fremde zurückzukehren, war ein persönlicher Antrieb, dem französischen Regenten in der Person seines grossen Vorfahren zu schmeicheln.

Der Charakter der Apotheose kann somit dem Siècle de Louis quatorze nicht abgesprochen werden. Er zeigt sich mehr noch in dem, was Voltaire verschweigt, als in dem, was er sagt. Die Charakterschwächen Ludwig's XIV., seine politischen Fehler werden in tiefes Dunkel gehüllt, seine kirchliche Richtung, die zur Aufhebung des Edicts von Nantes führte, ist von dem Glanze militärischer Macht, höfischer Pracht und Kunstliebe überstrahlt. Mit gewandter Hand weiss Voltaire auf Ludwig's Haupte alle Lorbeeren aneinanderzureihen, die seine Staatsmänner und Generäle mühevoll unter Dornen gebrochen. Und doch geht zuweilen ein kühler objectiver Ton durch die Schrift; die Kriege Ludwig's, ihre äusseren Veranlassungen sind mit rhetorischem Schmuck, aber ohne nationale Voreingenommenheit erzählt. Den Gegnern Ludwig's, selbst einem Oranien, wird Voltaire's Darstellung durchaus gerecht.

Der Hauptvorzug des Siècle de Louis XIV ist die übersichtliche Betrachtung der inneren Veränderungen, der Fortschritte der Cultur und Literatur. Schlosser sagt einmal, das Siècle de Louis XIV sei das einzige von Voltaire's Geschichts-

werken, dem man mit Vorsicht Thatsachen entnehmen dürfe, und Kreyssig wiederholt, was Schlosser gesagt. Doch man sollte nicht wiederholen, was man nicht geprüft hat. Denn lassen sich nicht auch dem Siècle de Louis XV, das Voltaire als Zeitgenosse schrieb, der den bestunterrichteten Kreisen so nahe stand, mit Vorsicht Thatsachen entnehmen?

Dieses Siècle de Louis XV ist in ähnlicher Tendenz, aus gleichen persönlichen Motiven, wie das Siècle de Louis XIV verfasst. Die Person des Herrschers wird auch hier zum Mittelpunkt dessen, was geschieht, ihre Schwächen sind noch mehr, als die Louis XIV. verhüllt. Dennoch ist Voltaire's wahre Meinung nicht überall verdeckt. Da, wo er die Vertreibung der Jesuiten erzählt, macht er aus seiner Sympathie für den Orden kein Hehl, gleiche Sympathie legt er für das Parlament, wiewohl er in dessen Verbannung eine Strafe für das den Jesuiten geschehene Unrecht erblickt, an den Tag.

Doch die ganze Schrift ist mit innerem Unbehagen geschrieben und trägt die Spuren des Alters, nur in dem Hasse gegen kirchliche Anmassung und dogmatische Zänkereien erkennen wir den ganzen Voltaire wieder.

Kreyssig fertigt diese Schrift als „schwache Compilation“ ab. Doch ich meine, die meisterhafte Gruppirung der Thatsachen, der rhetorische Glanz einzelner Schilderungen, z. B. der der Schlacht bei Fontenoy, verrathen mehr als eine „schwache Compilation“.

Die im Anschluss an das Siècle de Louis XV geschriebene Histoire du Parlement de Paris zeigt Voltaire's politischen Sinn. Hier wirft er sich zum Anwalt ständischer Vorrechte gegenüber der fürstlichen Autokratie auf. Nicht, als ob er den demokratischen Ideen huldigte, wie sie später die französische Revolution bewegten; das Parlament vertrat nur die Vorrechte der Klassen, in deren Gunst und Anschauung Voltaire lebte. Die Schrift ist oft nur eine Wiederholung dessen, was Voltaire in früheren Schriften erörtert, aber die logische Schärfe einzelner Stellen, besonders die klare Hervorhebung des Unterschiedes der alten Volksparlamente und der einer späteren Zeit, zeigt, wie wenig das Greisenalter seinen Geist abgestumpft hatte.

Zwei andere Schriften sind der Betrachtung der nordischen

Verhältnisse gewidmet; die Geschichte Karl's XII. und Peter des Grossen. Die erste Schrift ist die früheste und sicher die schwächste von Voltaire's historischen Arbeiten. Die Vorliebe für Anekdoten und drastische Uebertreibungen, das Uebermass in der Charakteristik des nordischen Helden, die Flüchtigkeit und Ungenauigkeit im Einzelnen deuten nicht eben einen besonderen Beruf für die Geschichtschreibung an. Der Hass gegen Kirche und Geistlichkeit, und eine Vorliebe für republikanische Freiheit, die dem späteren Voltaire so fern lag, kennzeichnen einzelne Stellen der Schrift. Seitdem Hage (Progr. der Fürstenwalder h. B. 1875) den Nachweis geführt hat, dass die ersten Bücher des Charles XII meist eine unselbständige und ungenaue Compilation des Werkes von Limiers seien, muss der historische Werth des Buches noch geringer erscheinen. Während Voltaire anfänglich als Bewunderer des Schwedenkönigs schrieb, änderte sich im Laufe der Zeit das Verhältniss des Autors zu seiner Schrift. Im „Discours sur l'histoire de Charles XII“ sagt Voltaire, er habe das Leben Karl's XII. als warnendes Beispiel für eroberungssüchtige Fürsten beschrieben. Die gehässige Polemik gegen Norberg und Motraye, bezeichnend für Voltaire's verletzte Eitelkeit, ist für seine Stellung als Historiker ohne Bedeutung.

Als Gegenstück zu dem eroberungssüchtigen Karl XII. wird in Peter dem Grossen der friedliebende, nur auf das Wohl seiner Unterthanen bedachte Regent gefeiert. Ich möchte nicht mit Kreyssig behaupten, dass Voltaire „seine Bewunderung für den nordischen Helden bis zur verdächtigen Schmeichelei steigert“. Welchen Zweck hätte diese Schmeichelei, an wessen Adresse wäre sie gerichtet? Mochte es auch Voltaire's Streben sein, sich in der Gunst der Czarinnen Elisabeth und Katharina zu befestigen, so hatte er diesem Streben schon in sehr directen Schmeicheleien an einzelnen Stellen des Essai Ausdruck gegeben. Die Verherrlichung des Czaren wäre ein unnöthiger Umweg gewesen, welcher bei der mehr deutschen, als russischen Katharina nicht einmal recht zum Ziele geführt hätte. Gewiss war die Bewunderung Voltaire's für den nordischen Czar eine aufrichtige. Unter der Menge der Duodezfürsten erhob sich Peter's Gestalt um so imponi-

render; wie ein Meteor mochte er den Zeitgenossen erscheinen. Zudem war ein neuerungssüchtiger Reformator, der sein Volk aus der Barbarei zu reissen, der Cultur zuzuführen strebte, der mit den kirchlichen Traditionen brach, und die Anmassungen der Geistlichkeit kraftvoll zurückwies, ein Mann im Sinne Voltaire's. Freilich erscheint Peter's Regierung, wie sie Voltaire darstellt, in einseitigem, fast blendendem Lichte. Die Schattenseiten seines Charakters und seiner Regierung, der gewaltthätige Despotismus, die wilde Leidenschaft, die barbarische Rohheit treten hinter der segensreichen reformatorischen Thätigkeit fast ganz zurück. Doch, wo Voltaire den Apologeten des Czaren macht, ist es mit Glück und Geschick. So ist der Abschnitt über die Verurtheilung Alexeis mit kritischer Schärfe und überzeugender Kraft geschrieben.

Nicht ohne Bedeutung war die Geschichte Peter's des Grossen für Voltaire's Zeit durch das sorgfältige Eingehen auf die inneren Zustände und Umwälzungen im russischen Reiche. Besondern historischen Werth hat sie durch Publicirung mehrerer Actenstücke, welche die Verurtheilung Alexeis, den Frieden zu Neustadt und die Krönung Katharina's I. betreffen.

Der Geschichte selbst geht eine „kritisch-historische Vorrede“ voran, in der Voltaire seinen aus dem Essai, den Remarques und den Nouvelles considérations schon bekannten sceptischen Standpunkt mit weniger Schärfe und Uebertreibung vertritt, allein so sehr er hier den überlegenen Kritiker spielt, jene Vorrede ist eine schlecht verhüllte oratio pro domo.

Der Gegensatz jener höfischen Geschichtswerke zu dem Essai und den früheren kritischen Abhandlungen bezeichnet doch nur die Zweiseitigkeit in Voltaire's innerstem Wesen. Als Prophet der kommenden Zeit und zugleich als Schmeichler und Bewunderer des „alten Regimes“ muss jener widerspruchsvolle Charakter erscheinen.

Citate habe ich im Interesse der Raumersparniss möglichst vermieden, der Kenner der französischen Geschichtschreibung wird leicht die Stellen herausfinden, welche Ausgangspunkte der Kritik waren.

Untersuchungen
über das Leben Mathurin Régnier's
und die Abfassungszeit seiner Satiren.

An der Schwelle des siebzehnten Jahrhunderts war die Ronsard'sche Schule, welche seit einem halben Jahrhundert die französische Literatur beherrscht hatte, im Verscheiden; da trat, als schon Malherbe seinen Vernichtungskampf gegen dieselbe begann, ein Mann auf, der alle Vorzüge seiner Vorgänger in sich vereinigte; eine lebhafte Phantasie, eine tiefe Menschenkenntniss, einen echt gallischen Humor, der ihn zum Geistesverwandten eines Rabelais und Villon machte, und einen durch das Studium der Alten geläuterten Sinn für die Form, der die wunderlichen Einfälle einer übersprudelnden Einbildungskraft in ein schönes Gewand zu kleiden verstand. Dieser Dichter war Mathurin Régnier, der letzte und edelste Spross der Ronsard'schen Schule, den Neigung und Studium zur Nachahmung der römischen Satire trieben. Wie seine Vorgänger die Ode und das Epos cultivirt hatten, so begründete er die Gattung der schulgemässen Satire und dies Werk gelang ihm besser als jenen; denn er wusste mit feinem Gefühl die Abgeschmacktheiten einer knechtischen Nachahmung zu vermeiden.

Dass dennoch sein Erscheinen seiner Partei keine neue Lebenskraft mehr geben konnte, hat mehrere Gründe. Ronsard, Desportes und ihre Anhänger waren von ihrer Zeit mit einer Bewunderung verehrt worden, von der die Literatur anderer Völker kaum ein Beispiel hat; es lag in der Natur der

Sache, dass diesem Uebermass des Beifalls, der überdies einer unfranzösischen, aufgedrängten Geistesarbeit gezollt wurde, eine Abspannung und Entnüchterung folgte, welche sich von den hochgepriesenen Gegenständen gleichgültig abwandte. Ferner war Régnier nicht der Mann, der einen Kampf auszufechten den Willen oder die Kraft hatte; er ist „der gute Régnier", wie seine Zeitgenossen ihn nennen, immer schlagfertig mit Geist und beissendem Witz, aber nicht energisch genug, um einen dauernden Kampf aufzunehmen oder der Mittelpunkt einer Partei zu werden.

Doch wenn es Régnier auch nicht gelang, der Schule, zu der er sich bekannte, neue Kraft einzuflössen, so wird er doch immer als ein würdiges Mitglied der grossen Familie betrachtet werden, auf welche der „esprit gaulois", wie die französischen Literarhistoriker es nennen, sich ausgegossen hat, zu welcher Villon, Rabelais, Lafontaine und Molière zählen. Er ist, wie sie, ein Lieblingsdichter der Franzosen geworden; einen Beweis dafür geben die zahlreichen Ausgaben, die von seinen Werken erschienen sind. Selbst Malherbe spendet ihm, wenn auch beschränktes Lob, später Boiteau. Der Kreis seiner Verehrer hat sich besonders seit dem Erscheinen des Tableau de la Poésie française au XVIe siècle und dem Entstehen der romantischen Schule bedeutend erweitert.

Und doch wissen wir von dem Leben dieses Mannes, dessen Muse im Dienste Heinrich's IV. stand, sehr wenig; er theilt hierin das Schicksal seines grossen Zeitgenossen Shakspere. Nur ist der Mangel von Nachrichten in Bezug auf Régnier schwerer zu erklären. Die Werke des grossen brittischen Dichters waren eine Zeit lang fast vergessen; Régnier's Gedichte gewannen durch die Länge der Zeit an Bewunderern; die ununterbrochene Reihe von Ausgaben beweist, dass er immer gelesen wurde, im Gegensatz zu seinen Vorgängern Ronsard und Desportes, die in Vergessenheit geriethen. Was ist also der Grund dieser Lücke? Er ist in Régnier's Charakter selbst zu suchen. Aus seinen Werken tritt uns das Bild eines leichtsinnigen, gutmüthigen Mannes entgegen, welcher lebt „sans nul pensement", unbekümmert um die Zukunft; er spricht von sich selbst nur, wenn die Noth ihn treibt; daher

kommt es, dass die Satiren aus der ersten Periode, in der das Glück ihm wenig günstig war, manche Mittheilungen über sein Leben enthalten; in der letzten Zeit, als sein Loos sich besser gestaltete, werden diese Andeutungen immer seltener.

Wenn Régnier wenig über sich selbst sagt, so sind seine Zeitgenossen in dieser Beziehung noch schweigsamer. Sein Name wird in gleichzeitigen Schriften äusserst selten erwähnt. Der Erste, der einige Daten über sein Leben zusammenstellte, war Brossette, in seiner 1733 erschienenen Ausgabe der Régnier'schen Satiren. Jedoch sind, wie wir später nachweisen werden, nicht alle seine Angaben richtig.

Im Folgenden wollen wir nun, besonders von seinen Satiren selbst ausgehend, einiges Licht über Régnier's Leben zu verbreiten suchen,* und hieran knüpft sich von selbst eine andere Frage, die Frage der Abfassungszeit seiner Satiren. Man kann das Leben des Dichters nicht behandeln, ohne zu versuchen, seine Satiren chronologisch zu ordnen, und umgekehrt führt eine chronologische Anordnung seiner Satiren immer wieder auf die Biographie des Dichters zurück. Wenn wir beide Gegenstände zugleich behandeln, werden wir nicht nur einen tieferen Einblick in seine Lebensverhältnisse, sondern auch ein sichereres Urtheil über die Entwickelung seines dichterischen Talents gewinnen.

Was Brossette über Régnier's Biographie berichtet, beschränkt sich auf folgende wenige Daten. Mathurin Régnier wurde am 21. December 1573 in Chartres geboren. Er war der älteste Sohn Jacques Régnier's und der Simone Desportes, der Schwester des berühmten Dichters. Sein Vater zählte zu den angesehensten Bürgern von Chartres. Dieser starb 1597 in Paris, wohin er gegangen war, um als Abgesandter die Interessen seiner Stadt zu vertreten. Régnier's Mutter starb 1629. Er erhielt die Tonsur am 31. März 1582** von dem

* Dies scheint um so weniger überflüssig, als in mehreren Literaturgeschichten irrige Daten angeführt sind. Kreissig lässt ihn in seiner Jugend in Paris studiren, erst 1598 in den Dienst des Cardinals Joyeuse treten und schon 1604 sein Canonicat in Besitz nehmen.

** Lucien Merlet (archiviste du département d'Eure-et-Loir) hat in der Zeitschrift Le Beauceron bewiesen, dass dies am 31. März 1584 geschah.



Bischof von Chartres, Nicolas de Thou. Einige Jahre später erhielt er par dévolut ein Canonicat an der Kirche von Notre Dame in Chartres, das er erst am 30. Juli 1604* in Besitz nahm. Er erhielt noch andere Pfründen, und ein Jahrgehalt von 2000 livres, welche ihm Heinrich IV. auf die Abtei von Vaux de Cernay gab, nach dem Tode Desportes', der dieselbe besessen hatte. Régnier starb in Folge seiner Ausschweifungen in Rouen am 22. October 1613.

Wir erfahren hier wenig mehr, als das Datum seiner Geburt, seines Todes und seiner Belehnung mit Pfründen. Von seiner Thätigkeit als Dichter, seiner abenteuerlichen Jugend, seinen Reisen, seinem Leben am Hofe wird nichts berichtet. Wir müssen versuchen, das Bild aus seinen Werken selbst zu vervollständigen.

Die Satire, die uns zuerst einen Einblick in seine Lebensverhältnisse thun lässt, ist die zweite. Die Stelle, die wir als Ausgangspunkt nehmen müssen, befindet sich dort im 59.—78. Verse und hat ungefähr folgenden Inhalt. „Ich verliess noch ganz jung Frankreich, sagt Régnier, voll von Hoffnungen und folgte dem Hofe eines Prälaten; wie ein Höfling musste ich meine Natur ändern, unter vielen Gefahren und Entbehrungen ihn begleiten. Doch hielt ich tapfer aus und glaube ihm sogar öfters gute Dienste geleistet zu haben. Ich opferte meine Freiheit und erschien an seiner Seite in der Oeffentlichkeit, in der Kirche, im Zimmer, bei Tafel, und glaube ihm manchmal angenehm gewesen zu sein. Aber zuletzt habe ich erkannt, dass Treue wenig Früchte trägt; denn für die verflossenen zehn Jahre ist mir kein anderer Lohn geworden, als der Gedanke, dass ich sie ohne Bedauern verschwendet habe.

N'ayant autre intérêt de dix ans jà passéz
Sinon que sans regret, je les ai despassez.

Wer ist dieser Prälat? Es kann nur, wie Brossette richtig vermuthet hat, der Cardinal von Joyeuse gewesen sein. Denn die Reisen fanden, wie in der dritten Satire erwähnt

* Lucien Merlet hat in den Archiven entdeckt, dass er dies Canoniact erst am 30. Juli 1609 erhielt. Seltsamer Weise erwähnt Régnier das Canonicat an keiner Stelle.

wird, nach Italien statt. Die Bezeichnung „cour“ in dieser und „prince“ in der folgenden Satire kann sich nur auf einen so hervorragenden Kirchenfürsten, wie der Cardinal von Joyeuse war, beziehen. Hierin hat Brossette Recht; er und Pierre Jannet,* der sich mit allzu grosser Genauigkeit an seinen Vorgänger hält, begehen aber einen Irrthum in der Zeitbestimmung dieser Reisen. Sie nehmen an, Régnier habe den Cardinal von 1593 an begleitet. Er müsste also, da, wie er selbst sagt, seine Begleitung zehn Jahre lang dauerte, bis 1603 seinem Herrn gefolgt sein. Dies ist aber unmöglich, da er 1603 mit einem neuen Herrn, Philippe von Béthune, dem Bruder des Herzogs von Sully, in Rom war. Um diesen Widerspruch zu lösen, müssen wir also die Reise früher legen. Jedoch lässt sich diese Verschiebung mit dem, was wir über Régnier's Jugend und die Wirksamkeit des Cardinal von Joyeuse wissen, vereinigen? Gehen wir zunächst auf Régnier's Jugendzeit ein.

Wie Brossette erwähnt, war Régnier's Vater ein angesehener Bürger von Chartres; doch scheint derselbe wenig Einfluss auf ihn gehabt zu haben. Er erwähnt ihn nur zweimal, in der vierten und zwölften Satire, und an beiden Stellen scheint ihn weniger die Pietät, als die Neigung zur Nachahmung römischer Vorbilder dazu bewogen zu haben. Dagegen spricht er wiederholt und mit der grössten Begeisterung von seinem Oheim Desportes, dem Liebling Heinrich's III., dem gefeierten und einflussreichen Dichter, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Desportes wohnte bis zum Jahre 1591 in Chartres und versammelte um sich einen Kreis von Bewunderern; er war durch die Freigebigkeit Heinrich's III. und der Günstlinge desselben mit weltlichen Gütern reichlich bedacht worden. Seine Stellung war um so beneidenswerther, als er durch seine Freundschaft mit den höchsten Persönlichkeiten und seine diplomatische Geschicklichkeit auch politischen Einfluss besass. Für den Neffen musste dieser Glanz etwas Verlockendes haben, und der Wunsch lag nahe, es dem Oheim gleich zu thun, und dieser, der seine dichterische Begabung auf den Neffen vererbt

* Oeuvres complètes de Régnier avec préface, notes et glossaire par P. Jannet. Paris 1869.

sah, musste ihn in diesem Wunsche um so mehr bestärken, als er durch seine Verbindungen die Laufbahn ihm ebnen konnte.

Aber diese glänzenden Hoffnungen, mit denen der Jüngling sich schmeicheln mochte, wurden zerstört durch ein grosses politisches Ereigniss, die Ermordung Heinrich's III., welches nicht nur Frankreichs Geschichte, sondern auch Régnier's Leben eine andere Wendung gab. Auch in Chartres entstanden politische Spaltungen; der grösste Theil der Bürger bekannte sich zur Ligue, auch Régnier's Vater und Desportes. Der Letztere begann nun eine nicht unbedeutende politische Rolle zu spielen. Als bevorzugter Günstling Heinrich's III. war er mit dem Herzog von Joyeuse, der in der Schlacht bei Coutras fiel, bekannt geworden und durch diesen mit dessen Vetter, dem Admiral von Villars, der jetzt als Gegner Heinrich's IV. auftrat. An diesen mächtigen Liguisten schloss sich Desportes jetzt an und wurde sein diplomatischer Rathgeber. Wir finden ihn zusammen mit dem Admiral in Rouen, dem Hort der Ligue, welcher noch widerstand, als die Schlacht von Ivry geschlagen und Chartres erobert war. Welche angesehene Stellung er in dieser Zeit einnahm, geht daraus hervor, dass in einer kurzen Geschichte Rouens (aus dem Jahre 1591) in einem Widmungsgedichte an Villars Desportes' Name neben dem des Admirals erscheint.

Tu as
Comme un bon pilote empoigne l'aviron
Au plus fort du danger, conseillé de Tiron *
Pour défendre Rouen.

In den darauf folgenden Unterhandlungen mit Heinrich IV. spielt er den diplomatischen Vermittler. Sully sagt von ihm: Il eut une grande part dans toutes ces affaires: sa conduite fut pleine de sincérité et de droiture, wie denn überhaupt der Herzog von Sully mit grosser Achtung von ihm spricht.

Es ist kaum zu bezweifeln, dass Desportes seinen Einfluss zu Gunsten seines Neffen geltend machte. Wir wissen nicht, ob Régnier, der damals 17 Jahr alt war, ihm nach Rouen

* l'abbé de Tiron, Desportes.

folgte; höchst wahrscheinlich ist es, da auch sein Vater als Liguist ins Gefängniss geworfen worden war. Verschiedene Gründe lassen ferner vermuthen, dass Régnier von Desportes dem Cardinal von Joyeuse empfohlen wurde. Erstens war er mit dieser Familie bekannt, wie wir schon erwähnt haben; ferner konnte er in dieser Angelegenheit auf die Unterstützung des Admirals Villars rechnen, der ein empfehlendes Wort bei dem Cardinal, seinem Vetter, gewiss gern einlegte. Desportes wollte offenbar seinen Neffen die Vortheile der Laufbahn geniessen lassen, die er selbst durchschritten hatte. Er selbst war als junger Mann mit einem Bischof nach Italien gereist; vielleicht konnte sein Neffe mit einem Cardinal auch sein Glück machen. Desportes hatte an der Quelle selbst die Poesie der Italiener kennen gelernt, die damals neben den antiken Vorbildern in Frankreich massgebend war; so ergriff er gern die Gelegenheit, den Jüngling, dessen dichterisches Talent sich jetzt zu entfalten begann, in dieselbe Schule zu schicken, der er so viel zu verdanken hatte. Welchen Schutz hätte er auch dem Neffen in Frankreich gewähren können, welches von blutigen Bürgerkriegen zerrissen war?

Wir kommen nun auf jene oben erwähnte Stelle der zweiten Satire zurück. Wir hatten dargethan, dass die Reise mit dem Cardinal vor 1593 begonnen haben muss. Es fragt sich, hat der Cardinal schon früher Reisen nach Italien gemacht. In einer Geschichte der Päpste* und der Gallia purpurata von Pierre Frizon findet sich die Notiz, dass Joyeuse allerdings im Jahre 1591 nach Italien ging und Ende Januar 1592 in Rom eintraf, um den Papst Clemens VIII. zu wählen. In diesem Jahre (1591) also muss Régnier in die Dienste des Cardinals getreten sein, und dieses Datum lässt sich auch mit den anderen Zeitbestimmungen und Thatsachen vereinigen.

Régnier begleitete also den Cardinal von Joyeuse 10 Jahre lang, von 1591 bis 1601. Ueber seine Erlebnisse in dieser Zeit wissen wir so gut wie Nichts, er spricht sich darüber nur ganz kurz in der zweiten Satire aus. Aus dem Journal de l'Estoile

---

* Histoire des Papes depuis St. Pierre jusqu'à Benoit XIII. A la Haye, chez Scheurleer, 1734.

ersehen wir, dass der Cardinal eine zweite Reise nach Rom unternahm im Auftrage des Herzogs von Mayenne. Es ist die, welche Brossette im Sinne hat. Im November 1600 erscheint er in Marseille, in der glänzenden Versammlung, welche die aus Italien angekommene Marie von Medici begrüsst; auch bei den Vermählungsfeierlichkeiten in Lyon war er zugegen. Von Lyon ging dann der ganze Hof gegen Ende des Jahres nach Paris.

Wie Régnier selbst berichtet, sah er nach der Rückkehr nach Frankreich seine Hoffnungen nicht erfüllt. Der Cardinal von Joyeuse, dem es leicht gewesen wäre, ihm durch seine Verbindungen nützlich zu sein, belohnte seine Dienste nicht. Régnier schwankte eine Zeit lang, ob er ihm ferner folgen oder einen andern Herrn suchen sollte. In dieser bedrängten Zeit war er, sei es, dass seine Erstlingswerke ihm schon Ruf verschafft hatten oder dass Desportes sich für ihn verwandte, mit den angesehensten Höflingen bekannt geworden, dem Grafen von Cramail, einem Schöngeist, der selbst Dichter war, und dem Marquis von Coeuvres, dem Bruder der schönen Gabrielle d'Estrées, der Geliebten Heinrich's IV. An diese beiden Gönner richtete Régnier zwei Satiren. Ehe wir jedoch das Leben des Dichters weiter verfolgen, müssen wir einen Blick auf seine Werke und die verschiedenen Ausgaben derselben werfen.

Die erste Ausgabe der Régnier'schen Satiren erschien in Paris 1608. Sie enthielt die Widmung an den König, die Ode Motin's und zehn Satiren, nach der Ausgabe von Brossette die ersten neun und die zwölfte, und ausserdem den Discours au Roi. In der zweiten Ausgabe (1609) erschienen zwei neue Satiren, die zehnte und elfte der Brossette'schen Ausgabe. Die dritte Ausgabe (1612) enthielt die dreizehnte Satire (Macette). In der vierten Ausgabe (1613) erschien die vierzehnte Satire (J'ai pris cent fois), die fünfzehnte (Oui, j'écris rarement), die an Fourquevaux gerichtete (in Brossette die II. Epistel), das Gedicht Non non, j'ai trop de coeur, für Heinrich IV. verfasst (in Brossette die erste Elegie), zwei Elegies zélotypiques, Impuissance, imitation d'Ovide und andere kleinere Gedichte. In einer späteren Ausgabe (Leiden, Elzévir

1652) erschienen noch zwei neue Satiren, N'avoir crainte de rien und Perclus d'une jambe.

Das Princip, nach welchem die Satiren in diesen Ausgaben geordnet sind, ist nicht das chronologische. So musste z. B. die an den König gerichtete Satire am Anfange stehen. In der zweiten Ausgabe wurde die zehnte und elfte Satire vor die zwölfte gestellt, obgleich diese schon in der ersten Ausgabe vorhanden war.

Die dichterischen Erstlingsversuche Régnier's sind uns nicht erhalten worden. Von den durch den Druck überlieferten Satiren ist die an den Grafen von Caramain oder Cramail (Satire II) der Zeit nach die erste. Sie muss im Jahre 1601 gedichtet sein. Régnier erwähnt darin die zehn Jahre, die er nutzlos in der Begleitung des Cardinals von Joyeuse zugebracht hat. Er beabsichtigt zwar noch, ihm weiter zu dienen (J'irai revoir mon maistre et lui dire bonjour). Dieser Entschluss ist aber in der dritten Satire (an den Marquis von Coeuvres gerichtet), welche sich chronologisch an die zweite eng anschliesst, schon wankend geworden.

> Marquis, que doy-je faire en ceste incertitude?
> Dois-je, las de courir, me remettre à l'estude . . .
> Ou si, continuant à courtiser mon maistre
> Je me doy jusqu'au bout d'esperance repaistre
> Courtisan morfondu, frenetique et resoeur
> Portrait de la disgrace et de la defaveur;
> Puis, sans avoir du bien, troublé de resverie
> Mourir dessus un coffre, en une hostellerie
> En Thoscane, en Savoye, ou dans quelque autre lieu
> Sans pouvoir faire paix ou trefve avec Dieu?

Der Marquis, welcher sich, wie die Memoiren Sully's und Bassompierre's erwähnen, stets in der Nähe des Königs befand, hatte Régnier, mit dem er dem Ton der Satire nach auf freundschaftlichem Fusse stand, aufgefordert, sein Glück am Hofe zu versuchen. Der Dichter verspricht sich wenig davon; er hält sich für zu wenig gewandt, trop rustique et mélancolique. Er habe keine Anlagen, sich zu verstellen, zu schmeicheln. Jedoch war diese ablehnende Haltung nicht ernst gemeint. Sie erklärt sich durch die Verstimmung, die sein bisher verfehltes Leben in ihm erregt hat.

Ungefähr in dieselbe Zeit, auch in das Jahr 1601, fällt die vierte Satire. Sie ist an den Dichter Motin gerichtet, der später die erste Ausgabe seiner Satiren mit einer panegyrischen Ode begleitete. In dieser Satire behandelt Régnier dasselbe Thema, wie in der zweiten und dritten. Ich hätte, ruft er aus, besser gethan zu studiren, um Arzt oder Jurist zu werden, als der Dichtkunst mich zu widmen, die jetzt verachtet ist und keinen Gewinn bringt. Dieser Gedanke ist hier fast mit denselben Worten ausgedrückt wie in Sat. III.

Sat. III, 53. 54:

> Si la science pauvre, affreuse et mesprisée
> Sert au peuple de fable, aux plus grands de risée.

Sat. IV, 101. 2:

> Inutile science, ingrate et mesprisée
> Qui sert de fable au peuple et aux grands de risée.

eine Uebereinstimmung, welche die nahe Aufeinanderfolge der beiden Satiren sehr wahrscheinlich macht.

Hier tritt ein wichtiger Wendepunkt in Régnier's Leben ein; das Glück begann ihm zu lächeln. Er wurde, vielleicht durch Desportes' Vermittelung, der bei dem Herzog von Sully in hohem Ansehen stand, mit dessen Bruder, dem Grafen Philippe von Béthune bekannt und trat in dessen Dienste. Der Graf wurde Ende September oder Anfang October 1601, wie Sully in seinen Memoiren berichtet, zum französischen Gesandten in Rom ernannt und blieb dort bis zur Mitte November 1605.* Dass Régnier ihn dorthin begleitete, wissen wir bestimmt aus der vierten Satire, die dem Grafen gewidmet und in Rom gedichtet ist. Ueber seine Thätigkeit in Rom ist nichts bekannt. Sein neuer Herr muss jedenfalls mit ihm zufrieden gewesen sein; denn nach seiner zweiten Rückkehr aus Rom, die Ende 1605 oder Anfang 1606 erfolgte, klagt der Dichter nicht mehr über die geringen Erfolge seiner Arbeit. Was er in seiner dritten Satire so sehnlich gewünscht hatte,

> un simple bénéfice, et quelque peu de nom

---

* Nicht bis zum 6. Juni, wie Brossette behauptet.

wurde ihm jetzt zu Theil. Er erfreute sich sogar der Ehre, dem Könige vorgestellt zu werden, der ihn huldvoll aufgenommen haben muss; denn der Dichter empfing nicht nur Beweise seiner königlichen Freigebigkeit, sondern auch die Erlaubniss, einige Gedichte ihm zu widmen. Dadurch war er in die Zahl der ersten Dichter Frankreichs aufgenommen.

Es ist hier die Stelle, zu untersuchen, in welche Zeit die erste Satire zu verlegen ist. In der in Prosa abgefassten Dedication an den König sagt Régnier: Je m'étais jusques ici résolu de témoigner par l e s i l e n c e le respect que je dois à Votre Majesté. Die folgende Satire ist also das erste Gedicht, das er an den König richtet. Die erste Satire muss demnach vor dem Discours au Roi entstanden sein. Wenn wir also die Entstehungszeit des Discours gefunden haben, wissen wir den Termin, vor welchem die erste Satire gedichtet ist. Der Discours ist ein Lobgedicht auf Heinrich IV., welches in schönen Versen seine Heldenthaten feiert. Der Dichter preist Frankreich glücklich, dass es jetzt die Wohlthaten des Friedens geniesst, und wendet sich dann an einen aufständischen Grossen, der allein des Friedens überdrüssig ist. Régnier lässt Frankreich, das er in das allegorische Gewand einer Nymphe kleidet, strafende Worte an ihn richten: Was hoffest Du durch den Widerstand gegen Deinen eigenen Fürsten zu gewinnen? Erwartest Du vielleicht, dass Dir der junge König von Spanien eine Provinz in der neuen Welt giebt? Wenn Dein Blut, das, wie Du sagst, von Ogier oder Roland abstammt, zu heiss ist und Dein Muth zu unbändig, um im Frieden zu rosten, so gehe nach Flandern und Deutschland, um dort zu kämpfen. Nirgend wirst Du einen König finden, der dem unserigen gleicht. Welche Heldenthaten hat der junge König von Spanien ausgeführt, dass Du für seine Sache ein Verräther an Deinem Vaterlande werden willst?

Wer ist dieser Empörer? Brossette meint, es sei der Herzog von Mercoeur. Doch war dessen Widerstand nicht von grosser Bedeutung und schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts gebrochen. Während des Processes und der Hinrichtung Biron's, an den man wohl zunächst denken könnte, war Régnier in Rom. Es bleibt nur übrig, das Gedicht auf

den Herzog von Bouillon zu beziehen, das Haupt der protestantischen Partei, der dem Dichter, einem guten Katholiken, schon aus diesem Grunde verhasst war. Auf den Herzog, dessen Betragen am Hofe schweren Verdacht erregte, würden die erwähnten Anspielungen passen, besonders die Beziehungen zu Spanien. Auf Anrathen Sully's, der über diese Angelegenheit im 23. Buch seiner Memoiren genau berichtet, unternahm Heinrich IV. Ende März 1606 einen förmlichen Feldzug gegen den Empörer, dessen Residenz und Feldlager in Sedan war. Die Sache wurde zwar gütlich beigelegt; jedoch war ganz Frankreich mit gespannter Aufmerksamkeit dieser Expedition gefolgt, die leicht das Vorspiel verhängnissvoller Ereignisse hätte werden können.

Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir den Discours au Roi in den März 1606 verlegen. Das stimmt auch damit überein, was Racan im Leben Malherbe's über dieses Gedicht berichtet. Malherbe habe Régnier wegen der allegorischen Darstellung Frankreichs als einer Nymphe, die von einer Hydra verfolgt und vom Könige gerettet wird, getadelt und ihn gefragt, wo dies Alles geschehen sei; er wohne schon 50 Jahre in Frankreich, habe aber Nichts davon gesehen. Da Malherbe 1556 geboren ist, würde somit unsere oben aufgestellte Annahme bestätigt werden.

Da die erste Satire vor dem Discours au Roi entstanden ist, muss sie vor dem März 1606 geschrieben sein. Es fragt sich nun, ist sie vor seinem zweiten Aufenthalt in Rom verfasst oder nachher. In der Anrede an den König findet sich die Bemerkung, maintenant que le roi m'a fait du bien, die darauf hinweist, dass sie nach der Rückkehr aus Rom mit dem Grafen Béthune zu verlegen ist. Denn im Jahre 1601 konnte ihm der König noch keine Beweise seiner Gunst gegeben haben; wäre es der Fall gewesen, so würde Régnier kaum den Entschluss gefasst haben, eine zweite beschwerliche Reise nach Rom zu unternehmen, nachdem die erste so wenig befriedigend ausgefallen war. Er verstand sich gewiss nur aus Noth dazu. Wir müssen die erste Satire also in den Anfang des Jahres 1606 legen.

Da nun aber die gedruckte Ausgabe erst 1608 erschien,

so ist ferner anzunehmen, dass Régnier eine ganz andere Ausgabe dem König dedicirte. Dies wird unzweifelhaft, wenn wir den Inhalt der ersten Satire näher ins Auge fassen. Régnier bittet darin den König, die folgenden Verse zu lesen, in denen er seine noch junge Kraft übe, wie die Pagen in den Fechtstunden.* Er spricht also von sich wie ein Schriftsteller, der seine Laufbahn erst beginnt. Zu diesen Erstlingswerken hätte Régnier aber unmöglich auch bei der grössten Bescheidenheit eine Satire wie die neunte rechnen können, in welcher er die Schule Ronsard's und Desportes' mit einer Begeisterung vertheidigt, welche dieses Gedicht den besten Erzeugnissen der französischen Literatur an die Seite stellt. Ebenso wenig hätte er als Anfänger über den Erfolg seiner dichterischen Thätigkeit sagen können (Sat. XII):

Chacun taille, rogne, glose sur mes vers.

Régnier muss also vor dem Erscheinen der gedruckten Ausgabe dem Könige als Zeichen seiner Dankbarkeit ein geschriebenes Exemplar, in dem er ausgesuchte Satiren aufnahm, vielleicht auch andere als die, welche er später durch den Druck veröffentlichte, dedicirt haben. Diese Annahme ist um so berechtigter, als die Sitte, die Werke im Manuscript herauszugeben und circuliren zu lassen, damals ganz gebräuchlich war. Es war dies eine Art von Feuerprobe, durch welche das edle Metall von den Schlacken gesondert wurde, gleichsam eine Prüfung, in welcher das Publicum als Richter darüber entschied, ob ein Werk des Druckes werth war oder nicht.

Vom Jahre 1606 an beginnt für Régnier eine glücklichere Zeit, die fruchtbarste seiner dichterischen Laufbahn. Er wird vom Könige und den Höflingen begünstigt, er erhält ein Jahrgehalt, nach Desportes' Tode (October 1606) eine Abtei (Vaux de Cernay). Jetzt hatte er Musse, sich eingehender mit den römischen Vorbildern, besonders mit Horaz, zu beschäftigen. Er hatte zwar vor einigen Jahren gesagt

* Dies bezieht sich wahrscheinlich auf die Fechtübungen, welche die jungen Edelleute im Arsenal unter Sully's Leitung vornahmen.

Il faut recognoistre la trace
du libre Juvenal; trop discret est Horace
Pour un homme picqué.

Doch werden seine Nachahmungen des Juvenal immer seltener. Dagegen zeigen seine späteren Satiren ein fleissiges Studium des Horaz. Er erkannte, dass seine Neigung und seine Begabung grundverschieden waren von dem bittern Ernst und dem beissenden Spott Juvénal's; ihm entsprach mehr die leichte, scherzende Art des Horaz und Ovid.

Eine Frucht seiner Beschäftigung mit dem ersteren ist seine achte Satire, welche der neunten Satire (1. Buch) des Horaz nachgebildet ist. Die Abfassungszeit dieses Gedichts lässt sich ziemlich genau bestimmen. Sie muss vor dem Tode Desportes' geschrieben sein. Der Schwätzer erwähnt, dass der Pont-Neuf seiner Vollendung entgegengeht. Dies war um die Mitte des Jahres 1606. Einen noch sichereren Anhalt würde das in der Satire erwähnte Edit contre les Clinquant bieten. Brossette giebt den November 1606 an. Doch scheint dieses Datum wieder irrig, da es sich mit Desportes' Todesdatum nicht vereinigen lässt. Leider giebt weder das Journal de l'Estoile, noch der Mercure français, noch die gleichzeitigen Memoiren Auskunft über dieses Edict.

Eine andere Satire, in der Régnier mit grossem Geschick einen Abschnitt aus der Ars poetica des Horaz nachbildet, ist die fünfte. Die Bestimmung der Entstehungszeit dieses Gedichts ist sehr schwierig, da sich keinerlei Anspielung auf gleichzeitige Verhältnisse darin vorfindet. Es ist an den Dichter Bertaut gerichtet. Die Ueberschrift A Monsieur Bertaut, evesque de Sées lässt vermuthen, dass es während oder nach dem Jahre 1606 abgefasst wurde, da der König in diesem Jahre Bertaut zum Bischof von Sées machte. Man könnte zwar einwenden, dass die Satire früher entstanden und dass der Titel erst in der gedruckten Ausgabe hinzugefügt worden sei. Jedoch ist Form und Inhalt derselben zu vollendet, als dass man sie mit seinen drei ersten Satiren auf eine Stufe stellen könnte.

Ebenso schwer lässt sich eine genaue Zeitbestimmung der neunten Satire finden, in welcher Régnier gegen Malherbe und

seine Schule auftritt. In dem Leben Malherbe's von Racan wird erzählt, Malherbe sei mit Régnier bei Desportes zu Gaste gewesen; vor der Mahlzeit habe Desportes dem gefürchteten Kritiker ein Exemplar seiner Psalmenübersetzung überreichen wollen. Darauf habe Malherbe erwidert, er solle sich nicht bemühen, sie sei ihm schon bekannt. Seine Suppe sei besser als seine Psalmen. Man habe sich dann zu Tische gesetzt; die Unterhaltung sei aber sehr einsilbig gewesen. Seit jener Zeit sei Desportes ein erbitterter Feind Malherbe's geworden und Régnier habe, um ihn zu rächen, die neunte Satire geschrieben. Diese anekdotenhafte Erzählung ist nicht verbürgt; es ist nicht glaublich, dass zwischen Desportes, dem populärsten der Ronsard'schen Schule, und Malherbe, der bekannt war wegen seiner rücksichtslosen Kritik, ein freundschaftliches Verhältniss gewaltet hat. Sainte-Beuve erwähnt ein noch existirendes Exemplar von Desportes, welches von Malherbe's kritischer Hand corrigirt war. Er bemerkt darüber: Nous aurions peine à rendre la fâcheuse impression qu'a produite sur notre esprit le rigorisme, la malveillance et la mauvaise foi de ces notes. Malherbe n'était certainement pas de sang-froid en les écrivant. — Bei dieser Gesinnung ist eine Annäherung kaum denkbar. Wie es sich aber auch mit der Wahrheit des ersten Theils jener Anekdote verhalten mag, man wird mit vollem Rechte an der des zweiten Theils, welcher die Entstehung der neunten Satire erklärt, zweifeln. Eine aufmerksame Lecture dieses Gedichts macht es vollständig unwahrscheinlich, dass Régnier lediglich in Folge einer tactlosen Aeusserung Malherbe's die satirische Geissel geschwungen und so eine kleinliche Rache ausgeübt habe. Er sollte vor jener peinlichen Scene an Desportes' Tafel das anmassende Gebahren der kritischen Schule ruhig angesehen, und dann plötzlich in Folge eines vorschnellen, verletzenden Wortes seiner Galle Luft gemacht haben? Der Grund dieser erbitterten Feindschaft lag tiefer; der Zorn des Satirikers kam zum Ausbruch, weil er selbst persönlich beleidigt war. Régnier deutet das Wort Malherbe's, das ihn so tief gekränkt hatte, an. Es befindet sich im 15. Verse (Sat. IX):

Si j'eus l'esprit d'ignorance abbattu
Je l'eus au moins si bon, que j'aymai ta vertu

Contraire à ces resveurs dont la Muse insolente
Censurant les plus vieux, arrogamment se vante
De reformer les vers.

Fast mit denselben Worten beklagt er sich über das harte Urtheil Malherbe's in der XII. Sat.:

Un resveur insolent, d'ignorance m'accuse
Que je ne suis pas net, que trop simple est ma Muse
Que, j'ai l'humeur bizarre, inesgal le cerveau.

Wenn nun aber der in der Erzählung aus dem Leben Malherbe's erwähnte Entstehungsgrund der Satire in das Bereich der Fabel zu verweisen ist, so dürfen wir uns auch bei der Zeitbestimmung derselben nicht von jener Anekdote leiten lassen. Es ist in der ganzen Satire keine einzige Andeutung, welche darauf hinwiese, dass sie noch zu Desportes' Lebzeiten entstanden ist, wie Pierre Jannet es annimmt. Man wird der Wahrheit gewiss nahe kommen, wenn man sie nicht lange vor das Erscheinen der ersten Ausgabe legt, also in das Jahr 1607, nicht weit vor die zwölfte, in der, wie wir gesehen haben, seines Verhältnisses zu Malherbe fast mit denselben Worten Erwähnung gethan wird.

Mit der Feindschaft Régnier's gegen Malherbe scheint das spasshafte Duell des Dichters mit Maynard, dem Lieblingsschüler Malherbe's, in Beziehung zu stehen; freilich sind die Historietten von Tallemant, der darüber berichtet, wenig zuverlässig. Jedoch liegt es nahe, bei den Versen 123—28 (Sat. XII) an einen ähnlichen Vorfall zu denken.

Celuy m'obliger a qui voudra m'excuser;
A son goust toutesfois chacun en peut user.
Quant à ceux du mestier, ils ont de quoy s'ébatre:
Sans aller sur le pré nous nous pouvons combatre
Nous monstrant seulement de la plume ennemis
En ce cas là, du Roy les duels sont permis.

Die zehnte und elfte Satire sind, wie Régnier am Ende der zehnten bemerkt, kurz nach einander entstanden. Sie erschienen zum ersten Mal in der Ausgabe von 1609 und erhielten hier, wir wissen nicht aus welchem Grunde, ihren Platz vor der Satire an Freminet (XII). Jannet wünscht sie in eine frühere Periode zu verlegen, wahrscheinlich im Hinblick auf den jugendlich freien Ton, der in der zehnten Satire herrscht,

und das cynische Thema der elften Satire, in der Régnier in unumwundener Schilderung unsauberer Scenen Rabelais nichts nachgiebt. Doch ist diese Annahme Jannet's falsch. Eine Stelle der zehnten Satire giebt uns einen festen Anhalt, um die Entstehungszeit beider Gedichte zu fixiren. Régnier spricht von einem Höfling, der ihn, ähnlich dem Importun der achten Satire, mit seiner Unterhaltung belästigt. Sie sprechen zuerst von gleichgültigen Dingen und dann von einem gewissen Dom Pedro, der am Hofe angekommen sei und der nun wieder abreisen könne. Brossette bemerkt hierzu, dieser Mann sei Manriquez, Connétable von Castilien, der im Jahre 1603 nach Frankreich kam, und Jannet druckt diese Anmerkung ab, ohne zu bedenken, dass Régnier 1603 in Rom war. Es ist unzweifelhaft kein Anderer gemeint, als Dom Pedro von Toledo, dessen Aufenthalt am französischen Hofe nicht nur in den Memoiren Sully's (25. Buch), sondern auch in dem zuverlässigen Journal de l'Estoile erwähnt wird. Er kam im Juli 1608 als Gesandter Philipp's von Spanien an den französischen Hof. Diese beiden Gedichte sind also im Juli 1608 entstanden; sie werden dann erst im Manuscript circulirt haben und dann, als das Publicum sie günstig aufnahm, gedruckt worden sein. Höchst wahrscheinlich bezieht sich auf die zehnte und elfte Satire die Bemerkung in dem Registre-journal de Henri IV von l'Estoile (édition Champollion t. II, p. 494) vom 15. Januar 1609:

Le jeudi 15, M. D. P. (Du Puy) m'a presté deux satyres de Régnier, plaisantes et bien faites, comme aussi ce poete excelle en ceste manière d'escrire, mais je me suis contenté de lire, pour ce qu'il est après à les faire imprimer.

Ueber die näheren Lebensumstände Régnier's während dieser Zeit ist wenig bekannt. Aus seinen Satiren geht nur hervor, dass er viel am Hofe und mit Hofleuten verkehrte. Nach Brossette's Bericht beehrte ihn Heinrich IV. zweimal mit dem Auftrage, ein Liebesgedicht zu verfassen, in welchem der König einer angebeteten Schönheit seine zärtliche Zuneigung ausdrückte. Auch mit dem Herzog von Sully war er bekannt; er widmete ihm später eine Satire, deren Ton ein vertrautes Verhältniss voraussetzt. Seine äusseren Verhältnisse hatten

sich so gestaltet, dass er sich sorgenfrei dem Dienst der Muse und dem Studium der Alten, besonders des Horaz, Ovid und Properz hingeben konnte. In seinen Werken kehrt eine Klage über seine Dürftigkeit nicht wieder. Aber das Glück hatte für den Dichter grosse Gefahren, denen er sich nicht zu entziehen vermochte; er ergab sich einem zügellosen, ausschweifenden Lebenswandel, der ihn frühzeitig ins Grab brachte. Er hätte bei regelmässigerer Thätigkeit und andauerndem Studium Bedeutenderes leisten können; aber seine grosse Genusssucht liess ihn zu keiner ruhigen Entwickelung gelangen. Sein unstetes Wesen zeigte sich auch Malherbe gegenüber; er liess es mit dem geistreichen Protest, den er in der neunten Satire gegen die neue Schule eingelegt hatte, bewenden und überliess das Feld einem Gegner, der bei viel geringerer Begabung und trotz der Saumseligkeit seiner Production durch energisches und bewusstes Streben sein Ziel erreichte, der französischen Dichtung neue Bahnen vorzuzeichnen.

Hier ist das Gedicht le Combat de Régnier et de Berthelot (von einem unbekannten Dichter) zu erwähnen. Der dichterische Werth desselben ist gering. Aber da die Nachrichten der gleichzeitigen Literatur so spärlich fliessen, so dürfen wir es, zumal da es über die Person des Dichters interessante Mittheilungen macht, nicht übergehen. Berthelot war, wie Régnier, ein satirischer Dichter, aber von geringerer Bedeutung. Er verkehrte auch am Hofe Heinrich's IV. Seine scharfe Zunge machte ihn aber so verhasst, dass er gezwungen wurde, den Hof zu verlassen. Er erzählt dies in einem Gedichte l'éloignement de la cour, welches sich im Cabinet satyrique befindet. Auch Régnier muss von ihm beleidigt worden sein; es kam zwischen beiden Dichtern auf offener Strasse zu einer lebhaften Scene, in welcher der starke Régnier dem kleinen Berthelot eine unzarte Züchtigung zu Theil werden liess. Ueber diesen Kampf berichtet nun das oben erwähnte Gedicht des unbekannten Verfassers; aber auch Berthelot kommt in seinem Gedicht l'éloignement de la cour darauf zu sprechen. Er nennt zwar Régnier's Namen nicht; allein es kann in den folgenden Versen kein anderer als Régnier gemeint sein:

L'autre jour, j'allai par la rue . . . .
Lorsqu'un grand bougre, mal habile
Qui ne croit point en l'Evangile
Me dit qu'au Louvre, tous les jours
Je faisais de mauvais discours
Et fort à son désavantage.
Je lui respons, comme homme sage:
Monsieur, vous me prenez sans vert --
Alors faisant du furibond
Il me mit le poing sur la joue.
Aussitôt luy faisant la moue
Je fis si bien, qu'il fut batu . . .

Die Uebereinstimmung mit der Schilderung im Combat de Régnier et de Berthelot ist offenbar.

En la saison que les cerises
Combattant la liqueur des vins
Régnier et luy vinrent aux prises
Vers le quartier des Quinze-Vingts
Pour vuider une noise antique
Vaillamment en place publique.

Régnier, ayant sur les espaules
Satin, velours et taffetas,
Méditait pour les bien des Gaules
D'estre envoyé dans les Estats
Et mériter de la Couronne
La pension, qu'elle luy donne;

Il voit d'un oeil plein de rudesse
Semblable à celui d'un jaloux
Regardant l'amant qui caresse
La femme dont il est espoux
Bertelot, de qui l'equipage
Est moindre que celuy d'un page.

Sur luy de fureur il s'advance
Ainsi qu'un Pan vers un Oyson,
Ayant beaucoup plus de fiance
En sa valeur qu'en sa raison,
Et d'abord luy dict plus d'injures
Qu'un Greffier ne faict d'escritures.

Bertelot avec patience,
Souffre ce discours effronté
Soit qu'il le fit par conscience
Ou de crainte d'estre frotté;

Mais à la fin Regnier se joue
D'approcher la main de sa joue.

Aussitost, de colère blesme
Bertelot le charge en ce lieu . . . u. s. w.

Beide Stellen sind wichtig nicht nur der Aufschlüsse wegen, die sie über das Aeussere Régnier's geben, seine ungewöhnliche Grösse, sein heftiges Temperament; die erste weist auch darauf hin, dass das wüste Leben den Dichter in den Ruf der Gottlosigkeit gebracht hatte; die zweite bestätigt, was wir oben behauptet haben, dass Régnier in dieser Zeit* in einer günstigen äusseren Lage sich befunden und mit dem Hofe auf gutem Fusse gestanden haben muss, da er sich Hoffnungen auf die Stelle eines Gesandtschaftssecretairs machen konnte.

Die Ermordung Heinrich's IV. bewirkte in den äusseren Lebensumständen des Dichters insofern keine Aenderung, als er im Genusse seiner Pension blieb, wenn man sie ihm auch, wie er in einer erst 1652 veröffentlichten, aber echten Satire bemerkt, zu verkürzen suchte. Jedoch scheinen seine Beziehungen zum Hofe nicht dieselben geblieben zu sein. Es liegt nahe zu glauben, dass, da die meisten Gönner des Dichters, der Herzog von Sully, der Graf von Cramail, der Marquis von Coeuvres in Folge des Emporkommens neuer Günstlinge sich zurückzogen, auch er dem Hofe sich entfremdete. Ungefähr in diese Zeit fällt die vierzehnte Satire, erst 1613 erschienen. Sie ist zwar ohne Ueberschrift; doch lässt sich nicht daran zweifeln, dass sie an den Herzog von Sully gerichtet ist. Die folgenden Verse können nur auf ihn gedeutet werden:

Pour moy, je n'ay point veu, parmi tant d'avancez
Soit de ce temps icy, soit des siècles passez,
Homme que la fortune ayt tasché d'introduire,
Qui durant le bon veut ait sceu se bien conduire.
Or d'estre cinquante ans aux honneurs eslevé
Des grands et des petits dignement approuvé,

---

* 1606 oder 1607; in diesen Jahren gingen öfters Gesandte nach den Generalstaaten (les Etats), wie Sully im 24. und 25. Buch seiner Memoiren berichtet; zuerst Buzenval, später Jeannin. Einen von diesen Beiden hoffte vielleicht Régnier zu begleiten.

Et de sa vertu propre aux malheurs faire obstacle,
Je n'ay point vu de sots avoir fait ce miracle.
Aussi, pour discerner et le bien et le mal,
Voir tout, congnoistre tout, d'un oeil tousjours égal:
Manier dextrement les desseins de nos Princes;
Respondre à tant de gens de diverses provinces;
Estre des estrangers pour oracle tenu;
Prevoir tout accident avant qu'estre advenu;
Destourner par prudence une mauvaise affaire,
Ce n'est pas chose aysée on trop facile à faire
Voylà comme ou conserve avecq' le jugement
Ce qu'un autre dissipe et perd imprudemment.

Der Plural „de nos Princes“ weist darauf hin, dass die Satire entstand, als Sully unter Ludwig XIII. noch die Staatsgeschäfte leitete, Ende 1610 oder Anfang 1611; zu dieser Zeit zog sich Sully in das Privatleben zurück. Das Gedicht lässt auf das freundschaftliche Verhältniss schliessen, das zwischen dem Herzog und Régnier bestand; das Lob, das der Dichter dem Staatsmann spendet, ist sehr tactvoll. In der ganzen Satire, die einen glänzenden Beweis von den Fortschritten ablegt, die er seit der ersten Satire (1606) bis zu dieser gemacht hat, tritt ein gewisses Selbstgefühl hervor; hier spricht nicht, wie in jener Satire, der Anfänger, den die mangelnde Sicherheit zu Uebertreibungen hinreisst, sondern ein Mann, dessen Ruf begründet ist und der wohl weiss, dass sein Lob etwas gilt.

Im Jahre 1612 erschien die dritte Ausgabe der Satiren, vermehrt um die dreizehnte, die mit Recht als sein Meisterwerk angesehen wird. Es findet sich in ihr keine Andeutung, kein Name, der auf die Zeit der Abfassung einen Schluss zu machen erlaubte. Doch liegt, zumal wenn man die schöne Form und den gediegenen Inhalt in Betracht zieht, kein Grund vor, sie viel vor 1612 zu verlegen. Wir sahen schon, dass, wenn ein Gedicht im Manuscript Beifall fand (wie die zehnte und elfte Satire), es bald durch den Druck veröffentlicht wurde. Man wird nicht fehl gehen, wenn man die Entstehung dieses Gedichts und die Veröffentlichung durch den Druck nicht weit von einander legt.

Die vierte Ausgabe der Satiren erschien 1613, dem Jahre seines Todes (22. October). Aus mehreren Gründen müssen

wir annehmen, dass dieselbe erst nach seinem Tode erfolgte. Wir haben nachgewiesen, dass die vierzehnte Satire, die jetzt erst erschien, schon 1611 gedichtet war. Weshalb veröffentlichte er diese Satire nicht schon in der Ausgabe von 1612? Er hatte sie offenbar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Auffallend ist ferner, dass die Gedichte (mit Ausnahme der Satire an Fourquevaux) ohne Ueberschriften sind; die früheren tragen alle den Namen der Personen, denen sie dedicirt sind. Die Redaction dieser Ausgabe ist nachlässiger und mangelhafter als die der vorhergehenden.

Die Erfahrung lehrt, dass der Ruf eines bedeutenden Schriftstellers durch seinen Tod um das Doppelte wächst; so wird auch der Tod des Satirikers das Interesse des Publicums erhöht und eine neue Ausgabe wünschenswerth gemacht haben. Die Freunde des Dichters werden, um diesem Interesse neue Nahrung zu bieten, diese Satiren und kleineren Gedichte discreterer Natur, die Régnier vielleicht nie veröffentlicht hätte, edirt haben. Ein sehr schätzenswerther Zuwachs ist die fünfzehnte Satire, die an Philippe Hurault de Chiverny, Abt von Royaumont, Bischof von Chartres, gerichtet ist. Wir möchten dies Gedicht vor 1610 legen. Régnier spricht darin wiederholt von seinem Leben am Hofe, von seinem Verkehr mit den Höflingen; es ist nicht glaublich, dass er nach dem Tode Heinrich's IV., der Alles veränderte, dieselben Beziehungen zum Hofe unterhielt.

Einige Jahre nach Régnier's Tode erschienen zwei vermehrte Ausgaben seiner Werke (1616. 1617). Man fügte besonders kleinere Stücke hinzu, meist piquanten Inhalts. Dieses Genre schlüpfriger Poesie war damals sehr beliebt und einige Dichter, z. B. Motin, Sigognes, Berthelot haben es darin zu einer hohen Virtuosität gebracht. Auch Régnier versuchte sich in dieser Gattung, nach dem damaligen Geschmack jedenfalls mit Erfolg. Eine Untersuchung darüber, ob die vielen Gedichte dieser Art, welche unter seinem Namen das Cabinet satyrique zieren, echt sind, würde erfolglos sein und noch dazu sehr unerquicklich; je negativer das Resultat ausfiele, um so ehrenvoller würde es für den Dichter sein.

Zwei neue Satiren erschienen 1652 bei Elzévir in Leiden.

Die erste (Perclus d'une jambe), welche in der Art der Marotschen coq-à-l'âne nur flüchtig hingeworfen ist, muss echt sein, da alle Anspielungen sich auf Régnier beziehen lassen. Die Abfassungszeit des Gedichts lässt sich nicht genau fixiren; jedenfalls ist es nach 1610 entstanden. Es ist das einzige seiner Gedichte, in welchem er den Tod Heinrich's IV. erwähnt. Die Satire ist an einen Freund gerichtet, dessen Name aber nicht genannt wird; vielleicht ist es während seiner letzten Krankheit in Rouen entstanden. Die andere Satire N'avoir crainte de rien ist zwar nach Form und Inhalt gediegen; aber mehrere Gründe sprechen dafür, dass sie nicht von Régnier ist. Unser Dichter nennt nie die Personen bei Namen, die er zum Gegenstande seines Spottes macht. In diesem Gedichte sind zwei Emporkömmlinge erwähnt, Montauban, der, wie das Journal de l'Estoile unter dem März 1604 berichtet, vom Schneider zum reichen Finanzpächter sich emporarbeitete, und Chalange, dessen Name ebenfalls im Journal (Juli 1609) genannt wird. Die folgenden Verse:

En courtisant pourquoy perdrois je tout mon temps
Si de bien et d'honneur mes esprits sont contents?
Pourquoi d'ame et de corps faut-il que je me peine,
Et qu'estant hors du sens aussi bien que d'haleine,
Je suive un financier, soir, matin, froid et chaud,
Si j'ai du bien pour vivre autant comme il m'en faut?
Qui n'a point de procès au Palais n'a que faire.
Un President pour moy n'est non plus qu'un notaire,

lassen sich in keiner Weise auf Régnier beziehen. Wie sollte der Dichter dazu kommen, einem financier zu folgen? Befremdend ist auch die wiederholte Erwähnung des Président, der partisans (Finanzpächter), der Maîtres des requêtes; das sind Kreise, welche unserem Dichter ganz fern lagen. Den besten Beweis der Unechtheit liefert aber der Schluss:

Voilà le vray chemin, franc de crainte et d'envie
Qui doucement nous meine à cette heureuse vie
Que parmi les rochers et les bois desertez
Jeusne, veille, oraison et tant d'austeritez
Ces hermites jadis, ayant l'Esprit pour guide
Cherchèrent si longtemps dedans la Thébaïde.

Dieser fromme Erguss kann aus der Feder eines Régnier nicht geflossen sein. Sainte-Beuve bemerkt mit Recht: Die Poesie Régnier's war „déserte du côté du ciel."

Fassen wir das Resultat unserer Untersuchungen noch einmal zusammen, so erhalten wir folgende chronologische Anordnung der Régnier'schen Satiren. Die erste Gruppe, Sat. II, III und IV, entstand 1601, Sat. VI zwischen 1601 und 1605, Sat. I, der Discours au Roi und Sat. VIII 1606, Sat. IX und XII 1607, Sat. X und XI 1608, Sat. V und VII zwischen 1606 und 1608, Sat. XV vor 1610, Sat. XIV 1611, Sat. XIII 1612. Die letzte würde die 1652 bei Elzévir erschienene (Perclus d'une jambe) sein.

Gotha. Dr. G. Felgner.

Ueber die Etymologie des Wortes Sorge.

Vortrag, gehalten in der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Das Wort Sorge, über dessen Ableitung ich Ihnen einige Vermuthungen vorzutragen mir erlauben will, gehört zu denjenigen unserer Sprache, welche, so häufig sie sich uns zum täglichen Gebrauch im Leben leider! aufdringen, ebenso hartnäckig über ihre Herkunft und Familie Aufklärung zu geben sich weigern. Unsere bewährtesten sprachlichen Genealogen, alias Lexikographen genannt, haben sich in älterer ebenso wie in neuester Zeit vergeblich bemüht, uns darüber genügende Auskunft zu verschaffen. Graff in seinem Althochdeutschen Sprachschatze VI, 274 tappt darüber noch völlig im Dunklen. „Sorga, goth. saurga, angels. sorg, cura, sollicitudo — gehört es,“ fragt er, „zu einer Wurzel sur? Oder zu swar? oder sër? Vielleicht ist auch das lateinische cura zu bedenken!“ Derselben interrogativen und hypothetischen Sprechweise befleissigt sich in diesem Artikel noch die neueste, dritte Auflage des Weigand'schen Wörterbuches, eines in etymologischer Hinsicht sonst so sichern Gewährsmannes. „Sorge“, heisst es bei ihm, „mhd. die sorge, ahd. die soraga, eig. soraka (?) sorga — kommt von dem Plur. des Präteriti eines vorauszusetzenden goth. Wurzelverbums sairgan, ahd. sërkan, serakan (?) = bekümmert sein (?), welches sich mit ableitendem g, ahd. k, auf den Plural eines, ebenfalls vorauszusetzenden älteren goth. Wurzelverbums seiran = „Schmerzempfindung haben“ (?) zurückführen lässt, dessen Singularis

goth. das Subst. sair, ahd. sêr = Schmerz entsprossen sein könnte!“ Lexer, unser trefflicher neuester mittelhochdeutscher Lexikograph, schweigt sich über die Ableitung des Wortes vollständig aus. Frommann, in seiner Bearbeitung von Schmeller's „Bayerischem Wörterbuche“, verweist hinsichtlich der Ableitung des Wortes Sorge seinerseits auf Weigand, und zwar noch auf die zweite Ausgabe von dessen Wörterbuche.

In demselben Dunkel oder Halbdunkel wie der Stammbaum von Mutter Sorge, um mit Sheridan zu personificiren, befinden sich die Personalverhältnisse ihrer zahlreichen Kinder. Ja eines derselben, das Compositum versorgen, tritt in einer der uns geläufigsten und bekanntesten Schriften, nämlich in Luther's „Bibelübersetzung“, in einer Bedeutung auf, welche einem der sorgsamsten Erklärer dieser Uebersetzung vom sprachlichen Standpunkte aus, dem ehrwürdigen Professor Teller, einen tiefen Seufzer über die „fast undurchdringliche Dunkelheit“ derselben auspresst. (In seiner Schrift: „Vollständige Darstellung und Beurtheilung der deutschen Sprache in L.'s Bibelübersetzung.“ Berlin 1794.) Nichtsdestoweniger dient vielleicht gerade das Erscheinen dieses Sprösslings versorgen an der betreffenden Stelle dazu, der Herkunft der ganzen räthselhaften Familie überhaupt auf die Spur zu kommen.

Jene Stelle, — ich habe sie schon vor Jahren einmal in einem Aufsatze über die Archaismen in Luther's Bibelübersetzung in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“ (Bd. XVIII, Hft. 9) besprochen, — findet sich im 2. Buch der Chronica, im 6. Verse des 2. Cap., in dem Schreiben, durch welches König Salomo dem Könige Hiram von Tyrus seine Absicht zu erkennen giebt, seinem Gotte einen Tempel zu bauen, nicht zwar, dass derselbe darin wohne. „Wer vermag's,“ heisst es in diesem Sinne, „dass er jm ein Haus bawe? Denn der Himel vnd aller Himel Himel mügen jn nicht versorgen, wer solt ich denn sein, das ich ein Haus bawete, sondern das man fur jm reuchere.“ Denselben Ausdruck wiederholt der König in der nach Vollendung des Baues gehaltenen Rede: „Der Himel vnd aller Himel Himel kan dich nicht versorgen.“ Cap. 6, V. 18. Schlechterdings kann, wie Teller mit Recht bemerkt, „versorgen“ hier nicht die sonst gewöhnliche Bedeutung „mit dem nöthigen Unterhalte versehen“ haben, sondern der Zusammenhang ebenso wie der Text fordern unbedingt,

dass es hier lediglich bedeute „umfassen, einschliessen“. Das hebräische Wort ist כָּלָא, die Vulgata übersetzt: „Caelum et caeli caelorum capere eum nequeunt“; die vorlutherische deutsche Bibelübersetzung hat, in dem ältesten Druck vom J. 1466: „ob der hymel vn̄ die hymel d'hymel ī nit entpfachē mugē“ (entpfachen = umfangen), in dem überarbeiteten und modernisirten Druck vom J. 1474: „So d'hymel vn̄ die hymel der hymel yn nit mugent begriffen.“ v. Meyer u. Stier setzen in ihrer berichtigten Lutherübersetzung: „Der Himmel und aller Himmel Himmel mögen ihn nicht fassen“; ebenso de Wette in seiner Bibelübersetzung. Text und Zusammenhang lassen, wie gesagt, eine andere Auffassung nicht zu.

Die nächste Frage ist nun: Wie kommt das Wort versorgen zu der Bedeutung umschliessen und wird es sonst noch in derselben gebraucht? Es finden sich, zwar nicht aus frühster, aber doch aus der Zeit vom Ende des 15. und aus dem 16. Jahrh. dafür allerdings einige Beispiele. Geiler von Keisersberg lässt in seiner Postille (Ausgabe von 1522, Thl. III, Bl. LXXIX rw) die Reichen sich gegen die Mahnung des Evangeliums, dass ihre Schätze ihnen von Dieben geraubt werden könnten, mit folgendem Raisonnement trösten: „So hond wir gewelb zuo dem gelt, die seind mit schlossen vnd starken riglen wol versorgt, das die dieb nitt dozuo moegen kummen vnd vns den schatz stelen.“ Man könnte zwar hier mit der gewöhnlichen Bedeutung von versorgen = versehen auch auskommen, doch empfiehlt sich die Bedeutung verschliessen offenbar mehr. Noch viel mehr ist dies der Fall in einer Stelle bei Hans Sachs, in dem Drama: Fortunatus mit dem Wunschseckel (Ausg. v. J. Tittmann. 3. Thl., S. 154): „Wann das alt sprichwort sagt verborgen, wer vil hab der müss vil versorgen,“ heisst es hier von den Beschwerden, welche der Besitz vielen Geldes verursache. Wenn vom Besitze lebender Wesen die Rede wäre, könnte wohl versorgen die gewöhnliche Bedeutung haben. Aber hier, da es sich ums Geld handelt, kann versorgen doch nur die Bedeutung „verschliessen“, nicht die gewöhnliche „mit dem nöthigen Unterhalte versehen“ haben. Es giebt zwar auch fressende Capitale, aber, dass man für den Unterhalt des Geldes sorgen müsse, hat man doch noch nicht gehört. Dagegen hatte man zu Hans Sachsens Zeit wie zu der unserigen sehr wohl nöthig, es zu verschliessen. Und merkwürdiger Weise taucht, wie zu Hans Sachsens Zeit oder vielmehr vor dessen Zeit, denn er sagt ausdrücklich, dass er ein altes Sprüchwort an-

führe, merkwürdiger Weise taucht, sage ich, derselbe Ausdruck: Geld versorgen, oder Geld in Versorgung, d. h. in Verschluss haben, auch in neuester Zeit wieder auf, und zwar im Oesterreichischen. In einer Wiener Correspondenz der „Nationalzeitung“ vom 11. Mai 1873 fand ich die Stelle: „Die Bänkchen und die Banken jüngster Creation, die selbst bei den Banken und wahrhaften Bankiers ihre Millionen Effecten in Versorgung haben, drängten die Rückmänner wegen Zuschüsse, die bei der rapiden Entwerthung aller Papiere gar nicht zu beschaffen sind.“

Nun hat noch Niemand von seinem Bankier verlangt, dass er das bei ihm deponirte Geld hege und pflege oder sonst wie unterhalte im gewöhnlichen Sinne des Versorgens, wohl aber verlangt man von den Banken, besonders in einer Zeit, wo die Buchhalter à la Piltz so zu sagen aus der Erde wachsen, dass sie die deponirten Gelder ordentlich verschliessen. Jener österreichische Ausdruck „in Versorgung“ kann also ebenfalls nur heissen „in Verschluss“, und verstärkt wird diese Annahme durch den Umstand, dass das Wort versorgen im Oesterreichischen auch anderweitig noch bis in die neueste Zeit in diesem Sinne gebraucht wird. So sagen die österreichischen Soldaten, wenn sie die Bajonette von den Gewehren abnehmen: „das Bajonett im Bandelier versorgen“, ein Ausdruck, welchen ich beispielsweise zur Zeit des schleswig-holsteinischen Krieges in einer Correspondenz der Augsb. Allg. Ztg. aus Kölding vom 31. März 1864 gefunden habe. „Ein Huhn versorgen“ für verschlingen kommt bei K. E. Franzos, Halbasien, Bd. II, S. 203 vor.

Aber nicht nur das Compositum versorgen, auch noch ein anderer Sprössling des Substantivums Sorge, nämlich das Compositum besorgen wird ganz deutlich in dem Sinne von umfassen, umschliessen, festhalten gebraucht, und zwar von einem der mittelhochdeutschen Classiker, nämlich Gottfried von Strassburg, in einem seiner Minnelieder, wo es (bei v. d. Hagen Bd. II, S. 119, Nr. 5) heisst:

„Gelükke daz gêt wunderlîche an und abe
Wan vindet ez vil lîhter, danne manz behabe
Ez venket, dâ man ez niht wol besorget.“

Das Glück, sagt der Dichter, hat einen unstäten Charakter, es geht bald da, bald dort hin; es ist noch leichter zu erlangen, als festzuhalten, und schwankt hin und her, wenn man es nicht fest umschliesst.

Besorgen ist offenbar hier synonym mit dem parallelen behaben und kann also auch nur dessen Bedeutung, d. h. die des Festhaltens, Einschliessens haben.

Wenn wir also in den Derivatis von Sorge deutlich und wiederholt der Bedeutung des Umschliessens begegnen, sollte dieselbe nicht auch dem Stammwort Sorge selbst zukommen, Sorge demnach etwas Umschliessendes, Einfassendes bedeuten? In der That finden sich deutliche Spuren für diese ursprüngliche Bedeutung des Wortes. Teller erinnert in seiner Besprechung der oben angeführten Stelle aus Luther's Bibelübersetzung an das Compositum Feuersorge, d. h. ein Behältniss für brennende Kohlen. Adelung führt dieses Wort in seinem Wörterbuche ebenfalls an, nennt es identisch mit Feuergieke und giebt die Bedeutung beider an als „ein Gehäuse um einen Feuertopf, mit welchem das andere Geschlecht im Winter die Füsse zu wärmen pfleget." Im Grimm'schen Wörterbuche wird Feuersorge nach dem Onomastikon des Golius vom J. 1582 als „Glutpfanne" bezeichnet, „so man zur speis über tisch brauchet." Zugleich wird eine Stelle aus Droysen's Uebersetzung der Acharner von Aristophanes citirt, in welcher das griech. *ἐσχάρα*, d. h. also das Kohlenbecken, der Rost, mit Feuersorge übertragen wird. In Stieler's „Teutschem Sprachschatz" findet sich Sp. 1997 ein Substantivum Sorks, in der Bedeutung: „eng anschliessendes Mieder" verzeichnet, capitium, quod capiat vel captivet humeros et mammas, ne promineant." Noch merkwürdiger ist ein Sorken, latinisirt sorcia, welches in dem Glossarium mediae et infimae latinitatis von Du Cange vorkommt. Die betreffende Stelle, den Chartul. Johannis Angeriac. pg. 428 entnommen, lautet: „Item quod sorcia sive arcas parochianorum dictae villae, qui apud ipsos elegerint sepulturam, quas cum corporibus non contigerit subterrari, infirmario dicti monasterii reddant." Es wird darin also bestimmt, dass die Kästen oder Sorken der Eingepfarrten einer bestimmten Stadt von denen, die dort ihre Beerdigungsstelle haben, so fern dieselben nicht mit zugeschüttet werden, dem Siechenhause des Klosters zurückgestellt werden sollen. Du Cange erklärt das Wort mit feretrum, Bahre, eine Erklärung, die aber offenbar nicht passt. Denn eine Bahre ist erstens kein Kasten, sorcia sive arcas heisst es ausdrücklich; und dann werden auch die Bahren niemals mit in das Grab hinabgenommen. Wohl aber ist dies mit den Särgen der Fall, und dies ist offenbar hier die Bedeutung jener Sorken, ja es ist augenscheinlich dasselbe

Wort, und damit auch die allein richtige Ableitung und Erklärung des Wortes Sarg gefunden. Schon Adelung weist auf die ganz nahe Verwandtschaft von Sarg und jenem obigen Sorge hin, und es ist eigentlich ganz unbegreiflich, dass unsere jüngsten Lexikographen, selbst Lexer und Schade, immer an die alte, ganz unhaltbare Ableitung des Wortes Sarg von dem griechischen σαρκοφάγος denken, ein gelehrter, allegorischer Ausdruck, von dem ein so altes und volksthümliches Wort wie Sarg niemals hergeleitet werden konnte. Lexer verzeichnet selbst eine ganze Menge Stellen, in denen Sarg in dem Sinne von Behältniss überhaupt gebraucht wird, nur dass er dies als die zweite, abgeleitete, jene erste, als Behältniss für die Todten, aber als die ursprüngliche annimmt. „Umgekehrt wird ein Schuh" daraus, — in dem Zeitalter des allgemeinen Stimmrechts darf man sich wohl populärer Ausdrucksweisen bedienen. Sarg ist, ebenso wie Sorge, ursprünglich das einschliessende Behältniss überhaupt, und jene Bedeutung, wonach es dem Menschen die letzte enge Behausung bezeichnet, ist die spätere und speciellere. Es giebt dafür, abgesehen von den natürlichen Gesetzen der Derivation überhaupt, noch einen ganz unzweideutigen Beweis. Ich bin an sich nicht ganz so von dem feinen Geschmack unserer mittelhochdeutschen Poeten, selbst eines Gottfried von Strassburg oder Wolfram von Eschenbach, bezaubert, wie es ein schulgerechter Germanist sein soll. Eine solche Geschmacklosigkeit aber würde ich keinem mittelhochdeutschen Dichter, ja keinem Dichter überhaupt beimessen, dass er eine junge Frau, oder den Leib einer jungen Frau einen Sarg in der jetzt üblichen Bedeutung des Wortes nennen könnte. Dies würde aber der Fall sein, wenn man an der bisher geläufigen Ableitung unseres Sarg von σαρκοφάγος festhalten wollte. Denn das Wort Sarg wird in dem obigen Sinne, d. h. von dem Leibe einer in interessanten Umständen befindlichen Frau oder von dieser selbst von den geistlichen Dichtern des Mittelalters, besonders des späteren Mittelalters, überaus häufig angewendet und zwar in Bezug auf die der höchsten Verehrung gewürdigten Frauen. „Die in ir lîbes sarke den grôzen got ûf ertrîche trûch" heisst es von der Jungfrau Maria im Passional, Ausg. v. Hahn 135, 16. — „In îrem (d. h. Mariens) sarc er sich barc" heisst es in einem in das Liederbuch der Klara Hätzler gerathenen geistlichen Liede (Ausg. v. K. Haltaus 1, 126, 75.). „Bis grüst, der ruot ein edel archk, der muoter gotz ein rîcher sarchk" redet Heinrich von Laufenberg die heilige Anna, die

Mutter der Jungfrau Maria an (bei Ph. Wackernagel, Deutsches Kirchenlied 1841, S. 639). Und solcher Beispiele giebt es noch viele. Es erhellt daraus unwidersprechlich, dass die Bedeutung von Sarg die von etwas Umschliessendem, Einfassendem überhaupt ist, und in diesem Sinne findet es sich auch sonst häufig. „Diz buoch ein sach und ein sarc ist al der wâren schrifte" heisst es in der Martina von Hugo von Langenstein, Ausg. v. Keller 211, 80. Lexer führt aus der Schrift: „Der Mainzer Hof in Erfurt am Ausgange des Mittelalters", herausgeg. von Michelsen, eine Stelle an, in der Sarg Badewanne bedeutet: „So man baden will, sal der heimknecht holz zû tragen und wasser in den sarck und kessel schöpfen." Ja in dem Compositum Regensarg ist das Wort noch, besonders am Rhein, bis auf den heutigen Tag in dem Sinne von „umschliessendes Behältniss" üblich. Die „Elberf. Ztg." vom 5. Dcbr. 1866 berichtete aus Elberfeld: „Hinter dem Hause Nr. 77 auf der Auerstrasse wurde heute Vormittag der Maurer J., aus dem Hessischen, in einem zu ebener Erde angebrachten Regensarg ertrunken gefunden und die Leiche bald nachher ins Todtenhaus zum Neuenteich geschafft." Also ein, dem obigen Feuersorge ganz parallel laufender Ausdruck, welcher uns von Neuem die enge Verwandtschaft, ja Identität von Sarg und Sorge, in dem Sinne von „einschliessendes Behältniss" nahe legt. Erinnern will ich an dieser Stelle an das jetzt veraltete Wort Zarge, niederd. Sarge, welches eine Einfassung, einen Rand im Allgemeinen bedeutet, z. B. von der Einfassung einer Thür, eines Fensters, von dem Gerinne einer Mühle, von den Seiten einer Schachtel u. s. w. gebraucht wird, und auf dessen nahe Verwandtschaft mit Sarg schon Adelung hingewiesen hat. Ich halte dieses Zarge mit unserm mehr besprochenen Sorge durchaus für homogen: auch laufen die Formen Zarge und Sorge in dem Sinne von Einfassung durcheinander. Schmeller-Frommann führt II, 1149 den Ausdruck: Sorgmehl, für Zargmehl an, d. h. Mehl, welches in den Zargen um den Mühlstein beim Mahlen sitzen oder hängen geblieben ist und nach einer alten bayrischen Mühlordnung dem Müller gehörte. Ein viel gebräuchlicheres, noch jetzt in Aller Munde befindliches Wort, in welchem Sorge gleichbedeutend mit Zarge gebraucht wird, ist unser allgemein beliebter — Sorgenstuhl. Es ist lediglich ein guter oder auch schlechter Witz der Volksetymologie, das Wort damit zu erklären, als sei ein Sorgenstuhl ein Stuhl, in welchem der Mensch sich seinen Sorgen, im gewöhnlichen Sinne des

Wortes, hingeben könne. In Wahrheit dient der Sorgenstuhl ja vielmehr zum behaglichen, gemüthlichen Ausruhen nach des Tages Last und Arbeit, als dass er gerade aufgesucht würde, wenn man sich mit Sorgen quälen wollte. Die Sorge, mit der dieser Stuhl etwas zu thun hat, ist weiter nichts, als das alte Zarge, Einfassung, hier Lehne, und ein Sorgenstuhl ist ganz simpel nichts mehr und nichts weniger, als ein Stuhl mit einer bequemen Einfassung, d. h. Arm- und Rückenlehne. Noch Stieler erklärt Sp. 2177 Sorgstul oder Sorgestul (so und nicht Sorgenstuhl heisst bei ihm die Form) ohne Umschweife als: „sella arcuata vel reclinatoria, alias Lehnstuhl.“

Ausser in der Bedeutung von „umschliessendes Behältniss“ kommt Sorge ferner geradezu in der Bedeutung von Fessel oder Band vor. Bekanntlich ist es kirchliche Lehre und Vorstellung, dass die Menschheit vor der Erscheinung Christi auf Erden von den Banden der Sünde umstrickt gewesen sei. Demgemäss reimt schon Otfried I, 11, 61, 62:

„Uuir uuarun in gibentin in uuidaruuerten hentin,
thu uns helpha druhtin dati ze thero oberostun noti!“

d. h. also: „Wir waren in Banden, in den Händen des Teufels; du, Herr, erzeigtest uns Hilfe in der höchsten Noth.“ Und entsprechend wird in einem späteren Osterliede gesungen: „Welt lag in Banden, Christ ist erstanden, freue dich, freue dich Christenheit!“

Genau so heisst es nun in einem alten in des „Knaben Wunderhorn“ (Berliner Ausg. von 1846. Bd. I, 150) mitgetheilten geistlichen Liede:

„Die Welt, die stand in Sorgen
Mehr denn fünftausend Jahr,
In Höllengrund verborgen:
Da kam der Helfer klar!“

In diesem Verse, der sonst Wort für Wort den obigen Stellen entspricht, kann also: „in Sorgen“ ebenfalls nur: in den Banden und Umschlingungen der Sünde bedeuten. Die Welt war, mit den Worten des Goethe'schen Faust zu reden, „von den schleichenden erblichen Mängeln umwunden“, und die Sendung des Erlösers bestand dem eigentlichsten Wortsinne gemäss darin, sie davon los zu machen.

Aber nicht nur für die Fesseln der Sünde und des Todes, auch für die Bande, in welche der Schlaf uns schlägt, wird das Wort Sorge gebraucht. Gleich in dem ersten sogenannten Tagelied, welches uns das Liederbuch der Klara Hätzler mittheilt, heisst es, da der Wächter das Mädchen auffordert, ihren Geliebten zu wecken, weil der Morgen tage: „Diern, hör vnd verste den gesellen, der in sorgen ligt verporgen." Gewiss werden es nun nicht Sorgen in dem gewöhnlichen Sinne sein, welche den jungen Mann bedrücken, der nach einer süssen Nacht in den Armen seiner Geliebten eingeschlafen ist, es sind vielmehr nur die Bande zu verstehen, in welche ihn der Schlaf gelegt hat. Dass diese Auffassung in der That die richtige sei, dafür zeugt ein sehr merkwürdiges Compositum von sorgen, welches uns in Schmeller-Frommann's Bayerischem Wörterbuche II, 326 mitgetheilt wird, nämlich das Compositum aufsorgen. Dieses aufsorgen bedeutet geradezu aus dem Schlafe aufwecken, und war im Zillerthale das Geschäft der sogenannten Baudirne, „welche", ich citire wörtlich nach Schmeller-Frommann, „im Winter die Leute zur Arbeit wecken und aufsorgen muss."

Endlich tritt die Bedeutung von Umschliessung, Umzingelung für das Wort Sorge noch in einer von Haltaus in seinem Glossarium germanicum medii aevi angeführten und dort mit mehreren Beispielen belegten Phrase aus der Rechts- oder Polizeisprache auf. Wenn ein Verbrecher sein Verbrechen gesühnt, der Todtschläger z. B. sich mit den Verwandten des Erschlagenen abgefunden hatte, so wurde er von der Obrigkeit rechtlich und förmlich „aus Sorgen und Far entlassen". So citirt Haltaus beispielsweise aus einer juristischen Dissertation vom J. 1712 folgende Stelle: „Anno 1504 hat Berthold Moringer in einem geübten Hader Cuntzen Weber entleibt, derohalben er dann eine Zeitlang gegen E. Rath, auch des Entleibten Freundschafft in Fahr und Sorgen gestanden, nachdem er aber mit gem. Freundschafft von solchen ergangenen Todtschlag vertragen ist, hat ein E. Rath ihn aus Sorgen gelassen u. s. w."

Die Sorgen, welche dem Uebelthäter sein eigenes Gewissen wegen der verübten Unthat gemacht haben wird, konnte ihm sicherlich kein Magistrat und kein Amtmann nehmen. Wenn er also von diesen aus Sorgen und Far förmlich entlassen wird, so kann das nur heissen, der über ihn verhängte Bann und die damit verbundenen

Nachstellungen, das ist die Bedeutung des alten Far, werden nun aufgehoben.

Sehr merkwürdig ist die Uebereinstimmung des Sorge in dem letztangeführten Sinne mit dem Worte Kummer, welches, jetzt und in der gewöhnlichen Bedeutung eine Beängstigung oder Bedrückung des Gemüths bedeutend, ursprünglich in der alten Gerichtssprache ebenfalls so viel als Beschlagnahme, Arrest hiess. Im 5., von Hildebrand bearbeiteten Bande des „deutschen Wörterbuches" sind dafür, zum Theil nach Haltaus, zahlreiche Beispiele angeführt, so: „Die Herrn sollen das guht in cummer legen lassen, bis so lange sie die Herren bezahlen" u. s. w. Die ursprüngliche Bedeutung von Kummer ist nach Hildebrand: herumgelegter, eine Sache umgebender Schutt (Hildebrand zieht zum Vergleiche das französische encombrer heran). Genau also, wie in unserem mehrbesprochenen Sorge, wie ferner bei dem naheliegenden und sich von selbst darbietenden Angst, aus lat. angustus, ist auch bei Kummer der Uebergang zu der jetzigen gewöhnlichen abstracten Bedeutung: Gemüthsdruck, Beängstigung, aus einer ursprünglichen Bedeutung des rein sinnlichen Umgebens, Umschliessens vor sich gegangen.

Ich glaube für diese ursprüngliche sinnliche Bedeutung sowohl des Substantivums Sorge als der davon abgeleiteten Verbalcompositionen versorgen und besorgen eine genügende Anzahl von Belegen verzeichnet zu haben, um auf Grund derselben nun den weiteren Schritt in das Gebiet der vergleichenden Sprachforschung zu thun, welches wir mit der Hildebrand'schen Heranziehung des franz. encombrer für die ursprüngliche Bedeutung des deutschen Kummer schon betreten haben. Da bietet sich nun für unser deutsches Sorge, sorgen in der Bedeutung von umschliessen nach den einfachsten und strictesten Gesetzen der Etymologie das Griechische εἵργνυμι, ἔργω oder ἕργω einschliessen dar. Der Uebergang des Spiritus asper in unser deutsches s ist der regelmässige und ganz gewöhnliche, wie in ἅλς zu Salz, wie in ἕπτα zu septem, sieben und in zahlreichen anderen Fällen; der Uebergang des ε und ει zu o wie in dem griech. ὅρκος selbst aus εἵργω, dem lat. sors aus εἵρω und ebenfalls vielfachen anderen Fällen. Ja das griech. ὅρκος der Eid, d. h. die den Menschen bindende, fesselnde Verpflichtung ist offenbar mit unserm deutschen Sorke, Sorge geradezu identisch. Schon Passow sagt: „ὅρκος ist ursprünglich gleichbedeutend

mit ἕρκος, das Gehege, wie ὀρκάνη mit ἑρκάνη, ὀρκοῦρος mit ἕρκουρος, von ἕργω, εἵργω, also eigentlich ein Pferch, eine Schranke, durch die man gehalten ist, etwas zu thun oder nicht zu thun." Aber auch die weiteren griechischen Substantiva σορός das Gefäss, das Behältniss, um die Gebeine eines Todten darin zu sammeln, der Sarg, sowie σώρακος, Kiste oder Korb verrathen mit den oben besprochenen deutschen Substantiven Sorke und Sarg ihre ganz unzweideutige Verwandtschaft.

Doch gehen wir einen Schritt weiter. Schon Grimm weist in seiner Grammatik II, 287 darauf hin, dass der Consonant g oder k in Sorga, Sorke lediglich ableitend sei, ebenso wie z. B. Burg, goth. baurgs, von bur oder bauer, Behältniss, Haus vermittelst des Ableitungsconsonanten g herzuleiten ist. Auch im Griechischen laufen die Formen εἵρω u. εἵργω, σορός u. σώρακος promiscue durch einander. Der nackte Stamm unseres Sorge ist also Sor, Ser, eine Ableitung, auf welche, wie ich im Anfange meines Vortrags bemerkte, auch schon Graff und Weigand hingewiesen haben, nur dass sie die ursprüngliche Bedeutung dieses sêr, verbum sêren verkannten, indem sie dieselbe als Schmerz, schmerzen bezeichnen. Dieses sêr, sêren bedeutet vielmehr ebenfalls nur das Umschliessen, der umschliessende Druck, und es findet sich dafür in Gottfried's Tristan ein ganz deutlicher, bisher noch durchaus nicht genügend und verständlich erklärter Beleg. Es heisst daselbst v. 11765 in der Ausgabe von v. d. Hagen:

„Der getriuwe (nämlich Tristan) haete
Zwei nâhe gêndiu ungemach.
Swenn er ir (nämlich seiner Isolde) under ougen sach,
unde im diu süeze minne
sîn herz und sîne sinne
mit ir begunde sêren,
so gedaht er ie der êren,
diu nam in danne dervan."

Es wird hier die fatale Situation geschildert, in welche Tristan nach dem Genusse des bekannten Liebestrankes gerathen war. Sobald er Isolden ansah, vereinigte oder schloss die süsse Minne sein Herz und seine Sinne mit ihr zusammen. Gedachte er aber seiner Pflichten gegen König Marke, so riss ihn dieser Gedanke von ihr wieder hinweg. Die Bedeutung des Umschliessens für „mit ir sêren", ebenso wie der Gegensatz zu dem „dervan nemen" ist hier so klar und unzweifelhaft, dass es mir unbegreiflich ist, wie man an dieser Stelle bisher mit der

Bedeutung Schmerz verursachen für séren überhaupt hat auskommen können. Allerdings bekommt séren später diese abgeleitete Bedeutung, d. h. durch festes Anschliessen einen Schmerz verursachen, aber das Ursprüngliche ist eben dieses Umschliessen selbst, ebenso wie in dem Substantivum sér der Begriff Schmerz der abgeleitete, der des Drückens, Zusammenpressens aber der eigentliche, ursprüngliche ist. Für die letztere Thatsache liegt ein besonderer Beweis darin, dass das ahd. sér, ebenso wie das goth. sair vorzugsweise und in den ältesten Stellen, in denen es vorkommt, für den durch die Geburtswehen verursachten Schmerz gebraucht wird. So heisst es bei Ulfilas 1 Thessalon. 5, 3: „Thanuh unveniggo ins blissoth fralusts suasve s a i r qithuhaftons", dann überkommt sie plötzlich das Verderben, wie der Schmerz eine Schwangere. Die gedruckte vorlutherische deutsche Bibelübersetzung hat: „Denn kumpt vber sie der gechtod, als das s e r in dem leib der habenden." In den, in Diemer's deutschen Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts abgedruckten Büchern Mosis spricht Gott zu Eva, nach dem Apfelgenuss, die bekannte Strafe aus (S. 9, V. 14 fg.): „Si wirt gewisse muter uon s e r e g e n mûte — von s ê r e ze s ê r e gebirst tu imer mêre." Ich will auf dieses delicate Gebiet nicht weiter eingehen, wie allgemein versichert wird, entsteht der Geburtsschmerz aber in der That eben durch das Zusammendrücken, Zusammenpressen, also läge auch hierin eine Hindeutung für den ursprünglichen Begriff des sêr und des séren.

Als ein viel zwingenderer Beweis dafür ist es aber anzusehen, dass in allen verwandten Sprachen der Stamm sar, ser übereinstimmend für den Begriff des Umschliessens, Bindens gebraucht wird. Im Sanskrit heisst s a r knüpfen, verbinden. Das Griechische εἴρειν, erweitert in ἕργω, εἵργνυμι, habe ich oben schon besprochen. Im Lateinischen ist es s e r e r e, zusammenfügen, zusammenreihen, sera, Querriegel zum Verschliessen, im Englischen to s e r r zusammendrücken, zusammenzwingen u. s. w.

Jetzt erst, nachdem wir auf dem Gipfel unserer Untersuchung angelangt sind, lässt sich von diesem Höhenpunkte aus die ganze Reihe von Wörterfamilien übersehen, welche sich von diesem Stamm herleiten. Es sind nämlich nicht allein die bisher besprochenen sér und sêren, sorgen, besorgen, versorgen, welche sich aus jenem sar, ser, dem Stammvater der ganzen Familie, entwickelt haben. Gleich

Abraham hat er noch eine ganze Anzahl von Wortgeschlechtern, zahlreich wie die Sterne am Himmel, aus sich erzeugt. Bekannt ist der leichte Uebergang des S-laut in den C- oder K-laut der stammverwandten Sprachen; so ist das griech. σάρξ zum latein. caro geworden u. A. m. Genau so hat sich aus unserem Stamme sar das ahd. char, kara, umschliessendes Behältniss, entwickelt, welches in zahlreichen Compositis bîakar, Bienenkorb, hantkar, Handkorb, lîhkar, Fleischbehältniss, d. h. Sarg, liohtkar, Leuchter, rauhkar, Rauchfass, sulzikar, Salzfass und anderen wiederkehrt. Genau so aber wie das abgeleitete Sorge nicht nur die sinnliche Bedeutung: umschliessendes Behältniss, sondern auch die geistige: Bedrängniss, Druck des Gemüths, erhalten hat, hat sich neben dem ursprünglicheren kar, kara, das Gefäss, ein kara, Kummer, Sorge bedeutendes Substantivum hervorgethan, welches mit dem lateinischen cura identisch ist.

Ebenso häufig wie der Uebergang des s in k ist endlich der völlige Wegfall desselben an der Spitze der Wörter. Also die ganze Wörterfamilie der mit ork—, arc— beginnenden Wörter, wie griech. ὅρκος die einschliessende Unterwelt, lat. orca der Kasten, altnord. orkr, orca, goth. aurki leitet sich mit dem Begriff des Einschliessens von dem Stamme sar her.

Ich habe die Geduld der geehrten Gesellschaft mit meinen Ausführungen schon allzulange in Anspruch genommen, als dass ich sie mit einem genaueren Eingehen auf die einzelnen Glieder der hier gekennzeichneten Wörterreihen noch weiter anspannen möchte. Nur auf drei vereinzelte Thatsachen möchte ich mir zum Schlusse noch erlauben hinzuweisen. Die eine betrifft das Vorkommen der ahd. Form suorg, suuorga st. sorga, bei Tatian und in der Stelle II, 4, 81 in der Freisinger Handschrift bei Otfried, sowie der Verbalform suuorgen ebenfalls bei dem letzteren I, 11, 20, gleichfalls in der Freisinger Handschrift. Man hat in diesen alten Formen suuorga und suuorgente eine Andeutung des Ursprungs des Wortes von swêr, schwer finden wollen. Ganz im Gegentheil sind aber auch diese Formen mit anlautendem sw gerade ein Beweis für die Richtigkeit meiner oben gegebenen Ableitung. An und für sich ist der Uebergang des griechischen ἑ, lateinischen he in deutsches sw oder schw ein gewöhnlicher. So ist aus dem Griechischen ἕκυρος das deutsche Schwieger, in: Schwiegervater, Schwiegersohn, aus dem lateinischen heluo das deutsche

Schwelger, aus heluari schwelgen entstanden. In den deutschen, mit sw, schw anlautenden Wörtern selbst ist aber der Wegfall des s ein nicht unhäufiger. So ist swëlken und welken, schlaff, welk sein, identisch. Genau so verhalten sich die Formen suuorga, suuorgen zu worgen, würgen, suffocare, ersticken, eigentlich: fest und bis zum Erdrücken eng umschliessen. So dass also auch, wie schliesslich alle Wege nach Rom führen, durch jene Formen wieder auf den Urbegriff des Einschliessens für unser: Sorge und sorgen hingewiesen wird.

Meine zweite Schlussbemerkung betrifft das Substantivum beysorge, welches im Glossarium germanicum von Haltaus und im Teutsch-lateinischen Wörterbuche von Frisch im Sinne von Concubine, meretrix, angeführt wird. Grimm, welcher das Wort Beisorge im deutschen Wörterbuche gleichfalls verzeichnet, erklärt es für: Bei- oder Nebensorge, „weil durch eine Concubine dem Manne, der als Vormund schon für Frau und Kinder zu sorgen hat, Nebensorgen zuwachsen." Allen Respect vor des grossen Forschers sprachlichem Spürsinne! Aber in diesem Falle, scheint mir, hat ihn sein, ich möchte sagen, unschuldiger Sinn die rechte Fährte verfehlen lassen. Der Sinn und Ursprung jenes Beisorge, meretrix ist ein viel sinnlicherer, so zu sagen, gemeinerer, als J. Grimm annimmt. Zunächst ist Beisorge so viel als Besorge, ebenso wie die Formen Beisorge, Beisorger, beisorgen und Besorge, Besorger, besorgen sonst unterschiedlos durcheinander laufen. Eine Besorge ist aber just eben das, was man sonst in einem wenigstens in der Prov. Sachsen häufigen, von Grimm im Wörterbuche allerdings in diesem Sinne nicht aufgeführten Worte Besteck bezeichnet. So wie Besteck, ursprünglich Futteral oder Scheide, überhaupt res, in quam aliquid infigitur, bedeutend, dann als Bezeichnung für gemeine Dirne, meretrix angewendet wird, ebenso hat Besorge ursprünglich die Bedeutung: um- oder einschliessende Sache, und ist dann erst in jene Bedeutung: Concubine, übergangen. Es ist eine alte Thatsache, dass man die sprachlichen Bezeichnungen von derartigen Persönlichkeiten stets vom ganz sinnlichen Standpunkte erklären muss. Auch Aristophanes braucht das Wort σορός, Behältniss in den Wespen V. 1365 in demselben Sinne, in dem er einem Wüstling zurufen lässt:

„ὦ οὗτος τυφεδανὲ καὶ χοιροθλίψ
ποθεῖν ἐρᾶν τ' ἔοικας ὡραίας σοροῦ!"

„O du geiler Windbeutel, du scheinst nach einem alten Besteck liebend zu verlangen."



Neuere Uebersetzer, wie Schintzer, übertragen: „Du bist, so scheint's, in einen hübschen Sarg verliebt." Besorge, wenn wir den alten Ausdruck noch hätten, wäre passender gewesen.

Doch ich beeile mich, die geehrte Gesellschaft aus diesen niederen Regionen hinweg in höhere, ja in die höchsten tragischen zu führen, indem ich endlich zuletzt noch auf eine Stelle am Ende des Nibelungenliedes hinweise, welche mir durch die obige Richtigstellung der Etymologie und Bedeutung des Wortes Sorge ein helleres Licht zu empfangen scheint. Das ist ja eben die Probe für die Richtigkeit derartiger Etymologieen, wenn uns durch sie, wie durch eine Fackel, allerlei bis dahin dunkel gebliebene oder ungenügend erklärte Stellen erst deutlicher, uneigentlich scheinende Ausdrücke erst als recht eigentliche hervortreten. Die Strophe des Nibelungenliedes, welche ich im Sinne habe, — es ist die 2313. — lautet:

„Hildebrant der alte ze Kriemhilde spranc,
er sluog der küniginne eines swertes swanc,
jâ tet ir diu sorge von Hildebrande wê,
waz maht si gehelfen daz si vil groezlîchen schrê?"

Was soll das heissen: „Die Sorge von Hildebrand that der fallenden Kriemhild weh?" Braunfels übersetzt: „Wohl ward ihr angst und wehe vor Hildebrandens Groll!", was offenbar ganz unbestimmt gesagt und nichtsbedeutend ist. Simrock: „Wohl schmerzten solche Dienste von Hildebranden sie!", was ebenfalls einen äusserst leeren und frostigen Sinn giebt und noch dazu durch den Text kaum gestattet ist, da es dann heissen müsste: jâ tet ir diu sorge Hildebrandes wê." Mir scheint vielmehr in diesem: „diu sorge von Hildebrande tât ir wê" noch einmal, wie dies zu geschehen pflegt, die uralte Bedeutung von sorge: Ansichdrücken, Umschliessen, besonders auch liebendes Umschliessen, gleichsam wieder aufzublitzen und der Dichter mit jenem bittern ironischen Humor, den wir, wie dies ja auch bei den griechischen und Shakespeare'schen Tragödien der Fall ist, oft noch in dem Moment hervortreten sehen, wo die grause Tragik der Situation ihre höchste Höhe erreicht hat, sagen zu wollen: „Ja die Umarmung, dieser Liebesdruck vom alten Hildebrand that der Königin weh! Was half sie's, dass sie so fürchterlich schrie?"

Doch es ist Zeit, dass ich mit meinen Vermuthungen zu Ende komme. Als Vermuthungen, das bitte ich wiederholt zu berücksich-

tigen, will ich die vorgetragenen Bemerkungen lediglich gelten lassen, und werde ich den, vom Standpunkte einer grösseren Sprachkenntniss und umfassenderen Belesenheit, als sie mir zu Gebote stehen, mir darüber zu Theil werdenden Berichtigungen mit Vergnügen entgegensehen.

Karl Biltz.

Ueber Nasalirung und Brechung der Vokale im Französischen.

Eine sprachphysiologische Studie.

Die französische Vokalisation ist schon vielfach zum Gegenstand des Studiums gemacht worden, und man hat schon eine Menge von zutreffenden Beobachtungen darüber veröffentlicht, sich jedoch bis jetzt darauf beschränkt, nur Tatsachen aufzusuchen und zu registriren, ohne viel darnach zu fragen, durch welche Ursachen die einzelnen sprachlichen Erscheinungen hervorgebracht worden sind. So sagt Dietz* über den Konsonanten N: „Von weit gröfserem Belang ist ein anderes Ereignis, vermöge dessen diese Liquida als articulirter Laut verschwindet, aber nicht ohne dem vorhergehenden Vokal etwas von ihrer Natur mitzuteilen, ihn nasal zu machen. Dieses Phänomen kommt im Süd- und Nordwesten sowie im Osten vor, überall aber nur partiell: in Portugal, nicht in Spanien, in Frankreich, nicht in Provence, in einem Teile von Oberitalien, nicht in den übrigen Gegenden, nicht in der Walachei. Nach dem Grunde desselben wird man nicht fragen."

Warum nicht? Ist es doch möglich, beim Suchen einer Antwort auf diese Frage wenn nicht sofort das Richtige zu finden, so doch wenigstens die richtige Beantwortung anbahnen zu helfen. Sollte der in dem Folgenden gemachte Versuch nicht sogleich in allen Einzelheiten glücken, da er nicht von einem Romanisten ausgeht, sollten

---

* Grammatik I, S. 204 f, 2. Ausg.

namentlich einige zu Beweis gestellte Spracherscheinungen sich auch anders und besser erklären lassen, so wollen die Fachmänner, deren geneigter Beurteilung ich diese Zeilen vorlege, mehr darin eine Aufforderung zur Hilfsleistung beim weiteren Ausbau als zum Einreifsen des Gebäudes erblicken.

Zuerst wurde ich auf meinen Gegenstand aufmerksam gemacht durch die Wörter vingt und trente. Warum konnte nicht aus viginti und triginta ebenso gut vengt resp. trinte hervorgehen? Daran reihten sich andere Fragen:

Warum wird aus imbarbatus embarbé, aber warum wird aus imberbis imberbe?

Es fragt sich: kann dieser Wechsel nach den Gesetzen der lateinischen Vokalisation erklärt werden? Ich glaube, dass das unmöglich ist. — Ist die Vokalveränderung willkürlich oder zufällig? Diese Frage mit Ja zu beantworten würden wir uns doch nur dann entschliefsen können, wenn jeder andere Versuch einer Erklärung missglückte; bis jetzt ist aber noch keine Erklärung aufgestellt worden. Gehen wir also ans Werk selbst für den nicht unmöglichen Fall, dass ein glücklicherer Forscher nicht nur unseren Versuch widerlegt, sondern auch selbst eine richtigere Lösung findet.

Im Lateinischen gab es keine nasalirten Vokale, und daher sind auch die romanischen Sprachen im Grofsen und Ganzen frei davon. Wenn sie sich dessenungeachtet im Französischen finden (vom Portugiesischen und den oberitalischen Dialekten sehe ich vorläufig ab), so fragt sich, wie sind sie hineingekommen? Als folgerichtige Weiterentwickelung des Lateinischen nicht, denn sonst müssten alle romanischen Sprachen Nasal-Vokale haben. — Etwa durch das Celtische? — Ob das Celtische nasalirte Vokale hatte, wissen wir nicht. — Vom Bretonischen wissen wir's allerdings; es lässt sich jedoch schwer begreifen, wie sich durch diese verhältnismäfsig schwache, räumlich sehr beschränkte und politisch einflusslose Einwanderung ein weitreichender Einfluss auf räumlich entfernt liegende Gebiete habe erstrecken können. — Viel eher konnte ein derartiger Einfluss ausgeübt werden durch die Franken, deren Einwanderung eine numerisch sehr starke war, die mit der ganzen sesshaften Bevölkerung in Berührung traten und als das herrschende Volk sehr wohl in der Lage waren, auf die Gestaltung der Sprache bestimmend einzuwirken. Wenn etwa der Hof die Nasalirung der Vokale bevorzugte, konnte es da nicht leicht Modesache

werden, diese Aussprache nachzuahmen, namentlich wenn sämmtliche Franken * als Vertreter dieser Hofsprache gelten konnten? Doppelt leicht musste dies in einem Lande geschehen, wo die Mode von jeher einen bedeutenden Einfluss ausgeübt hat. Dass die Franken Veranlassung zu dieser Aussprache gegeben, lässt sich mit um so gröfserer Wahrscheinlichkeit vermuten, als ja heutigen Tages noch ihre Stammesgenossen in der bairischen Rheinpfalz dieselbe Lautbildung zu erkennen geben. Ob dies damals wirklich so geschehen, dürfte sich schwerlich beweisen lassen; schwerlich aber dürfte sich eine Ansicht aufstellen lassen, die mehr Wahrscheinlichkeit für sich hätte; noch weniger aber wird je bewiesen werden können, dass sie unrichtig sei.

Für das Französische dürfte somit der Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür geführt sein, dass die nasale Aussprache der Vokale auf fränkischen Einfluss zurückzuführen sei, und dem widerstreitet auch nicht das Vorkommen derselben Erscheinung an anderen Orten des romanischen Sprachgebiets. Dass sie sich in Südfrankreich und Spanien nicht findet, wohl aber in Portugal, lässt sich so erklären, dass das Gothische nachweisbar keine nasalirten Vokale gehabt hat, daher finden sie sich in dem ganzen Gebiete, welches sie besetzten, nicht; sehr wohl möglich dagegen ist, dass die Alanen, ein scythischer Stamm, welcher durch die Westgothen nach Lusitanien gedrängt wurde, die Veranlassung dazu gegeben haben. Dass einige Dialekte Oberitaliens (von Mailand bis Bologna) nasalirte Vokale haben, andere, wie der von Bergamo, dagegen nicht, wird vielleicht dadurch erklärlich, dass die Langobarden das nördliche Italien nur mit Unterstützung grofser Schaaren aus anderen Völkern erobern konnten, der Pannonier, Bulgaren, Sarmaten, Noriker, Sueven, welche sämmtlich von Alboin gezwungen wurden, wenigstens das Volksrecht der Langobarden, wenn nicht damit zugleich auch Einiges aus deren Sprache, anzunehmen. Jedenfalls hat in Oberitalien eine sehr starke Einwanderung fremder Völkerschaften stattgefunden, durch welche die Nasalirung in die Vokale gekommen sein kann. Wissen wir auch nicht, ob die Langobarden selbst Nasal-Vokale gehabt haben, so wird es doch immer

* Wie die Franken zu ihren nasalirten Vokalen gekommen seien, das zu beantworten gehört nicht mehr hierher; ich bemerke nur, dass sich physiologische Gründe dafür ausfindig machen lassen, weshalb bei einem Dialekte, der zwischen dem vollen härteren Oberdeutsch und dem breiten weicheren Niederdeutsch in der Mitte stand, gerade diese Vokalisation sich entwickeln konnte.

wahrscheinlicher bleiben, dass die Nasalirung durch fremde Völkerelemente in das Romanische hineingebracht, als dass sie durch folgerechte Entwickelung aus dem Lateinischen entstanden sei. Giebt man das Letztere zu, so hat man keinen Grund, für das Französische den fränkischen Einfluss zu bezweifeln.

Wie mag es aber zugehen, dass in allen Sprachen, welche diese Laute entwickelt haben, nur die Vokale **a**, **ä** (**e**), **o**, **ö** nasalirt werden, niemals aber **i**, **ü** und **u**?*

Es hängt dies zusammen mit der Stellung der Sprechorgane beim Hervorbringen der Nasal-Vokale. — Der beim Sprechen durch den Kehlkopf gehende Luftstrom kann überhaupt nur drei Wege einschlagen:

1) Er kann wie bei den reinen Vokalen *ganz und voll in die Mundhöhle geleitet* werden — dies geschieht dadurch, dass das Gaumensegel gehoben wird und dadurch die beiden Choanen (die weiten hinteren Nasenöffnungen) verdeckt werden. Wer einen reinen Vokal von langer Dauer spricht, lässt dabei keine Luft durch die Nase entweichen, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man ein brennendes Licht so vor das teilweise verdeckte Gesicht hält, dass die Flamme vom etwa vorhandenen Hauch der Nase, nicht von dem des Mundes, getroffen werden könnte.**

2) Wer den einfachen *palatalen* Nasen-Laut ausspricht, welcher in deutschen Wörtern (z. B. in *lange*) durch die beiden Buchstaben ng dargestellt wird, sperrt durch das Gaumensegel die Mundhöhle vollkommen ab, so dass der ganze Luftstrom *in die Nase geleitet* wird. Durch abwechselndes Verdecken der äufseren Mund- oder Nasenöffnung vor einer Lichtflamme kann man sich leicht davon überzeugen.

3) Wer endlich die französischen nasalirten Vokale ausspricht, lässt das Gaumensegel schlaff herunterhängen, so dass **weder Mund- noch Nasenhöhle dadurch geschlossen** werden. Man erkennt dies daran, dass die Lichtflamme sowohl vor der Mund- wie vor der Nasenöffnung flackert, wenn sie beim Herausbringen dieser Laute vor das Gesicht

* Man wende mir nicht dagegen ein, dass ja im Französischen *in* den I-Nasal habe; das ist unrichtig: der Vokal wird als nasalirtes *ä* (ä) gesprochen. Ebenso ist der Aussprache nach in *un* kein nasalirtes *u*, sondern ein *ö*. Ein nasalirt *gesprochenes* *i*, *ü* oder *u* kommt im Französischen nicht vor.

** Vgl. Brücke, Physiol. d. Sprachl., S. 28.

gehalten wird. Die hierzu erforderliche Teilung des Luftstroms wird durch das Gaumensegel bewirkt. Dieses findet bei Nasalirung der Vokale von mittlerer Tonhöhe (a, ä, o, ö) hinreichenden Raum für seine Function; versucht man dagegen ein nasales I hervorzubringen, so wird man leicht fühlen, dass die hintere Mundpartie zu eng ist, um eine mühelose Hervorbringung des Lautes zu gestatten; denn beim Sprechen des reinen I-Vokals gleicht die Mundhöhle einer Flasche mit langem engem Halse und kurzem Bauch. Sehr eng ist namentlich die Stelle, wo diese Flasche angeblasen wird, d. h. der Weg, welchen der Luftstrom zwischen Zunge und oberem Gaumen nehmen muss. Zur Hervorbringung des Nasal-Vokals, des I, muss an dieser schmalen Stelle noch das Gaumensegel herabgelassen werden, um den Luftstrom zu teilen; es muss noch Platz für die zur Nase gehende Luft geschaffen werden, und das gelingt nur unter zerrender Spannung der Sprechorgane, die sich auch für das Auge durch Hinaufziehen der Nasenflügel bemerkbar machen kann. Dasselbe findet bei Hervorbringung des Ü-Nasals statt.

Anders ist es beim U. Spricht man den reinen U-Vokal, so gleicht die Mundhöhle einer weiten bauchigen Flasche mit sehr kurzem Halse.* Das reine U erfordert also eine verhältnismäfsige Weitung und Wölbung der hinteren Mundhöhle. Will man diesem U die nasale Klangfarbe verleihen, so muss wiederum das Gaumensegel herabgelassen werden, um den Luftstrom zu teilen. Dann wird aber die Wölbung beeinträchtigt: die Sprechorgane nehmen, abgesehen von den geöffneten Choanen, fast die O-Stellung an, so dass es nur mit grofser Mühe gelingt, noch allenfalls einen leidlichen U-Nasal hervorzubringen; bei geringerer Anstrengung aber nehmen die Sprechorgane die bequemere Stellung des O-Nasals an, der des U-Nasals nächster Nachbar ist. So erklärt es sich, dass in den bekannteren Sprachen nur *a*, *ä*, *o*, *ö* als Nasenvokale vorkommen. „Ellis schreibt den Portugiesen nach den Mitteilungen eines Spaniers vermutungsweise ein i nasale zu“;** mir ist dies jedoch höchst unwahrscheinlich; sagt ja doch Dietz (Gramm. I, S. 376), dass die portugiesischen Nasalvokale auch konsonantisches Element enthalten. Das portugiesische ruim lautet also

* Bläst man eine solche Flasche an, so hat der Ton allerdings die Klangfarbe des U, während man auf einer engen Röhre, z. B. einem Hohlschlüssel, nur einen Ton mit I-Klang hervorbringen kann.
** Vgl. Brücke, Phys. d. Spr., S. 29.

wohl nicht wie ruĩ sondern wie ruing'. Eine durchaus zuverlässige Auskunft könnte nur von einem des Portugiesischen kundigen Sprachphysiologen gegeben werden.

Da am bequemsten sich die Vokale a und o nasaliren lassen, so ist es leicht erklärlich, dass nur die Lautverbindungen an und on aus dem Lateinischen ohne grofse Veränderung ins Französische übergingen. Allzu hohe Vokale dagegen mussten sich eine Herabsetzung auf einen tieferen Vokal gefallen lassen: so wurde, wie auch aus der Schreibweise ersichtlich ist, lateinisches in auf französisches ein (die Bezeichnung des Ä-Nasals), herabgesetzt, z. B. pingere — peindre, cingere — ceindre, vincere — vaincre; in vielen Wörtern behielt man auch die lateinische Schreibweise bei, sprach aber in wie den Ä-Nasal, z. B. fin, gespr. fä̃. Lateinisches en erhielt sich zwar der Schreibweise nach im Französischen, nahm aber die tiefere Aussprache des A-Nasals an: en = ã, vgl. noch genre, gendre, gentil, femme. Aus lingua wurde zuerst laingue (Liv. d. rois, p. 41) mit Ä-Nasal, schliefslich langue, dessen A-Nasal sogar geschrieben wurde. Dasselbe wiederholte sich bei cingulum, aus welchem sich das nfrz. sangle nur durch die Mittelstufe ceingle oder saingle entwickelt haben kann.

Auch der Ü-Nasal musste sich in eine Herabsetzung auf ö̃ fügen. Ginge jedes lateinische ū im Französischen in *ü* über, so müsste man das Masc. zu une auch ü̃ sprechen, da aber ü̃ zu wenig Raum für das Herabsenken des Gaumensegels gestattet, so geht es in das nächst benachbarte ö̃ über.

Umgekehrt musste lateinisches kurzes **u**, das weniger Neigung hatte, in den verwandten Umlaut **ü** überzugehen, sich auf **o** erhöhen, sobald es nasalirt wurde. So wird aus tuum, plumbum, numerus, de unde, ungula, renuntiare ganz regelrecht im Französischen: ton, plomb, nombre, dont, ongle, renoncer; doch bildete man zu den älteren Wörtern nombre und humble (õ und ö̃) die neueren numéro und humilier ohne Nasal.

Durch die bisherige Betrachtung wird begreiflich, aus welchen Gründen die französische Vokalisation so vielfach von der der anderen romanischen Sprachen verschieden ist. Fränkischer Einfluss war es, der die besiegten Romanocelten dahin brachte, die nasale Aussprache der Vokale anzunehmen. Sobald diese einmal Platz gegriffen, muss-

ten die weiteren Veränderungen der Vokalisation nach physiologischen Sprachgesetzen von selbst erfolgen.

Aber alles das genügt noch nicht, um den Vokalwechsel in vingt, trente, embarbé und imberbe zu erklären, denn hier sind ja die verschiedenen Vokale alle aus dem lat. in entstanden. Von einer Entwickelung nach lateinischen oder romanischen Lautgesetzen kann hierbei nicht die Rede sein, namentlich wenn man Beispiele ähnlichen Vokalwechsels zur Vergleichung herbeizieht,

dass z. B. dignus übergeht in digne,
aber dignari „ „ daigner;
dass ille „ „ il,
aber illa „ „ elle.

Vielleicht lässt sich dieser Vokalwechsel nach deutschen Lautgesetzen erklären und zwar in folgender Weise:

In meiner Schrift „Die Musik in der deutschen Sprache“ * habe ich gezeigt, dass jeder Vokal seinen musikalisch genau bestimmbaren Eigenton hat, welchen man leicht bemerken kann, wenn man flüsternd die Silben bi — be — ba — bo — bu spricht. Man wird dann leicht eine absteigende Tonfolge wahrnehmen, während umgekehrt beim flüsternden Sprechen der Silben bu — bo — ba — be — bi eine aufsteigende Tonfolge sich vernehmen lässt. Der Vokal **a** entspricht seiner Tonhöhe nach genau dem musikalischen *d'''*, und **i** entspricht dem *d''''*. Die musikalische Differenz dieser Vokale beträgt also genau eine Octave. Unsere Vorfahren, begabt mit einer grofsen Empfindlichkeit für die Wahrnehmung derartiger Tondifferenzen, mussten wohl bemerken, dass eine Octave weniger geeignet ist, eine Melodie fortzuspinnen, als sie zu schliefsen; darum milderten sie diese Tonfolge, indem sie das **i** der Wurzelsilbe in ein niederes **ĕ** verwandelten, wenn in der nächsten Silbe ein **a** folgte, z. B.

anstatt (wir) hilfames sagte man hëlfames = wir helfen,
„ (ihr) hilfat „ „ hëlfat = ihr helfet,
„ (sie) hilfant „ „ hëlfant = sie helfen,

während du hilfist, er hilfit unverändert in das nhd. du hilfst, er hilft überging. — Folgte dagegen auf **a** der Stammsilbe ein **i**, so wurde das **a** dem **i** angenähert durch Erhebung desselben zu **ă** (e), z. B.

* Leipzig, Otto Wigand 1879, S. 15 ff.

aus kraft adj. kraftic wurde kräftig,
„ hant pl. hanti „ Hände,
„ hant adv. pihanti „ behende.

In welcher Reihenfolge also die Vokale *a* und *i* auch aufeinander folgen mögen, immer wird der zuerst stehende durch den folgenden beeinflusst, indem sein Eigenton durch Heraufziehen oder Herabsetzen der Lautstufe des regierenden Endvokals angepasst wird.

Die Vokalabstufung findet sich namentlich bei deutschen ablautfähigen Wortstämmen, ist jedoch nicht lediglich darauf beschränkt, sondern erstreckt sich auch wohl ausnahmsweise auf Fremdwörter: so wird aus lat. missa das ahd. mëssa, nhd. Messe (also *e* = ursp. *i*); aus lat. matutina scil. hora, ahd. mattine (Notker Ps. 88. 52), mhd. mettine, nhd. Mette (also *e* = ursp. *a*). Durch J. Grimm ist die erstere Erscheinung (hëlfant, mëssa) Brechung genannt worden, die letztere (behende, Mette) Umlaut.* Beide sind meines Wissens im Französischen noch nicht nachgewiesen worden, obwohl eine grofse Anzahl von Wörtern vorhanden ist, deren Vokalisation sie zur Erklärung zu fordern scheint. Dietz sagt Gramm. I, S. 180:

„Bei den vielfachen Veränderungen, welchen der Tonvokal namentlich im Französischen unterworfen ist, darf man wohl die Frage aufwerfen: hat sich der Umlaut im Sinne der deutschen Grammatik eingefunden, wornach dieser Vorgang in der Trübung der Vokale *a*, *o*, *u* durch Einwirkung eines *i* oder *u* der folgenden Silbe besteht? So aufgefasst lässt er sich hier nicht nachweisen. Seine Stelle vertritt ein ähnlicher Vorgang, die Attraction, die sich auf *i* (*e*) und *u* erstreckt und offenbar von gewissen Konsonanten (l, n, r, s) Begünstigung erfährt: jene Vokale werden von dem Tonvokal angezogen und verschmelzen mit ihm zu einem Laute; Bedingung aber ist, dass der tonlose Vokal im Verhältnisse des Hiatus stehe. Im Französischen bedarf es freilich auch dieser Bedingung nicht, damit *a* zu *e* werde: premier aus primari ist hier anders zu beurteilen als mer aus mare oder gar als nhd. meer aus mari; in premier waltete Attraction,** in mer Vorliebe für *e*, in meer Umlaut.“

---

* Ich beschränke mich der Kürze wegen nur auf diese beiden Vokalveränderungen, obwohl auch die Verwandlung eines *u* (durch ein darauf folgendes a) in o mit Recht Brechung genannt wird (z. B. holfaner statt hulfaner), und die Verwandlung eines *o*, *u* oder au (durch ein folgendes i) in ö, ü oder äu eine Umlauts-Erscheinung ist. Vgl. Musik i. d. d. Spr., S. 20.

** Ob das, was man bisher für Attraction hielt, nicht vielmehr in

Dietz hat, wie man sich leicht überzeugen kann, das Gesetz der Vokal*brechung* gar nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen, und doch giebt es eine grofse Anzahl von Wörtern, deren Vokalisation durch diese Lautveränderung leicht erklärt werden kann, andere sogar, welche sie zu ihrer Erklärung gebieterisch zu fordern scheinen. Selbstverständlich ist, dass die Vokalabstufung im Französischen nicht zu so allgemeiner Geltung gekommen ist, wie im Deutschen; konnte sich doch der Einfluss des fränkischen Idioms nicht auf alle Wörter erstrecken; musste er doch, wenn er in der ältesten Zeit auch stärker gewesen sein mochte, im Lauf der Jahrhunderte immer schwächer werden. So zeigen in der Tat die Wörter neuer Bildung eine mit dem Lateinischen mehr übereinstimmende Vokalisation, während entsprechende ältere Wortbildungen mehr gebrochene Vokale zeigen. Man vergleiche 1) mit Lautfolge i (e) — a:

lat.	infans,	*neueres*	infantile,	*älteres*	enfant,
„	Britannia,	„	britannique,	„	Brétagne,
„	firmare,	„	affirmatif,	„	fermer,
„	virtus,	„	virtuel,	„	vertu,
„	littera,	„	littérature	„	lettre.

2) Mit Lautfolge a (e) — i:

lat.	qualis,	*neueres*	qualité,	*älteres*	quel,
„	captivus,	„	captif,	„	chétif,
„	clavis,	„	clavicule,	„	clef,
„	navis,	„	naviguer,	„	nef,
„	minax,			„	menace.

An diesen Beispielen sehen wir, dass die Annahme nicht durchaus unwahrscheinlich ist, es sei in einigen französischen Wörtern die Veränderung ihrer Vokale durch Abstufung derselben (Brechung oder Umlaut) entstanden. Ebenso gut, wie aus dem lat. *missa* das nhd. *Messe* durch Brechung hervorgegangen ist, kann ja auch das E in dem franz. *messe* auf dieselbe Weise entstanden sein. Auffallen muss es wenigstens, dass Dietz Gr. I, 145 zwar als allgemeine Regel aufstellt, lat. i gehe in allen romanischen Sprachen, sobald es in der Position stehe, in e über, dann aber S. 146 sagt, von dieser Regel gebe es im Ital., Span., Wall. viele Ausnahmen, nur im Prov. und Franz.

---

vielen Fällen als Vokalabstufung aufzufassen sei, müsste erst noch genauer untersucht werden; jedenfalls ist die Attraction bis jetzt auch noch nicht wissenschaftlich bewiesen.

sind es der Fälle mit i weniger. Warum gerade in diesen? Möglich ist es ja, dass „der altertümliche Zug der lat. Sprache, *e* für kurzes i zu setzen, in historischem Zusammenhange mit der romanischen Vokalveränderung stehe“ (Dietz I, S. 147), aber es ist doch kein Grund vorhanden, die deutschen Lautgesetze vollkommen unberücksichtigt zu lassen und lieber anzunehmen, dass die Vokale durch Willkür oder Zufall verändert worden sind, als durch die Lautgesetze einer Sprache, deren grosser Einfluss auf das Französische namentlich in Bezug auf Bereicherung des Wortschatzes längst allgemein anerkannt ist. Vorsichtiger ist es allerdings, wenn die Frage aufgeworfen wird, warum aus ille — il, aber aus illa — elle geworden ist, zu antworten: „das weiss „man“ noch nicht, und ich will mit meiner Meinung zurückhalten.“ Aber wenn alle Menschen bei allen wissenschaftlichen Fragen so dächten, würden wir nicht weit kommen. Dass der Vokalwechsel zufällig entstanden sei, zu dieser Behauptung wird man sich doch nur dann entschliefsen, wenn jede sonstige Erklärung sich als unzutreffend erwiesen hat; die Erklärung der Vokale in il und elle hat bisher aber noch Niemand versucht. Ich wage es daher, meine Hypothese, dass illa durch Brechung in elle verwandelt worden sei (gerade so wie lat. missa in deutsch und franz. messe), der Prüfung Sachverständiger vorzulegen.

Einfluss desselben Lautgesetzes glaube ich wahrzunehmen
in v*i*gint*i* — v*i*ngt,
aber tr*i*gint*a* — tr*e*nte;
in d*i*gn*i*tas — d*i*gn*i*té und dignus — digne;
aber d*i*gn*a*ri — d*ai*gner (*ai* anstatt *e*).

Dieser Vokalwechsel kann nicht zufällig sein, man hätte ja sonst ebenso gut die beiden Wörter daigne (dignus) und digner (dignari) bilden können.

Auf dieselbe Weise dürfte sich auch der Vokalwechsel in
lat. imberbis, franz. imberbe
„ imbarbatus, „ embarbé
erklären lassen. Die französische Sprache hat von der lateinischen die beiden Wörter mit demselben Lautbestande in der ersten Silbe geerbt. Woher kommt nun der Unterschied des im und em? Leicht genug ist es zu sagen, dass das Praefix in im Lat. einen doppelten Sinn hat, einen praepositionalen und einen negativen, und dass man in Rücksicht darauf die beiden Begriffe differenzirt habe, indem man

den ersteren übergehen liess in en (em), den andern in in (im). Aber das hat nicht durchgehende Giltigkeit: es giebt genug Wörter, deren Praefix in (im) nicht negativen, sondern praepositionalen Sinn hat, z. B.

incarnat, incision, incliner, inclus, incruster, inventer, imbiber, immanent, imminent, impératif, importer, irrigation, irriter u. s. w.;

es giebt andere, die, mit en (em) beginnend, doch nicht den Sinn der lat. Praeposition in haben, z. B.

enfuir, enlever, emmener, emporter, entrainer, wo en dem lat. inde entspricht;

und es giebt sogar einige, wo en statt der praepositionalen geradezu negative Bedeutung hat:

ennemi = in neg. + amicus;
entier von integer = in neg. + TAG (tango);
engoncer von inconsus = inconditus (vgl. Scheler Dict.).

Hiernach dürfte die Vermutung nicht von der Hand zu weisen sein, dass in imberbe das I der ersten Silbe sich gehalten habe, weil ein E in der zweiten Silbe folgte, dass dagegen in embarbé das I in E verwandelt worden sei in Rücksicht auf das A der folgenden Silbe, ähnlich wie in den Ableitungen vom lat. imbuere und imbibere: in emboire, imbu und imbiber die Praeposition den Vokal wechselt, ohne den Sinn zu differenziren, wo auch vielleicht die erste Silbe im sich gehalten hat, weil der hohe I- resp. Ü-Laut darauf folgt, dagegen vor dem tiefen O in em übergegangen ist.*

Ein anderes differenzirtes Praefix ist inter — entre. In den Wörterbüchern wird gewöhnlich bei entre die Ableitung von lat. inter angegeben, obwohl es Gründe genug dafür giebt, um eine andere annehmbarer erscheinen zu lassen, nämlich die von intra. Für diese Ableitung lassen sich folgende Gründe anführen:

1) Das Verb entrer hat seine gegenwärtige Gestalt durch Vokal-Abstufung (Brechung) erhalten aus dem lat. intrare.

Die Praeposition entre kann nach derselben Analogie von intra abgeleitet sein.

2) Der Unterschied in der Bedeutung der beiden Praep. inter und intra ist nicht grofs, denn intra ist abgeleitet von intera, scil.

---

* Wäre die Vokalabstufung im Franz. vollständig durchgedrungen, so würde emboire conjugirt werden: j'embois, nous imbuvons, ils emboivent, j'emboirai, j'imbus, j'ai imbu.

parte, und darum wenden wir es namentlich an, um dadurch auszudrücken die Ruhe, den Aufenthalt oder das Sichbefinden inmitten eines oder mehrerer Dinge; inter fügt derselben Bedeutung den Begriff hinzu: sich nach einem inneren Orte hinbegeben. Vergleichen wir nun alle die Wörter, welche mit beiden Praepositionen, inter und entre, zusammengesetzt sind, wie interdire und entredire, so finden wir den Unterschied der Bedeutung genau übereinstimmend mit dem von lat. inter und intra, denn

entre-céder bezeichnet die Situation, wo zwei Menschen sich an den Grenzen ihres Besitztums befinden und sich gegenseitig davon etwas gewähren;

intercéder bezeichnet das Einschreiten d. h. das Sichbegeben an einen Ort und den Fortgang einer Sache hemmen.

Aehnlich ist der Unterschied bei

s'entre-dire colloqui; interdire interdicere, vetare

s'entre-mettre de qc. conciliare; intermission dilatio.

entre-poser in horreis collocare; s'interposer intercedere pro alq.

Bei allen diesen Wörtern steht entre auf die Frage Wo? inter auf die Frage Wohin?

3) Es giebt kein mit inter zusammengesetztes Wort, welches an der Commissur ein trait d'union hätte, während fast alle Zusammensetzungen mit entre (entr') stets mit trait d'union geschrieben werden, ein Beweis dafür, dass die Verbindungen mit entre weniger fest sind (uneigentliche Zusammensetzungen etwa wie im Deutschen heruntergehen), die mit inter dagegen engere (eigentliche Zusammensetzungen etwa wie unterdrücken). Hiernach hat entre die mehr adverbiale Bedeutung des intra, inter aber die praepositionale des gleichlautenden lateinischen Wortes.

Nach allem diesem möchte es scheinen, als ob entre besser vom lat. intra als von inter abzuleiten sei.

Aufser den bis jetzt aufgeführten Wörtern dürften u. a. die folgenden Vokalabstufung erfahren haben:

A. Lateinische Wörter.

I. Brechung [i (e) — a].

lat. crista	fr. crête
„ firmare	„ fermer

lat.	siccare	fr.	sécher
„	siccus	„	sec, aber siccitas — siccité
„	circulus	„	cercle
„	virga	„	verge
„	piscator	„	pécheur, aber piscina — piscine
„	sinapis	„	sinapi und sénevé
„	giga(nt)s	„	géant
„	sinistratus	„	sénestré, aber sinister — sinistre.

II. Umlaut [a (e) — i].

Aufser den S. 101 aufgeführten: quel, chétif, clef, nef, menace müssten von Fachmännern genauer geprüft werden die folgenden:

1) lat. caput, Wurzel capit-, franz. chef;

2) die Endung -alis, welche in einigen Wörtern unverändert bleibt, z. B. in naval, annal, canal, natal, fatal, vénal, général; in anderen aber sich ändert in -el, z. B. tel, annuel, réel (réalité), mortel (mortalité), formel (formalité), spirituel, mutuel, naturel;

3) die Endung -arius und -aris, welche sich in aire oder ier verwandeln:

lat.	primarius	fr.	primaire und premier
„	voluntarius	„	volontaire „ volontiers
„	statuarius	„	statuaire;

aufserdem légionnaire, argentier, sicaire, capillaire, militaire, vulgaire, articulaire.

B. Deutsche Wörter.

I. Brechung.

frais, fraiche — frisch,
berner — ahd. pirnan,
guinder (Ä-Nasal) — winden,
sénéchal — ahd. sini-scalh.

II. Umlaut.

Die ältesten deutschen Sprachdenkmäler, welche bis zum achten, vielleicht bis zum siebenten Jahrhundert p. Chr. hinaufgehen, zeigen nicht mehr durchgehend die Vokalfolge a — i, wie sie ehemals bestanden haben muss, sondern in einigen Wörtern hat sich das *a* schon in *e* verwandelt (Grimm Gr. I, 76 ff.). In dieser Uebergangszeit brauchte man z. B. im Franz. noch die folgenden Wörter:

alise sorbus torminalis,
aliberge (alberge, auberge für hariperga) deversorium,
chamois (gamz) ibex,
harban (hariban) convocatio populi,
sarquel (saruhc) sarcophagus,
garer (wahren) servare,
garir (warjan, wehren) defendere u. a. m.

Einige dieser Wörter sind unverändert geblieben, wie garer, weil kein I vorhanden war, welches Vokalabstufung bewirken konnte; — andere, wie alise, chamois, haben gleichfalls die alte Form bewahrt, obwohl im Deutschen später Vokal-Abstufung eintrat: Else, Gemse; — noch andere aber haben die ursprüngliche Vokalfolge a — i verwandelt in e — i, gerade wie die entsprechenden deutschen Wörter:

sarquel: cercueil = Sarg: Särgel,
garir: guérir = ahd. warjan: nhd. wehren,
renard = ragin-hart: Reinhard.

Mag auch erwiesen werden können, dass die Vokalisation einer grofsen Anzahl der hier angeführten Wörter auf andere Weise besser erklärt werden kann, so wird immer noch eine genügende Anzahl übrig bleiben, bei denen die von mir gegebene Erklärung sich als stichhaltig erweisen wird. Bei der Nasalirung der Vokale und deren Abstufung gemäfs der vokalischen Tonhöhe treten offenbar Lautgesetze in die Erscheinung, welche, auf der natürlichen Beschaffenheit aller menschlichen Sprechorgane beruhend, auf die Gestaltung aller Sprachen einen tiefgreifenden Einfluss ausgeübt haben müssen. Die in der Philologie herrschenden Richtungen nehmen zwar bis jetzt noch zu derartigen physiologischen Untersuchungen eine äufserst zurückhaltende Stellung ein; da sich jedoch durchaus zuverlässige Beurteiler meiner oben genannten Schrift, wie Max Müller u. A., mit den Grundgedanken meiner Forschungen einverstanden erklärt haben, so sollten diese Lautgesetze, welche nachweisbar im Deutschen, Lateinischen, Griechischen und Hebräischen eine Harmonie zwischen Vokalhöhe und Wortbedeutung, zwischen sinnlichem Eindruck und sinnigem Ausdruck, zwischen der äufseren Welt des Seins und der inneren des Gedankens bewirkt haben, nunmehr auch in ihren Beziehungen zum Vokalismus der französischen Sprache einer eingehenden Untersuchung gewürdigt werden.

Oppeln. Dr. Aug. Grabow.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Lessing's Hamburgische Dramaturgie. Für die oberste Classe höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert von Dr. Friedrich Schröter und Dr. Richard Thiele. CXXXVI u. 630 S. Halle 1877/78. Waisenhaus. Lex.-8⁰.

Eine commentirte Ausgabe der Hamburgischen Dramaturgie war längst ein Bedürfniss, das jeder empfand, der dies Meisterwerk ernstlich studiren wollte. Galt es doch viele, oft minutiöse Beziehungen klar zu legen und Anspielungen aufzuhellen, welche der Lauf der Zeit den Epigonen verdunkelt hatte. Was an der Hamburger Bühne vor reichlich hundert Jahren zur Darstellung gelangte, ist längst vom Repertoire verschwunden; selbst zur Lectüre dienen heut nur wenige jener Stücke, so dass uns der Stoff, an dem Lessing seine Kritik übte, von dem er ewig geltende Kunstgesetze abstrahirte, fremd und veraltet erscheint.

Ihn aus Schutt und Trümmern hervorgegraben zu haben, ist das Verdienst der Herren Schröter und Thiele. Sie bieten den Lachmann-Maltzahn'schen Text, dessen Zeitenzahlen zu bequemer Orientirung am Rande verzeichnet wurden, und erläutern ihn in höchst sorgfältiger, gewissenhafter Weise, indem sie sich über die verschiedensten Dinge verbreiten und stets die besten Quellen zu Rathe ziehen. So ist es ihnen gelungen ein Buch herzustellen, welches für das Studium der Literatur des vorigen Jahrhunderts überhaupt wichtig ist, da nicht nur über die Dramaturgie Licht verbreitet wird, sondern die Bemühungen der Herausgeber, besonders in der umfangreichen Einleitung, auch vielen anderen, oft sehr interessanten Erscheinungen zu Gute kommen. In erster Linie erscheinen biographische Angaben und die Analysen der von Lessing besprochenen Dramen: so der Hautontimoroumenos, die Aulularia, Richard III, Cronegk's Olint und Sophronia, sein Codrus, Molière's l'Avare, l'Ecole des Femmes, Voltaire's Semiramis, Zaïre, l'Ecossaise, Regnard's Démocrite, Gresset's Sidney, Weisse's Amalia u. v. a. Leider gelang es nicht, ein Exemplar von Pfeffel's „der Schatz“ (Frankfurt a. M. 1761. 8⁰) aufzufinden, obgleich auf 31 deutschen Bibliotheken Nachfrage gehalten wurde. Neben diese werthvollen Analysen treten culturhistorische Notizen und sachliche Erläuterungen: so spricht sich eine Anmerkung zum siebenten Stück über die in Lessing's Tagen herrschende absprechende Auffassung der Kreuzzüge aus; zu Stück 22 wird die Andrienne (nicht

Adrienne) historisch erklärt; eine andere Stelle behandelt den Namen Lucifer = Teufel; über Lessing's Auffassung der Aristotelischen Definition der Tragödie wird mit Benutzung der ziemlich umfangreichen einschlägigen Literatur ausführlich gesprochen.

Dem Sprachgebrauch Lessing's ist mancherlei Rücksicht zu Theil geworden; veraltete Ausdrücke wie bekleiben, dialogiren, unversiegene, ausfenstern u. a. sind meist mit Hilfe des deutschen Wörterbuches dem modernen Leser verständlich gemacht. Endlich ist auch die strenge, gewissenhafte Art hervorzuheben, in der die Herausgeber ihren Schriftsteller controlliren; dank derselben sind sie mehrfach in der Lage, irrthümliche Angaben zu verbessern. Wir erfahren, dass die Aufführung von Weisse's Amalia auf einen Montag, nicht, wie L. schrieb, auf einen Freitag fiel (Stück 20), und dass der St. 28 erwähnte Uebersetzer eines Lustspiels von Marivaux Krüger, nicht Krieger hiess. Garnier's Bradamante ist von 1582 u. s. w. Vgl. XXI, 23; XXXII, 7; LXXVII, 10.

Freilich dürfen wir bei diesem Lobe nicht verhehlen, dass die Herausgeber im Eifer des Erklärens mitunter zu weit gehen. Gern hätten wir auf die Erläuterungen von Ausdrücken verzichtet, die dem weiteren Kreise der Gebildeten und den Schülern der obersten Classe geläufig sind; z. B. Polytheismus, Contenance halten, Antithese, Gestus, Maxime, abstrahiren, Themis, Kothurn (beide dem Schüler aus Schiller's Balladen bekannt), chicaniren, skeptisch. Ungern dagegen vermissen wir die Stellen, die L. in fremder Sprache seinem Werke einzuverleiben für gut befand, in diesem ihrem hergebrachten Gewande. Die Dramaturgie hat durch die Uebersetzung dieser Stellen ein ungewohntes Ansehen gewonnen, und das lieben wir nicht an alten Freunden.

Aber diese Ausstellungen sind doch sehr geringfügig und keineswegs geeignet, das Lob, das dem Buche zukommt, im mindesten zu schmälern. Wir sind den Herren Schröter und Thiele zu grossem Danke verpflichtet, sowohl für die Anmerkungen als besonders für die Einleitung, welche die Geschichte des deutschen Theaters, Lessing's Hamburger Aufenthalt, das Hamburger Unternehmen mit kurzen und scharfen Strichen zeichnet und die bei demselben wirkenden Schauspieler auf Grund eines umfangreichen Materials charakterisirt. Ein zweiter Abschnitt beschäftigt sich speciell mit der Dramaturgie.

Altdeutsche Predigten aus dem Benedictinerstifte St. Paul in Kärnthen, herausgegeben von Adalbert Zeitteles. Innsbruck 1878. XLIII, 188 S. 8°. Auch unter dem Titel: Altdeutsche Handschriften aus Oesterreich, herausgegeben von Ad. Zeitteles. I. Band.

Schon als erstes Glied einer Reihe von Publicationen, die hoffentlich nicht das Schicksal anderer Mittheilungen aus Handschriften theilen werden, wäre das vorliegende Buch höchst willkommen. Es ist es indessen um so mehr, als wir in ihm einen neuen wichtigen Beitrag zur homiletischen Literatur des deutschen Mittelalters empfangen und in dem ungenannten Verfasser einen stilgewandten, mit theologischen Kenntnissen ausgerüsteten, charaktervollen Mann kennen lernen, der mit seiner ganzen Person, seiner vollen Subjectivität bei der Sache ist.

Die Predigten theilen sich in Sermones de tempore und de sanctis. Die Reihenfolge der kirchlichen Festtage ist nicht eingehalten; mehrere Stücke charakterisiren sich als Entwürfe oder als blosse Festansprachen; mancher Festtag ist mehrfach behandelt. Es fehlt ihnen der Blick für das tägliche Leben, welches Berthold's Reden auszeichnet, der durchweg asketische Ton, die vielen mystischen Deutungen lassen die Erbauung der Cleriker als ihren

Zweck erscheinen. Dennoch wird der Leser seine Freude haben an den oft kühnen Constructionen, an den vielen polysyndetischen und asyndetischen Fügungen, an mancher wirksamen Anafora und manchem gewagten Zeugma. Rhetorische Fragen, Ausrufe, Steigerungen werden nicht vermieden, auf Bilder und Gleichnisse legt der Verf. offenbar Werth. So sagt er, um anzudeuten, dass glücklicher Ausgang die Mühen vergessen macht: Vert ein man ûf dem mere, chumt er wol ûz, wer sol in chlagen? vindet er di rehten porte, sô hât er schiere vergezen sîner arbeite. Oder an einer anderen Stelle: „Als uns die bluomen, di ûf der erde springent, zeigent den nâhen sumer, beidiu liehten und warmen, und wunnechlichiu zît, also zeiget uns diu. græwe (canities) di bluomen des tôdes und siehtuom und huosten und ach und ach und wê und wê und leit.“ So fehlt es auch nicht an schönen sinnlichen Ausdrücken: Anme jungisten geriht wird ûf getân diu pfalnze mîner wunne, daz hûs mîner hêrschefte, diu burch der êwigen gnâden. — Dô er (Christus) durh uns arme mennisch wolde vehten ein volchwîch mit unserm veinde . . . dô gurt er sich mit flîze und mit grôzem wîstuome und leget an sîn brust ein brunne fleisches und mennischlicher wesunge.

Mehrfach berührt sich der Ausdruck mit geistlicher Dichtung, dem Melker Marienlied, der Sequenz von Muri; auch an Spervogel's geistliche Sprüche wird wohl erinnert. Aber auch Anklänge an die volksthümliche weltliche Dichtung fehlen nicht: degenchint, dietvasten rôtez golt, er geheizt miete und lôn sînen trûten burge und lehen. Paulus reitet, wie der Ritter des Epos, der nicht zu Fusse wandern darf, hoch zu Ross gen Damascus, und als die göttliche Stimme erschallt, fällt das Thier mit ihm zu Boden. Die Apostel singen und sagen von Gottes Geburt, Taufe, Fasten.

Obgleich in der Sprache sich die Neigung zum Apokopiren sehr breit macht, obgleich î meist ei geworden, verweiset der Herausgeber das Denkmal auf die Grenzscheide des 13., höchstens ins erste Viertel des 14. Jahrhunderts. Es bestimmen ihn dazu viele alterthümliche Verbalformen auf -ôt, die oft vorkommenden Formen birn birt als 1. 2 plur. praes. von sîn, die weitverbreiteten *i* für *e* in Endungen und Ableitungen und Aehnliches. Mangel des Umlauts von *u* und *uo*, Schwächung des letzteren zu *ue*, häufiger *ei* neben *î*, *ch* für *k*, die Form deu weisen das Denkmal nach Oesterreich oder Bayern.

Johann Anton Leisewitz. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im XVIII. Jahrhundert von Gregor Kutschera von Aichbergen. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben. Wien 1876. VI u. 142 S. gr. 8⁰.

Diese Monographie entrollt zunächst ein Bild von Leisewitz' Leben und interessirt in diesem Abschnitt besonders durch den Nachweis seiner Beziehungen zu den Dichtern des Göttinger Kreises und durch eingehende Schilderung seiner Reise nach Weimar und Gotha. Der Julius von Tarent erfährt specielle Würdigung; durch dieses Drama gewann Leisewitz auf die Zeitgenossen einen Einfluss, der im Einzelnen verfolgt wird. Die Frage: „warum hat Leisewitz nach dem Julius kein Werk mehr veröffentlicht?“ wird nicht wie gewöhnlich damit beantwortet, dass die Verstimmung über das Urtheil der Hamburger Preisrichter die Schuld daran trägt, sondern „Mangel an Ausdauer und Concentrirung der Arbeitskraft, ein zarter körperlicher Organismus und die immer wachsende, jede Arbeit störende Hypochondrie liessen die Blüthe nicht zu voller Entfaltung kommen und vernichteten die auf Leisewitz gesetzten Hoffnungen.“

Der Nibelungenmythos in Sage und Literatur von Hans von Wolzogen. Berlin, Weber 1876. XVI u. 143 S. 8°.

Wohl demselben Anlass, wie Rehorn's im Archiv LX, 225 angezeigte Schrift, dankt die vorliegende ihren Ursprung. Verf. bespricht zuerst den Nibelungenmythos in den germanischen Sagen, dann denselben in der deutschen Literatur. Im zweiten Abschnitt behandelt er, der Preisaufgabe des Wagnervereins entsprechend, denselben Stoff wie Rehorn; der erste Abschnitt bietet weder etwas Neues, noch ist er besonders geschickt dargestellt. — S. 3 begegnet die Unform Menglada, die schmückfrohe, S. 34 gar Menglada (Goldfreude); sie heisst, wie Fjölsvinnsmâl 8 hätte zeigen können, Menglöd. Menglada steht auch bei Bratuscheck S. 62.

Strzemcha, Paul: Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Brünn, Knauthe 1877. 126 S. 8°.

Die allgemeine Signatur der jährlich immer massenhafter entstehenden Leitfäden „zum Gebrauche an höheren Lehranstalten" wird auch in diesem Buche nicht verleugnet. Sie besteht in den „beiden Cardinaltugenden eines Lehrbuches: Kürze und Deutlichkeit" — nicht minder aber im Cardinallaster solcher Compilationen: Oberflächlichkeit. Diese macht sich gewöhnlich auf dem Gebiete unserer älteren Literatur am meisten breit.

„Die eingehendere Kenntniss der ahd. und mhd. Literatur ist einer höheren Unterrichtsstufe vorbehalten, das vorliegende Werkchen aber ist für den Anfänger bestimmt." Diesem Passus der Vorrede sind wir schon in mancherlei Variationen begegnet: niemals aber hat er uns bestimmen können, Unkenntniss und Uebereilung zu entschuldigen. Für beide liefert unser Buch anerkennenswerthe Beispiele, z. B.: Die Alliteration beruht in (sic!) der Uebereinstimmung der die betonten Silben anfangenden Mitlaute" (S. 3). Das Nibelungenlied „ist in einer vom Dichter erfundenen Strophe (Nibelungenstrophe, aus 4 Verszeilen bestehend, von denen die drei ersten je sieben Hebungen oder betonte Silben haben, während die vierte deren acht besitzt) verfasst" (S. 8). Die Kudrunstrophe „unterscheidet sich von der Nibelungenstrophe dadurch, dass die vierte Zeile neun Hebungen besitzt" u. s. w. (S. 9). Die „vorzüglichsten unter den ältesten Minnesängern sind der Kürenberger, Spervogel" u. s. w. (S. 14). „Beachtenswerth sind (in der Zeit der Reformation 1500—1624) die Fabeldichtungen des Ulrich Boner, Erasmus Alberus" u. s. w. (S. 19). Eine Bearbeitung der Thiersage „heisst Reinardus, woraus Reinhart . . . . entstand" (S. 6). — Neben solchen Früchten literarhistorischen Studiums dürfen Kleinigkeiten kaum berührt werden. Eine eigenthümliche Vorliebe hat der Verf., der doch selbst an seinem Buche die Kürze rühmt, für alte, längst abgethane Hypothesen. Ganz überflüssig ist es, Wilh. Grimm's Ansicht vom Dichter des Freidank oder die Annahme zu erwähnen, dass der Verf. der drei Lieder von der Magd mit Wernher von Tegernsee identisch ist; auch dass der Stricker seine Fabeln unter dem Titel „Die Welt" gesammelt, ist eine Meinung, die zwar noch im Vilmar zu lesen, besser aber in die Rumpelkammer zu versetzen ist. Wir müssen endlich anerkennen, dass Pfeiffer's Kürenberghypothese noch nie mit so kategorischer Dreistigkeit vorgetragen wurde, wie hier auf S. 8.

Mit grösserer Gewissenhaftigkeit ist die Neuzeit behandelt, und mancher Abschnitt, z. B. der über Wieland, kann als wohl gelungen bezeichnet werden. Dass den österreichischen Dichtern verhältnissmässig viel Platz eingeräumt wird, ist nur zu billigen.

Gerling, Karl F. A.: Der deutsche Aufsatz, ein Hand- und Hilfsbuch für den Unterricht an Bürger-, Mittel-, Fortbildungs- und höheren Töchterschulen, sowie zum Selbstgebrauch. Wiesbaden, Gestewitz 1878. 496 S. 8°.

Dass dies Buch in der Schule entstanden ist, glauben wir dem Verf. vollkommen. Trägt doch jede Seite den Stempel des Schulmeisterlichen. Sogar die Unterredungen zwischen Lehrer und Schülern, welche den Aufsatz vorbereiten, werden mitgetheilt. In des Verf. eigenem Interesse wünschen wir, dass seine Zöglinge über den Musteraufsatz Nr. 69 b, welcher in 20 Zeilen nur 18 Deminutivformen aufweist, kein „Wohlgefallen zu äussern" vermögen.

Das Buch beruht auf anerkennenswerthen Principien, ist streng systematisch angelegt und wird bei seinem Reichthum an Material gewiss recht nützlich werden.

Gerhard von Minden, von W. Seelmann. Bremen, Kühtmann 1878. XLVIII u. 206 S. gr. 8°. Auch unter dem Titel: Niederdeutsche Denkmäler, herausgegeben vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung. Band II.

Dem unermüdlichen Eifer des Vereins für nd. Sprachforschung, der alljährlich ein stattliches Jahrbuch und daneben in zahlreichen Lieferungen sein Correspondenzblatt erscheinen lässt, verdanken wir bereits die Publication zweier umfangreichen Denkmäler der nd. Literatur. Schon im Jahre 1876 erschien das Seebuch, ein praktisches Handbuch für Steuerleute aus dem 15. Jahrhundert; es wurde von Karl Koppmann herausgegeben, eine nautische Einleitung lieferte die sachkundige Feder Arthur Breusing's, das Glossar Chr. Walther. Vgl. Anz. f. d. deutsche Alterth. III, 29. Das oben genannte Buch bildet den zweiten Band der nd. Denkmäler.

Mit seinem Erscheinen wird ein Wunsch erfüllt, den Jacob Grimm wiederholt ausgesprochen hat und der um so berechtigter erscheint, wenn man erwägt, dass das vorliegende Fabelwerk auf dem Gebiete der nd. erzählenden Poesie neben dem Reineke Vos von 1498 allein Bedeutung beanspruchen darf. Wiggert in Magdeburg gab einzelne Fabeln heraus und bereitete eine Gesammtausgabe vor, als ihn der Tod ereilte. Wilh. Seelmann war es vorbehalten, sämmtliche (113) Fabeln aus der Magdeburger Hs. in einem lesbaren Text zu veröffentlichen.

Die Einleitung (S. IX bis XLVIII) giebt zunächst eine Skizze von der Entstehung der mnd. Literatur, um dann die Frage zu behandeln, ob Gerhard von Minden der Verfasser des Fabelwerks ist. Sie wird mit Hilfe einiger Argumente verneint, die auf den ersten Blick recht unwesentlich erscheinen; doch muss man anerkennen, dass in Ermangelung stärkerer Stützen auch diese ausreichen, um die Worte des Prologs, welche melden, dass Gerhard, Decan zu Minden, im Jahre 1370 Fabeln verdeutschte, nicht auf das vorliegende Werk zu beziehen. Dasselbe wird dem Anfange des folgenden Jahrhunderts zugewiesen. Wenn aber nach des Herausgebers Meinung Gerhard's Autorschaft umgestossen ist, so hätte er im Verlauf seiner Untersuchung diesen Namen wirklich aufgeben sollen, statt ihn beizubehalten, mit ihm zu operiren und so beim Leser mancherlei Verwirrung zu veranlassen.

Die Untersuchung dehnt sich dann auf die lateinischen Fabelbücher, Gerhard's Quellen, Heimat, Alter und Stand des Verf., Handschrift u. s. w. aus und wird mit Fleiss und Umsicht geführt. Schwankender ist der Boden in dem Abschnitte, welcher den Versbau behandelt. Hier hätte manche Aufstellung an dem metrischen Gebrauche anderer nd. Denkmäler geprüft

werden müssen; anderes erscheint auch ohne dies nicht stichhaltig. Z. B. S. XLVIII: „d) die dreisilbigen Feminina auf —inne sind auf der zweiten, die viersilbigen auf der ersten und vierten (soll heissen dritten) betont: vrundínne 10,15. apínne 85, 27. 38." u. s. w. Der als Beispiel angezogene Vers 10, 15. lautet: Nu segget mi sote vrundinne: hirinne; gewiss kann er nur so gelesen werden, dass das Substantiv auf der Stammsilbe den Hochton, auf der Ableitungssilbe den Tiefton trägt. Ebenso: 40, 45. Vruwe apin, gi sîn ein ducke.

9, 42. de gastinnen mit guder truwe

Nur den Hochton hat das Substantiv:

85, 8. Do de apinne dat gesach.
10, 14. 61. Der gast to der werdinne sprak.
40, 1. Ein apinne echt an sinnen blint.
40, 23. Der rede ward de apinne unvrô.

Mit dem letzten Beispiel stimmt R. V. 6283 De apinne vormande Reinken der wôrt. Vgl. ferner R. V. 5858: he sprikt nu van der apinnen. 6163 Do sprak to Reinken de apinne. 1106 mit der | wulvinnen bolaye drêf. 1121 Do sprak de wulvinne also vôrt. 6117 gy hebben myn wyf, de wulvinnen etc. Im Reime erscheint apinne Gh. 85, 27. vrouwe apinne: vorsinne, dsgl. 40, 29.; 85, 37. desse apinne, jedesmal mit vorangehender Senkung. (Vgl. 53, 40.)

Die vom Herausgeber aufgestellte metrische Regel dürfte also zu modificiren sein. Dem Texte folgen Lesarten und Anmerkungen, sowie eine „Wortlese", welche wenig zum Verständnisse desselben beiträgt.

Die Alterthümlichkeiten in unserer heutigen Schriftsprache von Reinhold Bechstein. Rostock 1878. 48 S. gr. 8°.

Diese Herrn Geh. Rath Bartsch zum fünfundzwanzigjährigen Doctorjubiläum überreichte Schrift beschäftigt sich mit denjenigen Elementen unserer heutigen Sprache, welche den gewöhnlichen Regeln der Umbildung irgendwie widersprechen. In ganz populärer Weise werden die Wörter mit voller Endung, die noch nicht apocopirten auslautenden e, volltönend gebliebene Vorsatzsilben, mangelnder Umlaut und ähnliche Erscheinungen behandelt.

Grundzüge einer Grammatik der mittelhochdeutschen Sprache. Cöthen, Schettler. (o. J.) 32 S. 8°.

Für Seminaristen. Den Paradigmen folgen Lesestücke und zwar, um vom geistlichen Leben des Mittelalters Anschauung zu geben, ein Theil des Lobgesanges auf Christus und Maria von Meister Gottfried von Strassburg (noch immer!!), einige Sprüche Vrîdanc's, ein Stück aus einer Predigt Berthold's und eine Predigt Tauler's.

Einführung in die Literatur. Zwölf Vorträge zur ersten Orientirung in unserer poetischen National-Literatur bis auf Lessing. Dargeboten von F. A. Block. Mit 2 lithographirten Beilagen. Dresden, Ehlermann. IV u. 114 S. 8°.

Wer gründlich angeführt sein will, lasse sich diese Einführung „darbieten". Folgendes ist hier zu lesen: S. 6 Derselbe Otfried hat im 9. Jahrhundert das sogenannte Ludwigslied gedichtet. S. 11 wird ahd. declinirt: zunka, zunkun, zunkun, z u n k a, mhd. acc. zunge; ebenda: Ein auslautendes

t oder c oder k verwandelt sich bei der Verlängerung des Wortes stets in d und g: tac = tages u. s. w. (diu marc, lieht?) S. 21 u. 45 erscheint Heinrich de Glichesäre. S, 27 Wir besitzen von Wolfram ausser einer Reihe von Leichen- und Minneliedern drei epische Dichtungen. S. 32 ist Konrad von Würzburg um 1287 im Dominicanerkloster zu Freiburg gestorben. S. 36 Derselbe Stoff (der a. Heinrich) ist von Chamisso in einem Liede behandelt. S. 39 sind Heinrich (!) Hadloub und Frauenlob identisch. Nach S. 40 hat Thomasin den w. Gast um 1220 gedichtet, während die Dichtung volle vier Jahre früher entstand; u. v. a.

Ausser diesen groben Fehlern ist die Auffassung meist so trivial und absurd, dass wir den Verf. schon im Interesse seines sonst wohlbeleumdeten Verlegers bitten, des grausamen Spieles mit diesem Heft genug sein zu lassen.

Berlin. Hans Löschhorn.

Das Studium des Italienischen. Die Entwicklung der Litterärsprache. Bibliographie der Hülfsmittel des Studiums. Von H. Breitinger, Professor der neueren Sprachen an der Universität Zürich. Zürich, Schulthess.

Jeder, der sich eingehender mit dem Studium der italienischen Sprache und Literatur befasst hat, wird die Erfahrung gemacht haben, dass unter den in Deutschland erschienenen Hülfsmitteln desselben das Fehlen eines encyklopädischen Leitfadens, wie wir ihn für das Französische und Englische in der Encyklopädie von Bernh. Schmitz besitzen, eine sehr empfindliche Lücke ist. Die Mittheilungen, welche Blanc in dem 1847 geschriebenen Artikel über italienische Sprache in der Encyklopädie von Ersch und Gruber und in der Einleitung seiner 1847 erschienenen (und nicht wieder aufgelegten) italienischen Grammatik macht, orientiren nur über die älteren Werke. Für die ganze ausserordentlich reiche Literatur von Hülfsmitteln, deutschen sowohl, als besonders italienischen, welche in den letzten Jahrzehnten das Licht der Welt erblickt haben, sieht man sich vergebens nach einem Wegweiser um. Man muss daher, wenn man nicht stets in alten ausgetretenen Pfaden wandeln will, oft ausserordentlich hohes Lehrgeld zahlen, und ist, wofern man nicht das Glück hat, mit einem erfahrenen Fachmanne, wo möglich einem Italiener, bekannt zu sein, dem blinden Zufall preisgegeben. Dass nun Herr Prof. Breitinger sich der schwierigen und sicherlich auch kostspieligen Aufgabe unterzogen hat, durch das oben genannte Buch diesem Mangel abzuhelfen, dafür kann man nicht dankbar genug sein. Er ist, wie aus seinem Leitfaden hervorgeht, durch seine eigenen eingehenden Studien der bedeutenderen Werke und Zeitschriften der Gegenwart, wie durch seine mannigfachen Verbindungen in die glückliche Lage versetzt, besonders über die in Italien selbst erschienene Literatur der Hülfsmittel uns die willkommensten Aufschlüsse zu geben.

Das Buch behandelt in der ersten Hälfte (S. 1—60) die „Entwicklung der italienischen Literärsprache“ mit Benutzung der neuesten italienischen Forschungen, von der ältesten Dichtersprache an bis auf Proposta Manzoriana und auf die epochemachende lexikographische Leistung Rigutini's. Dankenswerth sind darin die bündigen Analysen von Dante's Buch: „De vulgari eloquentia“, von Bembo's „Prose“ und Cesarotti's „Dell' uso e dei pregi della lingua italiana“, vor allem aber die Zusammenstellung der Texte der heutigen Lingua parlata. In der zweiten Hälfte (S. 61—114) giebt der Verfasser eine bis ins Jahr 1878 reichende bibliographische Uebersicht der Hilfsmittel des Studiums nach folgenden Rubriken: 1) Sprachgeschichte, 2) Lexika, 3) Grammatik, 4) Phraseologie, 5) Anthologien und Lesebücher,

6) Rhetorik und Poetik, 7) Bibliographie der Literatur, 8) Literaturgeschichte (sehr eingehend!), 9) Uebersetzungen (d. h. italienische), 10) Geschichte, 11) Geographie, Statistik, 12) Sitten und Cultur. Der Hauptnachdruck ist, wie schon angedeutet, auf die in Italien erschienenen Publicationen gelegt. Die meisten Werke sind mit kurzem, energischem Urtheil gewürdigt. Geeigneten Orts ist auch auf den Preis aufmerksam gemacht.

Somit können wir das genannte Buch allen Fachmännern aufs wärmste empfehlen und sind überzeugt, dass sie nach Anschaffung desselben sich bei Vermehrung ihrer italienischen Bibliothek manche unnützen Ausgaben ersparen werden.

Paderborn. Dr. Vockeradt.

Storia generale della litteratura tedesca von Giacomo Parmendero.

Diese Arbeit ist die erste deutsche Literaturgeschichte, welche den Italienern geboten wird; und wenn der Deutsche mit seiner Gründlichkeit und dem Empfänglichen für alles Fremde seit einem Jahrhundert und darüber schon sich mit der italienischen Literatur beschäftigte, so war besonders die deutsche ältere Literaturgeschichte den Italienern eine absolute terra incognita.

Parmendero nennt seine Literaturgeschichte eine allgemeine, weil er von der Absicht geleitet worden ist, eine Geschichte von der Entwicklung des deutschen Wesens bis auf unsere Zeiten zu geben, ohne weiter viel bibliographische Quellen anzuführen. Er selbst hat mit grossem Eifer und vielem Fleisse die Werke von Koberstein, Gervinus, Vilmar u. s. w. studirt und aus denselben mit feinem Geschmack und grossem Verständniss das herausgezogen, was für den Italiener nöthig ist, um sich eine übersichtliche Anschauung von der deutschen Literatur zu verschaffen.

Er hat den, sie anlangenden, ersten Theil, der von den Uranfängen bis zum Jahre 1724 ohngefähr geht, in 18 Lectionen oder Abschnitte getheilt, von denen jeder vielleicht die Zeit einer Stunde zum Vortrage beansprucht.

In seiner Vorrede sagt er, er habe sich besonders der Klarheit, der Ordnung, des richtigen Verhältnisses und zugleich des Interessanten befleissigt, und man kann ihm zustimmen, dass er das vorgesteckte Ziel erreicht hat.

Er geht von dem Grundsatze aus, dass die Literaturgeschichte der leuchtende Focus ist, in dem sich alle zerstreuten Strahlen des intellectuellen Lebens sammeln, und daher den ersten Rang unter den Geschichtsschreibungen aller übrigen Zweige menschlichen Wissens und Denkens einnehmen.

Energisch wie die Nation, sagt er, war auch ihre Sprache, jedoch kann die Härte der Aussprache, die durch einen Ueberfluss von Consonanten verursacht wird, durch gutes Sprechen gemildert werden, und findet überdies einen reichen Ausgleich in ihren besonderen Eigenthümlichkeiten. Der ausserordentliche Wortreichthum, die Leichtigkeit denselben zu erweitern, sei es indem man neue Wörter aus fremden Sprachen entlehnt, oder ganz andere aus denen, die bisher gebräuchlich waren, bildet; eine Syntax, die mit der Elasticität der griechischen Constructionen grösstentheils die analytische Anordnung der neu-lateinischen Sprachen verbindet — dies sind (nach seiner Meinung) die hervorragendsten Vorzüge des deutschen Idioms.

Diese Vortheile erklären daher auch die eigenthümliche Leichtigkeit, mit der die deutschen Schriftsteller die Meisterwerke anderer Nationen in ihre Sprache übertragen können, und wenn es ein unbestreitbares Factum

ist, dass die Sprache das treueste Abbild des Volksgeistes ist, so offenbart die deutsche Sprache zugleich mit ihren Vorzügen und ihren Mängeln den reflectirenden und nachdenklichen Charakter und die idealistische Richtung eines Volkes, das gewöhnt ist, die höchsten Aufgaben des Lebens mehr im Gedanken als in den Handlungen zu suchen.

„Die Präcision und Klarheit der neu-lateinischen Sprachen sind gewissermassen wie ein Gewand, das die natürliche Gestalt und Form des Gedankens hervortreten lässt, während die deutsche Sprache einem Mantel gleicht, der in seinen bauschigen Falten die oft dunklen und verwischten Gedanken in der Gewaltigkeit seiner Tiefe verbirgt. Unbekümmert um die Form und die Kunstmittel der Schule, ein seltener und misstrauischer Bewunderer der blossen Eleganz und einer blumenreichen Rhetorik, kämpft der deutsche Denker, zu sehr und ausschliesslich mit der Idee beschäftigt, — selten mit den Schwierigkeiten, dieselbe in schönen Formen auszudrücken; es scheint sogar oft, dass er der Idee allein die Sorge überlässt, sich eine entsprechende und materielle Form der Sprache zu suchen. Goethe, meint der Verf., sei vielleicht der Einzige gewesen, dem es gelungen ist, einen festen und durchsichtigen Styl in dem beweglichen Getriebe einer so biegsamen und idealen Sprache zu bilden, die eben sowohl geeignet erscheint, die Phantasie auf ihrem höchsten Fluge zu begleiten, als sie im Stande ist, die zartesten Bewegungen der Seele, wie die eigenthümlichsten Operationen des Verstandes zu beschreiben; auch stimmt er im Ganzen mit dem Urtheile der Frau von Staël überein: dass die deutsche Sprache sich mehr für die Poesie, als für die Prosa, und für die geschriebene Prosa mehr als für die gesprochene Prosa eigne."

Die zahllosen Schriften der Poeten und Prosaiker, sagt der Verf., legen ein Zeugniss von den geistigen und moralischen Anstrengungen der Nation ab, die mit ernster Sammlung in hundertjähriger Arbeit ihrer kühnen Meditationen das ganze Gebiet menschlichen Denkens nach allen Richtungen hin durchlaufen, und dort eine reichliche Ernte segensreicher Früchte eingesammelt hat, welche der ganzen civilisirten Welt zu Gute kommen.

„Tiefe der Anschauungen, die sich weder mit der Aeusserlichkeit der Dinge begnügt, noch sich blind den herrschenden Gewohnheiten oder den Ueberlieferungen der Vergangenheit hingiebt; Reichthum der Kenntnisse, die Folgen eines ausgezeichneten Unterrichtes und einer Geistesarbeit ohne Gleichen, sowie einer mannhaften Ausdauer im Studium und in der Beobachtung der Thatsachen; eine Originalität des Fühlens, die eng mit der Unabhängigkeit des Charakters, mit der allgemeinen Freiheit des Studiums und des Unterrichts verbunden ist; religiöse und philosophische Bestrebungen, die wie ein natürlicher Zug zu einem innerlichen und beschaulichen Leben in der Enge der Wohnungsräume, schon durch das Klima, bedingt werden, treiben den Deutschen zu unaufhörlicher Lösung von Problemen des Verstandes für die Geschicke der gesammten Menschheit an. — Ein gewisser unbestimmter Universalismus, der Alles in sich aufnimmt, verarbeitet und sich assimilirt, ohne nationalen Eigendünkel, mit dem grossmüthigen Vorsatz, im Verein mit den übrigen Nationen den Fortschritt der Menschheit zu heben, — dies sind die charakteristischen Merkmale der deutschen Literatur."

„Die Eleganz der Form, die Harmonie und Abrundung der Perioden, die künstlerische Vollkommenheit des Styles, welches freilich köstliche, doch schliesslich nur nebensächliche Eigenschaften der Sprache sind, wurden nur wenigen Erwählten zu Theil, deren Namen in den Annalen der deutschen Literatur verzeichnet sind."

Und nicht wenig, sagt der Verf., können die Deutschen auf ihre Literaturgeschichte stolz sein, da sie innerhalb einiger Jahrhunderte zweimal zu classischem Glanze gelangte, zuerst unter den Hohenstaufen, als die Minnesänger die Frauen und Ritter mit ihrem köstlichen Gesange erfreuten, — und

sodann, als eine auserlesene Schaar von Schriftstellern dem Jahrhunderte hindurch gereiften Sinne der Nation Ausdruck brachten.

Dies ist ohngefähr das Wesentliche der Einleitung. Der vorliegende erste Theil der Literaturgeschichte geht dann von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1724, dem Ende der zweiten schlesischen Schule.

Mit besonderer Vorliebe und grosser Klarheit hat Verf. es verstanden, seinen Landsleuten jene alten Sagen des Artushofes, des heiligen Grals mit ihrem mystischen Hintergrunde darzulegen, eine nicht leichte Aufgabe, da der Italiener für dergleichen gar kein Verständniss hat. Bei Gudrun und dem Nibelungenliede hat sich der Verf. des Längeren und mit sichtlichem Wohlgefallen aufgehalten, und es ist ihm gelungen, ein recht anschauliches Bild dem Leser vorzuführen. Der Periode der Minnesänger, der Reformation, und besonders der schlesischen Schule widmet er eine besondere Aufmerksamkeit und hat auch einige Lieder von Opitz in italienische Verse übersetzt.

Das Ganze giebt ein wohlabgeschlossenes Bild der deutschen Literatur, und man kann nur wünschen, dass der zweite Theil sich dem ersten ebenso würdig anschliesse.

Berlin. Giovanoly.

Letture Italiane tratte da autori recenti e annotate da Sofia Heim. Zurigo, Schulthess 1879. 170 S. 8°.

„Die Zahl der italienischen Lehrbücher mehrt sich", sagt die Vorrede dieses beachtenswerthen Lesebuches, „aber an guten Lehrmitteln dieser Art ist keineswegs Ueberfluss vorhanden." Das Buch will durch anerkannte Muster aus der heutigen italienischen Literatur vor allem dem praktischen Bedürfnisse entgegenkommen. Dabei sind aber die ästhetischen Zwecke keineswegs vernachlässigt; denn die Auswahl ist mit ebensoviel Geschmack als Umsicht getroffen worden. Auf die „Jugenderinnerungen" des toscanischen Novellisten Mario Pratesi und eine sicilianische Dorfgeschichte aus der Feder Verga's folgen zwei Capitel aus De Amicis' „Soldatenleben", sodann eine norditalienische Dorfnovelle von der einfach-schönen Erzählerin Caterina Percoto, endlich eine Reihe von Gesprächen aus Franceschi's mit Recht berühmt gewordenem Buche: „Stadt und Land", welches seinen Doppelzweck, die italienische Jugend in die Florentiner Conversation und die Ausländer in die Kenntniss des Florentiner Familienlebens einzuführen, so schön erreicht hat. — Unser Lesebuch ist mit zahlreichen Anmerkungen versehen, welche theils zum unmittelbaren Verständnisse des Textes, theils zur Erklärung des italienischen Lebens und der italienischen Sprache dienen. Es scheinen uns dieselben mit Sorgfalt und Liebe zur Sache geschrieben zu sein. Zum unmittelbaren Verständniss des Textes sind sie zwar nicht immer nöthig, dafür bilden sie, was man den philologischen und culturhistorischen Hintergrund des Buches nennen könnte. Verglichen mit anderen Leistungen ähnlicher Art zeichnet sich unser Buch durch einen klaren, sehr correcten Druck, durch seinen ausführlichen Commentar, besonders aber durch den Geschmack und die Neuheit der Auswahl aus.

Port-Royal, eine Erziehungsschule aus dem 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik von Julius Gutersohn, Prof. der engl. und franz. Sprache am Gymnasium in Schaffhausen, 1879.

Diese 59 Octavseiten beschlagende Programmarbeit ist nicht etwa bloss ein Auszug aus Sainte-Beuve's bekannter Monographie über Port-Royal,

sondern das Resultat einlässlicher an Ort und Stelle, d. h. in den Pariser Bibliotheken gemachter Studien, deren Resultate namentlich in der Analyse der jansenistischen Erziehungs- und Schulschriften zu Tage treten. Bei Sainte-Beuve fand der Verf. die Notiz, dass die älteste Form des Namens Port-Royal die Ortsbezeichnung „le Porrois" ist. Aus Ducange fügt er bei: borra, oder porra sei „cavus dumetis plenus ubi stagnat aqua", also ein Moorland. Die Untertitel der Abhandlung lauten: Geschichte der Schulen. — Schulleben und Erziehung. — Lehrer und Schüler. — Lehrbücher und Unterricht: 1) grammatische Werke für den Unterricht in den fremden Sprachen, 2) Uebersetzungen aus classischen Autoren, 3) die zwei Hauptwerke (die allgemeine Grammatik und die Logik) und eine Zugabe (Elemente der Geometrie). Die Arbeit schliesst mit Bemerkungen über das pädagogische System der Jansenisten und citirt im Besondern Coustel's „Règles de l'éducation des enfants." — Das Ganze, für weitere Leserkreise berechnet, ist anziehend geschrieben und dürfte der Aufmerksamkeit jedes Pädagogen empfohlen werden. Nur will uns scheinen, dass die Besprechung der einzelnen Werke, ohne die Arbeit ungebührlich auszudehnen, etwas eingehender hätte werden dürfen.

B.

Anglia. Zeitschrift für englische Philologie von Richard Karl Wülcker und Moritz Trautmann. II. Band, 1. Heft. Halle a. S. Max Niemeyer, 1878.

Rüstig schreitet diese neugegründete Zeitschrift vorwärts und auch dieses erste Heft des zweiten Bandes ist eben so inhaltreich wie seine Vorgänger und übertrifft sie an Umfang. Die drei Hauptarbeiten darin sind: 1) die äusserst fleissige Abhandlung über „Philip Massinger" von J. Phelan, einem jungen Amerikaner aus Memphis, der in Leipzig seine Studien unter den Herausgebern absolvirt hat; 2) W. Sattler's „Beiträge zur Präpositionslehre im Neuenglischen", diesmal die allerdings wichtigen „(IV) in — at, on, auf" und „(V) to part from — to part with" behandelnd. Ich möchte dem fleissigen Forscher „to claim to" und „on" zur Berücksichtigung empfehlen, falls er sie bisher noch nicht seiner Aufmerksamkeit unterzogen hat; und endlich 3) M. Trautmann's eingehende Studie: „Ueber den Vers Layamon's." Er gelangt zu dem Schluss, Layamon's Vers habe, wie derjenige Otfrid's, seinen Ursprung in dem Verse der rhythmischen Ambrosianischen Hymne. Wülcker theilt einen von Ch. Grein nachgelassenen Textabdruck „Otfrid's Buch der Richter" mit. Kleinere Beiträge sind: „Die angels. Uebers. der Dialoge Gregor's" von H. Krebs, „zum Gedichte ‚Long Life'" von H. Varnhagen; „zu Chaucer's Milleres Tale" von R. Köhler; „der Mann im Monde" von demselben; „zu Dryden" von K. Elze, „zu den Beiträgen zur englischen Lautlehre" von B. ten Brink und „zu Marlowe" von W. Wagner. Letzterer berichtigt sich hier selbst in Bezug auf eine Anmerkung in seiner Ausg. des „Faustus", wo er die Redensart „to take any one a blow" als unenglisch bezweifelt hat und bezieht sich dabei auf Skeat und Halliwell und Shakespeare, bei welch Ersterem to take als auch to give bedeutend angegeben und bei Letzterem in diesem Sinne auch noch gebraucht wird. Wagner hätte auch Wülcker's Glossar zu seinem Altenglischen Lesebuche, I. Theil, 1874 mit anführen können, was ich bloss deshalb erwähne, weil ich bei dieser Gelegenheit, wie der Mundschenk Pharao's, meine eigene Sünde gegen den Herausgeber bekennen muss, indem auch ich in meiner Besprechung seines Lesebuches (im Archiv) diese Neben- oder vielmehr entgegengesetzte Bedeutung des to take angezweifelt hatte, trotzdem auch mir wenigstens Shakespeare, A. Schmidt und Halliwell vorlagen. Freilich stehen

take und wear, welches letztere z. B. ebenfalls einen scheinbar entgegengesetzten Sinn (tragen, abtragen) in sich einschliesst, nicht auf gleichem Fusse; allein schon die Redensart to take pains für das deutsche sich Mühe geben hätte mich darauf führen sollen, dass die Begriffe sich in diesem Worte vertauschen, wäre nicht im Leben ein so grosser Unterschied zwischen to take und to give. Uebrigens glaube ich aber doch, dass die von Skeat angeführten Ausdrücke der Schuljugend, welche mit den bei Shakespeare vorkommenden ähnlich sind, sich etwa so erklären lassen, wie wenn eine ihren Sohn in der Pension besuchende Mutter z. B. sagt: „I will take him a cake", „ich will ihm einen Kuchen mitnehmen", also entsprechend dem deutschen bringen, wofür es ja im Englischen, wenn die Richtung von der Person weg nach einem andern Orte oder zu einer andern Person hin dabei gemeint ist, to take (oder carry) heisst.

Es folgen den Abhandlungen Recensionen und Anzeigen über die neue Ausgabe des „Mucedorus" von Warncke und Kroeschold vom Schreiber dieses, über „Shakesp. Coriolanus, herausg. von Al. Schmitt", von W. Hertzberg, über A. Tanner's Dissertation „über die Sage von Guy von Warwick" von G. Zupitza und über ten Brink's „Geschichte der engl. Literatur" I. Band von R. Wülcker. Den Schluss des Heftes bildet eine sorgfältig zusammengestellte ausführliche „Bibliographie" oder „Uebersicht der im Jahre 1876 auf dem Gebiete der engl. Philologie erschienenen Bücher und Aufsätze von M. Trautmann."

Der Vollständigkeit wegen sei hier noch die als Broschüre erschienene „Kritik einer Kritik, Vademecum für Herrn Dr. Julius Zupitza, ausserordentl. Professor an der Universität Berlin", von Karl Körner (Heilbronn, in Commission bei Gebr. Henninger 1878) erwähnt. Wenn die Pflege der in Deutschland noch so jungen Wissenschaft der englischen Philologie schon jetzt zu solch unerquicklicher Polemik führt, so wäre es fast zu wünschen, man liesse das Gebiet lieber unangebaut. Es soll sich wohl jeder seiner Haut wehren, es kann jedoch meines Erachtens in einem andern Tone geschehen, als es hier der Fall ist.

Leipzig. Dr. David Asher.

Miscellen.

Ueber die Legende und Geschichte der Marseillaise bringt der Figaro nachstehende interessante Mittheilung:

Tout le monde sait que, vers la fin d'avril 1792, lorsque parvint à Strasbourg la nouvelle de la déclaration de guerre à l'Autriche — le 24 avril — M. Frédérik de Dietrich, maire de cette ville, ayant réuni de nombreux convives à sa table, engagea l'un d'eux, officier du génie, musicien et poète, à composer un chant de guerre pour le départ de nos armées allant à l'ennemi: cet officier, âgé alors de trente-deux ans, c'était Rouget de l'Isle. On sait encore que, le lendemain, le jeune officier fit exécuter au piano, par la nièce de M. de Dietrich, l'hymne qu'il avait écrit, paroles et musique, pendant la nuit.

Ce chant ayant excité un grand enthousiasme parmi les auditeurs, l'auteur le fit imprimer immédiatement, paroles et musique, en une demi-feuille, *inquarto* oblong, sous le titre: *Chant de guerre de l'armée du Rhin.* L'éditeur fut Th. de Dannebach, imprimeur à Strasbourg, et, par la suite, ce premier tirage, dont on a conservé des exemplaires, est venu confondre ceux qui disputèrent, plus tard, à Rouget de l'Isle, la paternité de la *Marseillaise.* L'œuvre imprimée, l'auteur l'adressa au maréchal Luckner, puis, il l'envoya à Paris à Grétry, ainsi que l'a révélé, dans ses *Mémoires*, le grand musicien. Dans un de ses recueils de poésies, publié en 1796, *Essais en vers et en prose*, Rouget de l'Isle donne, ainsi, le titre de la *Marseillaise: Le chant des combats, vulgairement l'hymne des Marseillois*, avec cette dédicace: *aux mânes de Sylvain Bailly, premier maire de Paris.* Mis, aussitôt, entre les mains des chefs de musique de la garde nationale de Strasbourg, le nouveau chant fut exécuté le dimanche suivant, 29 avril, à la parade de la place d'Armes. Imprimé dans le *Journal des départements méridionaux* — le 26 juin 1792 — il se répandit à Montpellier, puis à Marseille où un exemplaire séparé en fut remis à chacun de ceux qu'on a appelés les Marseillais. Qu'étaient ces Marseillais? Les contemporains nous ont appris que c'étaient „des brigands, sans patrie, écume des prisons de Gênes, du Piémont, de l'Italie et de l'Archipel, parmi lesquels figuraient fort peu de Marseillais.“

C'est sous ce patronage que le chant de Rouget de l'Isle arriva à Paris, le 30 juillet 1792. Il y prit, dès ce moment, le nom de *Marseillaise* qu'il ne devait plus quitter. Le premier événement auquel il fut accolé fut

la journée du 10 août: nous verrons, tout à l'heure, ce que Rouget de l'Isle pensait de cette journée. Son hymne n'avait, dans l'origine, que six couplets: on en ajouta un septième — *Nous entrerons dans la carrière*, — que des enfants chantèrent dans une fête révolutionnaire du 14 octobre 1792, à l'imitation des fêtes de Lycurgue, à Sparte. On attribua longtemps ce couplet à Marie-Joseph Chénier, jusqu'au jour où, en 1848, un poète, nommé Louis Dubois, le revendiqua, à tort ou à raison, comme étant son œuvre.

Qu'était devenu, pendant ce temps, le jeune officier à qui la patrie devait ce chant de guerre? L'avait-on honoré, distingué, enrichi? L'avait-on placé à la tête de ses troupes, lui officier, pour qu'il les conduisit à la victoire, au son de ce rhythme entraînant qui avait jailli de son cœur de Français, un jour d'inspiration sublime? L'avait-on conduit au Capitole, comme Pétrarque, pour ceindre son front de lauriers? Lui avait-on, en un mot, décerné la récompense civile et militaire qu'il avait méritée? — Non. — Ce jeune officier, ce noble soldat, en apprenant le décret qui prononçait la déchéance du Roi, avait refusé d'adhérer à ce décret. La France entière partageait ce sentiment. Suspendu, puis révoqué de ses fonctions de capitaine commandant la place de Huningue, l'auteur de la *Marseillaise* était obligé de se dérober aux poursuites. Pendant deux mois, il erra en Alsace, se cachant le jour, ne sortant que la nuit, proscrit, fugitif, sans asile, sans ressources. Il apprit alors, dans ses tristes retraites, l'usage abominable que l'on faisait de son chant de guerre.

Après la proclamation de la République, Rouget de l'Isle crut qu'il pouvait cacher sa douleur, sous les plis du drapeau de la France. Grâce à la protection du général Valence 'qui l'avait apprécié sous la monarchie, il put se faire réintégrer, comme *volontaire*, dans l'armée des Ardennes, vers le mois d'octobre, c'est-à-dire après sept mois d'angoisses et d'exil à l'intérieur. Mais, ses illusions d'honnête homme ne tardèrent pas à se dissiper, et, dès 1793, — sans doute après la mort du roi, — il fut arrêté, à titre de suspect, et jeté dans la prison de Saint-Germain-en-Laye, où il demeura un an et sept mois, c'est-à-dire jusqu'au 12 thermidor, après la mort de Robespierre.

Pendant que le pauvre officier royaliste errait en proscrit ou pourrissait sur la paille humide d'une de ces mille Bastilles républicaines dont on avait couvert la France, son chef-d'œuvre, par le plus triste des contrastes, était exploité et exécuté au profit de la Révolution. Non-seulement, il était exécuté partout, mais encore il était *joué* sur les théâtres. En effet, et notamment à l'Opéra, dès le 20 octobre 1792, un mois après la proclamation de la République, on s'en servait comme d'une machine républicaine; elle avait été mise en scène par Gardel et Gossec, sous le titre: *Offrande à la liberté, scène religieuse sur la chanson des Marseillais*. C'était un mimodrame militaire. Le théâtre était plein de soldats, de cavaliers à cheval, de gens du peuple, le tout chantant et hurlant. — Quand on arrivait au dernier couplet: *Amour sacré de la Patrie*, tout le monde, acteurs et spectateurs, étaient tenus de se mettre à genoux. On s'agenouillait, aussi, devant Mlle Maillart représentant la *Liberté*, et placée sur une petite montagne, symbole obligé des cérémonies républicaines. A ce moment, on faisait courber la tête et fléchir les genoux, même aux chevaux. L'acteur Lainez, chargé d'entonner le refrain, était costumé en sans-culotte, le bonnet rouge sur la tête. Après avoir chanté chaque couplet, il recevait l'accolade que lui donnaient Mlle Duchamp, figurant l'*Egalité*, et Mlle Florigny figurant la *Fraternité*.

Kotzebue's „Pachter Feldkümmel" eine Nachahmung von Molière's „Monsieur de Pourceaugnac".

Gervinus, der einmal den Kotzebue mit Molière vergleicht, mag dabei nur an den populären, derbkomischen Ton gedacht haben, in den die Komödien Molière's in den späteren Jahren seines Lebens verfallen; indessen es lassen sich auch ganz bestimmte Spuren einer directen Nachahmung aufweisen. So zeigt eine Posse Kotzebue's „Pachter Feldkümmel" in Idee, Inhalt, Charakteristik unverkennbar das Vorbild des Molière'schen „Monsieur de Pourceaugnac".

Der Grundgedanke, Verspottung der ländlichen Einfalt und Unerfahrenheit, ist in beiden Stücken derselbe, nur wird der Charakter jenes Landtölpels von Kotzebue weit mehr auf das Niveau plattester Komik herabgedrückt. Molière's Monsieur de Porceaugnac ist ein Rechtsgelehrter und somit nicht ohne Bildung, während Kotzebue's Pächter ein Mensch ohne Bildung, Sitte, Anstand, ja selbst ohne gesunden Menschenverstand ist, eben nur ein wuchtvolles Stück Fleisch, dessen einzige Lebensregung ein unersättlicher Appetit nach consistenten Speisen ist. Während beide sich darin gleichen, dass eine sehr äusserliche Neigung sie zu einer städtischen Schönen zieht, sie aber mit allen städtischen Verhältnissen unbekannt, durch grossstädtische Schurkerei düpirt und eingeschüchtert werden, und schliesslich froh sind, die Grossstadt sammt der Schönen ungehindert verlassen zu können, bleibt es doch in dem französischen Stücke unwahrscheinlich, wie ein Advocat in so plumpe Fallen geht, wie namentlich die Scheu vor einem fingirten Process ihn so besinnungslos macht.

Die Intrigue in beiden Stücken zeigt manche Verwandtschaft. Die Furcht, von einem albernen Arzte als irrsinnig eingesperrt zu werden, die Scheu vor einem zudringlichen Frauenzimmer, das sehr bestimmte Rechte auf Herz und Hand des unglücklichen Opfers vorgiebt, werden hier wie dort wirksame Mittel, den ländlichen Eindringling zu vertreiben. Auch drohende polizeiliche und gerichtliche Einmischung trägt das Ihrige bei. Wie sehr aber auch in jener flüchtig gearbeiteten Posse Molière dem deutschen Scribenten überlegen ist, zeigt die Durchführung der Intrigue. Die Hauptintrigue, deren Ziel die Entfernung des Nebenbuhlers ist, concentrirt sich in einer Person, der Liebhaber selbst bleibt hier fast ganz fern; im deutschen Stücke muss auch er als verkleideter Statuenhändler wirksam secundiren. Ungleich fesselnder und wirkungsvoller ist auch die Komik der Intriguenscenen. Wie überwältigend für die Lachlust des Zuschauers muss es sein, wenn dem biederen Landmann gleich eine Escorte unehelicher Kinder angedichtet und in persona vorgeführt wird, wenn gleich zwei Dirnen sich seine Hand streitig machen! Wie platt und matt sind dagegen die Züge Kotzebue'scher Komik! Da wird einmal der Pachter von einem Kellner verfolgt, weil er kostbare Leckerbissen nur „auf Probe" gegessen zu haben meint, ein andermal raubt er den Leuten im Theater vermöge seiner Corpulenz die Aussicht, dann stösst er einem Statuenhändler die Büsten vom Kopf und will den Schaden nicht ersetzen, endlich zerquetscht er ein Pensionatsschosshündchen, und verspricht der erzürnten Pensionsmutter, ihr einen grossen Feldköter zum Ersatz zu geben u. a.

Ebenso zeigen die burlesken Scenen, in denen die Schulweisheit der Aerzte und Advocaten lächerlich gemacht wird, eine Komik, mit der die Scene im Narrenhaus keineswegs zu wetteifern vermag!

Der Intrigant im Kotzebue'schen Stücke ist ein gewöhnlicher grossstädtischer Bummler, sein Weib eine ordinäre Dirne, bei Molière werden Sbrigani und die ihm secundirende Nérine zu Verbrechern der schlimmsten Art, die mit blauem Auge dem Galgen entgangen sind. So haben sie ein ganz anderes dramatisches Interesse, und das meisterhafte Geschick

Molière's weiss zu hindern, dass der sittliche Unwille nicht die komische Wirkung überwältigt.

Die Intrigue im „Pachter Feldkümmel" wird dadurch vereinfacht, dass die Geliebte noch ein unreifer Backfisch ohne selbständigen Willen ist, und darum in die Handlung nicht eingreift, auch die Rechte des Vaters nicht hindernd entgegenstehen. Im Molière'schen Stücke wird durch eine Intrigue, die planvoll sich in die Hauptintrigue einreiht, zuerst Zwist zwischen dem Vater der Geliebten und ihrem ländlichen Bewerber erregt, dann durch eine kunstvolle Täuschung, zu der der raffinirte Liebhaber wie die coquette Tochter sich vereinen, die Einwilligung des anfänglich abgeneigten Alten erschwindelt. Kotzebue, indem er diese Scenen der Molière'schen Dichtung unberücksichtigt liess, raubte seinem Stücke ein gut Theil der komischen Wirkung.

Vergleicht man die Art, wie Molière Andere nachahmte, mit der, wie er hier nachgeahmt wird, so muss man dem Urtheil Lessing's beistimmen, dass nur das Genie verschönert, indem es nachahmt.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Ein sprachliches Curiosum.

Es handelt sich im Folgenden um eine Erscheinung, die wohl manchem meiner Herren Collegen schon bei der Correctur deutscher Schüler-Aufsätze vorgekommen sein mag und die deshalb merkwürdig ist, weil sie, bei aller Fehlerhaftigkeit, doch in gewissem Sinne Zeugniss giebt von einem richtigen Sprachgefühl — nur dass dieses Sprachgefühl, indem es Befriedigung sucht, auf einen sonderbaren Irrweg geräth. In einem Schüler-Aufsatze fand ich einst folgende Stelle: „Der Verwundete, desse*m* Bruder ich den Brief übergeben hatte, war bald darauf seinen Leiden erlegen." Es muss natürlich heissen „desse*n* Bruder" (cujus fratri). Woher das sonderbare Dativzeichen an dem Genitiv-Pronomen „dessen"? Offenbar daher, weil der Schüler durch sein grammatisches Sprachgefühl instinctmässig getrieben wird, den Dativ bei dem Verbum „geben" auf irgend eine Weise zum Ausdruck zu bringen, und da dies bei dem Substant. „Bruder" nicht möglich ist, so muss das Pronomen „dessen" sich die oben angegebene kleine Aenderung gefallen lassen. Denken wir uns in dem angeführten Beispiele statt des Bruders etwa den „Freund" oder auch die „Brüder" in der Mehrheit — kurz nehmen wir ein Substantiv, bei welchem der Dativ schon der Form nach deutlich erkennbar ist, so wird der Schüler auf den Irrweg nicht gerathen, sondern er wird richtig schreiben: „dessen Brüder, dessen Freunde" etc. etc. Indess diese letzte Behauptung bedarf doch noch einer kleinen Berichtigung. Denn ich muss sogleich hinzufügen, dass ich das „dessem" einmal selbst da gefunden habe, wo ein Grund der oben angedeuteten Art nicht vorlag. Man vergleiche den Artikel über Le Bourget von Lüders in der Sonntagsbeilage zur Norddeutsch. Allg. Zeitung vom 20. October 1878, S. 166, wo wir Folgendes lesen: „Ein Garten, in desse*m* Mittelgange ich einst einem von unsern Kugeln getödteten Marinecapitain den Degen abschnallte etc. etc." — Ein Druckfehler scheint hier nicht vorzuliegen. — Als Seitenstück zu der eben besprochenen Erscheinung sei es uns gestattet, hier noch einer andern Form kurz zu gedenken, die offenbar auf einen ähnlichen Ursprung wie jene zurückzuführen ist. Es ist dies die Form „derer" statt „deren", als Gen. Plur. des Relativpronomens (quorum, quarum, quorum). So sagt man z. B. „Die Befehle, vermöge derer er das Dorf besetzt hielt etc. etc." Ein auffallendes Beispiel dieser Art fand ich vor Jahren in dem bekannten und früher viel gelesenen „Morgenblatt für gebildete Leser",

Jahrg. 1859, No. 33: „Die bunten Bildungen, mittelst derer . .“ statt „mittelst deren“. Auch hier kann von einem Druckfehler wohl kaum die Rede sein. —

Ldsb. a. d. W. A. W.

In eigner Angelegenheit.

Für diejenigen Herren Collegen, die mein „Schulbuch für den deutschen Unterricht (Berlin bei F. A. Herbig)“ benutzen, sei es mir gestattet, hier eine kurze Bemerkung zu machen in Betreff des Abschnittes über die Verhältnisswörter. Wenn in diesem Abschnitte die verschiedenen Bedeutungen jeder einzelnen Präposition durch Beispiele aus bekannten, im Gesichtskreise des Schülers liegenden Gedichten erläutert werden, so wird sicherlich kein verständiger Mensch verlangen, dass der Schüler alle diese Beispiele der Reihe nach gedankenlos auswendig lerne; wohl aber soll der Lehrer die Beispiele in der Art benutzen, dass er durch Fragen nach den Gedichten, aus denen die Beispiele entnommen sind, nach dem Inhalte derselben, nach dem Zusammenhange, in welchem die einzelne Stelle vorkommt, nach dem Dichter selbst und seinen sonstigen bedeutenderen Gedichten u. s. w. die Bekanntschaft mit der poetischen Literatur unseres Volkes, soweit sie hierher gehört, allmälich immer mehr erweitert und befestigt und das einmal Gelernte zu einem sicheren Eigenthum des Schülers macht. Auf diesem Wege wird erst das lebendige Material und ein fester Boden für den späteren Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte gewonnen.

Ldsb. a. d. W. A. Wagler.

Eine Anfrage.

Unter den neueren Erzählungen von „Ouida“ (Louise de la Ramé) befindet sich eine kleine Geschichte, die in der Gegend von Antwerpen, sowie in dieser Stadt selbst spielt und „A Dog of Flanders“ betitelt ist. Die Verfasserin zeigt in dieser, wie in anderen ähnlichen Erzählungen eine sehr genaue Localkenntniss, wie sie in der Regel nur durch eigene Anschauung gewonnen werden kann, und so ist denn auch die Gegend zwischen den Städten Antwerpen und Löwen mit grosser Naturtreue geschildert. Mitten in diesen Schilderungen nun erscheint plötzlich (in den Ardennen) der Name einer Stadt, die man sonst nur in Burgund zu suchen gewohnt ist, nämlich der Name einer Stadt „Dijon“. Man vgl. p. 32 (— in the green country of the Ardennes, where the Meuse washes the old walls of Dijon) und weiterhin p. 42 (— whilst in the mill-house all the children of the village sang and laughed, and ate the big round cakes of Dijon and the almond gingerbread of Brabant), eine Stelle, in der dem ganzen Zusammenhange nach auch nur von einer Nachbarstadt die Rede sein kann. —

Zunächst wird man natürlich geneigt sein, an irgend eine kleine, wenig bekannte Provinzialstadt dieses Namens in der Nähe der französisch-belgischen Grenze zu denken; aber eine solche wird man an der Maas vergeblich suchen. Uebrigens deutet die Erwähnung der „alten Mauern“ von Dijon offenbar nicht auf eine kleine, unbedeutende Stadt hin, sondern auf eine alte, wohlbekannte Festung.

Nun findet sich im südlichen Theile von Belgien an der Maas die alte Festung Dinant, auf welche jene Beschreibung vortrefflich passen würde.

Denn die Stadt, die freilich sonst wenig bedeutend ist, liegt in einem engen Felsthale, und ihre Mauern werden im eigentlichsten Sinne des Wortes von den Fluthen der Maas bespült. Es fragt sich also, ob hier vielleicht eine Verwechslung der beiden Städte Dijon und Dinant vorliegt, die bei der Aehnlichkeit der Namen ja leicht genug zu erklären wäre. Mit der Annahme einer solchen Verwechslung würde, nebenbei bemerkt, auch die Erwähnung der cakes of Dijon ganz gut stimmen, insofern die „Honigkuchen“ von Dinant, wie bei uns die Thorner Pfefferkuchen, sich eines gewissen Rufes zu erfreuen scheinen. —

Oder weiss ein sachkundiger College vielleicht eine andere und bessere Auskunft zu geben?

Ldsb. a. d. W. A. W.

Longfellow erwähnt in seiner Evangeline II, IV. 8 eine Fontaine-qui-bout. Dass damit die von Chateaubriand „Les Natchez“ Livre X erwähnte Quelle, auf die Ahn in seiner Ausgabe der Evangeline hinweist, nicht gemeint sein kann, habe ich bereits in der ersten Auflage meiner Bearbeitung des Gedichtes (Berlin, Weidmann 1874) zu dieser Stelle bemerkt. Ein anderer Herausgeber, Herr C. F. Lüders, bemerkt: „Wohl ein warmer Quell in den Felsengebirgen.“ Um über die Sache mich genau zu informiren, wandte ich mich an meinen Freund Professor K. Knortz in Johnstown Pa., doch gelang es auch seinen Nachforschungen nicht Genaueres zu erfahren. Longfellow selber, der manche meiner Fragen in liebenswürdigster Weise beantwortete, liess mich in Stich. In der zweiten Auflage meiner Bearbeitung (1879) glaubte ich mit Sicherheit annehmen zu dürfen, dass die F.-q.-b. keine andere ist, als die Bear-spring, am Nordende der Bear-Mountains, nördlich vom grossen Salzsee. Dieselbe ist lange berühmt wegen ihres übergrossen Gehalts an Kohlensäure, deren Entweichen den Anschein des Kochens giebt. Auf der grossen Auswandererstrasse nach Californien gelegen, ist sie in Amerika allgemein bekannt. Es ist nicht unmöglich, dass die Quelle anfangs einen französischen Namen gehabt hat, deren in jener Region sich mehrere finden. — Aber auch diese Annahme trifft nicht zu, wie ich soeben aus einem höchst interessanten Werke „Nord-Amerika von E. v. Hesse-Wartegg“, II. 202 erfahre. „Südlich von Denver City, der Hauptstadt des Staates Colorado, ungefähr im Centrum, liegt das kleine etwa 3000 Einwohner zählende Städtchen Colorado Springs. Fünf Meilen von Colorado westlich liegt der berühmte Curort der Felsengebirge Manitou Springs. Es liegt in dem herrlichen Thal eines hellschäumenden Wildbachs, der von Pikes Peak herabkommt. Sein Name ist seines sprudelnden, mineralhaltigen Wassers wegen Fontaine-qui-bouille. Unter dieser Benennung findet man den Wildbach auf allen Landkarten verzeichnet, das giebt uns aber den Beweis, dass es mit der französischen Sprache bei den Amerikanern nicht weit her ist. Die richtige Benennung ist Fontaine-qui-bout.“ Die geographische Lage passt zu der angegebenen Stelle.

Dr. Otto Dickmann.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Max Müller and the Philosophy of language. Translated from the German of Prof. L. Noiré. (London, Longmans & Co.)

Archibald Henry Sayce, Introduction to the science of Language. 2 vols. (London, J. Murray.)

Lexicographie.

J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 6. Bd 3. Lfrg. bearb. v. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.

D. Sanders, Wörterbuch der Zeitwörter mit starker oder unregelmässiger Abwandelung. (Berlin, Langenscheidt.) 50 Pf.

H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten 5. Heft. (Brandenburg, Müller.) 1 Mk. 50 Pf.

Doornkaat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 7. Heft. (Norden, Braams.) 2 Mk.

Sachs, Wörterbuch der franz. u. deutschen Sprache. II. Thl. 20. Lfrg. (Berlin, Langenscheidt.) 1 Mk. 20 Pf.

A. Peschek, Grosses Wörterbuch der modernen europäischen Sprachen. 84.—86. Lfrg. (Budapest, Peschek.) à 1 Mk.

Grammatik.

A. Fischer, di Ortografireform. Eine flugschrift. (Prag, André.) 30 Pf.

H. Paul, Untersuchungen über den germanischen Vokalismus. (Halle, Niemeyer.) 10 Mk.

H. Hirschberg, Auslassung u. Stellvertretung im Altfranzösischen. (Göttingen, Vandenhoeck.) 1 Mk.

G. Wiedmayer, L'étude des mots du point de vue de l'étymologie comparée. (Tübingen, Fues.) 1 Mk. 20 Pf.

C. Chabaneau, Histoire et théorie de la conjugaison française. (Paris, Vieweg.) 3 fr.

A. M. Clairefond, Une nouvelle explication de l'A-B-C. Etude physiologique sur les origines du langage. (Paris, Vieweg.) 4 fr.

Changements orthographiques apportés au Dictionnaire de l'Académie. (Paris, Boyer.) 1 fr.

A. Luchaire, Etudes sur les idiomes pyrénéens de la région française. (Paris, Maisonneuve.) 8 fr.

O. Knuth, Sull' uso del pronome personale nelle lingue francese ed italiana. (Mailand, Bufleb.) 80 Pf.

The advanced English grammar; showing its historical growth etc. (Central School Depot, London.) 2 s.

E. Windisch, Kurzgefasste irische Grammatik mit Lesestücken. (Leipzig, Hirzel.) 4 Mk.

Literatur.

E. Kölbing, Die nordische und englische Version der Tristan-Sage. 1. Thl. (Heilbronn, Henninger.) 12 Mk.

R. v. Muth, Untersuchungen und Excurse zur Gesch. und Kritik der deutschen Heldensage und Volksepik. (Wien, Gerold.) 50 Pf.

E. Steinmeyer u. E. Sievers, Die althochdeutschen Glossen gesammelt und bearbeitet. I. Bd. (Berlin, Weidmann.) 15 Mk.

O. v. Leixner, Illustrirte Lit.-Geschichte in volksthümlicher Darstellung. 1. Lfrg. (Leipzig, Spamer.) 50 Pf.

H. Menge, Geschichte der deutschen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der modernen Kulturbestrebungen. Schlusslieferung. (Wolfenbüttel, Zwissler.) 50 Pf.

O. Vilmar, Zum Verständniss Goethe's. (Marburg, Elwert.) 2 Mk. 40 Pf.

Goethe's Aufsätze zur Literatur m. Anmerkungen v. Biedermann. (Berlin, Hempel.) 3 Mk. 50 Pf.

Herder's Fragmente über die neuere deutsche Literatur, mit Anmerkungen von H. Düntzer. (Berlin, Hempel.) 2 Mk.

Herder, Kritische Wälder; mit Anmerkungen herausgegeben von H. Düntzer. (Berlin, Hempel.) 2 Mk. 50 Pf.

P. v. Radics, Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken. (Leipzig, Foltz.) 4 Mk.

A. Sauer, Ueber den fünffüssigen Iambus von Lessing's Nathan. (Wien, Gerold.) 1 Mk. 50 Pf.

H. Schärf, Heinrich Heine und sein Vaterland. (Czernowitz, Pardini.) 40 Pf.

E. Lehmann, Lessing in seiner Bedeutung für die Juden. (Dresden, Salomon.) 75 Pf.

E. Filtsch, Goethe's Stellung zur Religion. (Leipzig, Beyer.) 1 Mk. 60 Pf.

Faust p. Goethe. Trad. littérale avec notes p. A. Massenet. (Paris, Leroy.) 6 fr.

Edmund W. Gosse, Studies in the literature of Northern Europe. (London, C. Kegan Paul.)

W. Pollock, Lectures on french authors, delivered at the Royal Institution. (London, C. Kegan Paul.)

A. Stimming, Bertran de Born. Sein Leben und seine Werke. Mit Anmerkungen und Glossar. (Halle, Niemeyer.) 10 Mk.

Ch. Aubertin, Histoire de la langue et de la littérature française au moyen-âge. Tome II. (Paris, Belin.) 7 fr. 50 ct.

Ch. Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du quinzième et du seizième siècle. 2 vols. (Paris, Fischbacher.) 25 fr.

E. Koschwitz, Sechs Bearbeitungen des altfranz. Gedichts von Karl d. Grossen Reise nach Jerusalem und Constantinopel. (Heilbronn, Henninger.) 5 Mk. 50 Pf.

The theatre français in the reign of Louis XV. by Alexander Baillie Cochrane. (London, Hurst & Blackett.) 15 s.
A. S. Vögelin, Herder's Cid, die französische und spanische Quelle zusammengestellt. (Heilbronn, Henninger.) 8 Mk.
H. Pratsch, Biographie des Troubadours Folquet v. Marseille. (Göttingen, Vandenhoeck.) 1 Mk.
L. Moreau, Joseph de Maistre. (Paris, Palmé.) 4 fr.
V. Knapp, Etude comparative sur la composition et le développement des caractères dans l'Andromaque d'Euripide et de Racine. (Wetzlar, Bourguet.) 80 Pf.
The Ormulum; with the notes and glossary of Dr. White, ed. by Rob. Holt. 2 vols. (London, Macmillan.) 21 s.
The Poets Laureate of England, by W. Hamilton. (London, E. Stock.) 7 s. 6 d.
L. Dépret, Chez les Anglais. Shakespeare, Ch. Dickens etc. (Paris, Hachette.) 3 fr.
E. St. Pearson, Translations from the german poets. (Dresden, Pierson.) 6 Mk.
H. Taine, Gesch. der engl. Literatur. Deutsch bearb. v. G. Gerth. 16. Lfrg. (Leipzig, Günther.) 1 Mk. 50 Pf.
Fr. Bouillier, L'Institut et les académies de province. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 ct.
E. Drumont, Mon vieux Paris, hommes et choses. (Paris, Charpentier.) 3 fr. 50 ct.
Dante: an Essay, by R. W. Church. (London, Macmillan.) 6 s.
Les sonnets de Petrarque. Traduction complète avec introduction et commentaire p. Philibert Le Duc. T. II. (Paris, Willem.) 8 fr.
Dante. L'Enfer; mis en vieux langage françois et en vers, accompagné du texte italien et contenant des notes et un glossaire, par E. Littré. (Paris, Hachette.) 4 fr.
G. Frapporti, Studi sopra alcuni luoghi della prima cantica della divina Commedia. (Görz, Wokulat.) 1 Mk. 60 Pf.
K. Witte, Dante-Forschungen. 2. Bd. (Heilbronn, Henninger.) 15 Mk.

Hilfsbücher.

D. Sanders, Deutsche Sprachbriefe. (Berlin, Langenscheidt.) 20 Pf.
E. Bardey, Prakt. Lehrb. der deutschen Sprache f. d. Hand der Schüler. 1. Theil. (Leipzig, Teubner.) 70 Pf.
Th. Wittstock, Altklassisches Lesebuch. (Halle, Waisenhausbuchhandlung.) 5 Mk. 40 Pf.
E. Riha, Lehrb. der franz. Sprache. 2. Stufe. (Prag, Tempsky.) 80 Pf.
Ampère, Voyages et littérature, erkl. v. Graesser. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
Voltaire, poésies philosophiques, erklärt v. E. v. Sallwürk. (Berlin, Weidmann.) 60 Pf.
F. Marcillac, Manuel d'histoire de la littérature française. 4. Ed. (Basel, Georg.) 2 Mk.
C. Ayer, Grammaire usuelle de la langue française. (Basel, Georg.) 2 Mk. 80 Pf.
A. Benecke, Franz. Schulgrammatik. 2. Thl. 7. Aufl. (Potsdam, Stein.) 3 Mk.
J. Festu, The french construction, with annotations and remarks on french prose composition. (London, Simpkin.) 5 s.

K. Meurer, Shakspere-Lesebuch m. Wörterbuch u. Grammatik. (Köln, Römke.) 1 Mk. 60 Pf.

Dickens, Pictures from Italy, erklärt v. Th. Weischer. (Leipzig, Reissner.) 1 Mk. 25 Pf.

Macaulay's Hist. of England, erklärt v. Schwalbach. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk.

W. Irving, Bracebridge Hall erklärt von Lion. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 10 Pf.

Lady Montagu's Letters, erklärt v. Lambeck. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 10 Pf.

J. B. Melzi, Prakt. Handbuch der englischen Correspondenz. (Altenburg, Pierer.) 2 Mk.

O. Petry, Die wichtigsten Eigenthümlichkeiten der engl. Grammatik für obere Klassen. 2. Aufl. (Remscheid, Krumm.) 1 Mk. 20 Pf.

Chr. Rauch, English Repetitionalgrammar. (Berlin, Oehmigke.) 1 Mk.

A. Hoppe, Lehrbuch der englischen Sprache. (Berlin, Langenscheidt.) 2 Mk. 40 Pf.

R. Rosenthal, Das Meisterschafts-System z. prakt. Erlernung der engl. Sprache. Lect. 13. (Berlin, Rosenthal.) 1 Mk.

G. Bonaventura & A. Schmidt, Italienische Unterrichtsbriefe. (Leipzig, Verl. des Hausfreundes.) à Brief 60 Pf.

C. v. Samarjah, Prakt. Anleitung zur Erlernung der ungarischen Sprache. 1. Curs. (Budapest, Lauffer.) 70 Pf.

L. Nagy, Prakt. Lehrgang z. Erlernung der ungarischen Sprache. (Budapest, Tettey.) 80 Pf.

G. Zuñarates u. A. Schmidt, Spanische Unterrichtsbriefe. 1. Brief. (Leipzig, Verlag des Hausfreundes.) 60 Pf.

Zu den Sonetten Shakspere's.

Von

Hermann Isaac.

(Schluss.)

Nachdem ich im Laufe der Untersuchung durch eine Reihe isolirter Bemerkungen zu den einzelnen Liebes-Sonetten meine Auffassung im Ganzen und im Einzelnen zu begründen versucht habe, scheint es mir trotz des Umfanges, den die Arbeit bereits erreicht, doch dringend nothwendig, denjenigen Theil, der sich mit dem autobiographischen Gehalt der Sonette beschäftigt, noch einmal zusammenzufassen. Es handelt sich jetzt darum, die Principien, die mich bei Feststellung der persönlichen Sonette geleitet haben, zu formuliren; die Resultate, die ich gewonnen zu haben glaube, fest zu umgrenzen; um schliesslich dasjenige moralische Urtheil zu fällen, das mir auf Grund des Sonett-Materials, mit Berücksichtigung der Persönlichkeit und der Lebens-Verhältnisse des Dichters, sowie seiner Zeit, das einzig Zulässige zu sein scheint.

Autobiographischer Gehalt der Liebes-Sonette.

Wenn wir uns die augenblicklich neben einander bestehenden Auffassungen der Sonette, wie sie in der einleitenden Abhandlung geschildert wurden, wieder vergegenwärtigen, so müssen wir zugeben, dass in der Mehrzahl derselben die Pietät gegen den grossen Dichter die Kritik in zu hohem Grade be-

einflusst und eine allgemeine und dauernde Anerkennung derselben wohl unmöglich gemacht hat. Wir müssen ferner zugeben, dass das anerkennenswerthe Ziel einer allseitigen moralischen Reinigung des Dichters trotzdem nicht erreicht ist.

Wollten wir die Möglichkeit einer durchgängigen Fiction einräumen, so werden die Sonette 11 (CLII), 18 (CXLII), 13 (CLI), 12 (CXXXVII), und auch 39 (LXXXVIII), 40 (LXXXIX), 42 (CXXXIX), 43 (CXL) moralisch — wenn man so sagen darf — erst recht unbegreiflich. Denn erstens: Was konnte den Dichter zu derartigen Fictionen reizen, in denen doch, von diesem Standpunkte aus, kein anderer Zweck als die Darstellung eines absolut Hässlichen ersichtlich ist. Zweitens: Wenn der Dichter nicht Ereignisse seines Lebens schildert, so wird er doch jedenfalls diejenigen persönlichen Anschauungen schildern müssen, nach denen er in den supponirten Fällen gehandelt haben würde.*

Wollten wir ferner die Möglichkeit einer dramatischen Lyrik zugeben, so müssten wir, indem wir mit der einen Hand einen Flecken tilgen, mit der andern dem Dichter einen wohl noch dunkleren aufheften, wenn wir ihn mit Massey als den poetischen Vermittler der Herbert-Rich-Liaison hinstellen.

Beide Auffassungen sind aber ausserdem so ganz einzig in ihrer Art, so ganz speciell durch diesen einzelnen Fall der Shakspere'schen Sonette angeregt, dass sie vielleicht eine gewisse Zeit hindurch vermöge der Bedeutung der Namen, welche sie stützen, sich Anhänger erwerben, für die Dauer aber sich nicht halten können. — Weil lyrische Dichter nicht immer in ihren Gedichten selbsterlebte Situationen schildern, deshalb sollten wir in Shakspere's Sonetten nie subjective Erfahrungen und die daraus resultirenden persönlichen Stimmungen niedergelegt finden? Oder weil Dichter mitunter für andere Personen Gedichte machen, deshalb sollte Shakspere fast alle Gedichte für Fremde geschaffen haben? Ich glaube,

* „In these sonnets Shakespeare is telling us what he should be if, remaining what he was, he were placed in certain imaginary relations with others," sagt Simpson (Philosophy of Sh.'s Sonn. pg. 2), auch ein Anhänger der fictiven Auffassung.



dass diese Folgerungen, absolut betrachtet, wenig Ueberzeugendes haben können.

Die allegorische Deutungsweise, die einen Theil der H. Brown'schen Auffassung ausmacht, ist zwar in ihrer Anwendung auf Dichtungen mit persönlichem Gehalt nicht so vereinzelt — ich erinnere an die „Vita nuova" Dante's. Indessen, sie ausschliesslich auf Shakspere's Sonette anzuwenden, hat auch H. Brown* nicht gewagt; er hat sie mit satirischen und persönlichen Tendenzen in origineller Weise verquickt. Mir ist bisher nicht bekannt geworden, dass Jemand seiner Erklärungsweise eine Berechtigung zugestanden hat; ich glaube deshalb überhaupt, dass es ihm schwer werden dürfte, Menschen zu finden, die das an seine Auffassung nothwendig sich knüpfende geringschätzige Urtheil über des Dichters Verständigkeit unterschreiben wollen.

So werden wir denn schon durch die Unfindbarkeit einer plausiblen andern Deutung auf die autobiographische hingedrängt, wie durch eine Art apagogischen Beweises. Wir brauchen aber auch den ostensiven Beweis nach keiner Richtung hin zu scheuen: sei es dass wir nach den inneren Merkmalen der persönlichen Lyrik fragen; sei es dass wir einen Vergleich mit andern nachweislich autobiographischen Dichtungen eingehen; sei es endlich dass wir die Autorität berufenster Fachmänner zur Stütze unseres Urtheils heranziehen.

Wenden wir uns zu dem ersten Punkte, so scheint es auf den ersten Blick schwierig, ja unmöglich, Kriterien aufzustellen, nach denen man objective von subjectiver** Lyrik mit Sicherheit unterscheiden kann. Und in der That, für eine grosse Anzahl von lyrischen Producten werden wir auf die Entschei-

* Ich erwähne nur ihn, als gründlichen Kenner der Sonette und der zeitgenössischen Literatur. Andere mir bekannte ähnliche Versuche glaube ich, als bloss in das Gebiet — nun — geistreicher Gedanken-Spielereien gehörig, nicht berücksichtigen zu dürfen.

** Es sei mir der Kürze wegen gestattet, die aus subjectiven Erlebnissen und die aus andern Veranlassungen hervorgegangene Lyrik mit diesen allerdings nicht prägnanten Bezeichnungen zu unterscheiden.

dung, ob sie auf bestimmte Ereignisse im Leben des Dichters sich beziehen oder nicht, vollständig verzichten müssen — für eine grosse Anzahl, aber nicht für alle.

Greifen wir frisch in die Praxis des Sonett-Materials hinein: Da ist z. B. jenes Liebes-Sonett par excellence, 19 (LXXV), das mit so lebhafter Anschaulichkeit, mit so leidenschaftlichem Feuer die qualvolle Seligkeit der Liebe schildert, dass es einem in hellen Flammen brennenden Herzen entsprungen zu sein scheint. Und wer wollte leugnen, dass es so sein kann? Wer aber wollte aus dem lebhaften, natürlichen Gefühls-Ausdruck als nothwendig den Schluss ziehen, dass es so ist? Das Gedicht kann sehr wohl entstanden sein in einem Momente, wo die Idee der Liebe, durch eine von Aussen kommende Anregung oder auch aus der Erinnerung heraus, in der Phantasie des Dichters greifbare Gestalt gewann, und es ihn unwiderstehlich trieb, ihr eine bleibende Existenz zu geben. Das einzige Persönliche, das aus diesem Gedichte zu entnehmen erlaubt ist, kann nur sein, dass Shakspere zu irgend einer Zeit die Liebe in dieser Art empfunden haben wird; nicht aber, dass er in dem Augenblicke wirklich liebte, als er das Gedicht verfasste, oder gar, dass er es an den dunkeln Gegenstand vieler anderer Sonette richtete — obgleich Das sehr wohl möglich ist.

Ganz derselbe Fall liegt in Sonett 7 (XXIII) vor; die überwältigende Macht der Leidenschaft, die in Gegenwart der Geliebten dem Geiste die Gedanken, der Zunge die Worte nimmt, braucht nur lebhaft angeschaut, nicht aber zur Zeit der Composition einer bestimmten Frau gegenüber wirklich empfunden zu sein.

Einen Schritt weiter führen uns Sonett 2 (CXXVIII) und 3 (P. P. VIII); hier liegt jedenfalls eine wirkliche Thatsache aus des Dichters Leben vor: die Thatsache, dass ihn das Spinett-Spiel einer gewissen Frau einmal entzückt hat. Wollten wir aber weiter aus diesen Sonetten schliessen, dass er diese Frau nicht bloss wegen ihres Spiels bewundert, sondern auch geliebt habe; oder anders, dass die „dark Lady“ eine bedeutende musikalische Bildung besessen habe — was ja die Worte sehr wohl zulassen — so wäre Das zu weit gegangen. Sich

zu dieser Frau in das Verhältniss eines Liebhabers zu stellen, mochte dem Dichter zum Ausdruck seiner Bewunderung für diese specielle Eigenschaft wirksamer geschienen haben.

Einen sehr passenden Uebergang zu den autobiographischen Sonetten scheint mir wegen der Aehnlichkeit der Situation jene Ode des Horaz zu bieten, in der er eine Phyllis zur Feier der Iden des April einladet: er bittet sie, ihren Telephus, den eine Andere, reicher und schöner als sie, gefesselt hält, aufzugeben, ihre vermessenen Wünsche nach Unerreichbarem fahren zu lassen, und sich ihm, dem älteren Manne, als seine letzte Geliebte zu widmen. — Dass hier ein wirkliches Verhältniss zu Grunde gelegen haben kann, wer wollte das kategorisch in Abrede stellen? Nur darf man aus diesem einzelnen Gedichte es nicht als eine unbestreitbare Thatsache hinstellen wollen. Als persönlich können wir nur entnehmen, welchen Lebensgenuss Horaz auch in späteren Jahren noch für erlaubt hielt; es mochte seiner Bescheidenheit nur widerstreben, sich als glücklichen Liebhaber hinzustellen. Die nothwendige factische Grundlage des Gedichts bleibt natürlich die Feier der Iden des April, die ja sicher nicht fingirt sein wird.

Alle diese Gedichte könnten Ausflüsse persönlicher Erlebnisse sein, sind es aber nicht nothwendig.

Die aus diesen Beobachtungen der Praxis abstrahirte Theorie ist nun: Erstens: der lyrische Dichter kann Gefühle, oder Situationen, die ihm für gemüthvolle Betrachtung geeignet, poetisch anregend und wirksam erscheinen, in der ersten Person schildern, ohne momentan selbst, auf eine factische, persönliche Veranlassung hin jene Gefühle zu empfinden, ohne selbst sich in der betreffenden Situation zu befinden. — Beispiele Son. 19 und 17.

Zweitens: der lyrische Dichter kann zur besseren Darstellung seiner Objecte, ob sie reale Existenz haben oder fingirt sind, Handlungen und Verhältnisse erfinden. — So kann Shakspere im 2. und 3. Sonett das Liebes-Verhältniss fingirt haben, um seine Begeisterung als Dichter für die Schwesterkunst der Musik wirksamer zu schildern. So kann Horaz seine Ode nur scheinbar an eine bestimmte Frau gerichtet haben, um seine Verehrung weiblicher Schönheit anschaulicher darzustellen;

so kann er diese imaginäre Frau ihm abgeneigt gezeichnet haben aus Bescheidenheit und Wahrheitsliebe.

Aus diesen beiden Sätzen folgt aber durch Umkehrung drittens: Wenn der lyrische Dichter Gegenstände in seinen Gedichten behandelt, die ihrer Natur nach nicht geeignet sind, ein allgemeines ästhetisches Interesse zu erregen, oder Nebenumstände hineinzieht, die in keinem organischen Verhältniss zum Hauptgegenstande stehen, an und für sich ohne jede poetische Zweckmässigkeit sind, so werden wir im Allgemeinen annehmen können, dass diese Gegenstände nur dem persönlichen Interesse des Dichters ihr Dasein verdanken, von ihm selbst erlebt sind, und entweder als factische Anregung oder als factische Nebenumstände wahrheitsgemäss berichtet werden. — So werden wir das Spinett-Spiel einer Frau und die Feier der Iden des April als thatsächliche Veranlassungen der beiden Gedichte von Shakspere und Horaz auffassen können: denn Beides sind gleichgültige Nebenumstände, von nur persönlichem Interesse für den Dichter selbst; es sind ferner keineswegs organisch nothwendige oder nützliche Züge, die zu einer besseren Darstellung der Musikliebe Shakspere's und der Lebenslust des Horaz beitragen; es sind einfache sachliche Angaben der Veranlassung.

Ein schlagendes Beispiel dafür, wie mitunter solch ein einzelner Umstand, der nur für den Dichter ein persönliches Interesse haben kann, den subjectiven Charakter einer Gedichtreihe entscheidet, gewähren Spenser's Sonette, die „Amoretti". Im Grossen und Ganzen bieten diese Sonette nicht den geringsten festen Anhaltepunkt für die Annahme einer persönlichen Schilderung; der Gegenstand ist durchaus Derselbe, wie er sich in den hundert und aberhundert Sonett-Cyklen jener Zeit wiederfindet: Eine Geliebte, mit allen äusseren und inneren Vorzügen geschmückt, mit einem Teint von Rosen und Lilien, mit Haaren von Gold und nur mit dem einen Fehler eines „diamant"-harten, „tiger"-grausamen Herzens behaftet. So sind sie Alle. Die Sonette enthalten die bekannten Schönheits-Preise in Kostbarkeits-Vergleichen, fortgesetzte Klagen über ihre Kälte, Trennungs-Seufzer, endlich Erhörung. Das ist Alles. Dass einige Sonette wirklich von echtem Feuer durchwärmt erschei-

nen, dass er ihre stolze und zugleich demuthsvolle Haltung schildert, dürfte doch wohl kein ausreichender Grund für die Annahme sein, dass hier ein thatsächliches Liebes-Verhältniss dargestellt wäre. Ein Sonett (74) indessen macht Das vollkommen zweifellos; hier erklärt der Dichter, dass er drei Frauen mit dem Namen Elisabeth besonders verehre, seine Mutter, seine Königin und — seine Geliebte.

Betrachten wir nun die Sonette Shakspere's auf dieses Kriterium hin, so finden wir gerade in dem gravirenden Theil derselben eine Fülle von immer wiederholten Einzelheiten, die nicht ästhetisch unzweckmässig, sondern vielmehr zweckwidrig sind. — Was um Alles in der Welt! sollte denn den Dichter bewegen, wenn er objectiv, ohne persönliche Betroffenheit Liebe und Eifersucht singen will, sich wiederholt als Ehemann einzuführen und seine Liebe fort und fort als eine schuldige zu bezeichnen? — Was hätte ihn veranlassen können, die Geliebte ebenfalls wiederholt als verheirathete Frau hinzustellen?* — Und vor Allem die Schilderung der Persönlichkeit! Unter den mir bekannten autobiographischen Sonett-Cyklen giebt es Keinen, aus dem uns die angesungene Dame in so greifbarer Gestalt entgegenträte. Stände das 22. (CXXX.) Sonett, in welchem er seine Geliebte als den vollkommenen Gegensatz zu den sonst gepriesenen Schönheiten und dennoch als schön schildert, vereinzelt da, so könnte man vielleicht annehmen, dass das Gedicht ohne persönliche Beziehungen einen rein satirischen Zweck verfolge; dass ihn der ewige Preis der roth-weiss-goldnen Mode-Schönheiten ebenso gelangweilt habe wie uns und dass es ihm eine Genugthuung gewährt, einmal ein schwarz-gelbes Liebchen reizend zu finden. Nun handeln aber vier Sonette ausschliesslich von dieser Aeusserlichkeit; er hebt hervor, dass die brünette Schönheit seiner Geliebten doch wenigstens echt wäre; er gesteht, dass Andere nicht so günstig über ihr Aeusseres urtheilten, wie er; und durch die ganze

* Selbst bei der Annahme, dass Sh. in sich einen Antrieb gefunden haben sollte, in einer Reihe von Sonetten ungesetzliche Liebe in grasser, nackter Naturwahrheit zu zeichnen — eine Annahme, die etwas unsäglich Trostloses hat — bleibt es ganz unmotivirt, weshalb er den Liebhaber verheirathet sein lässt.

Reihe der Liebes-Sonette kehrt der Gegensatz von „dark“ oder „black“ und „fair“ oder „bright“, bald im eigentlichen, bald im übertragenen Sinne gebraucht, immer und immer wieder. Schliesslich verwandeln sich dem so schlecht behandelten und empörten Dichter ihre sonst so gepriesenen, berückenden Reize in abschreckende Hässlichkeit. — Ich meine, so weit könnte eine Fiction nie gegangen sein. — Ebenso ihre Charaktereigenschaften: ihre Koketterie, ihr Wankelmuth, der eigenthümliche Zauber, den sie durch die Grazie und Gewandheit, die freie Sicherheit ihres Wesens trotz ihrer Fehler ausübt — ist das beständige Thema einer Reihe von Sonetten. Wenn wir hier keine persönliche Betheiligung des Dichters finden wollen, dann mögen wir nur getrost das Paradoxon aussprechen: lyrische Dichter legen nie etwas von ihren persönlichen Leiden und Freuden in ihre Gedichte nieder. — Thatsächlich liegt hier aber die Realität der besungenen Persönlichkeit so eclatant zu Tage, dass selbst die Anhänger der Fictions-Theorie nicht umhin gekonnt haben, eine bestimmte wirkliche Frau als Gegenstand anzunehmen, die allerdings nicht entfernt in dem geschilderten Verhältniss zu dem Dichter gestanden haben soll. Wir wollen diese Deutung verehren, aber nicht für richtig halten.

Und nun darf man auch nicht jenes Kriterium übergehen, das, wenn es auch vorsichtig angewendet werden muss, doch gewiss am Häufigsten zur Feststellung subjectiver Lyrik benutzt worden ist: ich meine die eigenthümliche Verve, welche die aus dem augenblicklichen Drange mächtiger Gefühle hervorgegangenen Dichtungen vor jener ohne persönliche Erregung geschaffenen oder durch die Reflexion abgekühlten Lyrik voraus zu haben pflegen; jene Verve, die, sobald sie sich nicht in der Schilderung allgemeiner Gefühle, sondern im Anschluss an eine ganz bestimmte Situation zeigt, uns unmittelbar in den Stand setzt, zu erklären: Dieser Stoff kann nicht bloss dichterisch vorgestellt, er muss erlebt sein.* Dass dieses urwüchsige, unmittelbare Leben sich in den Shakspere'schen Liebes-Sonetten in auffallender Weise vorfindet, ist noch nie bestritten worden. Es ist von den Anhängern der fictiven Deutung durch das

* Vergleiche Goethe's Gedichte an Friederike und Lili.

dramatische Talent des Dichters erklärt worden. Indessen Das reicht nicht aus. Man könnte zugeben, dass Shakspere in einem oder mehreren Sonetten die Eifersucht geschildert hätte mit derselben packenden und erschütternden Anschaulichkeit, mit der er in einem Sonett die edle Leidenschaft der Liebe, in einem andern die niedere der Wollust nicht malt, sondern in ein wirkliches Leben ruft. Durch die gesammten Liebes-Sonette wuchert aber diese lebendige Eifersucht in so vielfarbigen, feinen Nüancen, die sich so genau an die jedesmalige Phase des Verhältnisses anschliessen, dass sie nicht ausgeklügelt, sondern erlebt sein muss. Sie erscheint zuerst, kaum wahrnehmbar, in beschönigendem Scherz über die Ausgelassenheit der Geliebten; dann in zartesten Zurechtweisungen; in den ernsten, wehmüthigen Bedenken eines in der Ferne gedichteten Sonetts; in Liebes-Betheuerungen trotz der gefährlichen Freiheiten, die sich die Geliebte nimmt; in den Versicherungen seines vollsten Vertrauens in Alles, was sie in seiner Abwesenheit thut; dann, als der Argwohn sich zur Ueberzeugung zu gestalten beginnt, lesen wir Bekenntnisse, erfüllt von Selbstironie, Schmerz und Verzweiflung; wir sehen den Dichter sich in demüthig-flehenden Beschwörungen an sie wenden, bis dann endlich die lange beherrschte entsetzliche Leidenschaft mit ihrer ganzen, wahnsinnigen Gewalt in tollen Reden, in furchtbaren Schmähungen hervorbricht. — All das soll aus kaltblütiger Ueberlegung des poetischen Effects hervorgegangen sein? — Es ist unmöglich. — Wer nicht zugeben mag, dass Gedichte, wie 43 (CXL) und 11 (CLII), von einem thatsächlich vor Eifersucht Rasenden geschrieben sind, der muss überhaupt darauf verzichten, in lyrischen Gedichten nach der Persönlichkeit des Dichters zu forschen: persönlichere Gedichte kann er nicht finden.

Wir kommen somit zu dem Schluss: dass zwar nicht alle in den dunkeln Liebes-Sonetten enthaltenen Umstände nothwendig der Wirklichkeit zu entsprechen brauchen; dass aber durch gewisse Einzelheiten, die als poetische Zuthaten überflüssig und unzweckmässig sein würden, sowie durch die durchgehende Lebhaftigkeit des Tones die Thatsächlichkeit des Verhältnisses verbürgt erscheint.

Ein Vergleich der Sonette Shakspere's in Bezug auf ihre autobiographischen Merkmale mit den lyrischen Gedichten anderer hervorragender früherer und zeitgenössischer Dichter wird ebenfalls ein für unsere Auffassung günstiges Resultat ergeben.

Diejenigen beiden englischen Sonettisten, deren Lyrik am Meisten den Eindruck des Erlebten macht, sind Surrey und vor Allen Sidney. Surrey's Geraldine hat gelebt, es war die Lady Elisabeth Fitzgerald, Tochter des Earl of Kildare, in die sich der bereits verheirathete Dichter verliebte, als sie in noch sehr jugendlichem Alter stand. Er selbst berichtet in einem Sonett über ihre Familie und Herkunft.*

Sidney's Liebe zu Lady Rich — Beide waren verheirathet — war bereits in jener Zeit eine bekannte Thatsache.**

Von den Italienern tritt besonders Michelangelo durch das Feuer einer echten Begeisterung hervor. Er besang, schon ein älterer Mann, die ebenfalls nicht mehr jugendliche, aber noch immer schöne und wegen ihres hohen Geistes allgemein gefeierte Dichterin Vittoria Colonna. Diese wirklich empfundene, von allen irdischen Schlacken befreite, himmlischreine Liebe ist es, welche den Sonetten Michelangelo's, neben den Freundschafts-Sonetten Shakspere's, ihren Platz über der gesammten Renaissance-Lyrik anweist.

Es giebt dann Dichter, deren Liebesgedichte nur zum Theil den Eindruck des wirklich Erlebten machen. Hierher gehört Petrarca, der unter einer überwuchernden Fülle kalter, gedrechselter Lyrik eine Anzahl tiefster, schönster Liebeslieder geborgen hat; verhältnissmässig zahlreich sind die Letzteren in den von einem wirklich empfundenen Schmerze dictirten Sonetten nach dem Tode Laura's. Dass diese Laura wirklich einmal gelebt hat, wird in letzter Zeit wohl kaum mehr bezweifelt. Er hat es selbst einmal in einem Briefe an

---

* Das Ausführlichste und Gediegenste darüber bei Nott (Ed. Surrey), Surrey's Leben. Vergl. auch Hallam, Introduction to the Lit. of Europe in the 15., 16., and 17. centuries (I, 591).

** Das Beste bei Grosart (Ed. Sidney) in seinem dem Text vorangehenden Essay. Vergl. ferner die Werke von Massey und H. Brown.

seinen Freund Giacomo Colonna, der wegen der Uebertreibungen mancher Gedichte scherzend an der wirklichen Existenz Laura's gezweifelt haben mochte, ausgesprochen.* Körting folgert, nach De Sade's Vorgange, aus den Anspielungen in den Sonetten 144, 167, nach denen die Eifersucht eines Andern ihn ihres Anblicks beraube, und auch aus der mehr versteckten des 162. Sonetts, dass Laura verheirathet war** — wie ja natürlich von den Auslegern der Dichter aus factischen Anspielungen immer auf Facten geschlossen worden ist, mit der einen Ausnahme Shakspere's.

Denselben Doppel-Charakter zeigen die Sonette Tasso's; die Einen sind im schwülstigsten, frostigsten Concetti-Stil verfasst, die Andern stellen Tasso durch die ungekünstelte Darstellung tiefer, wahrer Empfindung in die Reihe der vorzüglichsten Lyriker. Ruth (Gesch. der italienischen Poesie) sieht sich daher zu dem Schlusse berechtigt, dass die vielumschriebene Liebe Tasso's zu Eleonore von Este, die ja nach Einigen das Unglück seines Lebens gewesen sein soll, gar nicht existirt habe; denn die an sie gerichteten Sonette glühen nur in einem künstlichen und — man könnte mit Petrarca sagen — kalten Feuer, während die Sonette an Eleonore von Sanvitale und Andere von wirklicher Leidenschaft erfüllt sind.

Ueber Spenser, der in einigen Sonetten sich auch erwärmt, ist bereits gesprochen worden.

Bei andern Dichtern endlich hält sich die Lyrik in so gleichmässig mattem Tone, dass man kaum an persönliche Ergriffenheit zu denken wagt, und trotzdem finden wir auch in ihnen mitunter eine wirkliche Liebe geschildert. Ueber den eventuellen Gegenstand der Drayton'schen „Ideas" habe ich nirgend eine Andeutung entdecken können. Vielleicht sollte der Name sie als lyrische Luftgebilde kennzeichnen. Die Lauheit der Poesie spricht nicht dagegen.

Aehnlich verhält es sich mit Lodge's „Phillis".

Dass die „Diana" Constable's ein Wesen von Fleisch

* Vergl. Körting, Petrarca's Leben und Werke (Leipzig 1878), pg. 687; und Uebersetzung von Kekule und Bingeleben, pg. 45 f.

** Shakspere spricht das von seiner Geliebten zweimal unzweideutig aus, und wir sollen nicht einmal an die Existenz der Geliebten glauben.

und Blut gewesen sei, scheint historisch nicht beglaubigt, und ergiebt sich aus dem durchgängig faden Tone der Sonette erst recht nicht. Es liegt übrigens etwas Beruhigendes in dem Gedanken, dass es eine solche Unglückliche, die mit diesen Sonetten angesungen worden, gar nicht gegeben habe.*

Die Wyatt'schen Gedichte rühren ebenso wenig, als der Verfasser in ihnen gerührt erscheint, und doch wird angenommen, dass ein Theil von ihnen sich auf ein Verhältniss mit Anna Boleyn beziehe, das vor ihrer Verheirathung mit Heinrich VIII. bestanden haben soll.** — Wyatt war ebenfalls zur Zeit dieses Verhältnisses verheirathet.

Die merkwürdigste und zugleich die für die vorliegende Frage lehrreichste Erscheinung sind die Gedichte der „Vita nuova“ Dante's. Sie ist eine köstliche Fundgrube für Jeden, der erfahren will, wie lyrische Gedichte, und speciell Sonette, entstehen können, und was sie bedeuten: der Dichter führt uns selbst in seine Werkstatt. — Lesen wir die Gedichte in der Witte-Kannegiesser'schen Uebersetzung, losgelöst von dem Commentar, den Dante dazu gegeben, so würden wir grosse Bedenken tragen, sie als Gemälde wirklicher Liebes-Erlebnisse zu betrachten. Wir könnten sogar, was ja auch von einigen Auslegern geschehen ist,*** geneigt sein, sie symbolisch zu deuten, wie die Canzonen des „Convito“ zum Theil von Dante selbst so gedeutet werden. — Eine fast gleichmässige Kälte durchzieht sie, die blasse Reflexion herrscht durchweg, nur in wenigen Sonetten tritt uns eine herzliche Betheiligung des Dichters entgegen. Von factischen Motiven können wir nur äusserst wenige entdecken. Und doch trügt hier der äussere Schein vollständig. Wir staunen, wenn wir den Commentar

* Ueber einen der berühmtesten Sonett-Cyklen, Daniel's „Delia“, der vielfach als Vorbild für die Sonette Shakspere's hingestellt wird, bin ich nicht in der Lage, ein Urtheil abgeben zu können. Es ist mir trotz fortgesetzter Bemühungen nicht möglich gewesen, das Buch aufzutreiben. Die wenigen Sonette, die sich im Ellis finden, zeigen auffallende Aehnlichkeiten mit einigen Freundschafts-Sonetten.

** Vergl. das Leben Wyatt's in der Ausgabe von Nott, und Hallam (Introduction etc. I, 590). — Die in einem Gedichte vorkommenden Worte „Noli me tangere: I Caesar's am“ (auf dem Halsbande eines Rehes zu lesen) werden auf den Abbruch des Verhältnisses gedeutet.

*** Rossetti z. B. sieht in diesen Liebesgedichten nur die politischen Ideen Dante's versteckt.

lesen, in dem der Dichter den Vorhang lüftet und Entstehung und Bedeutung der Gedichte enthüllt. Sie behandeln in fortlaufender Reihe die Liebe Dante's zu Beatrice — und kein Wort des Commentars deutet die Möglichkeit einer symbolischen Tendenz an. Jedes Gedicht hat seine thatsächliche Veranlassung, die Dante auf den Gedanken bringt, ein Sonett oder eine Canzone zu machen; was denn — wie er gewöhnlich bemerkt — nach reiflicher Ueberlegung alles Dessen, was über den Gegenstand zu sagen ist, geschieht. Ein Theil von diesen Gedichten ist reine Gedanken-Arbeit, der Dichter philosophirt über einen gegebenen Fall. Aus solchen Gedichten die reale Veranlassung zu erkennen, ist ganz unmöglich; einige sind so vollkommen dunkel, dass sie ohne den Commentar ganz unverständlich sein würden, und haben dennoch ein ganz bestimmtes Ereigniss zur Grundlage. Andere, nur wenige Gedichte, zu denen den Dichter eine starke Gemüths-Aufregung veranlasste, durch gewisse Facten, wie Beatricens Krankheit, die Vision von ihrem Tode, ihren Tod selbst hervorgerufen, sind durchsichtiger, inniger, ja von ergreifender Schönheit. — Wir erfahren ferner aus diesem Commentar, wie der Dichter mehrfach die Wirklichkeit abändert zu Gunsten des poetischen Effects. — Sie sind nun auch nach einer andern Seite hin lehrreich: gewiss rührt die Kälte und Dunkelheit der Gedichte zum Theil davon her, dass der Dichter seine Empfindung vorher objectivirt, dass er den Kopf mehr als das Herz hat dichten lassen; zum Theil aber auch von der Form, die allerdings für die Behandlung thatsächlicher Vorgänge ganz ungeeignet ist.

Wir haben hier einen praktischen Beweis vor uns für die Richtigkeit der Schilderung, die Gervinus von dem Sonett giebt: er nennt es „eine quadratisch ausgeeckte Form, die alles Scharfe und Besondere verwischt, die einen dämmerigen Nebel über jeden greifbarsten Inhalt breitet.“ — „Der Mangel des Realistischen in diesen verschwommenen Gedichten,“ so fährt er fort, „soll dann durch Geist und poetischen Glanz ersetzt werden; das Verhältniss zwischen Mittel und Zweck, zwischen Sache und Ausdruck schwindet; weit ausholende Gedanken und Ausdrücke legen sich um gewöhnliche Gegenstände an, seltsame

übertriebene Bilder und hyperbolische Wendungen führen das Verständniss irre, tiefsinnige Concepte und epigrammatische Einfälle, die um ihrer selbst willen glänzen, werfen eben dadurch den Gegenstand, um den es sich handelt, in Schatten." — Diese Schilderung charakterisirt ganz genau die Art, wie das Sonett meistentheils während der Renaissance gehandhabt worden ist.* Sie erlaubt uns die Folgerung, dass die Verdunkelung thatsächlicher Verhältnisse, die stereotype Wiederholung derselben Gefühle, und noch mehr der vielfach uniforme Ausdruck dieser Gefühle bei den verschiedensten Sonettisten uns nicht berechtigen, auf eine Fiction der behandelten Verhältnisse zu schliessen. Es ist vielmehr viel wahrscheinlicher, dass die überwiegende Mehrzahl dieser Dichter wirklich Erlebtes behandelt haben, obgleich ihre persönliche Betheiligung selten aus Ton und Farbe der Gedichte kenntlich wird.

Wir schreiten daher weiter zu dem Schluss, zu dem uns diese Vergleichung des realen Eindrucks der Gedichte mit ihrer

---

* Dass diese Mängel sämmtlich aus der Unfähigkeit des Sonetts, reale Verhältnisse zu behandeln, nothwendig hervorgegangen seien, also zum Wesen dieser Form gehören, Das möchte ich allerdings bestreiten. Gervinus scheint zu weit zu gehen, wenn er die gewöhnliche Erscheinungsart der Form einfach als ihr Wesen auffasst. Wir dürfen doch nicht vergessen, dass die Macht der Tradition, die alleingültige Autorität der Petrarkischen Manier auf diesen Literatur-Zweig die traurigste Wirkung ausgeübt hat. Man hat eben Alles von ihm nachgeahmt, auch die krankhaften, sentimentalen Uebertreibungen, zu denen ihn eine durch ewig ungestillte Sehnsucht überreizte Phantasie so oft verleitet. Die Concepte, die Art der Bilder, die Antithesen, die Umschreibungen sind ebenfalls solche nachgeahmten Aeusserlichkeiten, die keineswegs zum Wesen der Form gehören, deren Vermeidung ihr immer zum Vortheil gereicht hat. Man darf ferner nicht vergessen, dass die Erscheinungs-Form der Renaissance-Lyrik wesentlich bedingt worden ist durch die derzeitigen überschwänglichen transscendentalen Liebes-Anschauungen, die mir aus einer Befruchtung des ritterlichen Ideals mit platonischen Ideen hervorgegangen scheinen. Man darf schliesslich nicht vergessen, dass das Sonett eine äusserst schwierige Form ist, deren effectvolle Behandlung bei der kräftigsten Phantasie- und Gemüths-Anlage die vollkommenste Beherrschung der Sprache und Verskunst, kurz einen grossen Lyriker verlangt; und dass nicht bloss Dichterlinge, sondern Menschen ohne die geringste poetische Disposition, die es über eine ganz äusserliche Nachäffung ihrer Vorbilder nicht hinausbringen konnten, aus Mode-Thorheit darin gedichtet haben. — Die Form ist, wenn auch nicht zur Darstellung realer Verhältnisse, doch zu einem concentrirten, plastisch-abgerundeten Gefühls-Ausdruck hervorragend befähigt. Das beweisen uns die meisten Sonette von Shakspere und Michelangelo, und manche Sonette von Petrarca, Tasso und Sidney.

thatsächlichen Grundlage führt: dass wir überall, wo die Realität sich durch die Hindernisse der Form hindurch drängt, mit ziemlicher Sicherheit wirkliche Erlebnisse des Dichters annehmen können. Wenn also in den Shakspere'schen Liebes-Sonetten der reale Gehalt, wie in keinen andern, zu Tage tritt, so hat er nicht trotzdem die behandelten Verhältnisse fingirt, sondern er hat sie eben deshalb wirklich erlebt.

Wir wollen nun schliesslich auch die Stimmen der massgebendsten Beurtheiler — als solche möchte ich die Literatur-Historiker von Fach bezeichnen — nicht unberücksichtigt lassen. Unter den mir bekannten herrscht über die autobiographische Grundlage der Sonette eine vollkommene principielle Uebereinstimmung. Von Gervinus, Kreyssig, Gödeke ist bereits in der Einleitung die Rede gewesen. Ich füge hinzu, dass Taine in seiner Geschichte der englischen Literatur mehrere Liebes-Verhältnisse in den Sonetten Shakspere's geschildert findet. Eine gewichtige Stimme ist die von Carriere, der in seiner Geschichte der geistigen Cultur* eine bedeutende Belesenheit auch in diesem Literaturkreise entwickelt. Er erklärt unumwunden, dass Shakspere sich zu so herrlichen Gestalten, wie Portia, an den eigenen herben Erfahrungen auf dem Gebiete der Liebe hinaufgeläutert habe. Auch er sieht in den Liebes-Sonetten ein Selbstgericht, das uns das Fundament der ganzen Shakspere'schen Sittlichkeit blosslegt, „die Urbedingung der Geistesgrösse", den Grundsatz unverbrüchlichster Wahrhaftigkeit gegen die Welt und gegen sich selbst. Er findet (IV, 229) die hervorragende Bedeutung Shakspere's als Lyriker gerade darin, dass er im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen anstatt der eintönigen Mode-Redensarten, ebenso wie Michelangelo, Bruno, Campanella, seine Gemüths-Erlebnisse, seine Gedanken in den Sonetten niederlegte.

Derjenige Mann, der auf diesem Felde gewiss das massgebendste Urtheil hat, ist Hallam. Mit einer in ihrer Gründ-

* Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit (IV, 479).



lichkeit einzig dastehenden Kenntniss der europäischen Literatur dieser Periode* verbindet er das feinsinnigste Urtheil. Er ist sich sehr wohl bewusst, dass die Liebesschmerzen der Sonettisten oft wohl nur erheuchelte seien (II, 255). In Bezug auf Shakspere giebt er die schwerwiegende Erklärung ab: „No one can doubt, that they express not only real, but intense emotions of the heart" (III, 500). —

Und in der That müssen wohl die Literatur-Historiker gegen die fictive Behandlung so authentischer Lebensnachrichten ein energisches Veto einlegen. Wieviel Züge müssten aus der Charakter-Schilderung eines Dichters, ja wieviel Daten müssten aus der Literatur-Geschichte verschwinden, wenn wir dieser Art von Auffassung persönlicher Aeusserungen sämmtlichen andern Dichtern gegenüber ein Recht zugestehen wollten.

Somit wenden wir denn der fictiven und der dramatischen Richtung definitiv den Rücken und betreten den autobiographischen Standpunkt, über dessen Schwierigkeiten wir uns nicht leichtfertig hinwegsetzen wollen. Wir haben von diesem Standpunkte aus die verschiedenartigsten Pflichten zu erfüllen, deren Collision es zu vermeiden gilt.

Zunächst — Das ist natürlich die erste Forderung dieses Standpunktes — müssen wir Besitz ergreifen von dem autobiographischen Material, das uns in den Liebes-Sonetten so offenbar geboten wird, ohne ängstliche Bedenken. Denn was es auch sei, es betrifft Shakspere, es ist werthvoll. — Zugleich aber müssen wir die Lehren, die wir von den Vertretern der andern Richtungen empfangen haben, beherzigen. Wir dürfen nicht jedes beliebige Gedicht, weil es von Liebe handelt und in einem lebhaften Tone geschrieben ist, als biographisches Material betrachten und etwa — wie es geschehen ist — aus den zarteren, reineren Liebes-Sonetten auf ein

* Wohl nur ein Deutscher kommt ihm in der Beherrschung dieser Literatur-Periode nahe: es ist Bouterwek. Er macht in seiner „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit etc." nur einige abgerissene, nicht sehr günstige Bemerkungen über den poetischen Werth der Sonette. Ueber die vorliegende Frage äussert er sich gar nicht.



zweites Verhältniss schliessen; wir müssen Jenes nach den entwickelten Principien fest begrenzen. Wir dürfen ferner nicht jeden beliebigen Nebenumstand als biographische Thatsache fassen; wir müssen hier an die möglichen poetischen Zuthaten aus Darstellungs-Rücksichten denken. — Andererseits müssen wir Fehler vermeiden, welche die autobiographischen Ausleger trotz der Richtigkeit ihres Princips doch in der Detail-Ausführung begangen, und die ihren Gegnern Waffen in die Hände gegeben haben. Ein solcher Fehler scheint mir Der zu sein, dass sie überall in ihrer Auslegung dem Wortlaute zu viel Gewicht eingeräumt, zu wenig zwischen den Zeilen gelesen, zu selten nach andern Auffassungen, welche die auf den ersten Blick besonders gravirenden Sonette und Stellen zuliessen, gefragt haben. Den Vertretern anderer Richtungen konnte diese absolut wörtliche Deutung nur äusserst genehm sein; denn Das war ja immer der Weg, auf welchem sie die Unmöglichkeit gewisser selbsterlebter Situationen zu beweisen suchten. Alles buchstäblich nehmend, bemühten sie sich, Widersprüche zwischen den einzelnen Sonetten aufzufinden und, was schlimmer, Widersprüche mit dem uns aus seinen übrigen Schöpfungen bekannten Charakter Shakspere's, an dessen Grösse zu zweifeln ja erbärmlich wäre. Und es gelang ihnen auf diesem Wege allerdings, Bedenken geltend zu machen, über die man — wohl verstanden bei Anerkennung dieser wörtlichen Auslegung — trotz noch so grosser Concessionen an die Sitten und Anschauungen jener Zeit, an die gesellschaftlichen und persönlichen Verhältnisse des Dichters doch nur mit Mühe hinwegkommen konnte. Diesen Fehler zu vermeiden, muss uns ein Gefühl helfen, das uns zwar bei Bestimmung unseres principiellen Standpunktes nicht in erster Linie leiten durfte, das aber bei einer Auslegung im Einzelnen als die vornehmste Forderung an uns herantritt: Es ist die Pietät, die wir dem grossen Menschen schuldig sind, von welcher Seite wir ihm auch nahen. Ich habe diese Forderung im Einzelnen an Stellen, Sonetten und Sonett-Reihen zu erfüllen gesucht in der Bethätigung des früher ausgesprochenen Princips, dass in Fällen, wo mehrere Auffassungen möglich sind, immer die mildeste anzunehmen ist. Ob wir damit in jedem Falle

das Richtige treffen, können wir nicht wissen; trotzdem müssen wir es thun, denn ein anderes Handeln wäre ein offenbares, schweres Unrecht.

Wir gehen von den gravirenden Sonetten aus, die auf einem andern als dem autobiographischen Wege unerklärlich sind. In 11 (CLII) sehen wir Shakspere in einem Verhältniss zu einer verheiratheten Frau, die ihm untreu geworden ist; der Dichter schmäht sie in harten Worten. Es scheint nach Aufgabe des Verhältnisses gedichtet zu sein. Daran schliesst sich 18 (CXLII), das von demselben ungesetzlichen Verhältniss spricht und der Geliebten bittere Vorwürfe über ihren Wankelmuth macht und sie beschwört, ihm ihre Liebe zu bewahren. Dasselbe Thema behandeln 39—41 (LXXXVIII—XC) und 42, 43 (CXXXIX, CXL), die einen Cyklus bilden und zeitlich noch etwas weiter zurückgreifen. In dieselbe Zeit fällt seinem Tone nach wohl auch 20 (CXLVII), in welchem der Dichter seine Liebe mit dem Fieber vergleicht. Diesen in hellster Verzweiflung geschriebenen Beschwörungen entsprechend enthalten die Sonette 16 (CL), 17 (CXLI), 21 (CXLVIII), 26 (CXXXVIII), die als Selbstgespräche zu fassen sind, das Geständniss seines Argwohns und Selbstvorwürfe darüber, dass er noch immer nicht glauben will, was sein Herz ihm schon längst zuflüsterte. CL ist besonders beachtenswerth: es entdeckt uns, welches die Eigenschaften der Geliebten sind, die den Dichter bestricken, obgleich sein Vertrauen in die Aufrichtigkeit ihrer Liebe bereits erschüttert ist. Die erste dunkle Ahnung ihres Wankelmuths enthalten die Sonette 146, 147, 90 (XCI—XCIII) und 85 (XLIX), die ebenfalls die in CL genannten Charaktereigenschaften berühren. In ihnen macht sich der Dichter Gedanken über den eventuellen Eintritt der Entfremdung. In die Zeit der ersten Unruhe des Dichters muss auch 15 (CXLIX) fallen, das auf einen kleinen Zwist der Liebenden hinweist: der Dichter mag ein leises Bedenken über ihr Verhalten ihm gegenüber ausgesprochen haben, worauf sie ihm Lieblosigkeit vorwirft. — Noch einen Schritt weiter zurück und wir erfahren die Ursache von Shakspere's Unruhe: 31, 32 (LVII, LVIII) versichern die Geliebte des vollkommenen Vertrauens ihres Liebhabers, wie oft sie auch fern von ihm sei,

wo sie auch weile; sprechen aber zugleich die Schmerzen aus, die ihm ihre Abwesenheit bereitet. — Diese gesammten Sonette bilden eine grosse Abtheilung der autobiographischen Liebes-Sonette; sie stellen die Zeit von den ersten Störungen des Einvernehmens bis zum Abbruch des Verhältnisses dar.

Aus einem Theil dieser Sonette und andern, die ebenfalls das Liebes-Unglück zum Gegenstande haben, über die wir aber vorläufig noch hinwegsehen, erfahren wir, dass die Geliebte nicht Das ist, was man schön nennt, sondern nur bezaubernd durch ihr interessantes Aeussere und ihre Anmuth. Sie ist Keine von den gepriesenen Blondinen, sondern eine Brünette. Nach diesen Andeutungen reihen sich eine kleine Anzahl Sonette diesem ganzen Cyklus an, die den Preis einer brünetten Schönheit enthalten. Zunächst S. 25 (CXXXI), in dem der Dichter gesteht, dass er sie für die Schönste hält, obgleich Andere anderer Meinung sind. Dann 24 (CXXXII) und 23 (CXXVII). Alle drei gehören in die Zeit der Annäherung. Der Dichter ist ihrer Liebe noch nicht sicher („Thou art as tyrannous so as thou art"). Dieselbe Schönheit wird begeistert gepriesen, aber als definitive Geliebte in 22 (CXXX). Jedoch unterscheidet sich dieses Gedicht wesentlich dem Tone nach von jenen Dreien (s. Archiv Bd. LXI, S. 393), es gehört in eine spätere Zeit. Eng zusammen mit diesem Sonette gehört 117 (XXI),* das genau dasselbe Thema in anderer Fassung behandelt.

Durch diese beiden Sonett-Reihen, in deren Einer der Beginn des Verhältnisses und reines Liebesglück geschildert wird, in deren Anderer aber von vornherein die schwersten Zweifel an dem Charakter der Geliebten ausgesprochen werden, wird eine dritte gefordert (vergl. Archiv Bd. LXII, S. 14). Es sind die Sonette 153 (XCIV), 86 (LXIX), 87 (LXX), 38 (XCV), 37 (XCVI), 60 (XXXVI). In ihnen erscheint der Dichter bezaubert von den Eigenschaften der Geliebten, wie sie die spä-

* Das Gedicht ist bei der Betrachtung im Einzelnen übersehen worden. In den Versen 10—12 findet sich die Wiederholung des Schlusses von S. 22 und eine Anspielung auf die Person der Geliebten („not so bright"). Es bedarf wohl kaum dieses Hinweises; auch ohne ihn ist die Zusammengehörigkeit auf den ersten Blick klar.

teren Sonette (CLII) schildern; er fasst sie hier ganz harmlos auf. Andererseits finden sich aber in ihnen bereits liebevolle Ermahnungen in Bezug auf ihr freies Wesen. Ihrem Tone nach gehören sie in eine frühere Zeit des Verhältnisses.

Betrachten wir diese Sonette vom moralischen Gesichtspunkte aus, so stellen sie allerdings das ungesetzliche Liebes-Verhältniss unleugbar fest. Alles aber, was das Verhalten des Dichters im Einzelnen betrifft, wird nur dann gravirend, wenn man die möglichst buchstäbliche, die möglichst rigoristische Auffassung damit verbindet; wenn man Alles möglichst unbillig, und damit auch sicher unrichtig deutet. Wenn man z. B. sich vorstellen sollte, dass sämmtliche hierhergehörigen Sonette an die Geliebte gesendet wären, auch die von mir als Selbstgespräche bezeichneten CL, CXLI, CXLVIII, CXXXVIII, dann würde damit dem Verhältniss der Charakter einer unerträglichen Niedrigkeit aufgedrückt — so plump wird ja aber wohl kaum Jemand verfahren. — Wollte man diese Selbstgespräche auf Grund einer Ueberzeugung, eines Wissens von der Untreue der Geliebten entstanden denken, während sie in Wirklichkeit doch nur einen schweren Argwohn zu enthalten und finsteren Stimmungen entsprungen zu sein brauchen — so würde damit der Dichter in eine Stellung gebracht, die jedes feinere Gefühl empören müsste. Wer aber wollte wagen, Das zu thun? Wer wollte in den starken Ausdrücken durchaus eine Spiegelung der Wirklichkeit finden, wenn sie ohne Zwang als Ausfluss der Stimmung des Dichters aufzufassen sind. Ebenso unbesonnen würde es sein, aus S. LXXXVIII—XC, CXXXIX, CXL, die offenbar in der leidenschaftlichsten Aufregung geschrieben sind, und nur dieser augenblicklichen Stimmung ihr Dasein verdanken, den Schluss zu ziehen, Shakspere hätte nun thatsächlich gestrebt, jene ihm abgeneigte Frau an sich zu fesseln. — Wenn man solche Abscheulichkeiten nicht herauslesen will, einen inneren zwingenden Grund giebt es dafür nicht.

Es bleiben nun noch vier Gedichte übrig, die sich ebenfalls ausschliesslich auf jene Frau beziehen. Zunächst 6 (CXLIII), das ebenso, wie die oben genannten, eine Bitte um Liebesgewähr an die ungetreue Geliebte enthält, aber in einem von

Jenen ganz verschiedenen, äusserst innigen Ton gehalten ist. Hält man sich nun für genöthigt zu glauben, dass die den Worten entsprechenden thatsächlichen Schritte geschehen wären, oder auch nur, dass der ausgesprochene Wunsch ein Ernstlicher gewesen wäre, dann wird das Sonett höchst gravirend. Fassen wir es dagegen als die blosse Fixirung einer augenblicklichen Stimmung, die ja natürlich für die Handlungsweise und den Charakter des Dichters nicht von der geringsten Consequenz sein kann, dann reducirt sich das Verbrechen des Dichters auf einen schwachen Augenblick,* in dem die vergangene Liebe noch einmal hell aufflackerte. — Von unserer Auffassung aus haben wir es nicht nöthig, auf Widersprüche in den einzelnen Sonetten hinzuweisen — dass die Stimmungen wechseln, ist an und für sich verständlich — sonst würden wir auf den Inhalt des CLII. Sonetts hinweisen, das ja ein thatsächliches Vorgehen des Dichters im Sinne des CXLIII. Sonetts ausschliesst.

Einem solchen Augenblick wahrscheinlich nach der Entfremdung gehört denn auch wohl das viel ruhiger gehaltene S. 20 (CXXXVII) an, in dem der Dichter gegen seine noch nicht ganz unterdrückte Liebe ankämpft.** — S. 4, 5 (CXXXV, CXXXVI), die sich offenbar auf die vielumworbene Schöne beziehen, möchte ich ihrer abgeschmackten Künsteleien wegen

---

* Wie wenig unwahrscheinlich diese Annahme ist, zeigt uns Gascoigne's autobiographische Erzählung „Dan Bartholmew of Bathe" (vergl. Ed. Hazlitt, Pref. XIX). In der Klage, die hier der getäuschte Liebhaber in Bath, wohin er sich zurückgezogen hat, anstimmt, kommen Stellen vor, die an den Ton dieses Sonetts erinnern, z. B. (Vol. I, 115):

> Lo, here the cause for why I take this payne!
> Lo, how I love the wight which me doth hate!
> Lo, thus I lye, and restlesse rest in Bathe,
> Whereas I bathe not now in blisse, pardie
> But boyle in Bale and skamble thus in skathe
> Bycause I thinke on thine unconstancie!

Gascoigne ist während dieses Verhältnisses entweder verheirathet, oder, was Hazlitt für wahrscheinlich hält, von seiner Frau getrennt. Er schildert sich als einen dem Alter sich nähernden Mann.

** Dahin modificire ich meine (Archiv LX, pg. 42) ausgesprochene Ansicht. Ebenso sehe ich mich veranlasst, die beiden folgenden Sonette, die ich früher (Archiv LIX, pg. 255) aus einem äusserlichen Grunde mit CXLIII zusammengehörig glaubte, trotz der damals schon anerkannten totalen Verschiedenheit des Tones, der Abfassungszeit nach von ihm zu trennen.

in die erste Zeit der Bekanntschaft verlegen und als scherzhafte Liebeswerbung betrachten.

Das wären diejenigen Liebes-Sonette, die ich ihrem Inhalte nach als nothwendig autobiographisch hinstellen möchte. — Von denjengen Gedichten, welche den Freund mit in das Verhältniss ziehen, sind die Meisten an Diesen gerichtet; nur drei wenden sich an die Geliebte, 45—47 (CXXXIII/IV, CXLIV). Diese gesammten Gedichte* können hier ohne vorgängige Betrachtung des Freundschafts-Verhältnisses nicht behandelt werden. Bemerken will ich nur, dass ich ihnen ebenfalls biographische Bedeutung zuschreibe; dass ich sie, mit Ausnahme des 47., sämmtlich nach, und z. Th. lange nach der Entfremdung abgefasst denke; und dass in ihnen erst recht Alles zu Gunsten Shakspere's berücksichtigt werden muss, was als blosser Ausfluss der Stimmung, als poetische Zuthat, resp. Uebertreibung der Eifersucht anzusehen ist. Im Rahmen der Freundschafts-Sonette, vom Standpunkte jener Zeit aus betrachtet, verlieren sie Viel von dem Gravirenden, was sie auf den ersten Blick zu haben scheinen.

Die (Archiv Bd. LXI, S. 417) zusammengestellten Trennungslieder** scheinen mir nach den dort angegebenen Anspielungen an dieselbe Geliebte gerichtet. Da jedoch diese Anspielungen keineswegs so zahlreich und offenkundig, wie in den bisher behandelten Sonetten, sind, so sehe ich mich nicht in der Lage, sie als zweifellos zu ihnen gehörig hinzustellen.

Die übrigen Liebes-Sonette weisen ihrem Inhalte nach nicht auf dieses bestimmte Verhältniss hin, sie enthalten Keins von seinen charakteristischen Merkmalen; womit jedoch keineswegs ausgesprochen sein soll, dass sie thatsächlich sich nicht doch auf dasselbe beziehen könnten. Die Frage ist eben nicht zu entscheiden.

Ordnung der Liebes-Sonette.

Jeder, der den Shakspere'schen Sonetten, zumal den Liebes-Sonetten zum ersten Male näher tritt, befindet sich in Bezug

---

* Es gehören hierher noch 48—53 (XXXIII—XXXV, XL—XLII).
** S. unter Sonett-Ordnung 4.

auf Verständniss und Genuss in einer misslichen Lage. Es sind verhältnissmässig nur wenige Gedichte unter den Letzteren, die als Ausdruck einer allgemein-menschlichen Empfindung an und für sich verständlich sind. Die Mehrzahl ist offenbar auf ganz bestimmte Veranlassungen, Ereignisse und Personen berechnet, die nicht immer klar hervorschimmern, wenn sie auch nicht so tief verschleiert sind, wie Die der Gedichte der „Vita nuova". Dieser eigenthümliche Charakter der Shakspere'schen Sonette tritt besonders klar hervor, wenn man sie mit irgend einem andern Sonett-Cyklus vergleicht — vielleicht „Astrophel and Stella" ausgenommen. Die Gedichte Dieser sind meist so allgemein gehalten, dass man selten eines Commentars bedarf; während die Jenen offenbar zu Grunde liegende, halbverhüllte Realität uns fortgesetzt Räthsel aufgiebt. Wären nun diese Ereignisse von einander isolirt, sich fremd; so könnte man bei jedem Gedicht erklären: dieses scheint die oder die Veranlassung zu haben, jenes ist unverständlich, und sich dabei beruhigen. Das ist aber nicht der Fall; Jedem wird vielmehr auf den ersten Blick klar, dass es sich in einer grossen Anzahl der Sonette um eine fortlaufende Reihe von Ereignissen, um eine ganze Geschichte handelt. Und Jeder sucht, so gewiss wie er verstehen und geniessen will, diese Geschichte herauszulesen. Nun sind die Sonette in einem so wirren Durcheinander der Nachwelt überliefert, dass es häufig nicht einmal klar ist, ob wir in dem vorliegenden Sonett ein Liebes- oder Freundschafts-Gedicht sehen sollen. Man bringe nun schliesslich auch die trübe, unheimliche Atmosphäre mit in Anschlag, die gewisse Sonette über die ganze Sammlung zu verbreiten geeignet sind, und die natürliche Wirkung dieser Atmosphäre auf unser Urtheil — und dann denke man sich einen unkritischen Shakspere-Freund den Sonetten gegenüber. Was können ihm die so überlieferten sein? Ein wüster Garten, in dem scheinbar Unkraut und Rosen wild durcheinander wachsen; einige der Rosen sieht man auch hier in ihrer ganzen Pracht entfaltet; viele aber werden von dem Unkraut nicht nur verdeckt und überwuchert, es entzieht ihnen ihre Lebenskraft, sie sehen bleich und welk aus. Oder, wenn wir das Bild fallen lassen: Sobald es sich nicht um einzelne lyrische Gedichte han-

delt, sondern um einen Cyklus von zusammenhängenden Gedichten, empfängt jedes seine Bedeutung und seinen Werth nicht bloss von seiner speciellen Individualität, sondern auch von dem Verhältniss, in das man es zu den übrigen Gliedern des Cyklus setzt, von seiner Stellung.

Wir befinden uns hier in ganz derselben Lage, in der Grosart den Sidney'schen Sonetten gegenüber war; er beklagt sich, dass auf Grund der ungeordneten überlieferten Reihenfolge höchst nachtheilige Schlüsse für die Sidney-Rich-Liaison gezogen wurden, und meint mit Recht, dass seine Neuordnung vieles Gravirende darin aufhebt. — Sobald wir von der autobiographischen Auffassung ausgehen, wird es daher für uns eine unabweisbare moralische Pflicht, eine taktvolle Reihenfolge der Sonette herauszufinden. Eine Pflicht bleibt es aber auch für jede andere Auffassung, besonders wenn die Sonette nicht in einer gelehrten Ausgabe, sondern in einer für das grosse Publicum berechneten Uebersetzung erscheinen — und zwar schon deshalb, damit Menschen, die Shakspere aus den Sonetten erst kennen lernen wollen, nicht zu den abenteuerlichsten Combinationen, zu den unzutreffendsten Urtheilen über des Dichters Charakter Gelegenheit gegeben werde. Eine Pflicht bleibt es auch bloss von rein ästhetischem Standpunkte, eine Ordnung herzustellen, die diese Gedichte im Zusammenhange lesbar macht, d. h. dem Leser eine fortlaufende, natürliche Entwickelung vor Augen führt.

Ohne eine solche Ordnung müssen wir eine Menge von Sonetten in eine Gattung der Lyrik verweisen, die ich eine todtgeborne nennen möchte, die an sich unverständlich und daher jedes Eindrucks unfähig ist. Es ist ja doch mit der Lyrik nicht, wie mit der Musik. Im Reiche der Töne können wir ergriffen werden und geniessen, auch wenn wir nicht in die Tiefen des künstlerischen Verständnisses einzudringen vermögen. Worte wollen vor allen Dingen verstanden sein; die musikalische Seite der Lyrik unterstützt das Verständniss, ist aber an und für sich, ohne dasselbe wirkungslos.

Jedes Sonett muss also möglichst auf den Platz gestellt werden, von dem aus es am Wirkungsvollsten, am Verständlichsten ist. Die dem Tone, dem Inhalte, der Ten-

denz nach zusammengehörigen Gedichte müssen vereinigt werden. Dies ist das eine Princip, auf das eine Neuordnung sich gründen muss; das andere ist das historische, das sich in doppeltem Sinne zu bethätigen hat. Einmal muss es wieder den Inhalt berücksichtigen, um ein glaubwürdiges Bild von dem Verlaufe des Verhältnisses zu geben; dann die Form, um die dichterische Entwickelung des Lyrikers Shakspere zu veranschaulichen. Das erstere Princip muss vorzugsweise seine Wirksamkeit in der Ordnung der einzelnen Sonette zu Gruppen entfalten, das zweite vorzugsweise in der Ordnung der Gruppen zum Ganzen; beide aber müssen fortgesetzt zusammenwirken. Der Weg zu diesem Ziele führt wohl nur durch eine ins Einzelne gehende philologische Betrachtung und Vergleichung.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die bisherigen Leistungen in dieser Richtung.

Dass einige Ausleger, wie A. Brown, Gervinus, Simpson, H. Brown den wüsten Garten für einen planvoll angelegten Park erklärt haben, sei hier eben nur erwähnt. Ein solcher Gewaltact konnte von keinen günstigen Resultaten begleitet sein, ob er nun vom autobiographischen, philosophischen* oder mystischen Standpunkte aus unternommen wurde.

Der Anonymus begeht schon damit einen grossen Fehler, dass er die bisher als Freundschafts-Sonette aufgefassten Liebes-Sonette von den andern (CXXVII—CLIV) abgesondert ordnet.**

Die übrigen Auffassungen haben schon ihrer Richtung nach nicht schöpferisch wirken können. Massey zweigt einen Theil der Sonette in einen im Voraus componirten historischen

* Simpson findet in den Freundschafts-Sonetten (bis CXXVI) und den Liebes-Sonetten zusammenhängende Darstellungen der platonischen Liebes-Philosophie, des ἔρως οὐράνιος und des ἔρως πάνδημος, jede nach den von der italienischen Liebes-Philosophie aufgestellten sechs Stufen fortschreitend.

** Die arabischen Ziffern bezeichnen in den folgenden Angaben ausnahmsweise die Nummern der überlieferten Ordnung: 21—24. 27. 28. 61. 43—47. 75. 56—58. 97—99. 113—115. — 153. 154. 128. 145. 130. 127. 131. 132. 135. 136. 143. 139. 140. 149. 137. 138. 141. 142. 147. 148. 150—152. 144. 133. 134. 146 — 49 Sonette, 129 fehlt bei ihm.



Roman, einen andern in einen ebenfalls zuvor ersonnenen Roman von originaler Erfindung ab.*

Die Vertreter der fictiven Richtung scheint bei ihren Ordnungen vorzugsweise das Verlangen geleitet zu haben, die inhaltlich zusammengehörigen Sonette zusammenzustellen, in Gruppen zu ordnen. Ueber den inneren Zusammenhang der Gruppen haben sie sich, wie erklärlich, keine Gedanken gemacht. So kann denn auch die Ordnung von Knight** den zu stellenden Anforderungen nicht genügen.

Auch Bodenstedt kann in seiner vortrefflichen Uebersetzung nach dieser Seite hin noch Manches zum Vortheil ändern. Wenn er z. B. Gedichte wie CLII, die das Verhältniss von seiner hässlichsten Seite darstellen, andern offenbar an dieselbe Frau gerichteten vorausgehen lässt, die ihren Preis begeistert singen, und diese dann wieder solchen, die das tiefste Misstrauen, die acuteste Eifersucht erzeugt hat, Platz machen: so mag das Kaleidoskop der Kreuz- und Quer-Fictionen des Dichters so vielleicht am Buntesten werden, einen angenehmen Effect bringt dieses Arrangement aber unter keinem Gesichtspunkte hervor. Dass Bodenstedt mitunter offenbar zusammengehörige Gedichte, ebenso wie andere Ordner, nicht bloss örtlich getrennt, sondern ihnen auch verschiedene Adressaten gegeben hat, darauf habe ich in der Untersuchung im Einzelnen mehrfach hingewiesen.

Die folgende Neuordnung möchte ich nun nicht etwa als das einzig Richtige und Wahre hinstellen. Der Anmassung englischer Sonett-Kritiker, die jedes Mal, wenn sie den Sonetten von Neuem Gewalt angethan haben, mit einer unsere

---

* Die Reihenfolge der Herbert-Rich-Sonette bei Massey ist: 127. 132. 128. 138. 130. 131. 96. 135. 136. 142. 143. 57. 58. 139. 140. 149. 137. 148. 141. 150. 147. 152. 151. 129. 146 — 25 Sonette.

** Pictorial Edition VI, Poems: Will (135. 136. 143). Black eyes (127. 131. 132). The virginal (128). False compare (130. 21). Tyranny (139. 140. 149). Slavery (57. 58). Coldness (56). I hate not you (145). The little love-god (153. 154). Love and hatred (129. 137. 138. 141. 142. 147. 148. 150. 151. 152 nach der alten Reihenfolge gegeben). Infidelity (133. 134. 144). Injury (33—35. 40—42). A friend's faults (94—96). Forgiveness (118—120) — 43 Sonette.



Lachlust reizenden — soll man bloss sagen, Ueberzeugungs-Festigkeit? versichern, dass nun endlich der Stein der Weisen gefunden, dass nun die Sonett-Kritik ein für alle Mal ihren Abschluss erreicht habe — dieser komischen Anmassung möchte ich mich nicht schuldig machen. Ich bin vielmehr der Ueberzeugung, dass die Sonett-Frage in gewissem Sinne immer eine offene bleiben wird, da wir über die Veranlassung und Bedeutung vieler Sonette nie ins Reine kommen können. Ich halte es sogar nicht für möglich, dass die Sonette nach dem historischen Gesichtspunkte unzweifelhaft richtig geordnet werden können. Im Allgemeinen wird man ja ihrem formellen Charakter nach zwei Classen unterscheiden können: solche, in denen die italienischen Formalien besonders hervortreten, meistens auf Kosten der geistigen Bedeutung und des poetischen Gehalts, und andere, in denen tiefe Empfindungen und hohe Gedanken in reinerer Form dargestellt werden. Jene wird man im Allgemeinen für frühere, diese für spätere Producte halten können. Unterstützt werden wir in dieser Annahme durch den Umstand, dass es einen Zeitpunkt in Shakspere's Leben gegeben hat, in dem er die Uebertreibungen des italienischen Stiles erkannt, und von dem ab er sich mit Bewusstsein mehr und mehr von ihnen frei zu machen gesucht hat. Dieser Umschwung zeigt sich in dem Tendenz-Stück „Love's Labour's Lost", und einige Sonette weisen bestimmt auf ihn hin (22 [CXXX], 117 [XXI]), die also wohl auch das ungefähre Datum dieses Stückes (1593/4) tragen werden. Wir können daher im Allgemeinen annehmen, dass diejenigen Gedichte, die in der Form verkommen, in eine frühere, die poetisch gehaltvolleren in diese oder eine spätere Zeit gehören. — Aber damit ist im Einzelnen kein sicheres Kriterium gegeben. Denn erstens ist es nicht immer leicht, in 14 Zeilen einen bestimmten poetischen Charakter zu entdecken; und zweitens — weshalb sollte Shakspere nicht einmal in früherer Zeit ein bedeutendes, in späterer ein unbedeutendes Sonett gemacht haben? Kommen doch in „Venus and Adonis" Stellen reinster, höchster Poesie vor, und in späteren Dramen Wortspielereien, Witzhaschereien, die nicht vom Charakter des Sprechenden bedingt werden. — Die folgende Anordnung ist also nur als Anregung aufzufassen zu

einem Streben, das mir im Interesse Shakspere's dringend geboten erscheint.

Die Grundlage dieser Ordnung bilden für mich diejenigen Sonette, die ich für autobiographische halte, und die gruppenweise schon im vorigen Abschnitte geordnet wurden.

1) Annäherung (7 Sonette).

An den Anfang gehören die 5 Sonette, welche einen Schönheits-Preis und eine Werbung im Concettistil enthalten:

4. 5. 25. 24. 23.
CXXXV/VI. CXXXI/II. CXXVII.

Diese autobiographischen Gedichte cooptiren zwanglos der Form und dem Inhalt nach jene zweifelhaften beiden Schluss-Sonette.

9. 10. (CLIII/IV).

2) Liebe (7 Sonette).

Daran schliessen sich eine Reihe von Liebesgedichten ohne persönliche Beziehungen, die meist in tändelnder Form abgefasst sind, und ihrem Inhalte nach in die erste ungetrübte Zeit eines Verhältnisses passen:

56. 27. 28. 7. 2. 3. 14.
XXIV. XLVI/VII. XXIII. CXXVIII. P. P. VIII. CXLV.

3) Leichte Schatten (9 Sonette).

Es wird natürlich erscheinen, dass wir die sechs autobiographischen Gedichte, die liebevolle Ermahnungen und Warnungen enthalten und offenbar an die dunkle Geliebte gerichtet sind, in eine intimere Zeit des Verhältnisses versetzen. — Sie kann durch die beiden unpersönlichen schönen Liebes-Sonette (65. 19), die wir daran knüpfen, als charakterisirt betrachtet werden. Zwischen diese beiden Theile, aus denen reine Liebe spricht, im ersteren einem leicht bewölkten, im zweiten einem wolkenlos blauen Himmel vergleichbar, und speciell zwischen die beiden Sonette 60, in dem Shakspere die Geliebte bittet, vorsichtig zu sein mit ihren Liebesbeweisen in der Oeffentlich-

keit, und 65, das von dem Glück seltener Zusammenkünfte spricht, schiebt sich wohl am Besten jenes räthselhafte Sonett 8, das ohne erkennbare Beziehungen von der Lästersucht der Menschen spricht.

153. 86. 87. 38. 37. 60.
XCIV. LXIX. LXX. XCV/VI. XXXVI.

8. 65. 19.
CXXI. LII. LXXV.

4) Trennung (11 Sonette).

Die Trennungslieder, die den zwar nicht zahlreichen persönlichen Beziehungen nach mit grosser Wahrscheinlichkeit an die Geliebte gerichtet sind, gehören als Gipfel- und Wendepunkt des Verhältnisses in die Mitte. Der Wechsel im Verhalten der Geliebten wird in gewissem Sinne durch eine längere Abwesenheit des Liebhabers motivirt.

66. 67. 29. 30. 68. 69. 71. 70.
L. LI. CXIII/IV. XXVII/VIII. XLIII. LXI.

64. 72. 73.
XLVIII. XLIV/V.

5) Wiedersehen. Neue Liebe (7 Sonette).

Die Sonette 33—35 schliessen sich an die vorigen nothwendig an, sie weisen auf einen Abschluss der Abwesenheit des Dichters hin. Man kann sie als kurz vor oder während oder kurz nach der Rückkehr gedichtet denken. Nun wiederholt sich der Preis ihrer Schönheit in verändertem Tone (117. 22), und das reinste Liebesglück äussert sich noch einmal in den beiden schönen unpersönlichen Sonetten 36 und 141.

33—35. 117. 22. 36. 141.
XCVII—XCIX. XXI. CXXX. LVI. CXV.

6) Störungen. Resignation (7 Sonette).

Der Dichter wird gewahr, dass die Interessen der Geliebten sich nicht mehr auf ihn concentriren; er ist oft zur Ein-

samkeit verurtheilt, wenn ihre geselligen Neigungen sie von ihm entfernen. Gegenseitige Vorwürfe (15). Den Dichter beschleichen trübe Gedanken an ein mögliches Zerwürfniss.

31. 32. 15. 146. 147. 90. 85.
CVII/VIII. CXLIX. XCI/II/III. XLIX.

7) Eifersucht (4 Sonette).

Der Dichter kann sich nicht länger verhehlen, dass diese Gedanken durch das Verhalten der Geliebten vollständig berechtigt sind. Daher die Selbstgespräche:

16. 17. 21. 26.
CL. CXLI. CXLVIII. CXXXVIII.

8) Entfremdung (6 Sonette).

Unter furchtbaren inneren Erschütterungen werden die Zweifel des Dichters zur Gewissheit. Er giebt die Geliebte auf.

39—41. 20. 42. 43.
LXXXVIII—XC. CXLVII. CXXXIX. CXL.

9) Rückblicke (8 Sonette).

In unbewachten Augenblicken wird seine Liebe in der Erinnerung wieder lebendig; sie macht sich in den verschiedenartigsten Tönen je nach der Beschaffenheit seiner Stimmung Luft.

18. 11. 6. 47. 45. 46.
CXLII. CLII. CXLIII. CXLIV. CXXXIII/IV.

12. 44.
CXXXVII. CXXIX.

Es scheint mir, dass die vorstehenden 66 Liebes-Sonette in dieser Anordnung und Auffassung ein ganz anderes, vortheilhafteres Bild von dem Verhältnisse geben, als es die Folgerungen und Schlüsse zuliessen, die sich auf einzelne aus dem wirren Knäuel herausgerissene Sonette gründeten. Dieser Glaube schliesst aber die Ueberzeugung nicht aus, dass durch kritische Ausstellungen und Besserungs-Vorschläge diese Ord-

nung wohl zu vervollkommnen ist. — Es wäre eine schöne Entschädigung für die verwandte Mühe, wenn ich mit ihr Etwas dazu beigetragen hätte, die Liebes-Sonette Shakspere's — in jedem Sinne — lesbar zu machen.

Charakter Shakspere's mit Rücksicht auf den autobiographischen Gehalt der Liebes-Sonette.

Ich darf eine Arbeit, die den autobiographischen Gehalt der Liebes-Sonette nachzuweisen sucht, nicht beschliessen, ohne den nachtheiligen Folgerungen, die einige, vorzugsweise englische, Kritiker aus einem so beschaffenen Gehalt auf den Charakter Shakspere's ziehen zu müssen geglaubt haben, entgegenzutreten. Die Beantwortung der Frage: Welchen Einfluss kann das in den Sonetten geschilderte Verhältniss auf unser Urtheil über den Charakter des Dichters haben? — scheint mir vielmehr die schönste Pflicht zu sein, die dieser Arbeit vorbehalten ist.

Derjenige bedeutendere Shakspere-Forscher, der sich durch die autobiographische Auffassung der Sonette zu den sonderbarsten Urtheilen über des Dichters Charakter verleiten lassen hat, ist unzweifelhaft Kenny in seinem Werke „Life and Genius of Shakespeare“ (London 1864). Er stellt ihn geradezu als einen schwächlichen, moralisch unbedeutenden Menschen hin. „We can trace in them (the Sonnets),“ heisst es pg. 81, „some natural direction of the poet's own taste, and some habitual condition of his own character. They are filled with love, unrequited, ardent, longing, lingering, agitating, helplessly consuming love. — They bear throughout the marks of a nature strangely impressionable, swayed by vague and subtle impulses, without any proud reserve, without any immovable, all-controlling self-dominion.“ — (pg. 101) „The poems reflect the vague and unimposing conditions of his personality.“ — (pg. 57) „Shakespeare in his private life was, most probably, no very rigid moralist.“

Wäre Kenny ein Moral-Zelot, so könnte man ihn unbe-

achtet lassen. Denn wie könnte ein Zelot von seinem einseitigen Standpunkt ein würdiges und werthvolles Urtheil fällen über diesen erhabenen Geist, von dem er gerade jene höchste Tugend, die ihm abgeht und die Jener besessen hat, wie wenige Sterbliche, erst noch lernen müsste: reine, edle Menschlichkeit, deren wesentliches Attribut Milde gegen die Mitmenschen ist.

Kenny *ist* kein Zelot; sein Buch erscheint überall als das Werk eines feinen, geistreichen Kopfes und eines charaktervollen, ehrlichen Mannes, der in ernstem Denken sich seine Ueberzeugung bildet und diese Ueberzeugung, ohne ängstliche Bedenken über den Eindruck, den sie machen könnte, ausspricht. Ich möchte daher sein Verfahren als eine bedauerliche Verirrung bezeichnen, die seinem in vieler Hinsicht trefflichen Werke nicht zum Vortheil gereicht.

Mag das Sonett-Material beschaffen sein, wie es wolle, der *Charakter* Shakspere's ist durch den moralischen Gehalt seiner Dramen ein für alle Mal festgestellt. Er steht für immer unerschütterlich fest. Kenny sagt vom dramatischen Dichter (pg. 86), dass er zwar nicht hinter jeder Einzelheit seiner Dramen stehe, aber in ihnen nothwendig „die allgemeine Richtung seines Denkens und Empfindens" zeige. Wenden wir diesen Grundsatz auf Shakspere's Dramen an, so zeigt sich in ihnen eine für alles Grosse und Schöne begeisterte Natur, ein unbegreiflich klar und tief blickender Geist, der das gesammte Welt- und Menschen-Leben in sich aufgenommen hat, ein wirklicher „μυριόνους" — und dabei nicht ein Geist, der philosophisch theilnahmlos über ihm steht, sondern der das für menschliche Augen fast zu helle Licht, das er über alle Gegenstände verbreitet, dämpft und erträglich macht durch die allumfassende Menschenliebe, mit der er die Dinge beurtheilt. So steht er für alle Zeiten da, nicht bloss ein *geistig*, sondern ein *sittlich Gewaltiger*, der die für Menschen erreichbare Höhe der Humanität erstiegen hat. Von diesem seinem schönsten Ruhme kann ihm kein Jugendfehltritt auch nur ein Titelchen nehmen.

Ueber die Art der Bethätigung seiner hohen Gesinnung im Leben wissen wir eben nicht mehr, als dass er sich die Liebe

seiner Mitmenschen in hohem Grade zu erwerben fähig war. Wir können aber auf Grund der aus den Dramen hervortretenden sittlichen Vorzüge getrost die Behauptung formuliren, dass die Principien edelster Menschlichkeit wohl immer für sein Handeln massgebend gewesen sein müssen; womit nicht gesagt sein soll, dass er in übermenschlicher, halbgöttlicher Reinheit durch's Leben gegangen sei.

Mit Recht wird jenen trüben Anschauungen Kenny's von Elze Dasjenige entgegengehalten, was von seinem materiellen Verhalten im Leben historisch beglaubigt ist, und was ihn neben seiner geistigen und moralischen Bedeutung zugleich als einen das Leben beherrschenden, praktischen, soliden Mann kennzeichnet: sein stetiges und auffallend schnelles Vorwärtskommen im bürgerlichen Sinne, als Besitzer. Gegen die Thatsache dieser praktischen, männlichen Tüchtigkeit können vereinzelte pessimistische Stimmungen, wie sie wenige Sonette in berechtigten Klagen über sein Los zum Ausdruck bringen, nicht etwa als Zeichen unmännlicher Schwäche in die Wagschale fallen. Diese Thatsache schliesst ihn von einer Klasse von Menschen, wie sie Kenny schildert, die, Sklaven ihrer Leidenschaften, unberechenbar von ihnen hin- und hergetrieben werden, von der Klasse der Greene und Marlowe, unwiderleglich aus.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine Charakterschilderung des grossen Menschen zu versuchen — es wäre eine Solche für uns Deutsche überflüssig; man braucht ja nur zu verweisen auf die Werke von Ulrici, Gervinus und Kreyssig, Männer, die Alle mit der autobiographischen Deutung der Sonette eine würdige Auffassung des Shakspere'schen Charakters vereinigen können. — Es handelt sich für uns nur darum, denjenigen Standpunkt zu bezeichnen, von dem aus die Liebes-Erlebnisse Shakspere's unter der richtigen Beleuchtung erscheinen. Und diesen scheint mir v. Friesen in seiner in der Einleitung besprochenen bewundernswerthen Abhandlung einzunehmen, wenn er uns auffordert, die Sache von der Person zu trennen, und nicht das Urtheil über eine einzelne Handlung auf die ganze Persönlichkeit zu übertragen. Das ist es, worauf es ankommt.

Das Urtheil über die Sache lässt keinerlei Erwägungen und Bedenken zu: es muss ein einfach verwerfendes sein. Wollen wir nun aber dieses verwerfende Urtheil zugleich auf den Gesammt-Charakter des Menschen ausdehnen, so begehen wir damit einen moralischen und einen logischen Fehler. Fällen wir ein Urtheil, wie wir es bei allen englischen Kritikern, die einen autobiographischen Gehalt der Sonette leugnen, finden können: „Wenn Shakspere in einem solchen Verhältniss gelebt haben sollte, dann müssten wir ihn . . . .“ (nun kommt das moralische Todes-Urtheil, das ich nicht wiederholen mag) — so behandeln wir ihn, als wenn er heute mitten unter uns lebte. Wir lassen ihm, wie einem Lebenden, jene irdische Gerechtigkeit zu Theil werden, die verlangt, dass jeder bewusst handelnde Mensch die Folgen seiner Handlungen, so wie sie die sittlichen Anschauungen seiner Zeit bedingen, trage. Die persönlichen Schädigungen, die heute gerade ein geistig hervorragender Mensch von einem solchen Fehltritt davontragen würde, lassen wir dem längst Dahingeschiedenen widerfahren. Wir vergessen ganz und gar, dass diese unvollkommene irdische Gerechtigkeit, die einfach nach den Thaten urtheilt, nur an den Lebenden ihren Lauf haben soll; dass die Todten aber jener höheren anheimfallen, die nicht auf die einzelne That, sondern ins Herz sieht; die nicht einen Fehler für das Schicksal des Einzelnen verhängnissvoll werden lässt, sondern die Summe aller Eigenschaften zieht, Gutes und Böses abwägt. Mit einem Wort: wir fällen ein persönliches Urtheil, wo wir ein historisches fällen sollten. Zu jener höheren Gerechtigkeit aber, die neben der Bibel Shakspere vor Allen lehrt, muss der Kritiker sich aufzuschwingen suchen, wenn sein Urtheil über Shakspere von Bedeutung sein soll.

Stellen wir uns auf den Standpunkt dieser compensirenden, historischen Gerechtigkeit: was kann dann eine einzelne sinnliche Ausschreitung, wie sie in jener Zeit nur zu gewöhnlich war, für ein Gewicht haben gegenüber der erhabenen sittlichen Grösse, die aus seinen Werken zu uns spricht, und die also nothwendig in seiner Persönlichkeit begründet gewesen sein muss? Wie könnte es Jemand ernstlich wagen wollen, an

dieser Grösse mit einem kleinlichen Aber, das ihm die jugendlichen Liebes-Sonette an die Hand geben, zu rütteln?

— Urtheile, welche gerade mit der in den Dramen entwickelten Charaktergrösse die Unmöglichkeit solcher persönlichen Erlebnisse beweisen wollen, haben kein festes logisches Fundament: sie bestreiten ja geradezu die Möglichkeit einer sittlichen Vervollkommnung des Dichters. —

Speciell wir Deutschen sollten uns vor dem eifernden Ton der Engländer hüten, in den wir nicht einstimmen könnten, ohne uns in die seltsamsten Widersprüche zu verwickeln. Wir müssten dann vollständig vergessen, dass wir bei unseren eigenen Geistesheroen ähnliche Vergehen milder zu beurtheilen pflegen, dass wir ihre moralische Persönlichkeit nicht unter dem Odium gewisser Verhältnisse leiden lassen; wir würden also — wie ungerecht! — Shakspere, das Kind der Renaissance, mit einem viel strengeren Massstabe messen, wie die Repräsentanten einer weit fortgeschritteneren Cultur-Periode. —

Wie müssten wir denn nach unseren heutigen sittlichen Begriffen über Frau von Stein, auch bei der mildesten Düntzerschen Auffassung ihres Verhältnisses, urtheilen? Wir müssten doch wohl sagen: Wenn eine verheirathete Frau nicht umhin kann, den Schwerpunkt ihres Interesses von ihrem Gatten und ihren Kindern hinweg auf einen ausserhalb der Familie stehenden Mann zu verlegen, so kann sie ihrer Bestimmung, die sie zur Hauptstütze des Familienglückes macht, nicht mehr genügen, sie sollte die Entbindung von einem Schwure anstreben, den sie zu halten unfähig ist. Und sollten wir auch rein geistige Freundschaften zwischen verheiratheten Frauen und unverheiratheten Männern in gewissen Fällen für zulässig halten, so müssten wir doch ein Freundschafts-Verhältniss, das durch die leidenschaftlichsten Liebesbriefe genährt wird, heute für unsittlich erklären.

Wenn wir nun dennoch nicht die moralische Persönlichkeit Goethe's unter einem solchen Verhältnisse leiden lassen, so kann Das doch nur auf Grund eines historischen Urtheils geschehen. Derartige Vergehen verlieren eben an Gewicht seiner Gesammt-Persönlichkeit gegenüber. Wenn wir bedenken, dass Goethe trotz Alledem das deutsche Volk auf der Bahn geistiger

und sittlicher Entwickelung mit starker Hand eine bedeutende Strecke vorwärts geführt hat, dass er ihm noch auf Jahrhunderte hinaus nach der einen **und** nach der andern Seite ein Leitstern sein wird; so kann Niemand ein verwerfendes Urtheil über seinen Charakter fällen, dem noch ein Gefühl für nationale Grösse im Herzen lebt, dem der Fortschritt der Menschheit nach dem Humanitäts-Ideale hin eine heilige Sache ist.

Sollen nun die Worte Goethe's

> Alle menschlichen Gebrechen
> Sühnet reine Menschlichkeit

für Shakspere, der doch auch zu den Heilanden der Menschheit gehört, keine Geltung haben?

Wir werden unseren Geistesheroen noch nach einer andern Seite hin historisch gerecht. Wir sehen in dem sittlichen Standpunkt ihrer Zeit, die derartige Verhältnisse ohne nachtheilige Folgen für die Interessirten gewähren liess, einen mildernden Umstand für diese Vergehen. Und Das geschieht mit vollem Recht. Denn jeder Mensch ist im Guten wie im Bösen ein Kind seiner Zeit, und wir würden zu den absonderlichsten Urtheilen über Menschen älterer und ältester Zeiten gelangen, wenn wir sie mit demselben sittlichen Massstabe messen würden, den wir an heutige Menschen unter unsern Erziehungs- und Bildungs-Voraussetzungen zu legen berechtigt sind.

Wie wir also einen von Shakspere möglicherweise verübten Wilddiebstahl, wie wir seine Neigung zu obscönen Spässen nicht nach unseren heutigen Begriffen, sondern aus seiner Zeit heraus, historisch d. h. **richtig** zu beurtheilen pflegen, so dürfen wir auch das Verhältniss der Liebes-Sonette ohne logischen Widerspruch nicht anders behandeln. Und es ist dann klar, dass die Zeit der Renaissance ein ungleich gewichtigerer Milderungs-Grund für ein solches Vergehen ist, als das 18. Jahrhundert. Im 18. Jahrhundert dachte man, besonders in gewissen Gesellschafts-Kreisen, sicher weniger rigoristisch über die Heiligkeit des ehelichen Verhältnisses, als es heute in den massgebenden gebildeten Kreisen geschieht. Vergleichen wir aber jene Zeit in dieser Beziehung mit der Renaissance, so könnte man sie eine sittenstrenge nennen.

Wenn man Urtheile über Menschen jener Zeit liest, die so wenig auf die herrschenden — sittlichen Anschauungen, kann man kaum sagen, sondern Anschauungen in Betreff Dessen, was sittlich oder unsittlich ist, Rücksicht nehmen: so scheint es fast, als wenn die glänzenden Eigenschaften des Geistes und der Phantasie, die uns aus allen ihren Schöpfungen entgegenleuchten, uns blind machten für die sittlichen Defecte der Gesellschaft, die die Literatur und Kunst zwar nicht so handgreiflich aufweisen, die aber doch im wirklichen Leben erschreckend stark ausgeprägt gewesen sein müssen.

Wenn im Grunde jede Geschichts-Epoche eine Uebergangszeit ist, insofern die Gegensätze des Alten und Neuen überall auf einander stossen, so giebt es doch Epochen, die mehr als andere diesen Namen verdienen, in denen eine neue Cultur sich schnell und machtvoll entfaltet, während die alte nach dem Gesetze der Trägheit in ihren Wirkungen eine Weile neben ihr fortdauert und erst sehr allmälig abstirbt; in denen daher die neben einander bestehenden Gegensätze schroffer, schwerer vereinbar sind. Eine solche Zeit ist die Renaissance.

In der Geschichte des Geistes giebt es kaum eine glänzendere: Wie ein Frühling, gleichsam über Nacht bricht der neue, klassische Geist über Italien herein und verbreitet sich von da aus, alle inneren Kräfte der Menschheit befruchtend, über ganz Europa. In verhältnissmässig kurzer Zeit entfalten sich Kunst und Wissenschaft zu einer auffallend üppigen Blüthe. Staunenswerth ist nicht bloss die Menge und Bedeutung des auf allen Gebieten Geleisteten, sondern auch die Kraft, mit welcher der klassische Geist alle Kreise: Hoch und Niedrig, Männer und Frauen durchdringt. Wonneberauscht scheint die verjüngte Menschheit dahinzustürmen, um alles Schöne und Edle zu erringen, zu besitzen, was nach der langen Winternacht der befreiende, beglückende Frühlingsmorgen verheisst. In keiner Zeit ist der Wissenseifer intensiver, die Pflege der Kunst begeisterter gewesen. Das Leben der Menschen erscheint bewegt und gehoben von grossen Ideen, für die der Einzelne Alles zu opfern bereit ist. Die geselligen Formen entwickeln sich zur Ueberfeinheit. Bei den Männern tritt an die Stelle roher Waffenbruderschaft der edelste Freundschafts-

Cultus. Und in diesem geistig erfüllten Dasein gelangen die Sinne wieder zu ihrem vollen Rechte: die Erde, jenes Jammerthal des sinnenstumpfen Mittelalters, wird zum Paradiese; die Schönheit der Natur, der Menschen, nun ein Abglanz göttlicher Vollkommenheit, geniesst göttliche Verehrung. Der Lebensgenuss wird nicht nur als erlaubt, sondern als begehrenswerth betrachtet. — Ein Blick in jene grosse Zeit, ein Sichversenken in jene von körperlicher und geistiger Gesundheit und Kraft strotzenden, lebensfreudigen, jugendfrischen Voll-Menschen hat für uns altgeborene, einseitig gebildete Viertel- und Achtel-Menschen des 19. Jahrhunderts etwas ungemein Erquickendes, Belebendes.

Und dennoch — wir dürfen unser nüchternes Urtheil nicht berücken lassen von der Farbenpracht im Vordergrunde des Gemäldes, der Hintergrund ist recht dunkel. Denken wir an die blutigen Satiren, die gerade diese Zeit in allen Ländern hervorruft, an die herzerschütternden Klagen über das Elend der Menschen, in denen sich die meisten Dichter ergehen.* Das Mittelalter lebt fort in jenen robusten, wilden Percy-Naturen, deren Begehren so gross ist wie ihre Körperkraft, die vom Gelüst direct zur That stürmen, die kein Gesetz als ihren Willen und ihre Macht kennen. Es lebt fort in der geringen Achtung vor fremdem Besitz, in der Geringschätzung des fremden, wie des eigenen Lebens. Es lebt fort in den gesellschaftlichen und Standes-Verhältnissen, in der Sitte, durch Macht und Reichthum hervorragende Menschen für höhere Wesen zu halten, vor ihnen um Gunst und Vortheil im Staube zu kriechen; einer Sitte, von der auch die geistig bedeutendsten Menschen sich nicht zu emancipiren vermögen. Das Mittelalter lebt endlich fort — trotz aller verhimmelnden Sonett-Poesie — in der rohen Auffassung der Bestimmung des Weibes, in der gänzlichen Missachtung, ja in der Verhöhnung der Heiligkeit der Ehe.

---

* Es ist Das ein Gebiet der sonst so spärlich vertretenen Gedanken-Lyrik, das von vielen Dichtern angebaut wird. Vergl. das unübertreffliche LXVI. (61.) Sonett von Shakspere; das Sonett von Giord. Bruno bei Carriere (Die Kunst etc. IV, 220); Wyatt, 2. Satire (Ed. Nott, pg. 87); Gascoigne „Flowers“ (Ed. Hazlitt I, 71).



Dass diese Gegensätze — auf der einen Seite kraftvolles, begeistertes Ringen nach dem Ideal, auf der anderen diese sittliche Haltlosigkeit — neben einander existiren konnten, ist unschwer zu erklären. Das Mittelalter hatte den Menschen nicht jene allgemein gültigen, ethischen Grundsätze von der Achtung fremden Eigenthums, von der Würde und Freiheit des Individuums, von der sittlichen Bedeutung der Familie u. s. w. mittheilen können, wie sie unser heutiges sociales Leben beherrschen, nach denen der Einzelne seine Lebensführung einzurichten hat, gegen die er nicht verstossen darf ohne schwere, oft unreparirbare Schädigung seines persönlichen Wohlergehens. Die oberflächliche Kirchlichkeit jener Zeit, in der ein Papst, Leo X., von der „einträglichen Fabel des Christenthums" sprechen konnte, war nicht entfernt im Stande, das Fehlende zu ergänzen. Und so mangelte denn dem glänzenden Geistesbau der Renaissance das feste ethische Fundament.

Ein für die sittliche Indifferenz dieser ganzen Zeit charakteristisches Beispiel bietet uns Pietro Aretino in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Einer der verworfensten Menschen, die je die Welt gesehen; der im Laster lebte und starb, wie er im Laster erzeugt wurde; der nie ein höheres Ziel als die Befriedigung seiner verthierten Sinnlichkeit kannte, der Zotigste aller Schriftsteller — aber genial beanlagt, von zermalmendem Witz und schneidiger Feder, geniesst er die allgemeinste, man kann sagen, eine europäische Anerkennung. Sein Volk nennt ihn „il divino"; mit sämmtlichen bedeutenden Monarchen steht er in brieflichem Verkehr; der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, der Sultan Soliman überhäufen ihn mit Geschenken — ja, Julius III. verehrt ihm Einen seiner allerheiligsten Küsse.*

Diese sittliche Indifferenz zeigt sich nun auch in der Auffassung der Ehe. Ich habe absichtlich vorher bei Besprechung der von den Sonettisten geschilderten Liebes-Verhältnisse erwähnt, ob die Interessirten verheirathet waren oder nicht. In

---

* Vergl. Carriere a. a. O. IV, 273; Lübke, Cultur der Hobrenaissance (Nord und Süd; Bd. VIII, Heft 22).

all diesen Gedicht-Sammlungen von Petrarca bis Sidney frappirt uns eine höchst auffallende Erscheinung: Keiner der ungesetzlich Liebenden äussert jemals ein Gefühl der Reue über die Ungesetzlichkeit des Verhältnisses. Der Liebhaber macht sich wohl Vorwürfe über seine Charakterschwäche, mit der er eine fortgesetzt grausam Widerstrebende nicht aufhört zu umwerben, oder er bereut auch, wie Gascoigne, die in solchen Liebschaften ungenützt vertändelte Zeit, leichtsinnig verbrauchte Jugendkraft. Dass er aber als verheiratheter Liebhaber oder als Liebhaber einer verheiratheten Frau ein unsittliches Verhältniss unterhält, scheint Keiner zu wissen. Der sehr vorsichtig und mild urtheilende Nott sagt mit Bezug auf die Verhältnisse seiner Dichter Wyatt und Surrey (Wyatt, pg. XXVI), dass jene Zeit in derartigen Liebschaften nicht nur Nichts fand, sondern sie sogar für lobenswerth hielt. Mag man nun mit ihm von dem Platonismus dieser beiden und mancher anderen Verhältnisse überzeugt sein; dass die meisten jedoch nicht platonisch verlaufen sind, dafür sprechen mehrere sehr gewichtige Umstände.

Zunächst der Nichts weniger als platonische Ton, mit dem die delicatesten das Verhältniss der beiden Geschlechter betreffenden Dinge behandelt werden, der häufig geradezu eine Freude an der Zote verräth. Es ist unnöthig, hier etwa an die Erzählungen der Königin Margaretha von Navarra und an die Unzahl von schlüpferigen Novellen, von denen das damalige Lese-Publicum lebte, zu erinnern. Es ist ein bekannter Zug jener Zeit, allen, auch den hervorragendsten Geistern klebt er an; selbst der ernste, tiefe Denker Macchiavelli kann ihm zu Zeiten nicht widerstehen; das Lied der „Zauberer“ unter seinen Fastnachts-Liedern verdankt nur jener Freude sein Dasein.

Noch auffallender ist der naïve Cynismus, mit dem man seine Erlebnisse auf dem Gebiet ungesetzlicher Liebe vor aller Welt enthüllt, und der es unannehmbar macht, dass Schreiber oder Leser eine der heutigen ähnliche Auffassung in diesen Dingen gehabt haben könnten. Die Schreiber hätten es eben gescheut, sich derartig blosszustellen, wenn sie gewusst hätten, dass es ihnen bei ihren Lesern Unehre einbringen würde.

So finden wir denn die abscheulichsten Dinge, nicht etwa in der raffinirten Absicht moderner Sudelschriften, sondern in vollster Naïvität authentisch berichtet. Man denke an Benvenuto Cellini's Selbstbiographie, oder an Greene's „A Groats worth of Wit bought with a million of repentance". Weniger bekannt sind Gascoigne's Leistungen auf diesem Felde. Wie er in „Dan Bartholmew of Bathe" ohne Bedenken bekennt, dass er auch in späteren Jahren vor den Pfeilen des Liebesgottes nicht sicher gewesen sei, so schildert er uns in den „Flowers" mit gleicher Harmlosigkeit ein, wie es scheint, jugendlicheres Verhältniss mit einer Ehefrau. Er benutzt eine trostlos charakteristische Situation daraus zu einer komischen Wirkung (Ed. Hazlitt I, 45 ff.). Er verliebt sich in eine Frau, setzt sie durch ein Gedicht davon in Kenntniss und soupirt eines Abends in ihrem Hause in Gesellschaft ihres Mannes, ihres Bruders und — ihres früheren Liebhabers. Er schildert nun in launiger Weise, wie sie Fünf zusammensitzen und statt der Worte, die sie nicht sprechen dürfen, eine bedeutsame Unterhaltung in Blicken führen. Der Dichter wirft verliebte Blicke auf die Frau, welche Diese erwidert; der alte Liebhaber beobachtet sie argwöhnisch; der Bruder winkt ihr mit den Augen, dass sie vorsichtig sein solle; und der Mann, der eine unbestimmte Ahnung hat, dass etwas Ungehöriges vorgeht, aber nicht weiss, was es ist, schaut sehr griesgrämisch drein. Der Dichter macht nun zum Ueberfluss auf dieses Augengefecht ein Räthsel, das nur sie versteht. — Er wird übrigens ebenso bald, wie er angenommen war, wieder abgedankt, und zwar auf symbolischem Wege, indem die Frau ihn einen Brief ihres früheren Liebhabers finden lässt.

Dieser Sittenlosigkeit in Wort und That entspricht denn auch die unwürdige Darstellung des ehelichen Verhältnisses, wie sie in Novellen und Komödien zu Tage tritt. Wenn Carriere (IV, 269) als die wirksamsten Mittel der italienischen Komödie „Spott über den Ehebruch, Ueppigkeit und Gemeinheit, Zoten" anführt und hinzufügt: „Nichts wird mehr belacht und beklatscht, als jene Listen, mit welchen junge Frauen alte Männer täuschen, junge Männer hier die Unschuld verführen, dort verbotenen Genuss erjagen" — so kann man diese

Schilderung, vielleicht in etwas beschränktem Masse, auch für die englische gelten lassen (Vergl. v. Friesen's Abhandlung, Shakespeare-Jahrbuch IV, pg. 115). Es ist nun natürlich undenkbar, dass das Institut der Ehe zugleich auf der Bühne lächerlich gemacht und in Wirklichkeit streng in Ehren gehalten sein sollte.

Wir haben ja auch in der Einleitung selbst einige Beispiele von der sündlichen Toleranz kennen gelernt, mit der hohe und höchste Kreise solche ungesetzlichen Verhältnisse behandelten. Die Königin Elisabeth selbst scheint nach Dem, was ihre Höflinge und ihre sonstigen Unterthanen von ihr sprachen und schrieben, die triftigsten Gründe für diese Toleranz gehabt zu haben.* Dass aber eine laxe Sittlichkeit nur in diesen Kreisen geherrscht haben sollte, wird schon durch die vorausgehende Entwickelung unhaltbar gemacht.**

Nach Allem müssen wir annehmen, dass der entsetzliche Artikel des Codex Amoris „Causa conjugii ab amore non est excusatio recta" auch im 16. Jahrhundert noch in ziemlich ungeschwächter Kraft bestanden habe.

Man denke sich nun einen jungen Mann, wie ihn jene Zeit so gänzlich verschieden von der Unserigen herausbildet: körperlich vorzüglich entwickelt, von bedeutender sinnlicher Beanlagung, wie sie ein Dichter braucht, mit dem frisch pulsirenden Blut, dem strammen Willen, dem ungestümen Begehren der Renaissance, eintretend in eine Gesellschaft, die in jeder Art von Genuss, sinnlichem wie geistigem, den wahren Inhalt des Lebens findet und sich die sinnlichen Freuden durch keinerlei sittliche Bedenken verkümmern lässt — wäre es nicht äusserst ungerecht, sinnliche Ausschreitungen eines solchen ganz anders gearteten Geschöpfes einer ganz anders denkenden Zeit mit heutigem sittlichen Massstabe messen zu wollen?

---

* Vergl. Massey 575—79 und Elze, der Shakespeare-Dilettantismus, Shaksp.-Jahrb. IX, pg. 248.

** Zwei Anekdoten, die auf Sh. Bezug haben, sind immerhin für die Zeit höchst charakteristisch, wenn ihre Glaubwürdigkeit auch nicht verbürgt ist. Es ist die Anekdote von William Davenant, jenem Oxforder Gastwirths-Sohne, in dessen Hause Shakspere auf seinen Reisen nach Stratford zu übernachten pflegte: er soll sich „gerühmt" haben, Shakspere's natürlicher Sohn zu sein. Die andere ist die bekannte von „Wilhelm dem Eroberer" und „Richard III." Elze, Shakespeare, pg. 199 ff.

Die Vertheidiger Shakspere's führen manche Milderungs-Gründe für eine jugendliche Sturm- und Drang-Periode des Dichters an; von allen der gewichtigste und, wie ich meine, an und für sich ein sehr starker ist das Zeitalter der Renaissance.

Scheint es mir nun, als ob auf diesen Milderungs-Grund bisher nicht das genügende Gewicht gelegt worden sei; so ist ein anderer Umstand fast übersehen worden, der hier energisch hervorgehoben werden muss. Es mag paradox klingen, und doch ist es so: In der Schilderung dieses Verhältnisses, das für seine sittliche Persönlichkeit bei der Nachwelt so verhängnissvolle Folgen gehabt hat, zeigt Shakspere sich, wie überall, als sittlich über seiner Zeit stehend und an heutige Anschauungen heranreichend.

Wir finden in dieser Schilderung Nichts von der moralischen Indifferenz seiner Zeit; in der tiefen sittlichen Aufregung, in dem Bewusstsein von dem Unrecht des Verhältnisses, in dem anhaltenden, schmerzlichen Ringen gegen den bösen Dämon der Leidenschaft steht er unter seinen Zeitgenossen vereinzelt da.

Ferner: Man hat die Offenheit, mit der er die tiefsten Falten seines Herzens herauskehrt und die uns heute oft peinlich berührt, Cynismus genannt. Diese Bezeichnung ist falsch. Denn einerseits würde diese Eigenschaft mit jenen vorher genannten, die doch nicht wegzuleugnen sind, in Widerspruch stehen, und andererseits giebt es Nichts in seinem Verhalten diesen Selbstbekenntnissen gegenüber, was einen solchen Vorwurf rechtfertigen könnte. Es ist uns nur berichtet, dass Sonette von Shakspere im Kreise seiner Freunde circulirt haben. Es steht nicht fest, welche er circuliren liess. Es kann also nicht einmal behauptet werden, dass er auch die verfänglichsten, jene Monologe, in denen er zu seinem Herzen spricht, jedem Beliebigen seiner Freunde zu lesen gegeben habe — obgleich Das in jener Zeit nichts Auffälliges gehabt hätte. Es ist denkbar, dass diese durch die Indiscretion eines intimsten Freundes, oder vielleicht des einen Freundes zur Veröffentlichung gelangt seien. Dass er selbst nicht ihren Druck veranlasst habe, darf nach den begleitenden Umständen wohl als sicher

angenommen werden. Somit existirt also thatsächlich Nichts, das auf jenen naïven Cynismus, mit dem Gascoigne und manche andere Zeitgenossen ihre Bekenntnisse selbst herausgaben, auch bei Shakspere schliessen liesse. Erkennen wir dagegen in diesen Gedichten die unverbrüchliche, bis zur Härte gegen sich selbst gehende Wahrheits- und Gerechtigkeits-Liebe des Dichters, so haben wir damit diejenige Eigenschaft gefunden, die mit seiner hohen Gesinnung, wie sie die Dramen zweifellos hinstellen, und speciell mit jenem oben bezeichneten moralischen Charakter seiner Liebes-Lyrik in keinem Widerspruche steht. Wir haben eine Eigenschaft gefunden, die wir verehren müssen.

So können wir denn diese Betrachtung schliessen mit der Behauptung: Shakspere bleibt immer er selbst, immer gross, auch wenn er in seinen Liebes-Gedichten in erhabener Einfalt zu uns spricht: homo sum.

Molière's Précieuses ridicules und Ecole des Femmes

im Lichte der zeitgenössischen Kritik.

Von den Komödien des grössten französischen Dichters haben ausser Don Juan und Tartuffe wohl die Précieuses und die Ecole des Femmes den Widerspruch der Zeitgenossen am meisten hervorgerufen. Die erstere Dichtung, wie sie die Uebertreibungen und Nachäffungen einer verkehrten Zeitrichtung, die in dem hochgebildeten Kreisen der Hauptstadt zahlreiche Anhänger und Verehrer fand, mit unerbittlichem Spott geisselte, trug den Anlass zu boshaften Entgegnungen und persönlichen Invectiven in sich selbst. Die zweite der beiden Komödien berührte jedoch nirgends in directer Weise persönliche Interessen und Neigungen und kann daher an sich betrachtet auf keine Weise die niedrige Leidenschaftlichkeit und raffinirte Gemeinheit des allgemeinen Zetergeschreis erklären, das sich gleich nach ihrer ersten Aufführung gegen Molière erhob. Der Neid über den wachsenden Ruhm Molière's, die finanzielle Rivalität und persönliche Antipathie zwischen der Truppe des Dichters und denen der beiden anderen Theater der Hauptstadt, sind nur äussere Motive für die besondere Verbissenheit dieser Angriffe. Der eigentliche Grund liegt tiefer und wird von den Gegnern Molière's so geschickt verschwiegen, dass er nur gelegentlich und andeutungsweise Ausdruck findet. Er liegt in dem richtigen Bewusstsein, dass mit dieser Dichtung das hergebrachte künstlerische Schema, das den Ruhm der bedeutendsten Dichter und der hervorragendsten Schauspieler begründet

hatte, bei Seite geschoben würde.* Eine Dichtung, welche den Sieg der lauteren, ungeschminkten Natur über alle künstlichen Mittel der Erziehung schildert, welche in dem Charakter der Hauptperson die wahre Natur verherrlicht, musste allzusehr gegen die Tradition der französischen Kunstdichtung verstossen, auch wenn sie die äusserlich gewahrte Regel der heiligen drei Einheiten nicht thatsächlich übersprang.** Es mag gegründetem Zweifel unterliegen, ob der Sturmangriff auf Molière's Dichtung ein so heftiger und eifriger geworden, ja ob er überhaupt erfolgt wäre, wenn nicht Molière selbst durch seine am 1. Juni 1663 aufgeführte Critique de l'Ecole des Femmes auch die gegnerische Kritik in die Waffen gerufen hätte.*** Denn noch hatte, von de Visé's ziemlich gemässigter und das persönliche Bewusstsein Molière's wenig berührender Kritik in den Nouvelles nouvelles abgesehen,† Niemand das Stück offen angegriffen, möchten auch spöttische Bemerkungen und abfällige Urtheile geflissentlich unter den Gegnern Molière's umhergetragen werden (s. u.), als der Dichter selbst von der Vertheidigung des Stückes zu einem Angriff auf seine persönlichen Feinde, wie auf die Vertreter der tragischen Dichtkunst überging.††

Wenngleich nun erst der bittere Spott dieser Kritik die Gegner aus ihrer Ruhe aufstörte, die glimmenden Funken ihres

---

* Darum der in dem Panégyrique de l'Ecole des Femmes und dem Guerre comique gegen Molière gerichtete Vorwurf, dass er Zerstörer der „belle comédie“ sei. Ueber die manierirte Weise der damaligen Schauspielkunst, die dem Charakter der dargestellten Stücke allerdings entsprach, vgl. Despois' Bemerkung (Oeuvres de Molière ch. Hachette III, 373 u. 374).

** Das Stück spielt bekanntlich auf der Strasse vor Arnolphe's Hause, aber die Handlung selbst macht eine Veränderung des Schauplatzes nothwendig. Gegen diesen Mangel des Stückes richtet sich schon die Kritik der ersten Schmähschrift des de Visé, Zélinde betitelt (s. u.).

*** Despois' Bemerkung a. a. O. 111: les libelles contre l'Ecole des Femmes n'avaient guère eu le temps de se produire“ trifft nicht zu. Die Zeit vom 26. Dec. 1662, dem Tage der ersten Aufführung der Ecole, bis zum 1. Juni 1663 war lang genug, um ein Druckprivilegium zu erlangen und den Druck zu bewerkstelligen. Genügte doch später der Zeitraum vom 1. Juni 1663 bis August desselben Jahres, um die „veritable critique“ des de Visé erscheinen zu lassen.

† Wenn de Visé dem Molière ein Plagiat vorwirft, so konnte das den nicht besonders kränken, der selbst den Ausspruch gethan: „Je prends mon bien, où je le trouve.“ Sonst wird das Stück nicht unbedingt getadelt (vgl. Despois a. a. O. 114).

†† s. Sc. VI, Hachette III, 351 u. 52, u. Sc. VI, ebd. 355 u. 356.

Neides zur hellen Flamme auflodern liess, und nach de Visé's ausdrücklicher Versicherung den directen Anlass zur ersten dieser Schmähschriften, der Zélinde gab,* so ist doch aus der Kritik selbst ersichtlich, dass die Mehrzahl der später vorgebrachten Einwände schon vorher öffentlich ausgesprochen und zu Molière's Kenntniss gelangt waren.** Es kann kaum ein Zufall sein, dass Molière gerade diejenigen Stellen des Stückes vertheidigt, gegen welche sich später immer von Neuem die Kritik der Gegner richtet, dass er selbst Einzelheiten der später erschienenen Gegenkritiken hier anticipirt und zurückweist. Molière hätte sonst eine mehr als menschliche Divinationsgabe besitzen, über die schwachen, leicht angreifbaren Stellen der Komödie ein unbefangeneres Urtheil haben müssen, als mit dem Selbstbewusstsein eines Autors vereinbar ist. Wenn hier der Dichter seine Dichtung gegen den Vorwurf der Obscönität, der Verletzung des sittlichen Anstandes vertheidigt, wenn er sich gegen die Insinuation wehrt, dass er das Weib herabsetze und profanire, so hatte er seinem Gegner de Visé die Hauptwaffe aus der Hand geschlagen.*** Wenn er ferner den Beifall des Hofes zu Gunsten seines Stückes ausbeutet, wenn er auch das Urtheil der Menge als das des gesunden Menschenverstandes hinstellt, so war damit der von Boursault in crassester Weise ausgesprochene Vorwurf, dass Molière's Dichtungen nur für die Hefe des Volkes geschrieben seien,† ebenso zurückgewiesen, wie der Versuch de Visé's, die Marquis gegen den Dichter aufzuhetzen. Der von den Gegnern mehrfach hingeworfene Gedanke, dass das Interesse für die „erstere Dich-

* Ce qui fut cause, que je fis ensuite ma Zélinde, voyant qu'il (Molière) avait agi en père, et qu'il avait eu trop de complaisance pour ses propres enfants. Dass die Schrift ohne genügende Gründe dem Visé ab- und dem Villiers zugesprochen, zeigt Despois' Erörterung (Hachette 112. Anm.).

** Dies auch Despois' Meinung a. a. O. III, 115, der aber jeden näheren Beweis schuldig bleibt. Moland stellt aus einzelnen Stellen der späteren Schmähschriften eine Kritik a priori zusammen, ohne den Nachweis zu führen, dass sie schon damals und gerade ebenso an dem Stücke geübt worden ist (Oeuvres III, S. 4—6).

*** In der Zélinde s. u.

† Portrait du Peintre letzte Scene, Zélinde (s. u.). Auch im Impromptu de l'hôtel de Condé (Fournel I, 246) derselbe Vorwurf: „On rit dans le comique et dans le sérieux," Worte, die zunächst von dem Schauspieler Molière gelten, doch auch den Charakter seiner Stücke berühren.

tung" schwände, weil Alle den Molière'schen Stücken nachliefen,* wird an einer anderen Stelle der Critique gebührend kritisirt. Die für jene Zeit so gefährliche Insinuation, dass die von Arnolphe der unschuldigen Agnès ertheilten Gebote eine Verspottung des Decalogs seien,** war ebenfalls dem Verfasser der Critique de l'Ecole des Femmes schon bekannt. Wenn die Verletzung der Regeln des Aristoteles in der Zélinde als besonders schweres Vergehen gerügt wird, so erwidert darauf schon eine Stelle der Kritik, dass aller Regelkram das Genie nicht fesseln dürfe und dass überdies keine dieser Regeln in dem Stück verletzt sei. Auch detaillirte Einzelheiten der späteren Pasquille werden bereits hier angedeutet. So der Spott über das ominöse „le" (A. I, Sc. IV), über den Vergleich des Weibes mit einer „potage de l'homme" (A. I, Sc. 3), über die komische Unterredung des Arnolphe mit seinen saumseligen Bediensteten (A. I, Sc. 6). (Hachette 362 u. 66.)*** Selbst der naheliegende Einwand, die Marquis möchten aus dem Spotte Molière's Anlass zu ihrer Besserung nehmen, wie ihn später ein Marquis in den Amours de Calotin den Verächtern Molière's entgegenstellt,† wird in der Critique anticipirt.

Leicht begreiflich ist es, warum gerade de Visé, der schreibfertige Verkleinerer Molière's, durch diese Critique zuerst und so schnell auf den Kampfplatz geführt wurde. Ihn, der den Ruhm der tragischen Dichtkunst und die verblichenen Lorbeeren des greisen Corneille noch jüngst so eifrig vertheidigt, musste jener Angriff auf die Bedeutung der Tragödie, dessen Spitze sich unzweideutig gegen Corneille†† richtete, aufs persönlichste berühren. Ihm musste es ebenso als Eingriff in die eigenen Rechte und als sträfliche Ueberhebung er-

* s. Panégyrique, Guerre comique.

** Zélinde, Portrait du Peintre. s. u.

*** Vor Allem in Zélinde. Das le wird auch im Portrait du Peintre in verschiedenen Tonarten ventilirt.

† Abgedr. bei Fournel, Molière et ses contemporains, Bd. II.

†† Auf ihn vor Allem gehen die Worte: Je trouve, qu'il est bien plus aisé, de se guinder sur de grands sentiments, de braver en vers la Fortune, accuser les destins, de dire des injures aux Dieux, que d'entrer . . . und ebds. Lorsque vous peignez des héros vous n'avez qu'à suivre les traits d'une imagination, qui se donne l'essor et qui souvent laisse le vrai pour attraper le merveilleux. Dass auch „der grosse Corneille" ein Gegner der Ecole des Femmes war, zeigt Despois a. a. O. 136, 37.

scheinen, wenn derselbe Molière, der schon den gefeierten tragischen Meisterwerken eine so gefährliche Concurrenz machte, auch mit ihm, dem selbstgefälligen Kritiker und Journalisten zu wetteifern versuchte. Zudem waren die offenen Blössen der Molière'schen Kritik* willkommene Zielpunkte für die Pfeile seiner boshaften Spottsucht.

Zélinde, ou la véritable critique de l'Ecole des Femmes,** die bald nach der ersten Aufführung der Critique de l'Ecole des Femmes erscheinende Gegenkritik, verleugnet neben aller persönlichen Eingenommenheit doch nicht die Zeichen der kritischen Routine. Alles ist in der Schrift wohl berechnet, um Molière's Dichtung herabzusetzen und doch den Schein einer sachgemässen Beurtheilung zu wahren. Schon die Einführungsscene der eigentlichen Kritik ist so eingerichtet, dass die Molière'sche Komödie als ein Stück nach dem Geschmacke des hauptstädtischen Pöbels erscheinen muss. Ein Kaufmann kündigt sich in derselben als Bewunderer und fleissiger Besucher des Molière'schen Theaters an, deutet auch Applausscenen an, die er und seine gleichgestimmten Freunde ins Werk setzen. Als dann aber das Gespräch auf die Ecole des Femmes und die Molière'sche Critique kommt, und jeder sein Theil zur Herabsetzung beider Stücke giebt, ist die Lust am Schlechtmachen und Verkleinern in ihm grösser, als seine anfängliche Vorliebe für den Dichter. Die in der eigentlichen Kritik gegen das Molière'sche Stück vorgebrachten Einwände lassen sich auf zwölf verschiedene Punkte von grösserer oder geringerer Bedeutung zurückführen.

In erster Linie wird die Komödie als eine Schmähschrift hingestellt, die das ganze weibliche Geschlecht beleidige. Die Damen der Hauptstadt mit ihren weitreichenden Verbindungen und oft verhängnissvollem Einfluss sollten also gegen das Stück, wie gegen die Person des Dichters in Waffen gerufen werden.

* z. B. jener Grundsatz: Le grand art est de plaire, auch die Bemerkungen über die Scene zwischen Arnolphe, Georgette und Alain, wie anderes.

** Zuerst erschienen: Paris 1663 ch. Guill. de Luyne. Kgl. Bibl. zu Dresden L. G. A. 2021. Ueber die Autorschaft de Visé's s. Nr. 6. Zur Chronologie dieser und der folgenden Pamphlete: Fournel a. a. O. I, 97 u. f., u. Oeuvres (ch. Hachette) III, 126, A. 1.

Aber nicht nur die Achtung vor dem weiblichen Geschlecht soll der Dichter unbeachtet lassen, sein Spott treffe auch die Religion, denn was seien Arnolphe's zehn „Maximes du mariage" anders, als eine Persiflirung des Decalogs. Doch mehr noch; Molière, dem nichts heilig ist, hat selbst vor dem Gebote der heiligen* „drei Einheiten" keine Scheu, namentlich das Dogma von der Einheit des Ortes verletzt er in frevelndem Uebermuth. Wie er so die Theorien des Aristoteles bei Seite wirft, so spottet er auch der dramatischen Theorie eines anderen Kritikers, eines Aristoteles des XVII. Jahrhunderts, des — d'Aubignac.** Wie die Religion durch Molière's Spott beschimpft ist, so sind auch nicht nur die Marquis, sondern der erlauchte Adel des Königreichs, der Hof, vielleicht die Person des allmächtigen Monarchen selbst*** durch Molière's Kritik in den Staub gezogen. Alle Stände — so war de Visé's wohlberechnete Politik — der Priesterstand, der Adel, die zahlreiche Schaar der Hofdamen und hauptstädtischen Schönen, die ehrfurchtvollen Vertreter Aristotelischer Theorien sollten demnach in geschlossener Phalanx gegen den verwegenen Neuerer ins Feld geführt werden. Ganz insbesondere werden noch die auserkorenen Lieblinge Molière'scher Satire, die höfischen Marquis, bearbeitet. „Sie umarmten" den, so heisst es ausdrücklich, der sie dem Spott preisgebe, weil er ihnen Gelegenheit schaffe — „sich gegenseitig auszulachen". Sie bemerkten nicht, dass Molière sie bei jeder Begegnung stumm und schweigsam beobachte, um so ganz unbemerkt ihr Porträt zu entwerfen.

Andere boshafte Bemerkungen richten sich gegen Einzelheiten der Ecole. So wird es ins Lächerliche gezogen, dass Alain und Georgette vor ihrem erzürnten Herrn wiederholt aufs Knie fallen,† dass Alain in natürlicher Derbheit die Frau als „potage de l'homme" bezeichne, dass Agnès einen Stein aus

* Die noch vor zwei Decennien von Nisard, hist. de lit. fr. IV, mit glühender Begeisterung vertheidigt wurden.

** Ueber ihn s. Oeuvres III, 357, Nr. 1.

*** Wie de Visé später in seinem bei Hachette III, 146—148 abgedruckten „Briefe über Theaterangelegenheiten" näher ausführt.

† de Visé lässt beide sechs oder sieben mal auf die Kniee fallen, während sie doch (nach dem Text der Ausg. von 1734 s. Hachette III, 189, Nr. 2, 3; 190, Nr. 2) dies in dem Stücke nur dreimal thun. Also eine absichtliche Uebertreibung der Sache!

dem Fenster werfe, um ihr Liebeszeichen an Horace gelangen zu lassen, denn der Stein hätte ja Vorübergehende treffen können.* Das ominöse „le“ wird natürlich ins Frivole gezogen, und die dumme Unschuld des Horace, der der Agnès nur ein Band entreisse, ohne sein Glück „weiter auszunutzen“, bespöttelt. Endlich wird das komische Intermezzo zwischen Arnolphe, der in vermeinter Einsamkeit ein Selbstgespräch führt, und dem Notar, der auf ihn losspricht und sich einredet, dass der Andere ihn höre und ihm antworte, natürlich von unserem Kritiker nicht vergessen.

Vergleichen wir diese sog. Kritik mit jener Notiz in den „neuesten Neuigkeiten“, deren wir oben gedacht haben, so dürfen wir nicht verkennen, dass de Visé von einer ästhetisch-principiellen Kritik zu persönlichen Verdächtigungen vorgegangen ist. Die Hauptpunkte seiner Auseinandersetzungen treffen mehr den Menschen Molière, als den Dichter, und sind weniger geeignet, die Dichtung in ihrem Werthe herabzusetzen, als dem Verfasser derselben ernstliche Feindschaften und gehässige Antipathien in der vornehmen Welt zu erregen. Doch der Ton der Schrift geht nicht über die Schranken des geselligen Anstandes hinaus, und unterscheidet sich merklich von den pöbelhaften und gemeinen Wendungen, die wir in der folgenden Schmähschrift, dem „Portrait du Peintre“ des Boursault, antreffen.

Boursault, Theaterkritiker und zugleich dramatischer Dichter, kann in seiner literarischen Stellung mit unserem Kotzebue verglichen werden.** Ein unversöhnlicher Hass und ein verzehrender Neid richtet ihn gegen Alle, die an Genie, Bedeutung und Ruhm ihm überlegen sind. Wie ihn die schon verwelkten Lorbeeren des grossen Corneille nicht ruhen lassen, so stachelt Molière's zunehmender Ruhm sein Selbstgefühl als

---

* Noch weiter wird dieser Punkt in dem Guerre comique ausgeführt. Agnès, heisst es dort, müsse mit dem Polizeicommissar gut gestanden haben, um ungestraft ein solches Steinbombardement am hellen Tage sich gestatten zu dürfen.

** Nähere Notizen über sein Leben, Charakter und dramatische Werke bei Fournier a. a. O. Einleitung. Die Einleitung der 1746 erschienenen (Pariser) Ausgabe der Werke Boursault's leidet an starker Ueberschätzung seiner literarischen Bedeutung. Dem Herausgeber erscheint B. als ein Dichter, der sich getrost dem Molière an die Seite stellen könnte.

Autor. Es gab nichts Grosses, nichts Bedeutendes im damaligen literarischen Frankreich, das Boursault's Feder nicht ebenso besudelt hätte, wie es die noch gemeinere Feder Kotzebue's gethan. Auch ihm hatte Molière's Critique de l'Ecole einen willkommenen Vorwand zur Veröffentlichung seiner bereits früher aufgeführten Schmähschrift gegeben. Hatte doch Molière in diesem Stück einen Dichter Lysidas auftreten lassen, der in seiner Sucht, alles Grosse zu verkleinern, stark an Boursault erinnerte. Hatte doch derselbe Molière im Impromptu de Versailles ihm, dem eingebildeten Dichter, die Autorschaft des Portrait du Peintre abgesprochen, dieses Machwerk für eine Collectivarbeit aller Dichter und Schauspieler aus dem feindlichen Lager erklärt und zum Ueberfluss den selbstbewussten Dichterling für einen „Schriftsteller ohne Ruf" ausgegeben.*

Gleich in der Vorrede zum „Portrait" giebt daher Boursault seinem gereizten Ehrgefühl einen unzweideutigen Ausdruck. Er weist die Andeutung Molière's, als ob sein „Portrait du Peintre" nicht von ihm allein verfasst sei, mit vornehmer Geringschätzung zurück, indem er dabei seine eigene Mittelmässigkeit hoch über das Genie des gefeierten Dichters hebt. Die Vorzüge seiner satirischen Dichtung säumt er natürlich nicht, in ein möglichst helles Licht zu stellen.

Das Stück selbst ist übrigens in Bezug auf Handlung und Charakterzeichnung nur ein Abklatsch der Molière'schen Critique de l'Ec. des F. Es spielt in der höfischen Gesellschaft, in dem Salon einer blasirten Modedame, Amaranthe genannt. Dort tritt ein Comte auf, der zu dem Marquis in der Critique sich wie die Carricatur zum Original verhält, ein fader Patron, der vor Allem sich amüsiren, lachen und witzeln will. Ihm steht Damis gegenüber, ein durchaus natürlicher Mensch, von unverdorbenen Sitten und gesundem Verstande, dem Dorante der Critique in mancher Hinsicht verwandt. Lizidor** ist ein Zerrbild des Molière'schen Lysidas; Oriane, die Précieuse des Stückes, hat manche Aehnlichkeit mit der affectirten Climène.

---

* v. L'Impromptu de Versailles sc. V. Hachette III, 420 u. 21.

** Ob Boursault sich selbst im Lizidor habe porträtiren wollen, um dadurch seiner Erbitterung über die anzügliche Figur des Lysidas (s. o.) Ausdruck zu geben, wie Despois vermuthet, ist doch mindestens zweifelhaft.

Der Abschluss des Stückes ist das einfache Gegenbild der letzten Scene der Critique. Wie man hier über eine Komödie zu Gunsten Molière's sich berieth, so wird dort ein Rachestückchen gegen Molière geschmiedet.

Während alle Personen des „Portrait du Peintre" auf das Molière'sche Stück losschlagen, und Damis allein sich ziemlich passiv verhält, muss Lizidor gerade die schwachen Stellen der Ecole mit persiflirenden Lobeserhebungen überschütten. Dieser eine Zug beweist schon, dass es dem Satiriker Boursault nicht „am Wollen" des Bösen, wohl aber „am Vollbringen" fehlte. Lizidor tischt nun eine Anzahl von Einwänden auf, die uns aus Zélinde bereits hinreichend bekannt sind,* und überbietet nur darin die frivole Witzelei de Visé's, dass er auch die „pouces de la nuit", die Agnès Nachtruhe plagen, ins Obscöne zieht. Neu sind nur die Urtheile über den reizend naiven Brief der Agnès an Horace, von dem Boursault mit wohlfeilem Spott bemerkt, dass Agnès „in einer Stunde vollende, woran Molière mehr als einen Tag gearbeitet habe", und über den undramatischen Schluss des Stückes. Ein anderer unberufener Kritiker in dem Boursault'schen Stücke, Dorante, bezeichnet die Ec. des F. als eine Tragödie — weil darin eine Katze sterbe. Endlich wird die dem Molière insinuirte Verspottung des Decalogs mit der ironischen Bemerkung entschuldigt, dass der Dichter „die Katechese mit der Erregung der Lachlust, das Nützliche mit dem Angenehmen" vereine. Zwei Witzchen, die wohl genügend Boursault's Geistesrichtung bekunden. Der ärgste Trumpf wird am Ende des Stückes ausgespielt — um mit einer unbewussten Glorificirung Molière's das eigene Spiel zu verlieren. Molière, so heisst es, sei ja als Schauspieler, wie als Dichter unangreifbar, denn wage es Einer, ihn auf der Bühne zu verspotten, so regne es faule Aepfel auf ihn aus den Händen von Molière's Lieblingen, der Parterrebesucher. Derselbe Molière, den so Niemand ungestraft lächerlich machen dürfte, mache selbst alle Anderen ungestraft lächerlich — weil Niemand es merke und Jeder über seine Mitmenschen zu lachen

* Der Spott über das „le", die Persiflirung der Scene mit dem Notar und mit dem Bedienten, die angebliche Verspottung des Decalogs durch die Maximes du mariage.



meine, während er selbst Zielpunkt der Satire sei. Der grösste Vorzug, den man einem komischen Dichter nachrühmen kann, dass er das Individuelle zum Allgemeingültigen und Typischen erweitere, wird in Boursault's ebenso boshafter, wie ungeschickter Satire zum schwersten Vorwurf gestempelt. Dieses indirecte Bekenntniss der eigenen Geistesohnmacht ist die beste Kritik des Boursault'schen Pamphlets.

Inmitten des ärgsten Tumultes der Pamphletschreiber suchte ein ruhiger, gemässigt denkender Mann sich Gehör zu schaffen. Es war der Journalist Robinet, der in einem kritischen Resumé, dessen Spitze sich gegen Boursault's elendes Machwerk richtet, die für und gegen das Stück vorgebrachten Argumente zusammenzufassen suchte. Die eigene Meinung des Autors ist, vorsichtiger Weise, verhüllt und das Gewicht der vorgebrachten Argumente neigt sich mehr auf die Seite der Gegner Molière's.* Wenn am Ende dieser Schrift sich die beiden Anwälte Molière's zu den Gegnern des Dichters gesellen, „um die Gunst der Damen nicht zu verlieren", so ist übrigens darin eine Verspottung des von de Visé in der Zélinde vorgebrachten Argumentes und eine indirecte Parteinahme für Molière kaum zu verkennen. Auch die höhnische Kritik des Boursault'schen „Portrait du Peintre", die Drohung mit einer empfindlichen Rache Molière's lässt eher einen Freund als einen Gegner erkennen.

Molière, nachdem er im Impromptu de Versailles die Personen seiner Gegner dem sicher wirkenden Spotte preisgegeben, handelte im Interesse der Selbstachtung, wenn er sich nicht mehr in einen Streit einliess, der seit Boursault's Portrait du Peintre immer mehr in zügellose Grobheit und gesuchteste Gemeinheit ausartete. Schon die nächste Schmähschrift „La Vengeance des marquis", von de Visé verfasst, den wir schon zweimal als Vorkämpfer der Feinde Molière's antrafen, erscheint stellenweis wie aus tiefster sittlicher Kloake aufgefischt. Sie richtet sich fast ausschliesslich gegen den Dichter und

* So wenigstens nach Fournel's (a. a. O. I, 100) Ansicht, der sich Despois a. a. O. 145 anschliesst. Ich kenne die Schrift nur aus den Citaten bei Moland, der Hachette'schen Ausgabe und aus der Inhaltsangabe Fournel's.

seine nächste Umgebung, nicht gegen die Dichtung. Denn das Wenige, was an ästhetischen Einwänden gegen die Ecole vorgebracht wird, ist nur ein dünner Aufguss auf den stark gebrauten Gifttrank in der Zélinde.* Daneben aber finden wir eine bunte Auswahl der schlimmsten Vorwürfe, die je von böswilligen Zungen gegen Molière's Charakter ausgesprochen waren. Molière sei ein Plagiator, er variire dasselbe Thema, er lese seine Stücke den Reichen vor, ehe er sie aufführe, arbeite lange Zeit im Geheimen an Komödien, die er schnell hinzuwerfen vorgebe. Neu sind alle diese Insinuationen natürlich nicht. Sie tauchen zuerst in den gegen die Précieuses gerichteten Stücken Somaize's auf, und werden zum Theil schon in den Nouvelles nouvelles und Zélinde proclamirt.

Noch einmal macht auch hier de Visé den Versuch, die Marquis und die Frommen gegen Molière in den Harnisch zu bringen. Eine Zier- und Modedame, Orphise genannt, muss ihrem Unwillen über die Verspottung der „galanten" Marquis Ausdruck geben, und anderswo wird höhnisch bemerkt, dass die Marquis sich des Spottes noch freuten. Selbst die Lakaien müssen hier ihren öffentlich carrikirten Herren den Gehorsam aufkündigen, und ein Lakai, in getreuer Consequenz des Molière'schen Dictums: N'est il pas vrai, que les marquis prissent la place des valets, sich als Marquis kleiden und geberden. Eine hauptstädtische Fromme, Clarice, lässt sich herbei, die sündliche Stätte des Molière'schen Theaters zu betreten, um ihre „Sündlichkeit zu tödten" (se mortifier) und dem Dichter in christlicher Demuth Vorwürfe über sein unmoralisches Stück zu machen. Im geistlichen Hochmuth wundert sich die Fromme, wie die verderbte Menge über „so armselige Dinge" (si peu de chose) lachen könne.

Den Hauptheil seines Witzes verschwendet de Visé an den Damen des Molière'schen Theaters. Die Duparc wird kurzweg als altes Weib bezeichnet** und Madeleine Béjart mit

* So wird der Vorwurf wiederholt, dass das Stück die Achtung vor dem Adel, der Kirche und der Moral untergrabe.

** Sehr jung und reizend kann sie allerdings nicht mehr gewesen sein, da M. bald darauf ihr „die ersten Rollen" abnahm und diese durch seine Gemahlin spielen liess. S. die Notiz der über Theaterklatsch wohlunterrich-

ihrer Neigung, in jugendlichen Rollen trotz der vorgerückten Jahre aufzutreten, lächerlich gemacht. Damit Molière selbst nicht leer ausgehe, wird sein häusliches Missgeschick, das schon damals stadtbekannt gewesen zu sein scheint,* in handgreiflicher Weise angedeutet, auch sein schauspielerisches Talent in herbster Form geschmäht. Die Boursault'sche Schmähschrift wird ihm hier mit viel Bosheit und wenig Witz zu Gemüthe geführt. Molière soll bei Anhörung dieses Pamphlets** scheinbar erfreut gewesen sein, weil er sich vor allen Dingen gern loben höre, sei es auch in ironischer Weise.

Der rücksichtslose Spott über die dem Molière nahestehenden Damen mag übrigens beweisen, wie wenig sich gerade de Visé zum galanten Ritter des weiblichen Geschlechts eignete, den er in der Zélinde zu spielen suchte.

Die directe Antwort auf die Carrikirung der Schauspieler des Hôtel de Bourgogne im Impromptu de V. war Montfleury's Impromptu de l'hôtel de Condé (1664). Montfleury selbst giebt die Verspottung seines Vaters in Molière's Impromptu als Beweggrund seiner Satire an.*** Das Stück ist ebenso sehr eine Copie des Molière'schen Impromptu, wie Boursault's Portrait ein Abklatsch der Critique de l'Ecole des Femmes war. Der Haupttheil desselben beschäftigt sich mit dem Schauspieler Molière, und nur im Anfange werden die altbekannten Vorwürfe des Plagiats, der Recitation dramatischer Werke zum Zwecke des Gelderwerbs noch einmal gegen den Dichter erhoben. Besonders wird Molière als tragischer Schauspieler lächerlich gemacht. Wie einst Paris aus sicherem Hinterhalt seinen Pfeil in die Ferse des Achilles schoss, so zielt auch Montfleury immer wieder auf diese Achillesferse des grossen Mannes.

---

teten Schmähschrift „La Fameuse comédienne", ed. Bonassies, S. 10. Nähere Angaben über ihr Alter fehlen.

* Nach der oben citirten Schmähschrift beginnen allerdings Armande Béjart's Ausschreitungen bald nach der Heirath mit Molière, und schon „einige Monate" vor der Aufführung der „Princesse d'Elide". Ebds.

** Der Bericht über Molière's Gegenwart und Benehmen bei dieser Aufführung ist auch durch die Stellung des jedesmaligen Berichterstatters beeinflusst. Nach den „Amours de Calotin" (s. u.) soll Molière in höhnischer Weise seine Bewunderung zu erkennen gegeben haben.

*** S. über Montfleury Fournel's Einl. (a. a. O. Bd. I), woselbst auch das Stück abgedruckt ist.

Als einziger Anwalt wird dem vielgeschmähten Dichter und Schauspieler ein alberner Marquis beigegeben, der nur Molière lesen, hören und kaufen will und alle anderen dramatischen Autoren, auch den „grossen“ Corneille, mit geistlosen Bemerkungen kritisirt. Grund dieser seltsamen Vorliebe für den schlimmsten Feind aller Marquis ist seine unbesiegbare Lachlust. Im Hôtel Bourbon, so erörtert der fade Hofmann, gebe es immer etwas zu lachen, sei es nun über das Stück selbst oder über die unfreiwillige Komik der Schauspielkunst Molière's. Sei Molière unter zwei Darstellern, so lache man über das Ernste, wie über das Lächerliche, bemerkt eine andere Stelle des Stückes.* Der Sturm auf das Bollwerk der Molière'schen Dichtung hatte Monate lang gewährt (Aug. 1663 bis Ende Januar 1664), alle Hebel waren in Bewegung gesetzt, um den Dichter, den Menschen, den Schauspieler Molière zu vernichten, als der kampffertige de Visé noch einmal mit scharfgeschliffener Waffe vor die Reihen der Kämpfer trat. In dem „Briefe über Theaterangelegenheiten“** sucht er dem Gegner auch das streitig zu machen, was bisher als unangreifbar galt. Niemand hatte wohl vor de Visé den Ruhm der naturgetreuen Charakterschilderung, der unübertroffenen Beobachtungsgabe dem grossen Komiker abzustreiten versucht, Niemand hatte auch an die feste Stütze der königlichen Gnade gerührt. Doch de Visé überrascht uns hier mit der Bemerkung, dass Molière nicht „nach der Natur, sondern nach seiner Fantasie“ zeichne, dass die Eifersucht das einzige Motiv seiner Helden sei. Es ist eben die Eigenthümlichkeit gewisser Kritiker, dass sie ihren Gegner nicht zu tadeln vermögen, ohne ihm unfreiwilliges Lob zu spenden. Denn was lässt sich dem Komödiendichter Höheres nachrühmen, als dass er nicht die rohe Wirklichkeit schildere, sondern mit idealer Dichterphantasie das Reale verschönere und erhebe? Während diese Art der Kritik mehr eines Boursault, als eines de Visé würdig ist, so verräth das deutliche Streben, auch die Person des allmächtigen Monarchen in die unlauteren Intriguen hineinzuziehen,

* Mais au palais Bourbon, quand Molière est des deux, on rit dans le comique et dans le serieux.

** Abgedr. bei Hachette III, 146—149.

ganz den Verfasser der Zélinde. Der Spott über die Marquis, so erörtert de Visé in breiter, selbstgefälliger Rede, berühre auch den König, in dessen Gunst und Umgebung jene Hofleute lebten. Offener liess sich eine servile Kammerdienerlogik, die sonst den Schein einer höheren politischen Weisheit zu bergen wusste, wohl nicht aussprechen.

Das sichere Bewusstsein, dass Molière's Critique de l'Ecole des Femmes und sein Impromptu doch den Angriff der Gegner siegreich abgeschlagen, hatte inzwischen einem Verehrer des grossen Dichters den Muth gegeben, sich offen für Molière auszusprechen. Chevalier sucht in den „Amours de Calotin“, die am Ende des ablaufenden Jahres 1663 oder spätestens in den ersten Wochen des folgenden veröffentlicht sind,* ein Bild von den Parteiungen zu geben, die Molière's Ecole des Femmes in der Hauptstadt hervorrufe, um offen den Triumph des Dichters zu verkünden. Ein Marquis ist auch hier Molière's Anwalt. Er räth seinen Standesgenossen, sich Molière's Kritik zur Lehre zu nehmen, zumal sie in so anmuthvoller Weise vorgetragen werde und nicht aus krankhafter Gemüthsstimmung hervorgehe.** Ebenso ist ein Comte Molière's Bewunderer. Ihm gegenüber erörtert ein hochmüthig stolzer Chevalier, dass Molière's Satire es zwar nur auf die Goldstücke der vornehmen Herren absehe, aber doch die Gegner in vollste Verwirrung bringe.*** In vollem Gegensatz zu Boursault, der Molière zum Lieblingsdichter der Menge herabzudrücken sucht, bemüht sich Chevalier, den Dichter als Liebling der vornehmen Gesellschaft hinzustellen. Am Schluss des Actes treten viele hochgestellte Herren auf, die alle Molière's Dichtung zu sehen wünschen. Im März desselben Jahres, nachdem der Streit schon längst zu Gunsten des Dichters entschieden war, und die zahl-

* Hierüber, wie über Chevalier's Person und Dichtung siehe die Vorrede von Fournel a. a. O. II. Ebds. das Stück, soweit es für die Beurtheilung Molière's von Interesse ist.

** Auf dieser Annahme beruht eine boshafte Schmähschrift, die unter dem Titel Elomine hypocondre später gegen Molière gerichtet wurde (abgedruckt bei Moland V).

*** So heisst es von den Gegnern, die bei Aufführung der Critique de l'Ecole des Femmes im Theater waren: „Ne scavoient, s'ils devaient se fascher, ou rire.“



reichen Aufführungen der Ecole des Femmes am besten die Zwecklosigkeit aller jener Pamphlete bewiesen, liess ein Anhänger* Molière's das endgültige Urtheil in der Streitfrage durch den Dichterfürsten Apollo verkünden. In einem Stücke, „Guerre comique" betitelt, treten Kläger aller Art, Hofleute, ein Hofdichter, ein Schauspieler, ein eifersüchtiger Liebender vor den Thron Apollo's und der Musen, um mit Scheingründen, wie sie ihnen Boursault's und de Visé's Gegenkritiken an die Hand gaben,** gegen Molière zu plädiren. Apollo verkündet darauf das Recht der guten Sache. Dieselbe Idee ist übrigens später, nach Molière's Tode, von Brécourt in seinem „Ombre de Molière"*** weiter ausgeführt worden.

Ich habe die Schmähschriften, welche sich an Molière's Ecole des Femmes reihen, denen vorangestellt, welche der Angriff auf das Précieusenthum drei Jahre früher hervorrief, weil sie am besten die Urtheilslosigkeit der zeitgenössischen Kritiker kennzeichnen. Denn neben kleinlicher Scheelsucht und böswilligem Hasse zeigen alle jene Pamphletschreiber die grösste Unklarheit in ästhetischen Fragen, die völligste Unfähigkeit, Werke eines genialen Dichters zu würdigen. Ihre Waffen kehren sich zuletzt gegen sie selbst, und die Bankerutterklärung ihrer Kritik, wie sie für jeden Aesthetiker offen daliegt, kennzeichnet den unkritischen Sinn einer Zeit, der eine mechanische Befolgung der Aristotelischen Regeln und servile Verherrlichung des höfischen Wesens für das Merkmal dramatischer Poesie galt.

Auf einem gleich niedrigen Niveau stehen die Dichtungen und Satiren, welche Somaize als Antwort auf Molière's Précieuses ridicules gegen den Dichter richtete.†

Seit Despois' Untersuchungen wird man die Annahme fallen lassen, dass Molière in den Précieuses ridicules nur die

* Ueber seinen Namen: Philippe de la Croix und seine Person siehe Despois' Erörterung (Hachette III, 148. Anm. 2).

** Auch wird der schon in der Critique de l'Ecole des Femmes beseitigte Einwand, dass Arnolphe dem Horace allzu bereitwillig seine Gelder leihe, hier erneuert.

*** Abgedr. bei Fournel a. a. O. III.

† Sämmtlich mit Einleitung edirt in „Oeuvres de Somaize", 1661, I. und neuerdings in Livet's unten citirtem Werke.

Carricaturen der wahren Précieuses angegriffen habe.* Man wird vielmehr in der Préface, die Molière später dem Stücke vorausschickte, nur einen Versuch der Lebensklugheit sehen, sich durch Unterscheidung der wahren und falschen Précieusen** vor der gefährlichen Feindschaft des Hôtel Rambouillet zu schützen. In der That, Molière's Précieuses haben wohl eine andere Tragweite, als die satirischen Spöttereien, welche längst vor Molière ein d'Aubigné, Cotin und Scarron gegen das nachgeäffte Précieusenthum richteten. Man wird sogar die Annahme einer absichtlichen Verspottung der Madeleine de Scudéry und Cathérine de Rambouillet durch die Namen „Madelon und Cathos" nicht unbedingt abweisen wollen.*** Wenigstens spricht die Angabe, dass Molière's Ecoles de maris drei Jahre später im Hôtel Rambouillet aufgeführt sei, keineswegs dagegen. In drei Jahren lässt sich manches vergessen, und die Neigung der Preziösen, sich an alle namhaften Grössen der Hauptstadt heranzuwerfen, lässt jene liebenswürdige Rücksicht für den schon gefeierten Dichter sehr begreiflich erscheinen. Somaize nun, der dem Hôtel Rambouillet und den hauptstädtischen Précieusen so nahe stehende Dichterling, hat das eigentliche Ziel der Molière'schen Satire gleich von Anfang erkannt. Das Streben allein, den Eindruck des von Molière gezeichneten Bildes zu mildern und abzuschwächen, kann die Dichtung seiner „véritables Précieuses" veranlasst haben. In der Vorrede zu diesem höchst unbedeutenden Stücke spricht er es direct aus, dass die „Précieuses" (und dabei lässt sich nur an die Précieuses des Hôtel Rambouillet und der hauptstädtischen Cirkel denken) zu hoch über der Satire ständen, um von ihr getroffen zu werden.

Freilich dieses Stück selbst beweist nur das Gegentheil dessen, was es beweisen soll. Alle Züge, welche Somaize's Dichtung den „véritables Précieuses" leiht, finden sich auch in dem Bilde, das Molière von den Précieuses ridicules ent-

* Einer Ansicht, der noch Bret, der für seine Zeit verdienstvolle Herausgeber der Molière'schen Werke, huldigte. S. I, 395.

** S. Préf. Hachette III, 51.

*** Wie Despois III, 4 behauptet. Dagegen stimmen Tiburtius (Molière und das Précieusenthum, Jena 1875, S. 21) und Fritzsche Einl. S. 21, dieser Angabe des des Reaux bei.

worfen. Auch hier werden ja die gezierten Ausdrücke der Sprachmodelei verspottet,* auch hier werden die affectirten und übertreibenden Wendungen der Liebesgedichte ins Lächerliche gezogen. Der ganze Jargon des Précieusenthums enthüllt sich in ungeschmücktesten Farben durch jene Komödie „Nopces de Pantagruel“ und durch zwei Gedichte nach dem Zuschnitt der italiänischen Concetti. Auch in diesem Stücke ahmt ein Farceur und sein Bedienter die Précieusensprache bis zur Täuschung nach, ebenso wird hier die Klage ausgesprochen, dass die Précieuses bereits allzu „populaires“ geworden. Und mehr noch als diese Komödie mag der „Procès des Précieuses“, dessen wir im Verlaufe der Darstellung gedenken wollen, und das von demselben Somaize herausgegebene Grand dict. des Préc. den Beweis geben, wie sehr das von Molière gezeichnete Gemälde auch den wahren, echten Précieuses glich.

Der eigentliche Zweck der Dichtung Somaize's ist weniger die treue Schilderung des Précieusenthums, als die geflissentliche Herabsetzung der Molière'schen Dichtung. Die Vorrede spottet der vielen Anlehen, die Molière bei den Italiänern mache, und sucht das Gerücht zu verbreiten, dass die Précieuses nur eine Copie der italiänischen Bearbeitung des de Pure'schen Romanes „le Mystère des Ruelles“ seien.** Auch die ganz willkürliche Verläumdung, dass Molière seinen Ruhm den hinterlassenen Werken des Guillot-Gorgeu verdanke, die er von dessen Wittwe gekauft und für die seinigen ausgebe, wird hier schmucklos in die Welt gesandt.

Weniger scharf ist Somaize's Sprache in der Vorrede zu der versificirten Uebersetzung der Molière'schen Préc. ridic. (1660). Hier wird doch zugegeben, dass die Dichtung eine originelle Erweiterung und Verbesserung der italiänischen Farce sei, und dass Molière, wenn auch ein „schlecher Komödiendichter“, so doch „ein guter Possendichter“ sei.*** Und in

* So heisse der pot de chambre: l'urinal virginal, und se marier sei: donner dans l'amour permis etc.

** Auf die Abweichungen des Inhaltes beider Stücke weist Despois a. a. O. 21 hin. Dass Molière den Cercle des Femmes von Chapuzeau nicht benutzt habe, wie noch Moland II, 10 zuzugeben scheint, ist von Fournel und Despois (S. 25 u. f. a. a. O.) sehr wahrscheinlich gemacht worden.

*** Il vaut mieux estre le premier d'un village, que le dernier d'une ville, bon Farceur, que méchant comédien.

einem an „Marie de Marcini" gerichteten Widmungsbriefe urtheilt Somaize über Molière's Précieuses: „qui doit sa plus grande réusite à certain courant des choses, qui les fait recevoir, de quelque nature, qu'elles soient, et que nous appelons la mode." Wieder haben wir hier jene unfreiwillige und unbewusste Anerkennung der richtigen Beobachtungsgabe und naturgetreuen Darstellungsweise des grossen Komödiendichters, wie wir sie später durch Boursault's und de Visé's Schmähschriften hindurchblicken sehen. Es ist begreiflich, dass Somaize Alles aufbietet, um nicht nur den Dichter, sondern auch den Menschen Molière herabzusetzen, und dessen persönliches Selbstbewusstsein durch übertreibende Hervorhebung der mit ihm rivalisirenden Dichter zu verletzen. So wird denn in den Véritables Précieuses der Vorwurf zuerst ausgesprochen, dass Molière seine Dichtungen bei den Grossen vorlese, bevor er sie aufführen lasse. Diese Dichtungen selbst werden noch einmal als Entlehnungen aus dem Italiänischen, die Molière sorgsam zu verhüllen suche, charakterisirt, und die einzige Dichtung Molière's, deren italiänisches Original damals wohl nicht bekannt war, der „Don Garcie de Navarre", wird als eine verfehlte „Tragödie" bezeichnet. Dem Molière gegenüber werden Bois-Robert und der jüngere Corneille in den Himmel gehoben.

Die zweite Komödie des Somaize, „Procès des Précieuses" betitelt, war schon in den véritables Précieuses angedeutet. Hier streiten sich zwei Précieusen, ob es noch ein Ruhm sei, länger Précieuse zu heissen und zu bleiben, und die eine der Damen weist in ihrer Selbstvertheidigung auf den Unterschied der véritables und ridicules Précieuses hin, wie ihn der Procès des Préc. schildere.

Wie es also der scheinbare Zweck der ersten Dichtung war, die verletzenden Schroffheiten der Molière'schen Komödie zu mildern, so will die zweite Dichtung durch eine weitere Verzerrung der angeblich von Molière gezeichneten Carricatur dem hauptstädtischen Publikum die Augen öffnen über den wahren Werth der vielbewunderten Satire.*

* Aehnlich unterscheidet sich das Grand dictionnaire historique des Somaize (1661) von dem 1659 veröffentlichten Grand dictionnaire. In dem

Ein bäurischer Landedelmann, der über das Eindringen des Précieusenthums in die altfränkischen Sitten der Provinz voll moralischer Entrüstung ist, will hier die Précieusen bei den Pariser Gerichten verklagen. Ein Scheingerichtshof geht auf die Laune des Bauern ein, verurtheilt auch die hauptstädtischen Précieusen, bis am Schluss des Stückes sich herausstellt, dass der Kläger und sein alberner, schwatzhafter Diener gründlich düpirt sind. Mit dieser matten Glorificirung des Précieusenthums glaubte also Somaize den nachhaltigen Eindruck der Molière'schen Dichtung auszulöschen. Der Diener des Herrn de Roquespine — so ist der Name des Landedelmannes — entwirft von dem Précieusenthum der Hauptstadt eine Schilderung, die zur Molière'schen Satire sich wie die verzerrende Carricatur zum treuesten Original verhält. So heisst es: die Précieuses schlössen bei Tage die Fenster, um nicht durch das eindringende Sonnenlicht in ihren poetischen Träumereien gestört zu werden, sie überzögen den Thürklopfer mit Wäschstücken, damit kein Wort ihrer gezierten Unterhaltungen verloren ginge. Auch ihre Tracht, die Empfangsscenen in ihren Salons, ihre poetischen Stylübungen werden möglichst carrikirt. Dieser entstellende Spott trifft auch die Vertheidiger und Anhänger jener Zeitrichtung. Ein Professeur de la langue précieuse kennt den schwierigen Précieusenjargon nur aus dem Lexicon. Er gleicht dem Teufel in jener Parodie des Gounodschen Faust, der auch nur zaubern kann, wenn er vorher die Paragraphen einstudirt hat. Die eigenen Schüler spotten dieses Ignoranten. Eine Schülerin verlangt ihr Lehrgeld wieder, weil die Précieusensprache schon veraltet sei.

Es liegt in der Tendenz des Stückes, dass die Ankläger des Précieusenthums entweder fade, urtheillose Menschen sein müssen, oder von selbstsüchtigen Motiven getrieben werden. Jener Diener, der so der Précieusen spottet, ist zugleich der

---

ersten behandelt Somaize die Sitten, Manieren, Redeweisen der wahren Précieusen nicht minder, als die der falschen, wie schon Bret (Oeuvr. de Mol. I, 395) hervorhebt. Ob Somaize damit die Absicht hatte, dem Gegner auch die Feindschaft der nachäffenden Précieusen zuzuziehen, wie gleichfalls Bret andeutet, ist wohl zweifelhaft. Die falschen Préc. verachtete der vornehme Somaize gewiss ebenso, wie Molière. Die beiden Dictionnäre sind neuerdings in Livet's „le dict. des Préc. etc.“, Paris 1856, abgedruckt.



lernbegierige Schüler und getreue Nachäffer alles Preciösen. Ein anderer Gegner der Précieusen verlangt die gerichtliche Verurtheilung dieser Zeitrichtung, weil der preciöse Jargon seinem Unterricht in romanischen Sprachen gefährliche Concurrenz mache. Dagegen sind die Vertheidigerinnen des Précieusenthums respectable, intelligente Damen. Mit vieler Wärme und Beredsamkeit werfen sie die gegnerischen Argumente nieder, ohne doch die Schwäche ihres Hauptarguments, dass sie das unbestreitbare Recht hätten, eine neue Sprache gleich der italiänischen und spanischen zu erfinden, verdecken zu können. Die Schwächen dieser zweiten Somaize'schen Dichtung bedürfen kaum einer Kritik. Von einer Widerlegung der gegen das Précieusenthum gerichteten Kritik, von einer Abschwächung oder Vernichtung des Einflusses der Molière'schen Dichtung kann kaum die Rede sein.

Der Précieusenstreit ging nicht zu Ende, ohne dass auch Molière's Partei zu Wort gekommen wäre. Ein fast unbekannter Anhänger des Dichters, „la Forgé", schildert kurze Zeit nach der Veröffentlichung der Précieuses ridicules die verhängnissvollen Wirkungen dieser zermalmenden Satire.* Die Précieuses, einst geehrt, gefeiert und besungen, werden hier von dem Dichter, den Anbetern und der Liebe verlassen, die in feierlichem Liede für immer von den Geächteten Abschied nehmen. Die Dichtung, sonst ohne ästhetischen und dramatischen Werth, spiegelt doch die längst vorbereitete Umwälzung einer ganzen Zeitrichtung, den Uebergang von Cotin, M. Scudéry, Somaize zu Boileau, Fénelon, Molière wieder.

* La déroute des Précieuses, abgedruckt in Fournel's oben citirtem Werke.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Ein orthografiſches Ungeheuer.

Unſere ſchulen bringen die Rechtſchreibung mechaniſch durch Leſe- und ſchreibübungen bei und unſere herkömmlichen Lehrbücher der Orthografie lassen jede wissenſchaftliche ſystematik vermissen. ſo kommt es dass die weit überwiegende Mehrheit der Gebildeten, auch derjenigen welche, wie Lehrer, ſetzer und Korrektoren, der Orthografie eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit widmen müssen, in Betreff der Geſetze auf welchen ſie beruht, die gröbste Unwissenheit verrät und nicht im Stande ist zwiſchen Regel und Ausnahme, zwiſchen Richtigem und Verkehrtem zu unterſcheiden. Der besste Beweis dafür ſind die Vorſchläge der Konferenz welche im Januar 1876 vom Minister Falk nach Berlin zur Regelung unſerer Orthografie zuſammenberufen wurde; dieſelben wimmeln von ſchroffsten ſelbstwidersprüchen, welche man im LVI. Bande des Archives für neuere Sprachen aufgezählt findet und welche deutlich zeigen dass dieſe Herrn, die für die bessten ſachverständigen galten, wohl an unſerer Orthografie herumflicken und stückeln konnten, aber dieſelbe niemals im Ganzen überblickt und ſystematiſch durchgearbeitet hatten.

Kein Wunder darum dass alle Verſuche unſere ſchreibung von ihren groben Inkonſequenzen und ſowohl unſere Jugend als deren Lehrer von einem ſchweren ſchulkreuz zu befreien, vergeblich geweſen ſind. Ehe man das Herkommen antastet, ſorge man für allgemeine Verbreitung orthografiſcher Einſicht; wer anders verfährt, will den zweiten ſchritt vor dem ersten machen.

Nicht genug. Der Mangel an Erkenntniss verhindert nicht blos die Besserung, er begünstigt geradezu die Verſchlimmerung; man fügt

neue Fehler zu den alten hinzu! — Es ist z. B. ein Fundamentalprinzip unſerer Orthografie dass jeder etymologiſche Bestandtheil eines Wortes immer auf eine und dieſelbe Weiſe geſchrieben wird, ſo lange er im Laute unverändert bleibt. Das von Fall abgeleitete jedenfalls ſchreibt man mit LL, obgleich ein L dieſelben Dienste thun würde, wie man aus als, alſo, Hals, Fels erſieht. Ebenſo TS in Nachts, brätst wegen Nacht, braten, nicht Nachz, bräzt mit Z wie ächzen, lechzen, krächzt. Ebenſo KS in Werks, weckst wegen Werk, wecke, nicht Werx, wext mit X wie Hexe, Nixe, Axt. Dieſes Streben nach Gleichförmigkeit geht ſo weit dass wegen Grabes, halbe, Räder, Wälder, ſchneidender auch Grab, halb, Rädchen, Wäldchen, ſchneidendste üblich ist, obgleich kein Deutſcher dies sprechen kann, ſondern immer nur Grap, halp, Rätchen, Wältchen, ſchneidenzte hören lässt. Dieſer in tauſend und aber tauſend Fällen streng durchgeführte Grundſatz verlangt auch dass man entweder Königin, Königinen, — Finsternis, Finsternise, — Kibiz, Kibize, — ſchif, ſchiffahrt, — ro, Roheit, oder aber Königinn, Königinnen, — Finsterniss, Finsternisse, — Kibitz, Kibitze, — ſchiff, ſchifffahrt, — roh, Rohheit ſchreibe. Gleichwohl ist in Folge der herſchenden Unwissenheit -in neben -innen ſeit etwa ſechzig Jahren fester Gebrauch geworden und wird von Leuten die mit den Grundgeſetzen unſerer Orthografie unbekannt ſind, -is, -isse, — ſchiff, ſchiffahrt, — roh, Roheit empfohlen. ſo ſind denn die ererbten ſchrullen glücklich um einige neue vermehrt. Es kennzeichnet ſo recht die in orthografiſchen Dingen beliebte kopfloſe Willkür dass die Berliner Konferenz in ſchifffahrt, Brennnessel das dreifache Nebeneinander eines Buchstaben verwarf, in ſeeen, Feeen, Alleeen es aber vorſchrieb, ferner -is, -isse neben -itz, -itze für richtig erklärte.

Damit ist aber unſere Orthografie in den Augen vieler Leute noch immer nicht hinreichend verpfuſcht. Es werden neue Opfer gefordert.

Was würde man von einem Manne denken welcher ſchlawpfen, Sprajkche statt ſchlafen, Sprache ſchriebe um die Länge des A zu bezeichnen? Genau dieſelbe Verkehrtheit bietet das ß, denn das weiche, tönende ſ entspricht dem w und j, das z (= ts) hingegen dem pf und kch. Überdies ist ß nicht das gewöhnliche

Zeichen für den harten, stimmloſen S-Laut, denn wenn man von dem offenbar missbräuchlichen und launenhaften ß für ss in Haß (neben Haſſe) u. ſ. w. abſieht, ſo kommt es nur in etwa fünfzig Stammwörtern vor, während s (s), welches, wie ganz allgemein anerkannt wird, immer wie ß lautet, in zahlloſen Fällen Verwendung findet (Glas, Haus, Hals, Vers, Gans, Gemsbock, längs, aus, es, was, er rast, braust, bläst, liest, löst, Israel, Atmosfäre, Espe, Islam, Dresden, Katechismus, Muskete, Disziplin u. ſ. w.). Hingegen den weichen, tönenden ſ-Laut stellt man immer und überall durch ſ (ſ) dar (Gläſer, Hauſe, Hälſe, Verſe, Gänſe, Gemſe, Gemengſel, u. ſ. w.).

Darum ſind alle ſachverständigen darin einig dass in einer berichtigten ſchreibung stäts langes ſ (ſ) für den weichen, und stäts rundes s (s) für den harten Laut zu stehn hat. Alſo muss man für die Antiqua fordern: Roſe, Buſen, Raſen, leſe, ſauſen, ſingen, ſorgen, ſilbern, ſonst, ſaust, stehst, springst, Atmosfäre, las, Mäuschen, Miszelle, slawiſch, sklaviſch, Rosse, Hass, Rasse, Masse, Mase (Maße), Buse, grose, ſüse u. ſ. w.

Der Vorwand hinter welchen man ſich ſonst immer verkriecht um den Forderungen der Wissenſchaft nicht in der Praxis gerecht werden zu müssen, verſagt hier völlig den Dienst: da ſeit etwa zwanzig Jahren die noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts üblichen Antiqua-ſ durch eine alterthümelnde Laune unſerer ſchriftſchneider wieder vielfach in Gebrauch gekommen, ſind die allermeisten der obigen Wortbilder dem Auge durchaus nicht fremd und ungewohnt; nur *Mase*, *Buse*, *grose*, *ſüse* u. ſ. w. verletzen es, ein Übelstand, dem man übrigens leicht und einfach dadurch abhelfen kann dass man ſich dieſelben täglich mehrmals beim Leſen und ſchreiben vorführt; hat man dies mehrere Wochen hindurch gethan, ſo werden ſie nicht mehr im mindesten ſeltſam und auffallend erſcheinen.

Mag man aber auch der hergebrachten Gewohnheit zu lieb bei den alten ſchreibungen *Masse*, *Busse*, *grosse*, *ſüsse* u. ſ. w. bleiben, ſo hindert doch nichts im Übrigen die von der Wissenſchaft geforderte Unterſcheidung zwiſchen ſ und s streng durchzuführen, d. h. ſ *vor Vokalen* immer zu ſetzen erstens im Anlaut (ſo, ſage), zweitens im Inlaut nach Vokalen und L, R, M, N, NG (Hauſe, Halſe, Verſe, Gemſe, Gänſe, Gemengſel), ſonst immer s (spät, stehst, häuslich, Hals, Vers, Krebse, Füchse, Israel, Islam, Kosmos, Asbest, Dresden, Respekt, Reskript, Proszenium, Disziplin, Deszendenz). Wie

man die noch im letzten Jahrhundert übliche Verdopplung in ruffen (rufen), greiffen (greifen), lauffen (laufen), schlaffen (schlafen) u. s. w. aufgegeben hat, so wird man sie bald auch in Masse (für Mase), Busse (für Buse) u. s. w. unleidlich finden, wenn man sich einmal daran gewöhnt hat das s auf das strengste von s zu unterscheiden und als ausschliesliches Zeichen für den stimmlosen S-Laut zu betrachten.

Genau dasselbe wie von der Antiqua gilt auch von den sog. gotischen und angelsächsischen Alfabeten, in welchen sich je nach der Laune des Stempelschneiders neben s bald ein langes ſ findet, bald nicht, so dass unser an beides gewöhntes Auge weder an ſauſe, noch an stehst, lassen Anstos nimmt. Auch in der schwabacher schrift, welche neuerdings Mode geworden, wäre die richtige Unterscheidung zwischen ſ und s unbedenklich.

Nun sagen Viele: „Was kümmert uns die Wissenschaft! Wir bleiben beim Althergebrachten, mag es noch so albern sein, noch so sehr das Lesen- und schreibenlernen erschweren!“ — Mit ihnen ist nicht zu rechten; sie haben die überwiegende Mehrheit für sich, in deren Augen das Herkommen jeden Unsinn heiligt. Gut. Nur müssen sie dann auch wirklich beim Alten bleiben; sie müssen sause, Rose, stehst, Rosse, grosse, Busse beibehalten wie es noch jetzt allgemein üblich ist.

Aber Manche führen das ß unter irgend einer Gestalt in die Antiqua ein und drängen ihr also einen groben Fehler auf von welchem sie der herschende Gebrauch frei gehalten hat! Die gute Neuerung sause, Rose, stehst, Rosse, grose (oder vorläufig grosse) weisen sie ohne den geringsten Grund von sich; die verkehrte Neuerung große, oder grosse, oder gar grosze (!!) aber nehmen sie mit offenen Armen auf!

Was zur Beschönigung dieses aller Vernunft spottenden Verfahrens vorgebracht wird, ist ganz haltlos.

Man wisse nicht ob Masse als Maße oder als Masse zu verstehn sei? — Man schreibe richtig Mase, Masse (neben Rose, sause). Übrigens ist eine Verwechslung nur in den allerseltensten Fällen möglich und auch dann durch die einfachsten stilistischen Mittel leicht zu beseitigen. Es wäre auch haarsträubend wenn man eines Wortes wegen unsere schreibung noch mehr verderben wollte.

Wenn auch nicht der sinn, so sei doch die Prosodie verdunkelt?

— Länge und Kürze wird für das Auge genau unterschieden, wenn man ſ und s richtig verwendet und die verkehrte Verdopplung des s nach langen ſelbstlautern und nach ſog. Difthongen unterlässt (Buſen, Busen, Russen). Will man Rückſicht auf die Sprache nehmen, ſo führe man die richtige ſchreibung ein, aber benutze jene nicht als Vorwand um Falſches einzuſchmuggeln.

Antiqua und Fraktur ständen nicht in Übereinstimmung mit einander? — Es ist doch eine merkwürdige Zumutung dass ſich das Bessere nach dem ſchlechteren richten ſolle! Ferner wird die Übereinstimmung durch Einführen des verwerflichen ſs doch nicht erreicht: ſs entspricht einem ſs, nicht einem ß; ausserdem wären wegen Flüſſe, ſtehſt noch Flüſſe, ſtehſt und viele andern unzulässigen ſchreibungen nötig. Endlich ist es um ſo bedenklicher die Fraktur zum Vorbild zu nehmen, da deren völlige Abſchaffung nur eine Frage der Zeit ist; ſchon jetzt herſcht die Antiqua ausſchlieslich oder vorwiegend in wissenſchaftlichen und techniſchen Büchern und Zeitſchriften, in gestochenen und lithografirten Muſik- und Bilderwerken, auf Denkmälern, Firmenſchildern, Münzen u. ſ. w.; nur gerade die politiſchen Zeitungen, die Unterhaltungsſchriften und die ſchulbücher halten mit einer durch nichts gerechtfertigten Hartnäckigkeit an der von allen nichtdeutſchen Völkern wieder aufgegebenen verſchnörkelten Mönchsſchrift fest, welche von Unwissenden, ebenſo wie die ſog. gotiſche Baukunst, für „deutſch" ausgegeben wird. Will man einem Stadtrat nachahmen welcher alle breiten und ſchönen Strasen verengern und entstellen lässt, damit ſie mit einem hässlichen Viertel übereinstimmen das überdies gänzlich geſchleift werden ſoll?*

Wollte man ſich begnügen das ungeheuerliche Eszet nur nach langen ſelbstlautern und mitlautenden Vokalen in die Antiqua hinein zu pfuſchen, ſo wäre das ſchon übel genug. Aber damit käme unſere ſchreibung zu leichten Kauſes weg. — Es wird allgemein anerkannt wie unvernünftig und wie verwirrend für den Anfänger es ist wenn ſich ss im Auslaut und vor Konſonanten in ß verwandeln ſoll; ſo unſinnig wie ſchiwpf, triwpfst, ſchlafv, Geripb, Gotd für ſchiff, triffst, ſchlaff, Geripp, Gott ist auch Haß, haßt für Hass, hasst; Heyſe, der Verfasser der bekannten Grammatik,

* Anmerkung. Weiteres über die Eszet-Frage findet man in Herrig's Archiv, Bd. LVI, S. 327 ff.

hat Haſs, haſst geſchrieben, was z. B. in den östreichiſchen ſchulen eingeführt ist. Nun ſehn wir aber dieſes abgeſchmackte ß statt ss auch in die Antiqua eindringen (Rosse, Roſs)!

Wie weit die gedankenloſe Stümperei gehn kann, zeigt die Berliner orthografiſche Konferenz, welche eine und dieſelbe Zeichenverbindung ſs (ſs) in der Fraktur für die ſelbstlauter k ü r z e (laſs, daſs), in der Antiqua für die ſelbstlauter l ä n g e (Maſs, groſse) dekretirt hat!

Das ſind die Folgen des vollständigen Mangels an ſystematik im orthografiſchen Unterrichte!

Für Jeden aber der nicht für launenhafteste Willkür ſchwärmt, giebt es nur zwei Möglichkeiten: entweder hält er an dem a l t e n F e h l e r **grosse** fest, oder er nimmt die V e r b e s s e r u n g **grose** (nebst **ſauſe** u. ſ. w.) an; von Einführung des n e u e n F e h l e r s **grosze, groſse** oder **große** kann keine Rede ſein.

ſaargemünd. J. F. K r ä u t e r.

Zur französischen Schulgrammatik.

Die nachfolgenden Bemerkungen schliessen sich an eine unter obiger Aufschrift im Jahresbericht des Kgl. Realgymnasiums zu Wiesbaden 1879 veröffentlichte Abhandlung an. Dieselben sollen nicht eine zusammenhängende Behandlung des jeweiligen Gegenstandes bieten, sondern werden sich an Einzelnes halten und allgemein Feststehendes nur berühren, wo Beibringung weiterer Beispiele aus dem neueren Sprachgebrauch von Werth sein kann.

Persönliches Fürwort.

1) Tu und vous. Der Gebrauch der 2. sing. in der Anrede ist im Französischen nicht so häufig wie im Deutschen, hat aber nach Chassang (nouv. grammaire française, cours sup. § 231) gegen frühere Zeit bedeutend zugenommen: „C'est seulement depuis la révolution de 1789 que l'usage du tutoiement s'est répandu dans la société française, et, par suite, dans la littérature.“ — Bei der Uebersetzung aus den classischen Sprachen wird jetzt nur tu gebraucht, während man früher tu und vous nach französ. Weise abwechselnd gebrauchte. (Littré, tu, Rem. 9.)

„Duzen, mit du anreden“ ausser tutoyer auch dire tu: Si vous pensiez ce que vous me dites là, Fanchon, vous me diriez tu et non pas vous. (George Sand.) Vous me disiez „tu“ tout à l'heure, et même, je crois, un peu légèrement. (A. de Musset.)

Der Uebergang von tu zu vous und umgekehrt ist bei der Lebhaftigkeit der Umgangssprache häufig und kann aus den verschiedenartigsten Intentionen erfolgen, bedingt jedenfalls nicht beleidigende Absicht: Vous perdez le respect, mon pauvre Grignan; viens donc un peu jouer dans mon mail, je t'en conjure; il y fait si beau, j'ai

tant d'envie de vous voir jouer, vous avez si bonne grâce, vous faites de si jolis coups! (Mme. de Sévigné.) Je devine, mais je savais que tu avais été un mauvais sujet, lorsque je consentis à vous épouser, monsieur. Votre affreuse réputation était venue jusqu'à moi. (A. Matthey.) — Nöthig wird dies bei Einflechtung einer stehenden Redensart: Et moi, pour qui me comptes-tu, s'il vous plait? (Soulié.)

2) Nous für je. Findet sich bekanntlich in der Sprache regierender Fürsten (doch moi le roi bei Uebersetzung aus dem Span.) und wird auch in den Erlassen von Behörden verwandt. Nach der Grammaire nationale ist dieser Gebrauch beschränkt auf „les actes émanés d'un chef suprême". Indessen kann dieses nous auch recht wohl von einem Maire in amtlicher Sprache gebraucht werden, wie einzelne bei Eugène Rendu, de la loi de l'enseignement angeführte Verfügungen beweisen.

Statt des auch der Sprache der Schriftsteller angehörigen nous findet sich on, welches hauptsächlich durch die Anhänger von Port-Royal Aufnahme gefunden haben soll. — Auch sonst kann on für die 1. Person stehen: Vous m'avez dit tant de bien du Président dont il est question, qu'on se ferait honneur de le servir, si on avait quelque voix en chapitre. (Mme. de Sévigné.)

Nöthig wird der Gebrauch des Plurals für die 1. Person bei dem Imperativ: Asseyons-nous, car je suis las. (Cas. Delavigne.) Ah! restons maître de l'émotion qui m'agite. (Ders.) Attention! mesurons mon discours et soyons à mon rôle de vertueux imbécile. (Mme. de Girardin.)

In familiärer Sprache steht nous für die 2. Person: Eh bien! mon luron, les palmes de la chicane ne nous suffisent donc plus? Nous voulons y joindre quelques brins de myrte cueillis dans les bosquets d'Amathonte? (Sandeau.)

3) Vous als Ersatz für das unbestimmte on. Theilweise findet dieser Gebrauch von vous seine Erklärung in dem mehr dramatischen Charakter der französ. Umgangssprache. Hauptsächlich aber wurde er veranlasst durch die Nothwendigkeit, einen Ersatz für die mangelnden casus obliqui von on zu schaffen, wie auch votre zur Aushülfe für das dem Indefinitum fehlende Possessiv herbeigezogen wurde. Der Engländer gebraucht sein unbestimmtes one nicht blos für den Nominativ und fand in one's auch ein zugehöriges Possessiv; auch der Deutsche bildet mundartlich: einem, einen, einem sein; das

französ. on kann nur Subjekt sein: En quittant Prades on entre dans des gorges étroites et majestueuses, qui vous conduisent par une route de vingt ou vingt-cinq lieues dans le bassin de la Cerdagne. (Thiers.) On a beau prévoir tous les événements, celui qui vous arrive est toujours le seul auquel on n'ait pas songé. (Cas. Delavigne.)

Für dieses vous kann niemals tu eintreten. Dass aber dabei das Gefühl der Anrede noch lebendig ist, zeigt der als schreckendes Beispiel für ungehörige Verwendung dieses vous typisch gewordene Satz: Quand vous volez sur les grands chemins, et que vous tombez entre les mains d'un prévôt, on vous juge et on vous pend en vingt-quatre heures. Wenn man ein solches vous z. B. in Casimir Delavigne, Louis XI (III. 3) zu allgemein fasst, so kann man eine Intention des Dichters völlig verwischen: Aussi bien, quoi qu'on fasse, Il faut que tôt ou tard votre fils vous remplace. — Noch deutlicher zeigt sich dies in der Verwendung des Imperativs im gleichen Sinne: Faites donc votre fils avocat! (A. de Bernard.) Und da lasse noch einer seinen Sohn Advokat werden, oder: das hat man davon, wenn . . . Faites donc le Discours sur l'histoire universelle et les Oraisons funèbres, pour qu'on dise que vous avez prêchoté dès l'âge de douze ans! (A. Dumas in Bezug auf eine Bemerkung von Tallemant des Réaux über Bossuet.)

Seltener findet sich nous in dieser Weise gebraucht: Les populations les plus voisines des frontières de l'Écosse, les hommes du Cumberland, du Westmoreland, et de toutes les vallées où coulent les rivières qui vont grossir les eaux de la Tweed, poussés par le simple instinct qui nous porte à saisir avidement tous les moyens de salut, reçurent les Écossais comme des amis, et se joignirent à eux. (Aug. Thierry.)

4) Stellung des Pronomens bei dem zweiten Imperativ. Die früher übliche Voranstellung der persönl. Fürwörter bei dem letzten von zwei verbundenen Imperativen war durch Wohllautsrücksichten veranlasst, und es ist unverkennbar, dass der Rhythmus des Satzbaues auf diese Weise gefälliger wird. In der Umgangssprache ist diese Umstellung völlig unüblich, aber als rhetorisches Mittel findet sie sich noch bei neueren Schriftstellern: Rétrécissons cette comédie et la mettons en vers, alors on verra comme quoi Molière s'est trompé en donnant cette vaste étendue à son drame. (Jules Janin.) Allons, çà, faisons place à une autre, ton nez nous déplaît, la belle; sors d'ici et t'en va chercher fortune ailleurs. (Ders.) Mettez ce jeune homme

sur notre liste funèbre et le plaçons au premier rang. (Ders.) Braves gens, voyez-les souffrir avec tant de constance, et les voyez mourir avec tant de courage. (Ders.) An dem letzten Beispiel ist sichtbar, wie die Kreuzstellung (Chiasmus), welche in der ganzen Lehre von der französ. Wortstellung eine bedeutende Rolle spielt, auch hier eingewirkt hat. Zugleich zeigen obige Beispiele, dass diese Verschränkung, wenn auch in modernem Französisch nicht unmöglich, doch Sache persönlicher Liebhaberei ist.

5) Stellung des Pronomens bei dem Infinitiv. Die Freiheit, das persönl. Fürwort vor das Verbum finitum statt vor den Infinitiv zu stellen, hat sich für manche Verben erhalten. Noch häufig bei vouloir und pouvoir: Vous nous avez chanté, à table, une jolie chanson tout à l'heure. . . . Me la voulez-vous donner par écrit? (A. de Musset.) On eût dit que le temps lui-même, épris de sa beauté, l'avait voulu respecter. (Féval.) Si la puissance d'opinion avait subi un affaiblissement incontestable, un retour à la sagesse, des succès futurs, la pouvaient aisément rétablir. (Benazet.) Je n'étais pas comme ceux qui font des projets d'avenir pour être heureux ensemble: c'eût été penser hors de ce que j'éprouvais, et je ne le pouvais faire. . . . O mon Léon! je t'ai aimé, aimé comme tu ne peux le croire. . . . Ce qui se passa entre moi et Léon durant un mois que je fus ainsi, je ne le pourrais dire. (Soulié.) Nur das Ohr kann hier entscheiden, aber man sieht, dass dasselbe die Häufung des klanglosen *e* eher sucht als meidet.

Noch zahlreicher sind die Fälle der Voranstellung in den Verbindungen der Verben aller, venir, envoyer mit einem Infinitiv, theils wegen der engen Verbindung beider Verben, theils weil das Verb der Bewegung zum blossen Füllwort herabgesunken ist: Le bonheur est si rare sur terre, qu'on ne sait où l'aller chercher. (Th. Gautier.) Il resta dans l'île jusqu'à ce qu'un officier de confiance, nommé Saint-Mars . . . l'alla prendre dans l'île Sainte-Marguerite. Doch: Le marquis de Louvois alla le voir dans cette île avant la translation. (Voltaire.) Il y a là-bas, tenez, à cent toises, un bateau dans les saules, je le vois; si j'étais un homme, je l'irais chercher à la nage. (A. Dumas.) Si, une fois de retour, et le cœur raffermi, vous ne me veniez plus voir . . . il est impossible de continuer l'affreuse vie que je mène. (A. de Musset.) Il arrive à ce moment que le roi Balan, à qui l'on a inspiré des soupçons sur les intentions de sa fille, l'envoie chercher par un seigneur sarrasin. (E. Aroux.) Manche

Verbindungen dieser Art (z. B. je l'irai dire à Rome) lassen keine andere Stellung zu; in anderen Fällen muss das Ohr entscheiden, denn während je l'irai voir völlig correct ist, wäre je vous irai voir sehr bedenklich.

Am meisten neigen en und y zur Voranstellung: On a autant de faux témoins qu'on en veut avoir. (Janin.) La réaction française . . . n'eut malheureusement pas les résultats qu'on en pouvait attendre. (Henri Martin.) Voici, autant qu'on en peut juger par des monuments fort incomplets, comment se passait, au moins dans les premiers temps, le gouvernement dans l'intérieur d'une commune. (Guizot.) Aussi voit-on germer et prévaloir de bonne heure cette idée . . . qu'en aucune façon les laïques n'y* doivent intervenir. (Ders.) Si elle** y*** veut monter trop vite . . . la chance d'erreur et de chute est incalculable. (Ders.) Rodrigue, après avoir tué le comte, défendant son action devant Chimène qui n'en peut détester le motif, puisque c'est le même qui l'anime contre Rodrigue. (Nisard.) Ses deux amis, Ségur et la Rochefoucauld, ne sachant pas pourquoi il était allé s'y planter, le crurent fou, et l'y vinrent chercher au péril de leur propre vie. (A. Dumas.)

Wo die Voranstellung der Pronomina erlaubt ist, sind selbstverständlich nur die gewöhnlichen Combinationen erlaubt: La diète se prononça pour l'annulation de la combourgeoisie; mais les villes de Fribourg et de Genève y persistèrent, malgré toutes les tentatives du duc pour les y faire renoncer. (Mignet.) Dagegen: Cela n'a fait que me faire vous aimer davantage. (Soulié.) Soit qu'elle ne devinât pas un sentiment que je ne pouvais moi-même comprendre, soit que son amitié si dévouée lui fît me pardonner mes injustes caprices, elle ne fut jamais si affectueuse, si bonne. (Ders.)

Das Reflexivpronomen hat seine Stelle unmittelbar vor dem Infinitiv. Von der alten freieren Stellung (il s'est voulu tuer) haben sich jedoch einzelne Reste erhalten. In der Redensart s'achever de peindre ist die alte Art der Stellung noch verbindlich, und Littré (peindre, Rem.) verwirft die Ausdrucksweise J. J. Rousseau's (et pour achever de me peindre), weil hier eine stehende Redensart vorliegt. Häufig findet sich die freiere Stellung auch bei aller und pouvoir: Il n'est pas homme, lui, † à tenir, comme faisait Molière, une petite maison d'Auteuil, pour ne boire que de l'eau pendant que Chapelle

* dans les questions religieuses. ** la pensée. *** à l'ensemble des faits. † Regnard.

vide sa cave, et pour s'aller coucher, à dix heures, pendant que sa femme, mademoiselle Molière se promène avec Baron sous les charmilles de son jardin. (Janin.) C'est bien la peine de s'aller cacher, lorsque, pour vaincre, on n'a qu'à paraître. (A. de Musset.) Si le fourbe commit alors de nouvelles hypocrisies, ce fut à huis-clos, car une seule passion publique avait absorbé toutes les autres: la passion de la gloire militaire, et celle-là du moins ne se peut feindre. (Desnoyers.) C'est la plus horrible caricature qui se puisse voir. (Mérimée.) Si, pour leur importance, les églises de Saumur ne se peuvent comparer à celles d'Angers, plusieurs d'entre elles ne laissent pas d'offrir un intérêt véritable. (Ders.) Während cela se peut faire und cela peut se faire neben einander stehen, ist an den Ausdrücken si faire se peut, autant que faire se peut nichts zu ändern: La définition et les divers sens classés et appuyés, autant que faire se peut, d'exemples empruntés aux auteurs des dix-septième, dix-huitième et dix-neuvième siècles. (Sainte-Beuve.) Cela oblige, quand on veut figurer cette prononciation, autant que cela se peut faire par l'écriture, de recourir à certaines conventions qui ramènent à des types connus les discordances orthographiques. (Ders.)

6) Stellung des Pronomens bei dem verneinten Infinitiv. Einfach gestaltet sich dieselbe, wenn die Negation vor und nach dem Infinitiv vertheilt ist: Je crois que je vous écrivais dans le temps que vous me faisiez de très justes reproches de ne vous écrire pas. (Mme. de Sévigné.) Le vieux renard! je l'ai vu hier encore, rôdant à l'entour du château de Vaubert, guettant votre retour, furieux de ne vous avoir pas rencontrée. (Sandeau.) Diese Stellung ist bei dem einfachen Infinitiv veraltet oder doch selten, aber bei dem zusammengesetzten Infinitiv sowie bei avoir und être so häufig, dass sie hier noch für die regelmässigere gelten kann; to be, or not to be wird ebensowohl mit être ou n'être pas als mit être ou ne pas être übersetzt.

Wenn dagegen die Negation vor dem Infinitiv ihren Platz findet, so sind zwei Stellungsarten für das Pronomen möglich und zulässig. Es kann zwischen die beiden Theile der Negation treten: On s'étonnait de ne le point voir. (George Sand.) Le second,* le meilleur incontestablement, c'est de n'y pas prendre garde. (A. de Musset.) Qu'il** daigne ne vous pas demander, au jour du jugement univer-

* moyen. ** Dieu.

sel, un compte rigoureux de votre cruauté envers moi! (Dargaud.) L'Angleterre et la France . . . contraignirent le czar à ne se point prévaloir des avantages arrachés par cette convention à la faiblesse du sultan. (E. Bonnechose.) Vous imaginez-vous que je me contente du premier prétexte venu, parce qu'il vous plaît de n'en pas chercher d'autre. (A. de Musset.) Il en fut touché et même attendri, et me recommanda de ne les* pas publier par la crainte de vous compromettre. (Villemain.) — Oder das Pronomen tritt zwischen Negation und Infinitiv: Lacenaire, faisant ses premiers pas dans le crime, tâtonna, comme il est impossible de ne pas le faire dans les routes sombres et tortueuses. (Bonnellier.) Quel homme! disait-il à demi-voix; quelles grandes idées! quels rêves! Où est le garde-fou de ce génie? C'est à ne pas y croire. (Villemain.) Faites-moi la grâce de ne pas me le dire du tout, ce sera tout aussitôt fait. (A. de Musset.) Je ne te dis pas de combattre à présent ta tristesse, mais de ne pas t'attacher à elle. (Ders.) Elle** autorisa même le membre d'une famille à se séparer d'elle en rejetant son héritage, à ne pas la défendre et à ne pas en être défendu, à ne pas payer pour elle et à n'être pas racheté par elle. (Mignet.) Vous ne trouverez nullement étrange de ne point me voir dans le bateau. (Mme. de Sévigné.) On pouvait ne pas lui*** payer ses pensions: il gardait les revenus de ses vastes domaines, le Bourbonnais, la moitié de l'Auvergne, la Marche, le Beaujolais, le Forez, la Dombe, Clermont en Beauvoisis, d'autres fiefs encore. (Henri Martin.)

7) En von Personen: Quand j'ai paru devant Votre Majesté, à Carlsbad, je puis dire que je n'avais pas le bonheur d'en être connu. (Chateaubriand.) La servitude abaisse les hommes au point de s'en faire aimer. (Vauvenargues.) Je ne saurais entendre prononcer ce mot-là, † sans m'imaginer voir un ramas d'athées, de songe-creux à faire pitié, de séditieux et de révolutionnaires. Je ne conçois pas, parole d'honneur, comment le roi n'en fait pas justice. (Bouilly.) A l'avènement d'Édouard VI, Thomas Seymour eut l'idée d'épouser la princesse Élisabeth. Il s'en fit aimer. (Dargaud.) Besonders häufig bei faire statt des doppelten Accusativs: Trois Normands, Roger Bigot, Richard de Saint-Clair, et Guillaume des Noyers, s'emparèrent de leurs personnes et en firent des serfs tributaires. (Aug. Thierry.) Le prestige religieux et militaire dont la vie de Gustave-

* les lettres. ** la société. *** au connétable de Bourbon. † francs-maçons.

Adolphe a été entourée, et qui faisait désirer, dit-on, à Schiller d'en faire le sujet d'une épopée, a peut-être soustrait cette grande existence à l'analyse, et elle a été considérée comme le passage d'un météore brillant à travers l'histoire. (Parieu.) Son titre d'étranger qui rendait plus piquantes ses manières toutes françaises, cet art de plaire qui lui était si facile, tout contribua à en* faire le héros de la ville et de la cour. (Topin.) Sa grande taille, sa noble figure, . . . son intelligence prompte et sûre en** faisaient sur les champs de bataille le plus imposant des capitaines. (Thiers.) Il faudrait, Dieu me pardonne, en*** faire un ministre. (Scribe.)

8) Soi. Manchmal noch von bestimmten Personen: Il† allait chaque jour, accomplissant sa corvée infamante, et traînant, après soi, une odeur nauséabonde, une traînée horrible de loques, de trous, de taches, de fantastiques haillons arrangés, comptés et disposés avec un art abominable. (Janin.) Nur soi erscheint zulässig in folgendem Beispiel: Élisabeth, douée de l'âpre volonté de son père avec bien plus de jugement et de possession de soi-même, débuta en politique consommée. (Henri Martin.)

Chacun verlangt soi, auch wenn von einer bestimmten Anzahl bestimmter Personen die Rede ist: En 92, au moment de la dévastation des couvents, les Chartreux abandonnèrent la France, emportant chacun avec soi un des portraits. (A. Dumas.) Chacune †† le voulait pour soi seule, et il n'y avait pas moyen qu'il en fût ainsi, sans que les six autres y consentissent. (A. Matthey.)

Von Sachen und Abstrakten im fém. neben elle auch soi: Sa pauvre âme qui, par indignation de telles avances, avait voulu fuir ce vilain monde, y revenait malgré soi. (Léo.) Si on substitue le fracas à l'harmonie et l'enluminure à la couleur, c'est que la pensée elle-même n'est pas saine, et que, n'ayant en soi ni l'ordre véritable ni la vraie force, elle ne peut se représenter que dans une image violente et déréglée. (Geruzez.) Et voici la vache qui part comme un éclair, traînant après soi le malheureux sénéchal. (Laboulaye.) On comprend par là comment, jusqu'au IX[e] siècle, l'Église, absorbant en soi toute la société, ancienne et moderne, romaine et barbare, eut seule une expression, une langue écrite, une littérature, en un mot. (Baron.) Elle††† a le temps bien moins encore de relever et de rappeler à soi

---

* Buckingham. ** Kléber. *** Babiéça. † Chodruc-Duclos. †† des sept sœurs. ††† l'armée.

quelques-unes de ces nombreuses garnisons, sentinelles perdues des anciennes conquêtes, restées inutilement en arrière. (Villemain.)

Soi auf einen Plural bezogen: La douleur de voir son pays déchiré par des luttes si longues et si cruelles lui* inspira la pensée d'exposer à ses concitoyens quels maux traînent après soi les guerres civiles. (Baron.)

Statt des einfachen soi-même (lui-même etc.) steht par soi-même nach voir, juger, régner u. a. Verben: Je m'arrêterais tout simplement à une femme . . . qui fût en état de conduire le royaume et sa famille, si je laissais en mourant un dauphin trop jeune pour régner par lui-même. (A. Dumas.) Si le danger augmente, qu'on m'avertisse . . . ou plutôt . . . je reviendrai tantôt, savoir par moi-même . . . (Scribe.) Sur le parement on voit encore quelques restes de fresques que je crois du treizième siècle d'après les dessins que l'on m'en a montrés; car je n'ai pu examiner par moi-même que quelques têtes à demi effacées. (Mérimée.) L'ancienne dynastie . . . n'était donc plus qu'un nom sans autorité . . . trop faible pour lutter par lui-même contre le drapeau de l'empire. (Villemain.) Dès qu'il** saurait voir par ses propres yeux, il voudrait bientôt régner par lui-même. (Ch. Lacretelle.) Comme elle*** était fort instruite, elle prit soin par elle-même de son† éducation. (Ders.) François I[er] ne poursuivit point par lui-même les hérétiques, mais il les laissa torturer et brûler par les parlements et les officialités. (Ders.) Je veux en juger par moi-même. (Cas. Delavigne.) On ne compte que sur l'éducation que l'on nous donne, et l'on ne nous fait pas l'honneur de croire que nous puissions penser, réfléchir, observer par nous-mêmes. (Jouy.) Vgl. damit: Quelque chose qu'il pût me tenir pour m'en détourner, je voulus voir, par mes yeux, des objets pour lesquels il témoignait tant d'aversion. (Ders.) Sowie anderseits: Les moines irlandais qui avaient colonisé, par eux ou par leurs disciples, les Vosges, l'Helvétie, l'Alsace, tous les pays entre Seine et Meuse, continuèrent leurs expéditions après Colomban. (Mignet.)

9) Emphatisches Pronom absolu. Das zur nachdrücklichen Hervorhebung dienende moi kann seinerseits durch qui vous parle verstärkt werden: Adieu, comte, écrivons-nous, et prenons courage contre nos ennemis. Pensez-vous que je n'en aie pas, moi qui vous parle? (Mme. de Sévigné.) Moi qui vous parle, j'ai

* Garnier. ** Charles IX. *** Jeanne d'Albret. † Henri IV.

senti le roussi bien souvent, et je ne suis pas sûr de n'avoir pas été deux ou trois fois dépendu. (Victor Hugo.) — Aehnlich für vous: C'est* le moins lâche et le moins bas courtisan que j'aie jamais vu; vous aimeriez bien son style dans de certains endroits, vous qui parlez. (Mme. de Sévigné.)

10) Pronom absolu in grammatischen Erklärungen. Zur schärferen Kennzeichnung des grammatischen Verhältnisses wird oft das Pronom absolu in unfranzösischer Weise gebraucht: Dans cette phrase de Diderot: moi, je ne tue pas un chien qui m'aboie, aboyer peut être transitif direct ou indirect: il aboie moi ou il aboie à moi. (Littré, aboyer.)

11) Pronom absolu mit Adjektiv. Ausdrücke wie moi présent, moi vivant, moi sûr que u. a. (dem lat. abl. abs. entsprechend) sind dem Französischen geläufig. Dagegen findet sich für den Ausruf me miserum! im Französischen keine entsprechende Ausdrucksweise (Diez, Gramm. III, 124). Doch findet sich pauvre moi! ziemlich häufig und scheint andere Auffassung nicht zuzulassen: Ton semblant d'amour, alors, n'était qu'une surprise arrachée par mes ruses et mes mensonges ... Pauvre moi! (A. Matthey.) Pauvre Fernand! Pauvre moi! (A. Houssaye.)

12) Pronom absolu in Vertretung des Possessivs. Das persönliche Fürwort mit de zur Bezeichnung eines Besitzverhältnisses ist unerlaubt. Wie aber bei einer Gegenüberstellung oder Anknüpfung das conjoint durch das absolu vertreten werden kann (Charlemagne offrit à eux la paix, et à Witikind sa grâce), so kann auch dieser Ersatz für das Possessiv nöthig werden: Dans cette faiblesse physique et avec cette préoccupation morale, il** était d'autant moins en mesure et en disposition de consacrer le 29, le 30 et le 31 août aux services funèbres de sa femme, de son père, de sa mère et de lui-même, qu'il avait déjà célébré celui de l'Impératrice le 1er mai, anniversaire, de sa mort, et que, le 31 août, jour assigné au sien, il était depuis vingt-quatre heures retenu dans sa chambre par la maladie. (Mignet.) — Auch mit dem alten à: Ces précoces dispositions ne laissèrent pas que de scandaliser une bonne vieille tante à moi. (Chassaing.) — Ganz correct, aber uns auffällig: c'est affaire à lui.

*) M. de Lavardin. **) Charles-Quint.

Wiesbaden. Dr. Plattner.



Der Accusativus cum Infinitivo mit for
im Englischen.

Der Accusativus cum Infinitivo kann in den klassischen Sprachen unter gewissen Umständen als Subject auftreten. Madvig, Lateinische Sprachlehre, Holländisch bearbeitet von Boot, § 423 a, sagt: „Wenn das Prädicat durch utile est, fas est, magna laus est, oder durch oportet, decet, expedit etc. ausgedrückt wird, kann der Acc. c. Inf. Subject sein, wenn irgend ein Gedanke als Subject eines Urtheils auftritt, ohne dass die wirkliche Existenz dieses Gedankens ausgesprochen wird"; also ein sogenanntes Dictum de omni et nullo. Accusatores multos esse in civitate utile est. Omnibus bonis expedit salvam esse rempublicam. Facinus est civem Romanum vinciri (Madvig, p. 334).

Ein ähnliches Verhältniss findet sich im Griechischen; „Der Acc. c. Inf. steht als Subject eines unpersönlich ausgedrückten Urtheils (*καλόν ἐστι*, *χρή* etc. Pluygers, Grieksche Spraakleer, § 158)."

„In Anglo-Saxon the Latin and Greek Accusative + Infinitive is generally represented by a clause with thaet (March, Anglo-Saxon Grammar, § 286 b). — Cases of the Acc. c. Inf. are not found in Sanskrit, have a wide range in Greek and Latin, and are rare in Anglo-Saxon" (id. § 293).

„Selten wird im Ags. der Accusativ mit dem (reinen) Infinitiv als Subject in unpersönlichen Sätzen gefunden: thâ lîcade tham ârfaestan foreseónde ûre haelo **hyre thâ hâlgan sâvle mid lengre untrumnesse lîchaman âdêmde and âsodene beón** (Thorpe, Ana-

lecta, p. 52). Gewöhnlich steht hier ein Nebensatz mit thaet, welcher in der Bibelübersetzung auch da erscheint, wo das Gothische den Accusativ mit dem Infinitiv hat, wie Luc. 16, 17: Eáthre ys thaet heofon and eorthe geviton.

Ulfilas:

Ith azetizo ist himin ja airtha hindarleithan.“ (Mätzner II, 2, p. 21.)

Der Acc. c. Inf. findet sich im Gothischen in den nämlichen Fällen, in welchen man ihn im Lateinischen findet:

„(Ebenso) nach es geschieht, gefällt, geziemt sich, es ist leicht, besser, Zeit, Luc. 4, 36: jah varth afslauthnan allans (Stamm's Ulfilas bearbeitet von Heyne, p. 276).

Wir schliessen also dass der Acc. c. Inf. als Subject eines Satzes, in welchem ein unpersönliches Verbum (utile est, oportet, fas est, etc.) als Prädicat vorkommt, im Gothischen ebensowohl als im Lateinischen und Griechischen gefunden wird, aber im Angelsächsischen sehr selten ist.

Nun findet sich merkwürdiger Weise im Mittelenglischen eine Construction, die mit der oben berührten eine überraschende Aehnlichkeit zeigt; schade nur, dass der Casus nicht mehr als Accusativ constatirt werden kann. Folgende Beispiele sind sämmtlich Mätzner's Englischer Grammatik entnommen. So findet man bei Chaucer:

It is ful fair a man to bere him evene.

(Cant. Tales, 1525.)

No wondur is a lewid man to ruste. (id. 504.)

It had ben necessarie mo counsellours to performe your emprise. (Tale of Meliboeus.)

It is a woodnesse a man to strive with a stronger. (id.)

If that it be a foul thing a man to waste his catel on wommen. (id.)

It is shame you to bete him.

(Towneley Mysteries, p. 198.)

A carpenter to be a knyght
That was ever ageyne ryght.

(Halliwell, Nugae Poeticae, p. 17.)

A madyn to bere a child, iwys, without man's ayde, that were ferly. (id. p. 158.)

It is not convenient a man to be
Ther women gon in travalynge.
(Coventry Mysteries, p. 149.)

It is a straunge thynge an old man to take a yonge wyff.
(id. p. 95.)

Loo, what it is a man to haue connynge.
(Skelton I, 36.)

It spedith one man for to die for the puple.
(Wiclyffe, Joh. 18, 14.)

In der letzten Stelle scheint Ulfilas mir auch Acc. c. Inf. als Subject zu haben:

batizo ist **ainana mannan fraqistjan** faur managein; oder ist fraqistjan nur transitiv, und ainana mannan **Object** von fraqistjan? Das Angelsächsische hat hier auch ein intransitives Zeitwort, aber setzt wie gewöhnlich einen Nebensatz mit thaet an die Stelle des Acc. c. Inf.: thaet hit betere vaere thaet ân man svulte for folce.

So auch bei Shakespeare:

It is the lesser fault, modesty finds,
Women to change their shapes than men their minds.
(Two Gentlemen of Verona V, 4, 109.)

(This) is all as monstrous to our human reason
As my Antigonus to break his grave.
(Winter's Tale V, 1, 42.)

Die Prädicate sind in obigen Stellen: is fair, is no wonder, is necessary, is madness, is a foul thing, is shame, is against right, is wonderful, is convenient, is a strange thing, what it is! is fitting, is the lesser fault, is monstrous, also übereinstimmend mit den Fällen, in welchen man im Lateinischen, Griechischen und Gothischen den Acc. c. Inf. als Subject antrifft.

Nun findet sich schon im Gothischen in diesem Falle bisweilen ein Dativ anstatt des Accusativs: „Wo sich in einigen Fällen statt des Accusativs der Dativ findet, da ist dieser zum Prädicate des Hauptsatzes gezogen, und der Infinitiv steht allein“ (Stamm's Ulfilas von Heyne, p. 276) z. B. Luc. 6, 1: varth in sabbato antharamma gaggan imma = varth imma, gaggan. Marc. 9, 45:

goth thus ist galeithan in libain haltamma = thus haltamma goth ist, galeithan.

Dieser Uebergang vom Accusativ zum Dativ ist leicht zu erklären: die Prädicate geschah, ist besser lassen einen Dativ zu, und statt zu sagen

ihn zu gehen geschah

sagt man

zu gehen geschah ihm.

Die zweite Stelle lässt sich auf ganz ähnliche Weise erklären.

Es kann also nicht Wunder nehmen, wenn dieser Uebergang vom Accusativ zum Dativ auch im Mittel-Englischen bei den oben verzeichneten Prädicaten stattgefunden: die Mehrzahl dieser Prädicate wie necessary, convenient, fitting, monstrous, better, worse wurden im Angelsächsischen mit dem Dativ construirt. Dieser ursprüngliche Dativ wurde aber schon im Mittel-Englischen bei der Mehrzahl der genannten Adjective, die Geziemendes, Leichtes, Schweres, Mögliches, Unmögliches u. s. w. ausdrücken, mit der Präposition for umschrieben; und so geschah es, dass wir an der Stelle eines ursprünglichen Acc. c. Inf. als Subject, einen einfachen Infinitiv antreffen; zugleich hat der Accusativ, der ursprünglich das Subject des Infinitivs war, die Präposition for vor sich genommen und wird, logisch, zum Prädicats-Adjectiv oder zum Verbum gezogen. Wo also das Mittel-Englische sagte: It is a strange thing an old man to take a young wife, fing man später an zu sagen: It is a strange thing for an old man to take a young wife. Im letzten Satze ist also to take a young wife das logische Subject, und for an old man muss zum Prädicate is a strange thing gezogen werden.

Ich lasse hier einige Beispiele folgen, in welchen das ältere Englisch wahrscheinlich den Acc. c. Inf. als Subject gebraucht haben würde, und in welchen for steht als Umschreibung eines Dativs, der allmählich unter dem Einflusse des Prädicats-Adjectivs den ursprünglichen Accusativ verdrängt hat.

It is difficult for me to believe you.

It is necessary for you to go through the whole chapter.

Is it lawful for a man to put away his wife for every cause? (Matth. 19, 3.)

For man to tell how human life began — is hard (Milton, P. L. 8, 250).

It is impossible for us to believe it to be impossible. (Carlyle, Past and Present 1, 3.)

Später scheint die enge Beziehung, die ursprünglich zwischen dem Prädicats-Adjectiv und dem mit for umschriebenen persönlichen Dativ obwaltete, dem Sprachbewusstsein dunkel geworden zu sein; denn gegenwärtig findet man for + Persönlichen Casus + Infinitiv als Subject auch in denjenigen Fällen, in welchen das Prädicats-Adjectiv oder das Verbum kaum einen mit for umschriebenen Dativ zu sich nehmen könnte.

Einen ursprünglichen Dativ könnte man im Nothfall noch voraussetzen in den folgenden Stellen:

For Captain Jorgan to sit anywhere in his long-shirted blue coat and blue trousers, without holding converse with everybody within speaking distance, was a sheer impossibility. (Dickens, A Message from the sea, 86.)

For a tutor to give his pupils hints to work up into an essay is an excellent way of teaching. (Latham, Examinations, p. 271.)

Aber in den folgenden Stellen tritt der Dativ-Begriff ganz und gar in den Hintergrund; for ist hier ganz überflüssig, gleichsam rudimentär geworden, wie ein Naturhistoriker sich ausdrücken würde; diese Sätze sind verwechselt worden mit denjenigen, in welchen for als Stellvertreter eines ursprünglichen Dativs wirklich nothwendig ist, und ein theoretischer (hypothetischer) Acc. c. Inf. hat for vor sich bekommen, weil er über denselben Kamm geschoren wurde mit anderen Fällen, worin das Prädicats-Adjectiv oder das Verbum die Remplacirung eines ursprünglichen Accusativs durch einen mit for umschriebenen Dativ veranlasste.

For me to put him to his purgation would perhaps plunge him into far more choler. (Hamlet III, 2, 317.)

What I like best is for a nobleman to marry a miller's daughter, as Lord Flowerdale did — and what I like next best is for a poor fellow to run away with a rich girl. (Thackeray, Vanity Fair I, 110.)

There is nothing so rare as for a man to ride his hobby without molestation. (Washington Irving, Bracebridge Hall II, 22.)

Die Einschiebung von as zwischen rare und for, statt hinter



man, beweist deutlich, dass for nicht länger als Umschreibung eines ursprünglichen Dativs gefühlt wird.

For the teacher to perform the process while the student looks on, is a very different thing, especially if the latter does not expect to be called on to perform the experiment for himself. (Latham, Examinations, 371.)

For her son to have opposed himself to danger from living foes would have been nothing so dreadful in her eyes as to dare alone the terrors of the Haunted House. (Washington Irving, Bracebr. Hall II, 272.)

For the Lilliputians think nothing can be more unjust than for people, in subservience to their own appetites, to bring children into the world, and leave the burden of supporting them upon the public. (Swift, Gulliver, Lilliput, Chap. VI.)

Diese unorganische Einschiebung von for vor einen ursprünglichen Acc. c. Inf., von welcher wir im Obigen eine Erklärung zu geben versucht haben, hat aber noch in viel weiterer Ausdehnung um sich gegriffen. So findet man im heutigen Englisch for auch vor einem Acc. c. Inf., der als Object vorkommt:

Now, in such unfortunate quarrels among the component parts of a great political union of communities, I can scarcely conceive anything more completely imprudent than for the head of the empire to insist that, if any privilege is pleaded against his will or his acts, his whole authority is denied. (Burke, speech on Conciliation with America, March 22, 1775.)

I don't know anything more painful than for a man to marry his superior in age or his inferior in station. (Thackeray, Pendennis I, 7.)

Auch in diesen Stellen beweist die Stellung von than zwischen imprudent und for the head, und zwischen painful und for a man, statt hinter empire und hinter man, dass for entschieden nicht als Umschreibung des Dativs gebraucht wird; I don't know anything more painful for a man than to marry etc. bedeutet freilich etwas ganz anderes.

Ein Acc. c. Inf. kann im Englischen auch vorkommen abhängig von einer Präposition; z. B.

I look upon foxes to be the most blessed dispensation of a benign Providence. (Bourcicault, London Assurance, 3.)

Verona brags of him — To be a virtuous and well-governed youth. (Romeo and Juliet I, 5, 70.)

In diesen Stellen ist es das Verbum, das die Präposition erfordert. Beispiele von einem Acc. c. Inf. mit vorangehender Präposition, welche von einem vorhergehenden Adjectiv gefordert wird, sind im modernen Englisch vielfach vertreten. Hier treffen wir in erster Reihe das Adjectiv necessary, welches den Namen einer Sache mit for als nähere Bestimmung zu sich nimmt.

It is not necessary, however, that a sound should be distasteful to a people, for it to undergo such changes as these (Peile, Primer of Philology, 33) = The aversion of a people to a sound is not necessary for its undergoing etc.

In dieser Stelle ist for, meiner Meinung nach, nicht die Umschreibung eines ursprünglichen Dativs, und noch viel weniger unorganisch eingeschoben: „Bei Sachnamen färbt sich der Begriff von for bei Adjectiven verschieden nach dem Zusammenhange. Es steht, wo die Bestimmung und Bereitschaft, die Angemessenheit oder Unangemessenheit für eine Sache oder zu einem Zwecke in Betracht kommt.“ (Mätzner, Englische Grammatik II, 1, 439.)

Als Vertreter eines ursprünglichen Dativs möchte ich hingegen das for auffassen, das wir im modernen Englischen hinter einem Adjectiv finden, dem das Wort too vorangeht. Auch hinter diesem for treffen wir vielfach einen Acc. c. Inf. an; z. B.

The night is too dark for us to move in. (Cooper, Spy 14.)

He was too much accustomed to deeds of violence for the agitation he had at first expressed, to be of long continuance. (Scott, Rob Roy, 34.)

Der Begriff von necessary wird öfters durch ein Modalzeitwort, wie should, must, ought ausgedrückt; den Fällen mit necessary analog, findet man hinter should, must, ought etc. auch einen Acc. c. Inf. mit vorangehendem for, zur Bezeichnung der Sache, für deren Existenz oder Verwirklichung etwas nothwendig ist:

For us to carry a subject in our minds it must form a whole (Latham, Examinations, 368) = That a subject should form

a whole is necessary for our carrying it in our minds. For the knowledge to have borne as its result a power of doing something, it must have been assimilated (id. p. 364) = That the knowledge should have been assimilated is necessary for its having borne as its result a power of doing something.

So, if we learn any science, we must get beyond the information stage for it to rest in our minds (id. p. 369).

But in the evolution of institutions circumstances constantly demand that for national capacities to be seized on by what may be called national selection, they should be directed by a single mind. (Westminster Review, April 1875, p. 343.)

In allen diesen Fällen erfüllt die Präposition for vor dem Acc. c. Inf. irgend eine ihrer legitimen Functionen. Aber auch in diesem Falle hat die Präposition for sich fremdes Gebiet erbeutet.

Wie necessary eine Bestimmung mit for erfordert, so folgt den Adjectiven glad und afraid eine Bestimmung mit of. Diese Bestimmung kann wie bei necessary die Gestalt eines Acc. c. Inf. annehmen; z. B. I shall be glad of him to recover, anstatt: I shall be glad of his recovering. Nun ist aber in diesem und in dergleichen Sätzen die Präposition for häufig an die Stelle von of getreten, und so finden wir im modernen Englischen hinter glad und afraid einen Acc. c. Inf. mit vorangehendem for:

I should be glad for our existing students to feel their obligations to those of whose foregone care and thought they are the inheritors (Latham, Examinations, 196) = I should be glad of our existing students' feeling etc.

I am not afraid for them to see it (Dickens, Christmas Carol, IV) = I am not afraid of their seeing it.

Amsterdam. C. Stoffel.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Dr. Rudolf Sonnenburg. Grammatik der Englischen Sprache nebst methodischem Uebungsbuche. 6. Auflage. Berlin 1878. Verlag von Julius Springer.

Sonnenburg's Grammatik ist bereits in der 6. Auflage erschienen und in vielen Anstalten eingeführt. Das Werk ist seiner Anlage nach für den ersten Unterricht bis zum Abschluss des Schulunterrichtes etwa eines drei- oder vierjährigen Cursus im Englischen eingerichtet. Es ist ein einheitliches Buch, welches den ganzen grammatischen Stoff enthält und vom Leichteren zum Schwereren fortschreitet, erst die Formenlehre und dann die Grammatik absolvirt, zugleich zweckdienliche Uebungen über alle Theile der Sprachlehre enthält, beim Unterrichte in Schulen bei Weitem den Werken vorzuziehen, welche, wenn auch sonst sehr schätzenswerth und methodisch gearbeitet, in zwei oder gar drei Theile zerfallen und so gewöhnlich nicht absolvirt werden können.

Wie wenig aber Sonnenburg's Buch weder in Beziehung auf die grammatischen Auseinandersetzungen, noch in Beziehung auf die Vollständigkeit der grammatischen Regeln, noch auf die Zweckmässigkeit der Uebungen, noch auf Correctheit des Ausdrucks in den von dem Autor selbstgemachten englischen Sätzen empfehlenswerth, oder die Denkkraft des Schülers, worauf der Autor in seinem Vorworte mit Recht ein so grosses Gewicht legt, fördert, werde ich durch eine genaue Erörterung der ganzen Grammatik mit Anführung der Worte des Autors zur Evidenz darthun.

Die vielfache Empfehlung dieses Buches und der Umstand, dass das Buch in vielen höheren Anstalten schon seit Jahren in Gebrauch ist, liess mich mit dem festen Vertrauen an die Prüfung des Buches herangehen, indem ich glaubte ein durchaus brauchbares und seinem Zwecke entsprechendes Buch zu finden, und hierin bestärkte mich noch die pomphafte so viel versprechende Vorrede, welche aber nach Durchsicht des Buches leider nur das Parturiunt montes entlocken kann.

Ein Hauptvorzug des Buches, wenn dies etwa ein Vorzug genannt werden kann, denn auch hierüber könnte man anderer Ansicht sein, ist die eingehende, fast durch das ganze Buch sich erstreckende Behandlung und Erörterung der Aussprache, und selbst hier finden sich Fehler und unlogische Erklärungen.



Gleich im Eingange in der Lehre von der Aussprache heisst es:

§ 1. „Die englischen Laute der Vocale sind folgende: *a* eh u. s. w.“

„Die englischen Laute der Consonanten sind *b* bih u. s. w.“

Hier findet sich ein grosser logischer Fehler: Laute statt Benennungen der Buchstaben.

§ 2. „Die Aussprache des Englischen beruht auf denselben Grundsätzen wie die des Deutschen“, ist unklar und nicht wahr. Im Deutschen giebt es weder stumme Vocale noch stumme Consonanten, die Vocale werden ganz verschieden ausgesprochen. Welche Grundsätze sind das also?

§ 3 wird als Beispiel und zwar als einziges Beispiel für das lange *a* der stets kurz ausgesprochene unbestimmte Artikel *a* aufgeführt.

§ 4. „Wenige einsilbige Wörter endigen auf *o*, meistens wird ein stummes *e* hinzugefügt.“ Das meistens ist falsch. Auf *o* endigen to, do, go, lo (Interject.), no, so, wo (Weh); auf oe nur foe, hoe, doe, roe.

§ 5. „*o* lautet wie ein kurzes *o* (konnte).“ Unter den Beispielen ist angeführt: for, or, form, storm, nor, horn.

§ 6. Vor *d* und *k* lautet *oo* meistens wie kurzes deutsches *u*.“ Auch hier ist das meistens verkehrt. brood, brook, food, hook, mood, nook, crook etc. sind die Majorität.

§ 7. „Das Englische ist in der Umwandlung der Dehnungszeichen weit consequenter als das Deutsche“ u. s. w. Die ganze Auseinandersetzung von der Dehnung im Englischen und Deutschen ist durchaus unrichtig und stimmt am allerwenigsten mit der bereits angeführten unsinnigen Bemerkung von § 2.

§ 9. „Anm. Durch Verschiedenheit der Dehnungszeichen bei gleichlautenden Wörtern wird die Verschiedenheit der Bedeutung bezeichnet.“ Diese Worte können nur so verstanden werden, als wenn z. B. see zur Unterscheidung von sea anders geschrieben würde, während die Orthographie doch durch die Ableitung entstanden ist und die Uebereinstimmung der Aussprache eine zufällige ist.

§ 12. „*u* wird gedehnt durch ein vorgesetztes *e*, z. B. feud.“ Warum es nicht besser heisst. *eu* und *ew* werden gewöhnlich wie lang *u* ausgesprochen, kann ich nicht verstehen.

§ 13. „*i* vor *nd* und *ld* lautet lang wie in einer offenen Silbe.“ Der Zusatz wie in einer offenen Silbe ist hier ganz überflüssig.

§ 15. „are wird auch mit demselben kurzen *a*-Laute gesprochen.“ Der Laut ist nicht kurz, sondern lang.

§ 23. „*ch* lautet in einer Anzahl von Wörtern wie *k*.“ Erstens sollte hier gesagt sein: in allen Wörtern, welche griechischen Ursprungs sind, zweitens ist das zu dieser Regel gewählte Beispiel school nicht passend, weil *sch* immer *sk* gesprochen wird. Dass *ch* in einigen Wörtern wie machine auch wie *sh* lautet, ist nicht angegeben.

§ 24. Anm. 3. „Wenn *g* vor *e* und *i* den harten Laut haben soll, so wird ein *u* eingeschoben. Dies *u* ist stumm.“ Auch dies ist eine verkehrte Erklärung. *ge* und *gi* wird bald *g* hart, bald *g* weich gesprochen. Vgl. get und gest, give und gin. *gue* und *gui* ist *g* immer hart.

Anm. 5. „*gn* in der Mitte eines Wortes wird regelmässig gesprochen.“ Was bedeutet der Ausdruck „regelmässig gesprochen“?

§ 25. „*h* ist in einigen Wörtern stumm, man merke besonders etc.“ Sollte heissen: *h* ist in romanischen Wörtern gewöhnlich stumm, in germanischen ausgesprochen.

§ 32. 4) „In drei Wörtern ist *a* kurz und lautet wie in far: heart, hearth, hearken.“ Ist dies kurz? Welche gewaltige Unrichtigkeiten?

§ 35. „*o* lautet ausnahmsweise: 1) wie *oo* (langes *u*). Als erstes Beispiel steht das kurz ausgesprochene to; auch wolf ist als Beispiel für diese Aussprache aufgeführt.

§ 37. „*u* ist meistens lang in allen Silben.“ Unverständlich und unrichtig!



Soweit gehen die Regeln über die Aussprache im ersten Theil. Obschon dies die starke Seite des Buches ist, so ergeht doch aus dem Vorhergehenden, dass kaum ein Paragraph frei von groben Fehlern ist.

Noch verfehlter ist II. die Formenlehre und besonders III. die Syntax. Hier sind nicht nur die meisten Regeln falsch gegeben, sondern, was ebenso sehr zur Unbrauchbarkeit des Buches beiträgt, es ist vieles Wichtige und Hauptsächliche entweder ganz übergangen oder als nebensächlich behandelt.

Die Formenlehre geht von § 39 bis § 47.

§ 39. 1) Bei place und bridge sollte die Aussprache des *e* im Plural bemerkt sein.

6) „Brethren Brüder einer Gesellschaft" — besser wäre die Erklärung Mitbrüder, Mitmenschen.

Anm. 1. „Cattle Vieh ist Plural." Diese ganze Regel ist sehr ungenau. Cattle ist kein Plural, sondern gehört zu den Collectiven, wie family, army etc., die mit dem Sing. und Plural verbunden werden können. Peoples in der Bedeutung Völker wird gar nicht gebraucht, man sagt dafür nations.

Anm. 4. „Zwei Substantive in Apposition werden beide pluralisirt." Unrichtig; die Mehrzahl von maid-servant heisst maid-servants, von fellow-man — fellow-men. Nach der angegebenen Regel müsste es maids-servants und fellows-men heissen.

§ 41. Anm. 5. „Einige Adjective werden zugleich als Adverbien gebraucht." Wie ungenau und unvollständig Alles in dieser Grammatik behandelt ist, ist hier wiederum zu ersehen; kein Wort von den unveränderten und veränderten Adverbien, wie just — justly; late — lately; hard — hardly u. s. w.

3) Hier fehlt bei der Steigerung die Regel über zweisilbige Adjective, wenn dieselben die deutsche oder französische Steigerung haben.

5) Bei elder und eldest ist das Wesentlichste nicht erwähnt, dass sie nur attributiv gebraucht werden. Bei next ist der temporale Gebrauch (z. B. next week) ganz übergangen. Zu farther und further ist bemerkt in dem Anhang S. 330, 10: „In einigen Grammatiken wird ein Unterschied zwischen farther und further gemacht; dieser Unterschied existirt nicht und ist völlig aus der Luft gegriffen." Also in: he walks farther up und the further details ist kein Unterschied?

Anm. 3. „Einige Superlative sind auf most gebildet, z. B. utmost u. s. w." Eine ganz oberflächliche Angabe von Formen wie inner, innermost, upper, uppermost etc.

§ 44. 2) Dass *eth* als Endung der 3. Person zuerst angegeben ist, könnte den Schüler irreleiten, diese Endung als die gewöhnliche zu gebrauchen.

§ 46. Bei den unregelmässigen Verben wird delay (franz. delayer) als Zusammensetzung von lay aufgeführt, sonst gehört dieser Theil zum Besten der Grammatik.

Bei Weitem am mangelhaftesten ist der jetzt folgende 3. Theil, die Syntax.

§ 48. Soll eine Trennung zwischen Formenlehre und Grammatik sein, wie in dem vorliegenden Buche, so ist schon der erste § 48, 1 hier nicht an seiner Stelle. Ob *a* oder *an* gesetzt wird, gehört nicht in die Syntax, sondern in die Formenlehre.

2) Die einfachsten Regeln giebt der Autor auf unlogische und unverständliche Weise. Indem er von der Weglassung des Artikels bei allgemeinen Begriffen (Abstracten oder Stoffnamen) spricht, sagt er: „Wenn ein Begriff in seiner Allgemeinheit und ohne Beziehung auf einen besonderen Fall gedacht werden soll, so steht im Englischen kein Artikel," und dann heisst es weiter: „Der bestimmte Artikel bezeichnet, dass ein Begriff in Beziehung auf einen bestimmten Fall gedacht werden soll, z. B. we admire



the wisdom of the man.“ Wenn wir die ausgedrückte Regel auf diesen Satz anwenden, so ist also der Begriff wisdom nach dem Wortlaute auf einen bestimmten Fall ! zu beziehen. Es konnte kein unpassenderer Ausdruck als der Fall gewählt werden. Das Beispiel mit man, welches hier angeführt ist, gehört zu 3 und nicht zu 2.

6) „Vor Substantiven, welche einen Stand bezeichnen, steht gewöhnlich der unbestimmte Artikel.“ Was soll man mit dieser Erklärung anfangen? So wie das dasteht, ist es rein unverständlich. Es sollte heissen: Die Wörter, welche eine Nation, Religion, Stand u. s. w. (In der Regel wird blos von Stand gesprochen) als Prädicat bezeichnen und im Deutschen meist keinen Artikel haben, haben im Englischen den unbestimmten Artikel. Auch hier sind Lücken. Der Gebrauch des Artikels vor Eigennamen wie the East-Indies und namentlich die Weglassung bei Ländernamen wie Switzerland, Turkey, wo er im Deutschen steht, Weglassung vor den Mahlzeiten: breakfast u. s. w. sind nicht aufgeführt.

§ 49. Bei dem Genus ist die weibliche Endung *ess* (lion — lioness) gar nicht erwähnt. Die Regel über das Geschlecht der Thiernamen ganz ungenau. Von der Vorsetzung von male und female, man und maid oder woman, he und she bei Thieren oder Personen wie he-wolf und she-wolf keine Silbe. Die ganze Sache wird mit folgender Anmerkung zu § 49 abgefertigt.

„Anm. Man hüte sich vor dem lächerlichen Fehler, Cousine, Freundin und ähnliche Wörter durch she-cousin etc. zu übersetzen.“

Citiren wir hierüber Mätzner I, p. 268. Als dritte Art der Unterscheidung des Geschlechts bei Personen und Thiernamen, die nicht durch Endung oder durch ein besonderes Wort unterschieden sind, giebt Mätzner an: „*γ* durch die Fürwörter he und she, welche den Namen von Thieren, seltener von Menschen vorangesetzt werden u. s. w.“

§ 50. Von diesem § 50, dem alle systematische Ordnung fehlt, seien nur folgende unrichtige Erklärungen angeführt:

„Die Pluralformen dieser Substantive (fish, fowl, trout u. s. w.) werden gebraucht, wenn der Zahlbegriff besonders hervortritt, z. B. die Fische sind Thiere mit kaltem Blute, fishes are cold-blooded animals.“ Vorher steht das Beispiel: Fish live in water. Warum in dem letzteren Beispiel der Zahlbegriff weniger hervortritt, ist nicht ersichtlich.

3) „Substantiva, welche eine bestimmte Quantität etc. bezeichnen, werden nach vorangehenden Zahlbestimmungen häufig im Singular statt im Plural gebraucht.“ Sollte heissen, nehmen im Plural kein Pluralzeichen an, sie stehen aber im Plural.

Was soll aber das Darauffolgende heissen?

„In Zusammensetzungen, wie a five pound note, a four inch board, müssen die Wörter (welche Wörter?) im Singular bleiben.“

6) „Riches, Reichthum, ist eigentlich Singular, wird aber als Plural angesehen.“ Riches ist ein Plurale tantum und hat als Einzahl nur das Adjectiv rich, analog ist z. B. goods Waaren, blinds Rouleaux und andere.

§ 51. 1) Die Casuslehre beginnt mit der Participialconstruction und die ganze Regel über den Nominat. absolutus gehört durchaus nicht hierher, sondern in die Regeln über das Gerundium.

2) Das non plus ultra aller grammatischen Kenntniss ist Folgendes in dem Abschnitte über den Nominativ:

„Die Apposition, welche im Deutschen in demselben Casus steht, wie das Substantiv, auf welches sie sich bezieht, steht im Englischen im Nominativ, z. B. I bought the book at Murray's, a respectable bookseller.“

Also weil Herr S. dem Worte bookseller hier kein 's anhängt, ist es bei ihm ein Nominativ. Demnach wäre z. B. I have seen Mr. Murray,

a respectable bookseller, Letzteres auch ein Nominativ oder gerade so im Französischen J'ai acheté ce livre chez Mr. Murray, un libraire respectable. Demnach ist un l. r. Nominativ. Vgl. Plötz, Schulgr. Lect. 60. Welche Begriffe vom Casus!

Als Beispiel für den sächsischen Genitiv steht hier „England and France's army." Bei Ländernamen kann nur dann der sächsische Genitiv gesetzt werden, wenn sie, wie öfter bei Shakespeare, für den König des Landes gebraucht werden.

§ 53. 1) Der Ausdruck „näheres und entfernteres Object" statt Personen(Dativ)object und Sach(Accusativ)object ist unrichtig. Auch ist hier kein Unterschied gemacht zwischen den Verben, wo das to nie wegbleiben darf (wie to relate, to impart u. s. w.) und den anderen, wie to give, to send etc.

3) Wenn beide Objecte persönliche Fürwörter, so steht der Accusativ nicht, wie es hier heisst, „stets vor dem Dativ"; nur it steht immer davor. Sonst heisst es z. B. give me them etc.

5) „Einige Adjective stehen mit und ohne to." Die wenigen Ausnahmen opposite, like und near sind hier als Hauptregel gegeben. Es sollte heissen: bei Adjectiven, welche den Dativ der Person nach sich haben, darf to nicht wegbleiben, z. B. it was impossible to us. Davon steht aber kein Wort da.

§ 54. 1) „Viele Verben regieren im Englischen abweichend vom Deutschen den Accusativ." Dabei wird angeführt to allow a person (!). Person ist hier Dativ und dies gehört in das Capitel von der Weglassung des to bei dem Personenobject. Ebenso wird hier und an einer anderen Stelle des Buches auch to tell als Beispiel dafür angeführt, so dass nach Sonnenburg in he told me das Pronomen me Accusativ wäre.

Auch stehen hier eine Anzahl Verba, welche gar nicht hierhin gehören, da sie im Deutschen ebenfalls den Acc. regieren, wie to head anführen, to cross durchkreuzen, to fight bekämpfen, to trace aufspüren.

2) „Alle diese Verben werden im Perfectum (sic!) mit have verbunden." Warum gerade im Perfectum? heisst es nicht besser: haben als Hülfsverb in den zusammengesetzten Zeiten to have.

3) „Alle diese Verben können im Passivum gebraucht werden" sollte heissen: haben im Deutschen nur ein unpersönliches, im Englischen auch persönliches Passiv.

§ 55. 4) Hier fehlt bei to become der Gebrauch des selbständigen Verbs werden.

§ 59. In den Regeln vom Gerundium oder Participium fehlt einiges äusserst Wichtige. Das Particip nach Präpositionen, nach transitiven Verben, die umschriebene Conjugation sind gar nicht erklärt. Der ganze Paragraph giebt dem Schüler durchaus keinen genügenden Aufschluss über die so äusserst wichtige Construction.

§ 61. „One half etc. are related to have died" sollte heissen: are said to have died. To relate kann durchaus nicht so gebraucht werden.

§ 64. Es fehlt hier der Gebrauch von to do bei whose.

§ 66. c) „In der Schriftsprache ist must als Imperfectum durchaus gebräuchlich, s. Macaul. fast auf jeder Seite." — Allerdings wird must, wo keine Zweideutigkeit entsteht, auch für das Imperfect gebraucht. Letztere Behauptung: „s. Macaul. fast auf jeder Seite" ist lächerlich.

3) „I will und besonders I would bedeuten nicht selten pflegt etc." Hiesse es: will und would in der dritten Person, so wäre es richtig. In der ersten Person kommt es fast nie vor, indem die erste Person eine Zweideutigkeit nur zu leicht hervorbringt. Man wird nicht sagen: I would take a walk every morning für: Ich pflegte etc. Selbst wenn man die erste Person so gebraucht, so ist die Regel jedenfalls unlogisch ausgedrückt.



Anm. 1. „Will im Infinitiv etc. wird jetzt nur noch in der Bedeutung von testamentarisch etwas festsetzen gebraucht.“ Ebenso unlogisch wie die vorhergehende Erklärung. Warum heisst es nicht: will als selbständiges regelmässiges Zeitwort? Wie passt ferner das Beispiel: thus hath custom willed it zu der Erklärung „testamentarisch festsetzen“. Warum ist nicht das analoge „gewillt“ im Deutschen hier angeführt.

§ 66. 5) Die hier aufgeführten Regeln über die Uebersetzung des deutschen es gehören nicht hierher, sondern in das Capitel über das Fürwort. Welch sonderbare Erklärung von Ausdrücken wie It is I. „Dient es zur Feststellung der Identität einer Person, so sagt man It is I etc.“

§ 67. b) „Das substantivische Adjectiv ist der Plural im Masculinum, z. B. the poor, die Armen, the rich, die Reichen.“ Warum im Masculinum? Gehören die armen und reichen Frauen nicht auch dazu? Oder hat etwa das Femininum eine besondere Endung? Es sollte nur heissen: Der Plural im Allgemeinen ohne nähere Bestimmung, wie the poor women, the poor girls.

§ 67. „One, Plur. ones vertritt häufig die Stelle eines Substantivs.“ Ist dieses „häufig“ etwa eine grammatische Erklärung. Hier fehlt auch das Hauptsächliche, z. B. dass one nicht gesetzt werden darf, wenn ein Stoffname zu ergänzen ist, ferner nicht nach Zahlwörtern, nach unbestimmten Fürwörtern etc.

5) Anm. „Very dient auch zur Verstärkung des Superlativs, der allerbeste, the very best. Very in dieser Bedeutung ist Adjectiv, z. B. a very pearl etc.“ In the very best ist very kein Adjectiv, sondern ein Adverb, wörtlich: der sehr beste.

10) Stellung des Adjectivs. Hier fehlt vielerlei, z. B. der poetische Sprachgebrauch, das von Adverbien, z. B. so, begleitete Adjectiv, mehrere attributive Adjective, die sich auf ein Substantiv beziehen u. s. w.

§ 68. 1) „Das persönliche Fürwort es muss häufig durch he, she, they übersetzt werden.“ Mit dem Worte häufig, welches hier wiederum statt einer Erklärung steht, wird nicht gesagt, was in jeder Elementargrammatik zu finden ist. Wenn es weiter heisst: „Das Pronomen muss sich im Englischen nach dem folgenden Substantiv richten“, so kann der Schüler nicht wissen, warum man z. B. sagt: Who is at the door? It is a poor woman. Who is she? She is the wife of the gardener. —

2) Ebenso oberflächlich und wenig ausreichend ist die Regel über den Gebrauch von there für das deutsche es, wenn dasselbe auf das folgende Subject hindeutet. Sie lautet: „wenn es ist, es sind den Sinn hat von es giebt, es sind vorhanden, so muss es durch there übersetzt werden.“ Das Wesentliche ist auch hier nicht erwähnt, dass das deutsche es als formelles Subject durch there ausgedrückt wird.

§ 68. Eine der wichtigsten Regeln, wogegen am meisten von den Schülern gesündigt wird und worauf die Grammatik ein grosses Gewicht zu legen hat, ist der Gebrauch von one'self bei den transitiven Verben und die Weglassung des reflexiven Fürwortes bei Zeitwörtern wie to wonder, to complain etc. Diese Regeln werden in folgenden wenigen Worten in einer Anmerkung abgefertigt:

„Anm. Sich ist ausser durch one another oder each other zu übersetzen durch himself etc.“

Dies ist alles, was sich darüber vorfindet; kein Verzeichniss von den Verben, die im Deutschen reflexiv sind und im Englischen nicht, keine Erklärung des Unterschieds: they know themselves und they know each other, keine Angabe, wann das persönliche Fürwort statt des reflexiven steht, wie he had all his friends about him.

§ 69. Die Lehre von den demonstrativen Fürwörtern beginnt folgendermassen: „yonder jener, jene etc. wird nur dann gebraucht, wenn auf einen Gegenstand hingewiesen wird, der in Sicht ist.“ Mit dem meist veralteten

yonder (das gewöhnlichere yon ist gar nicht erwähnt) beginnt die Lehre von den Demonstrativen!

§ 70. 2) Bei der Trennung des relativen that von der Präposition wird bemerkt: „That mit nachgestellter Präposition ist im gewöhnlichen Leben häufig" (Es ist mehr in der Schriftsprache üblich.); „beim Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische gebrauche man diese Ausdrucksweise nicht, da sie nicht überall passt." Ich glaube, der Schüler soll lernen, wo sie passt. Dieses bequeme Abfindungsmittel stimmt ebenso wie alles Uebrige mit dem in dem Vorworte so betonten Grundsatze überein: „durch die Grammatik die Denkfähigkeit des Schülers zu üben."

§ 71. „Mit who fragt man nach dem Namen einer Person?" Was hat der Name hier zu thun?

In Anm. 1 findet sich der Sprachfehler what is it made from statt of. Derselbe Fehler kommt 4 Mal in den Uebungen vor.

§ 72. Wunderliche Erklärung von some! „Some bezeichnet einen unbestimmten Theil eines grösseren Ganzen."

Anm. 1. „Some kann auch in Fragen gebraucht werden, z. B. can you give me some paper? Ein solcher Satz ist zwar in der Form eine Frage, doch nicht dem Sinne nach."

Eine widersinnige Behauptung, die keiner Widerlegung bedarf.

Anm. 5. „Several heisst ursprünglich einzeln, z. B. they sailed severally." Was hat das Adverb severally als Beispiel zu several zu thun?

6) Bei a great many fehlt a good many, a great deal und a good deal.

§ 73. 7) Bei den Zahlwörtern sind a score und teens aufgeführt; es ist aber nicht angegeben, dass dies Substantive mit Zahlbegriffen sind, wie unser Schock. A dozen, welches doch ebenso gut dahin gehört, ist gar nicht aufgeführt.

§ 75. Keinem Theile der Sprachlehre ist eine grössere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als den Präpositionen, und besonders aus dem Grunde, weil hier die verschiedenen Sprachen am meisten divergiren und kaum eine Präposition immer durch eine entsprechende in der anderen Sprache übersetzt werden kann. In den meisten englischen Grammatiken findet sich daher auch ein Verzeichniss der Verben mit den Präpositionen, die dieselben erfordern. Von allem dem ist hier nichts zu finden. Unter den dürftigen Bemerkungen über die Präpositionen findet sich folgender ergötzliche Passus:

12) „Ueber in senkrechter Richtung (?) over, z. B. die Wolke steht über der See, the cloud hovers over the sea" (hovers heisst auch nicht steht, sondern schwebt). 14) „Unter, in senkrechter Richtung (?) under, besser (?) under the table." Was die senkrechte Richtung und was besser hier zu thun hat, ist unverständlich und sinnlos.

§ 76. Bei der Wortstellung steht statt aller genauen Regeln über die Stellung der Adverbien:

„Subject und Verbum werden sehr häufig (wieder das beliebte häufig!) durch Adverbien getrennt" und in der Anmerkung steht die unrichtige Behauptung: „das Adverb kann an jeder Stelle des Satzes stehen."

7) Ganz aus der Luft gegriffen und daher auch durch kein Beispiel erläutert ist: „Wenn das Subject länger ist als das Verb, tritt auch im Englischen Inversion ein."

§ 77. Gebrauch der grossen Anfangsbuchstaben.

Wenn es auch selbstverständlich ist, dass im Anfang eines Satzes u. s. w. ein grosser Anfangsbuchstabe steht, so darf doch bei Aufzählung von 5 Fällen, die hier stehen, dieses nicht wegbleiben und der erste Fall nicht lauten:

„1) Im Anfange der einzelnen Verse in Gedichten." Weggelassen ist unter anderen auch der Gebrauch der grossen Anfangsbuchstaben bei Tagen und Monaten.

Soweit die Besprechung des eigentlichen grammatischen Theiles. Wir glauben uns aller weiteren Bemerkungen nach dieser eingehenden Auseinandersetzung enthalten zu können. Der Curiosität halber sei jedoch folgender Passus aus dem Vorworte noch angeführt:

„Der kundige und strebsame Lehrer, welcher bemüht ist dem Unterrichtsstoffe so viel wie möglich bildende Elemente abzugewinnen, wird bei näherer Betrachtung des Buches bald sehen, mit welcher Berechnung überall verfahren worden ist. Er wird sich überzeugen, dass die hier befolgte Methode und die Anordnung und Darstellung des Sprachmaterials auf wahrer begrifflicher Anschaulichkeit beruht, durch welche dem Lernenden Alles zur geistigen Klarheit und zum begriffsmässigen Verständniss gebracht werden soll" etc. etc.

Der zweite Theil, das Uebungsbuch, enthält nebst einem ziemlichen Vorrath von geeigneten Lesestücken und Stücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen auch viel Ueberflüssiges und Unzweckmässiges. Ueberflüssig sind viele Regeln und Beispiele über die Aussprache, die fast mit denselben Worten, wie im ersten Theile, gegeben sind. Ebenso werden Regeln der Grammatik, aber nicht etwa erweitert, sondern noch flüchtiger und mangelhafter als im ersten Theile wieder aufgeführt.

Ganz unzweckmässig sind die vielen Sätze aus der englischen Bibel, die bereits mit der 10. Lection des Uebungsbuches beginnen. Auf der Stufe, wo der Schüler noch mit den Elementen der Sprache zu kämpfen hat, wird er mit veralteten Formen und nicht mehr gebräuchlichen Wörtern bekannt gemacht. Wie sehr die Erlernung der grammatischen Regeln darunter leiden kann, sei nur an einem Beispiele erläutert. In der 15. Lection findet sich folgender Satz aus dem Evangelium Lucae: „Every tree is known by his own fruit. For of thorns men do not gather figs, nor of a bramble bush gather they grapes." Hier sind nach dem heutigen Sprachgebrauche drei grobe grammatische Schnitzer, die der Lehrer jedem Schüler in einem Exercitium anrechnen müsste. His statt its, of statt from und gather they statt they gather. Wäre es nicht ganz verkehrt, wenn der Ausländer die deutsche Sprache etwa aus der lutherischen Bibelübersetzung kennen lernen sollte. Denn nicht weniger ist die Sprache der englischen Bibel aus der Zeit Jacob's I. verschieden von der modernen englischen Sprache als Luther's Deutsch von dem Unserigen. Ebenso ungeeignet sind die zahlreichen Stellen aus Shakespeare, die mit der 26. Lection beginnen. Ehe der Schüler diesen Dichterfürsten kennen lernt, muss er eine gewisse Fertigkeit erlangt haben, damit er ein ganzes Drama mit vollem Genusse und wahrer Erhebung in sich aufzunehmen im Stande ist und mit einigen losgerissenen Fetzen sich abzuarbeiten hat.

Auch in dem Anhange (S. 328—332 der 6. Auflage) findet sich noch Mancherlei, was einer Berichtigung bedürfte. Ich erwähne nur die Behauptung Nr. 10, „dass der Unterschied zwischen further und farther aus der Luft gegriffen sei" und die Bemerkung Nr. 14, dass „Herr durch gentleman zu übersetzen ist, wenn von Abwesenden die Rede ist." Indessen ist das Buch zur Genüge beleuchtet und in Beziehung auf seinen in dem pomphaften Vorworte gegen die selbstgemachten Sätze gerichteten Ausspruch verweise ich zum Schlusse dieses Referats auf die 22 ersten Lectionen des Uebungsbuches, wo sich es glänzend bewahrheitet, dass in den „selbstgemachten Sätzen viel Fades vorkommt" und „dass sie oft incorrect und gegen den Geist der Sprache sind".

Frankfurt a. M. Dr. Bernhard Lehmann.

Handbuch zur Erlernung der franz. Sprache für praktische Anwendung von Dr. L. Däumler, Lehrer an der Handelsschule zu Gotha. Gotha, E. F. Thienemann.

Der Verfasser dieses Handbuches bemerkt in dem Vorworte: „Beim oberflächlichen Durchblättern des vorliegenden Werkchens wird vielleicht mancher von meinen geehrten Berufsgenossen dasselbe als eine unnöthige Bereicherung der schon vorhandenen franz. Schulbücher betrachten, indem er sich dabei die grosse Menge schon vorhandener Chrestomathien und Lehrbücher in ähnlicher Form vergegenwärtigt. Bei genauer Durchsicht jedoch kann es keinem Fachmann entgehen, dass der gegebene Stoff keineswegs nach den Grundsätzen, die bei Herstellung der meisten Lesebücher beobachtet sind, ausgewählt wurde.“ — Welche Grundsätze den Verf. bei Herstellung des Handbuches leiteten, giebt er nicht weiter an. Sehen wir uns daher seine Arbeit näher an. Das Inhaltsverzeichniss bringt folgende Ueberschriften: Notices sur les auteurs dont on trouve des morceaux dans ce recueil. I. Anecdotes. II. Anecdotes incomplètes. III. Lettres etc. IV. Correspondance commerciale. V. Gedichte (warum nicht poèmes?). VI. Traits d'histoire naturelle. VII. Traits d'histoire. VIII. Caractères littéraires. IX. Descriptions. X. Modèles de différents genres de composition. Lyrische Gedichte zu Declamationsübungen. Wörterbuch. Geographisches Register. Das Angeführte ist uns Alles aus anderen Chrestomathien bekannt. Neues vermögen wir beim besten Willen nicht zu entdecken. Im Gegentheil vermissen wir hier zum Unterschiede von Werken ähnlicher Art eine Auswahl von Gesprächen, Auszüge aus modernen Theaterstücken u. dergl. Die Conversation bildet einen so wesentlichen Bestandtheil der franz. Sprache und des nationalen Geistes, dass ein Buch betitelt „Handbuch zur Erlernung der franz. Sprache für praktische Anwendung“ in erster Linie Proben dieser Gattung hätte bringen müssen.

Auch in der Anordnung der Stücke und in den Principien, nach denen dieselben gewählt wurden, vermögen wir nichts Neues zu entdecken. Das Werkchen soll einem doppelten Zwecke dienen; es soll sowohl zur Lectüre als auch besonders zur Uebung im schriftlichen Gedankenausdruck in der franz. Sprache verwendet werden. Die Anekdoten sollen zuerst zergliedert werden; Verf. giebt selbst einige solcher Analysen, die allerdings eigene Arbeit sind. Ist das aber eine neue Idee? Wird nicht jeder Lehrer eine solche Zergliederung mit seinen Schülern vorgenommen haben? Oder lassen sich die Stücke gerade aus diesem Buche besser zergliedern oder schriftlich bearbeiten als die aus anderen, aus Lüdecking, Plötz u. s. w.? Die Stücke selbst sind aus anderen Chrestomathien zusammengeschrieben. Als Muster scheint dem Verf. besonders Marelle's Manuel vorgeschwebt zu haben. Hätte er seinem Buche einen höheren Werth verleihen wollen, so hätte er nicht bloss aus Chrestomathien schöpfen, sondern wenigstens theilweise aus den Schriftstellern selbst neue, seinem Zwecke dienende, seinem pädagogischen Tacte und literarischen Geschmacke entsprechende Stücke aufsuchen müssen. Durch solche selbständige Arbeit gewönne das Buch mehr Berechtigung seiner Existenz. Im Grunde hat Verf. nur zweierlei Arten von Chrestomathien in ein Handbuch zusammengedrängt, nämlich die rein literarische und die praktische, für den Kaufmann berechnete Chrestomathie, und den gegebenen Stoff von diesem Standpunkte aus geordnet. Dem Kaufmanne dürfte p. 19—58 genügen. Was soll derselbe aber mit 58—170 beginnen? Auf der anderen Seite ist der Primaner einer Realschule, für welchen das Buch auch bestimmt ist, gewöhnt, das Material für seine historischen Arbeiten in seinen Lesebüchern reichlicher vorzufinden.

In Bezug auf den Druck bedauern wir noch, dass die in Deutschland

so häufige, ganz unfranz. Schreibung von boeuf, coeur, oeil, oeuvre etc., die doch endlich einmal aus Schulbüchern verschwinden sollte, durchweg beibehalten worden ist.

Reichenbach i. Schl. Dr. Winkler.

Synchronistische Tabelle zur politischen und Literär-Geschichte Frankreichs und Englands. Nebst Anhang. Zum Gebrauch in den oberen Klassen der Schulen zusammengestellt von Professor Dr. Sachs, an der Realschule I. Ordnung zu Brandenburg a/H. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung 1879.

Ein sehr nützliches und allen Schülern zu empfehlendes Büchelchen, dessen Einrichtung nicht praktischer und übersichtlicher sein könnte. Die Tabellen enthalten in französischer, beziehungsweise in englischer Sprache: 1) die Daten, mit einschlägigen literarischen Nachweisungen; 2) die wesentlichsten hierauf bezüglichen Notizen aus der allgemeinen Culturgeschichte. Der Anhang stellt die hauptsächlichsten Sagen des Alterthums zusammen, so weit sie zu den bedeutendsten französischen und englischen klassischen Dramen in Beziehung stehen, und giebt von den letzteren kurz den Inhalt an zur Recapitulation nach der Lectüre. Meiner Gewohnheit gemäss lasse ich einige Winke folgen, die der Verfasser bei einer künftigen Auflage der Beachtung werth halten dürfte.

Auf dem Titel fehlt nach England: und Amerikas, da ja auch die amerikanische Literatur mit berücksichtigt ist. Auffallend mangelhaft für das Jahr 1879 sind die Hinweise (S. 1) auf englische Geschichte und Literatur behandelnde Werke. „Macpherson's work on the History of England" und „A Child's History of England by Dickens" sind doch wohl nicht als Autoritäten anzuführen; der erstere Titel auch zu ungenau, um Schülern zu nützen. Noch weniger sind die nachher erwähnten Spenser, B. Jonson und selbst Macaulay hier am Platze. Statt aller dieser hätte J. R. Green's „A Short History of the English People" in 2 Bänden 1878 und seine „History" in 4 Bänden angeführt werden müssen. Ebenso unter Literature nicht blos Warton oder die blos skizzenhaften Chambers, Spalding und Craik, sondern vor Allen Morley Early English Writers und B. ten Brink's Geschichte der englischen Literatur, Bd. I. S. 2 unter Arthur vermisse ich Hinweis auf Tennyson's und Bulwer's Dichtungen auf diesen Sagenhelden. Ebenso unter Harold (S. 3) auf des Ersteren Drama desselben Titels. Bei Secotus Erigena (S. 2) und Anselm of Canterbury (S. 3) die neuesten Biographieen, deren Titel mir im Augenblick nicht gegenwärtig sind. Bei Friar (Roger) Bacon fehlt Angabe der Monographie über denselben von G. Schneider. „Geffrey" mehrere mal sollte Geoffrey heissen. Chaucer heute noch „the father of English Poetry" zu nennen, ist kaum zu rechtfertigen. Bei dessen Troilus (eigentlich Troilus and Cresseide) hätten Shakespeare's und Dryden's Dramen gleichen Titels erwähnt werden können. Ebenso wieder bei (Bloody) Mary (S. 8) Tennyson's Drama. Bei Sidney (S. 9) ist nur Arcadia angegeben, während seine bedeutendere Leistung „Defense of Poesie" unerwähnt bleibt. Bei „English Comedians in Germany" fehlt Hinweis auf A. Cohn's erschöpfendes Werk über diesen Gegenstand. Das „confer" (Molière's Précieuses) auf derselben Seite ist wohl nur Versehen des Druckers für das lateinische conf. (confera)? Sonst müsste es compare heissen. Bei Molière (S. 11) hätte entschieden auf Humbert's grösseres Werk über diesen Dichter hingewiesen werden müssen, und bei Th. Strafford hätte

P. Lohmann's Drama Erwähnung verdient. Bei John Locke (S. 12) vermisse ich Angabe der neueren Biographie dieses Philosophen von Fox, ebenso bei David Hume (S. 13). Bei Anne (S. 12) hätte es statt Mahon, History 1701—13 (nicht wie dort 83) besser Earl Stanhope geheissen, was Mahon's jetziger Titel ist und unter welchem das Werk auch in der Tauchnitzausgabe erschienen ist. Bei Byron (S. 15) und Shelley (ibid.) sind die literarhistorischen Angaben auffällig mangelhaft. Bei Ersterem findet man nicht einmal Elze's oder irgend eine englische Biographie erwähnt, und ebenso fehlt geradezu Alles bei Shelley und W. Scott. Ueberhaupt scheint der Verfasser gegen Ende ermüdet zu sein, denn hier wird Alles schrecklich lückenhaft und oberflächlich abgethan. Bei Lord Mahon (S. 17) heisst es jetzt blos History 1836—53; das sieht aus, als ob die Periode von 1836 bis 1853 darin behandelt wäre, während dies die Jahre sind, in welchen die einzelnen Bände (From the Peace of Utrecht bis Versailles sich erstreckend) erschienen sind. Bei A. Tennyson (ibid.) ist blos eine Uebersetzung seiner „Gedichte“ von „Fischer“ (?) erwähnt. Bei Dickens „French Translation by A. Pichol.“ Desinet in pisces möchte man da sagen. Hoffentlich werden diese Lücken und Mängel in der nächsten Auflage ergänzt und beseitigt werden. Für das Geleistete aber auch schon verdient der Verfasser immerhin den Dank der Schule, denn er hat damit den Weg nicht blos vorgezeichnet, sondern selbst schon Bahn gebrochen.

A New Manual of the German Language of Conversation by A. Schlessing. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1879. Neues Handbuch der englischen Conversationssprache von A. Schlessing. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1879.

Der Verfasser dieser beiden äusserst nützlichen Handbücher für Deutsche und Engländer hat sich erfolgreich bemüht, solchen von beiden Nationalitäten, die ohne Vorkenntnisse in eines der beiden Länder reisen oder sich in denselben aufhalten, ein zum Verkehr mit den beziehungsweisen Bewohnern des Landes geeignetes Hilfsmittel an die Hand zu geben. Die Angabe der Aussprache ausgenommen, ist alles Nöthige zur Verständigung im Lande und zwar in recht hübsch geordneter Weise hier zu finden. Zunächst enthält nämlich die „Einführung in die englische (resp. German) Sprache“ die Elemente der Grammatik als Anmerkung zu den gebräuchlichsten Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwörtern mit ihren Abwandlungen, untermengt mit kleineren Sätzen und Redensarten; dann folgen „Vocabeln und Uebungssätze“ und zwar wiederum über die wichtigsten Gegenstände, ferner „Sammlung gewöhnlicher Redensarten im gesellschaftlichen Verkehr“, „Gespräche“ von der Kinderstube an u. s. w., wie sie im Leben mit seinen mannigfachen Bedürfnissen vorkommen; endlich ein „Anhang“, die Titulaturen, Briefanfänge, Briefschlüsse, Billete und Briefe, Geschäftsbriefe, Wechselformulare und Quittungen, Tabelle von Münzen, Mass und Gewicht in England und Amerika und die gebräuchlichsten Abkürzungen.“ Beide schön ausgestattete und handliche Bändchen sind sich, wie ersichtlich, ganz ähnlich, nur dass im Handbuche der engl. Conversationssprache das Deutsche links und im Manual of the German Language das Englische diesen Platz einnimmt. Natürlich auch enthält das Erstere die Anfänge der englischen und das Letztere die der deutschen Grammatik. Wenige andere Gesprächbücher, deren es eine Legion giebt, dürften diesen an Brauchbarkeit gleichkommen und wir können sie daher Allen, welche eine der beiden Sprachen blos zu praktischen Zwecken nöthig haben, aufs beste empfehlen.

Dr. David Asher.

---

1. Histoire de la première croisade par J. F. Michaud, erklärt von Dr. F. Lamprecht.
2. Discours de la Méthode par Descartes, erklärt von F. C. Schwalbach. Berlin, Weidmann.

In der Weidmann'schen Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, deren einzelne Hefte bekanntlich von sehr verschiedenem Werthe sind, erhalten wir soeben die beiden oben genannten Ausgaben, welche die wärmste Empfehlung verdienen. Hr. Lamprecht bietet uns einen ganz vorzüglichen Text aus den fünf ersten Büchern von Michaud's erstem Kreuzzuge und hat zum Zwecke der praktischen Benutzung beim Unterrichte das Ganze in acht Abschnitte zerlegt, nämlich: I. Geschichte des heiligen Landes bis 1094, Peter's Pilgerfahrt und Kreuzpredigt; II. Aufbruch und Untergang der untergeordneten Haufen. III. Marsch der grossen Heere bis Constantinopel. IV. Zug durch Klein-Asien bis Antiochien. V. Belagerung und Eroberung dieser Stadt. VI. Sieg über Kerboga und die einzelnen Züge bis Ende des Jahres 1098. VII. Marsch nach Jerusalem und Eroberung desselben. VIII. Wahl Gottfried's zum König; sein Sieg über die Aegypter bei Ascalon und sein Tod.

Die sprachlichen Bemerkungen beschränken sich mit Recht auf das Nothwendige, und der Herausgeber hat sich durch das Beispiel mancher seiner Vorgänger nicht etwa verleiten lassen, grammatische und synonymische Lehrbücher auszuschreiben und dadurch einen ganzen Haufen völlig überflüssiger Noten zusammenzustoppeln. Die sachlichen Bemerkungen, welche die Ausgabe bietet, sind ganz vortrefflich, und die nach den Anmerkungen von Hrn. Lamprecht gefertigte Karte ist eine besondere Zierde des Buches, welche das Verständniss wesentlich erleichtert.

Ebenso kann Ref. auch die Schwalbach'sche Arbeit bestens empfehlen, welche in gleich angemessener Weise das Verständniss des ziemlich schwierigen Aufsatzes vermittelt und denselben somit erfreulicher Weise einem grösseren Kreise von Lesern zugänglich macht. Beide Herausgeber bringen als Einleitung einen kurzen Bericht über das Leben und die Werke der betreffenden Schriftsteller.

Schulausgaben französischer Classiker mit Einleitung, Wort- und Sacherklärung von J. Adelmann und G. Zeiss. Landshut, Krüll.

Das erste Heft dieser Sammlung bringt den Alexandre le grand, tragédie par J. Racine, ein Werk, von dem die Herausgeber in der Vorrede selbst bemerken, dieses Drama gehöre allerdings nicht zu den besten des Dichters; es biete darum (?) aber auch für die Lectüre weniger Schwierigkeiten als andere. Nach einer kurzen Einleitung, welche das Leben des Dichters und den Inhalt des Stückes bespricht, sowie Einiges über den franz. Versbau beibringt, folgt dann die Tragödie selbst, der sich merkwürdiger Weise ein besonderes Wörterbuch anschliesst; „dadurch soll, wie das Vorwort sagt, den Schülern die Anschaffung von Wörterbüchern erspart werden, die viel Geld kosten und doch oft den gewünschten Aufschluss nicht geben.“ — Dieses Dictionnaire ad hoc enthält ganz bekannte Wörter, und man ersieht nicht recht, nach welchem Grundsatze es überhaupt angefertigt ist. Die beigefügten Noten enthalten viel Gutes, aber auch mancherlei recht Ueberflüssiges.

A Book of English Poetry for the use of schools, by Dr. F. W. Gesenius. Halle, Gesenius.

Der Herausgeber dieser hübschen Sammlung, welcher sich bereits durch manche schätzbare Arbeit um den Unterricht in der englischen Sprache ein nicht geringes Verdienst erworben hat, bietet in der vorliegenden Schrift hundert reizende kleine Gedichte, die er für die verschiedenen Stufen der Schule wohl geordnet und mit kurzen erklärenden Noten und biographischen Skizzen der Verfasser versehen hat. Die Auswahl ist äusserst geschmackvoll, enthält nichts, was dem betr. Alter nicht angemessen wäre und wird sich sicherlich in kurzer Zeit sehr viel Freunde erwerben. Ref. empfiehlt das Büchlein angelegentlichst und hofft, dass es mit dazu beitragen werde, die Memorirübungen guter angemessener Poesie in den Schulen zu fördern.

Shakspere-Lesebuch. Als erste Stufe der Shakspere-Lectüre für höhere Anstalten von Dr. Karl Meurer. Köln, Römke & Co.

Der Herausgeber dieses Lesebuches will in die Lectüre Shakespeare's einrühren und giebt in dem ersten Theile des Büchleins eine ziemliche Anzahl der Sentenzen und Sprüche der Weisheit; eine zweite Abtheilung bietet sodann grössere zusammenhängende Stellen, die für sich ein Ganzes ausmachen, und den Schluss bildet eine Reihe von Scenen aus Julius Caesar und dem Merchant of Venice, deren Verständniss durch Inhaltsangabe des ganzen Stückes ermöglicht wird. Die beigefügten Noten erklären vorzugsweise das Sachliche und schliessen sich den Erläuterungen von Delius an. Ausser einer kurzen Biographie des Dichters bringt der Herausgeber auch noch Einiges über den Blank-Verse bei und das Wichtigste aus der Grammatik des Dichters. In Beziehung auf die Folge des Lesestoffs ist ein Fortschritt vom Leichteren zum Schwierigeren unverkennbar, und die ganze Auswahl bekundet Geschmack und pädagogischen Tact. Dem Lesebuche ist noch ein besonderes W ö r t e r b u c h beigegeben, welches auffallender Weise eine Anzahl von Wörtern enthält, die Jeder wissen sollte, wenn er mit der Lectüre Shakespeare's beginnt.

Der Herausgeber will sein Buch schon „i n S e c u n d a“ benutzen (doch nicht wohl gar schon in Unter-Secunda?); da nun aber für den Unterricht das Beste gerade gut genug ist, so möchte Referent doch die Frage aufwerfen, ob es nicht richtiger wäre, den Lernenden zuvörderst mit der modernen Sprache recht tüchtig bekannt zu machen und die Lectüre Shakespeare's einer späteren Zeit (für Prima) zu überlassen. In England hört man nicht selten, dass junge Leute, die etwa 4 Wochen lang nach Ollendorf'scher Methode das Deutsche betrieben haben, ihrem Lehrer den Wunsch aussprechen, nun doch auch die Lectüre des Faust von Goethe zu beginnen; ebenso könnte Referent auch manches Gymnasium namhaft machen, in welchem Shakespeare im Originale tractirt wird, obwohl die Zöglinge kaum mit den Elementen der englischen Sprache vertraut sind. Aber die qu. Angabe macht sich doch gut im Programme und verleiht dem Unterrichte den Schein des Klassischen!

Thomas Babington Macaulay, History of England. Ein Abschnitt aus dem ersten Capitel bearbeitet von F. C. Schwalbach. Leipzig, Teubner.

Referent muss der Ansicht des Herausgebers ganz beipflichten, dass es sich bei Aufstellung eines Canons englischer Schullectüre empfiehlt, demjenigen Abschnitte aus Macaulay den Vorzug zu geben, der in grossen

Zügen die Geschichte Karl's I. und der Republik bis zur Restoration zum Gegenstande hat. Ebenso glücklich wie die Wahl des Stoffes für die Schullectüre, ebenso geeignet und zweckmässig erscheint nun aber auch die Erklärungsmethode des Herausgebers, der den Collegen ein wirklich sehr brauchbares Schulbuch bietet, welches gewiss recht viel Freunde gewinnen wird. H.

H. Moulin, Molière et les Registres de l'Etat civil, étude (?). Paris 1878. (15 S.)

In der vorliegenden kleinen Schrift wird uns der authentische Beweis geliefert, dass Molière in den Jahren 1650—1673 neunmal Pathe gewesen, auch eine von Molière mitunterzeichnete Taufurkunde im Facsimile beigebracht. Auf den letzten vier Seiten stimmt der Verf. ein wehmüthiges Klagelied darüber an, dass autographe Aufzeichnungen Molière's so überaus selten seien, während doch Deutschland, England, Italien handschriftliche Aufzeichnungen grosser Dichter besässe. Die Klagelieder helfen leider nichts, so lange die Sache einmal nicht zu ändern! Im Uebrigen enthält die Schrift nichts Neues — ausser der Angabe, dass Le Beauval und Gemahlin auf ausdrücklichen Befehl Ludwig's XIV. in die Molière'sche Truppe übergetreten seien. So lange noch wichtige Fragen der Molièrekritik ungelöst sind, sollte man mit dergleichen mikrologischen Untersuchungen nicht sich und Andere ermüden. Dr. Mahrenholtz.

Programmenschau.

Es besteht eine weitverbreitete Voreingenommenheit, um nicht zu sagen ein Vorurtheil, gegen wissenschaftliche Arbeiten, die in Schulprogrammen veröffentlicht werden. Man hört häufig behaupten, dass sie zum grössten Theil das Papier nicht werth seien, auf welchem sie gedruckt sind. Es ist nicht zu bestreiten, dass diese Aussprüche eine gewisse Berechtigung haben. Es ist in Schulprogrammen, besonders zu der Zeit, als die Beigabe einer Abhandlung noch obligatorisch war, sehr viel Unnützes und Werthloses, oder wenigstens Nebensächliches und Unbedeutendes veröffentlicht worden. Der Grund dieser Erscheinung ist leicht einzusehen. Wer seiner Arbeit eine gewisse wissenschaftliche Bedeutung beimass und sie demgemäss der gelehrten Welt möglichst bekannt gemacht zu sehen wünschte, konnte sich nicht gern dazu verstehen, die Frucht seiner Studien in den selten oder nie aufgerührten Staub der Programmabtheilung einer Schulbibliothek zu vergraben. Es wäre aber ungerecht, in ein solches abfälliges Urtheil alle derartigen Veröffentlichungen einzuschliessen; es haben sich unter der Menge der Spreu immer einige Weizenkörner vorgefunden, deren Zahl sich in erfreulicher Weise gemehrt hat, seit die Beigabe einer Abhandlung zu dem Programm freiem Ermessen anheimgestellt ist. Es scheint nun aber auch um so mehr geboten, auf solche werthvollere Arbeiten aufmerksam zu machen und sie dem Dunkel einer unverdienten Vergessenheit zu entziehen. Dies soll im Folgenden mit einigen in neuerer Zeit veröffentlichen Programmabhandlungen geschehen, ohne dass jedoch eine Gewähr dafür übernommen werden kann, dass auch wirklich alle hervorragenderen Leistungen auf diesem Gebiete berücksichtigt sind.

Die Composition des Beovulf, von Dr. Hornburg. Im Programm des Kaiserlichen Lyceums zu Metz 1877. 4. pp. 40.

In der Einleitung wird kurz die Bevölkerung Britanniens durch sächsische Einwanderer und die Entstehung des Beovulfliedes aus schwedischen, dänischen und deutschen Sagenelementen angeführt. Es folgen einige Bemerkungen über das Alter und den poetischen Werth des Gedichtes, historische Notizen über die Auffindung desselben und die Bemühungen zur Herstellung eines brauchbaren Textes nebst Anführung der bisher erschienenen Ausgaben und Uebersetzungen. — Zuerst von Ettmüller, dann von Köhler und in umfassenderer Weise von Müllenhoff ist die Liedertheorie auf das Beovulflied angewendet worden. Da jedoch an diesen Untersuchungen, besonders an denen Ettmüller's, mannigfache Ausstellungen zu machen sind, so nimmt Verf. die Frage noch einmal auf: „Wie ist die Entstehungsweise

des uns vorliegenden Textes des Beovulfliedes zu denken?" Zunächst stellt er die Grundsätze für die kritische Behandlung auf. Dieselben sind für den ganzen Charakter der Untersuchung so wichtig und bestimmend, dass es wohl nöthig ist, sie vollständig wiederzugeben.

„1) Können äussere Zeugnisse geltend gemacht werden, um eine Mehrheit von Verfassern festzustellen?

2) Welche inneren Gründe können ein literarisches Product, wie das vorliegende Lied, mehreren Verfassern und mehreren Interpolatoren zuweisen? Im letzten Grunde müssen sich dieselben auf das Princip des Widerspruchs zurückführen lassen. Ausgehend von Stellen, die mit der Tendenz des Stückes unauflöslich verbunden, die also unzweifelhaft echt sind, würde man die Frage aufzuwerfen haben: giebt es Stellen im Gedicht, die jenen nach Inhalt und Form widersprechen?

a) In Bezug auf den Inhalt würde für unser Gedicht wieder viererlei in Betracht kommen:

α) Bleibt sich der religiöse Grundgedanke überall gleich?

β) Finden sich in der Darstellung der Thaten, in der Schilderung des Charakters der Helden Widersprüche?

γ) Finden sich Widersprüche in Einzelheiten der Erzählung?

δ) Finden sich Stellen, die nicht zum Zwecke des Ganzen passen (Wiederholungen und überflüssige Mittheilungen)?

b) In Bezug auf die Form fragt es sich: Findet zwischen den einzelnen Theilen des Gedichtes eine Verschiedenheit statt, was

α) den Gebrauch einzelner Wörter oder ganzer Redensarten betrifft?

β) was Grammatik,

γ) metrische Behandlung,

δ) Stil und Darstellung angeht?"

Nun folgt an der Hand dieser Grundsätze im nächsten Abschnitt eine ausführliche „allgemeine Beurtheilung des Standpunktes, den die Kritiken Müllenhoff's und Köhler's einnehmen", wobei der Verfasser schon an den einzelnen Punkten seine Einwendungen geltend macht, die, wenn sie auch einige Male etwas subjectiver Natur sind, doch im Ganzen als wohlberechtigt angesehen werden müssen. Es folgt nun in Abschnitt III eine sehr eingehende und genaue „Untersuchung über die einzelnen Abschnitte". In diesem Theile geht der Verf. die Aufstellungen, welche von den Anhängern der Liedertheorie gemacht worden sind, einzeln durch. Die meisten derselben weist er zurück und erklärt und vertheidigt die angefochtenen Stellen aus dem Gedichte selbst und aus dem Wesen des Stoffes und der Darstellung. Nur einige wenige Stellen, besonders des zweiten Theils, hält auch der Verf. für interpolirt. — Es liegt in der Natur einer derartigen Untersuchung, dass nicht alle Punkte in stricter Weise durch sachliche Anführungen erwiesen werden können; es steht öfter Ansicht gegen Ansicht. Aber im Ganzen ist die Untersuchung so genau und sorgfältig durchgeführt und die Gründe sind in ihrer weit überwiegenden Mehrheit so triftig und zwingend, dass sich Ref. lediglich dem Resultate anschliessen muss, zu dem der Verf. gelangt: „Die Anwendung der Liedertheorie auf das Beovulflied muss abgewiesen werden. Nur einige wenige Stellen und namentlich des Theils, der von zweiter Hand geschrieben ist, waren als unecht zu bezeichnen. Das Gedicht giebt sich somit als eine einheitliche Arbeit, nicht als eine lose Aneinanderreihung einzelner Lieder, die von späteren Verfassern noch Zusätze, Umänderungen und Verbindungen erhalten haben, zu erkennen. . . . Mag es auch Verschiedenheiten in unserem Gedichte geben, sie reichen nicht hin, um eine Mehrheit von Verfassern anzunehmen. In Cynevulf's Christ hat man früher auch unzusammenhängende Hymnen gefunden; jetzt steht wohl dessen einheitliche Abfassung allgemein fest. Von etwaigen sprachlichen Verschiedenheiten in Cynevulf's Werken bemerkt Dietrich (Haupt, Zeitschr. IX, 210): solche müssen sich bei jedem guten Dichter zwischen verschiedenen Werken

neben dem Gleichen vorfinden; sie sind stark bei Cynevulf, aber auch zwischen Dichtungen, die sicher ihm angehören, wie Elene und Juliane, und sie sind noch lange nicht so gross als die Ornamente an einem einzigen Säulenbündel deutscher Baukunst. — Aehnliches gilt vom Beovulflied."

Barlaam und Josaphat, eine Prosaversion aus Ms. Egerton 876 fol. 301. Von Dr. Horstmann. Im Programm des Gymnasiums zu Sagan 1877. 4. pp. 17.

In der Einleitung wird entwickelt, wie die Stoffe der altengl. Dichtung vorwiegend religiöse waren. Die ersten Keime einer eigenartigen nationalen Dichtung scheinen in den nördlichen Landschaften Mittelenglands zu liegen; von da scheint der Lauf der Dichtung nach Norden und dann wieder nach Süden gegangen zu sein. Die meisten Legenden des 14. Jahrhunderts sind im mittelländischen Dialect abgefasst, auch die Kunstdichter der Blüthezeit, wie Chaucer, cultiviren die Legende, und am Ende des Mittelalters findet sich eine grosse Prosasammlung von Legenden, aus welcher der Barlaam entnommen ist. Es folgt eine kurze Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses der drei Mss., welche diese Prosasammlung enthalten, ein Index der im Ms. Harl. 4775 enthaltenen Stücke, endlich eine Anführung der graphischen und lautlichen Verschiedenheiten, die sich im Ms. Egerton 876 und im Ms. Harl. 4775 finden. Hiernach ist der Text der Legende Barlaam und Josaphat nach dem Ms. Egerton mit den wichtigeren Varianten des Ms. Harl. abgedruckt; am Schluss ist noch eine kurze Probe des Ms. Harl. beigefügt.

An inquiry into the Phonetic peculiarities of Barbour's Bruce. Von Dr. Ernst Regel. Beigabe zum Programm der Realschule I. O. zu Gera 1877. 4. pp. 22.

Die Einleitung stellt zunächst das Ziel der Abhandlung auf: „zu untersuchen, in wie weit das moderne schottische Idiom, wie es sich z. B. in der Sprache Burns' darstellt, demjenigen der älteren Zeit ähnlich ist, und ob ein Fortschritt bemerkbar ist in der Vermehrung oder Verminderung der Beziehungen zwischen dem Englischen und dem Schottischen in einer früheren Periode und auf dem gegenwärtigen Stande seiner Entwickelung." Es folgt nun an der Hand der historischen Einleitung zu Murray's „Lowland Scottish dialects" eine gedrängte Darlegung des Vorganges, wie sich der Ausdruck „schottisch" aus einer blos geographischen Bezeichnung allmälig zu einer solchen des Volkes und seiner Sprache entwickelte. Dann folgen historische Notizen über die Abfassungszeit, die Handschriften und die Ausgaben des Bruce, von dem bei der vorliegenden Untersuchung nur die ersten zehn Bücher in Betracht gezogen sind. In dem Haupttheil der Arbeit giebt der Verf. unter steter Bezugnahme auf Koch und Mätzner eine sehr eingehende und genaue Vergleichung zwischen den phonetischen Eigenthümlichkeiten des Bruce und des Cursor Mundi einerseits und der Sprache von Robert Burns und dem jetzigen Englisch andererseits, indem er erst die Vocale und dann die Consonanten unter Zurückgreifung auf das Ags. und Anführung zahlreicher Beispiele einzeln durchgeht. Als Resultat der Untersuchung ergeben sich folgende drei Punkte (p. 22):

„1) Im schottischen Dialecte ist das phonetische System des Ags. in grösster Reinheit erhalten.

2) Der schottische Dialect trägt von den ältesten Zeiten bis herab zur Gegenwart dasselbe eigenthümliche Gepräge und zeigt verhältnissmässig sehr wenig Unterschiede.

3) Das Englische, im nördlichen Dialect ursprünglich fast identisch mit dem Schottischen, ist heut zu Tage wesentlich verschieden davon."

La farce du maistre Pathelin. Grammatische Abhandlung von Dr. Ludwig Schäffer. Beilage zum Programm der Grossherzogl. Realschule zu Darmstadt 1877. 4. pp. 38.

In der Einleitung wird zunächst die Zeit, in welcher das Stück spielt, aus Angaben des Stückes selbst als in die Jahre von 1353—1356 fallend bestimmt. Dies ist aber nicht auch die Zeit der Abfassung des Stückes, vielmehr ist dasselbe wahrscheinlich gegen Ende des 15. Jahrh. entstanden. Als Verfasser ist nach den Untersuchungen Génin's mit grösster Wahrscheinlichkeit Antoine de la Sale anzunehmen, da unsere Farce eine ganz unverkennbare, deutlich ausgeprägte Familienähnlichkeit mit drei anderen Stücken zeigt, die diesem Dichter nachweisbar zugehören. Der Pathelin hat verschiedene Bearbeitungen erfahren. Der berühmte J. Reuchlin bearbeitete ihn in lateinischen Versen und liess ihn 1497 aufführen; im Jahre 1512 wurde er von Alex. Connibert ins Lateinische übersetzt. Ferner wurde das Stück in Italien und in Frankreich selbst nachgeahmt und kam in einer Uebersetzung auch auf die deutsche Bühne. Lessing erwähnt in der Hamburgischen Dramaturgie XIV einer am 11. Mai 1767 zu Hamburg stattgefundenen Aufführung des Pathelin nach der französischen Bearbeitung von Brueys. Eckhof spielte den Pathelin. — Es folgt nun eine ziemlich ausführliche Inhaltsangabe, zum Theil mit den Worten des Stückes selbst, und dann die eigentliche grammatische Abhandlung. Sie enthält in acht Capiteln eine eingehende Untersuchung über: I. Lautverhältnisse, II. Biegung, III. Präpositionen, IV. Adverb, V. Zeitwort, VI. Die Conjunctionalsätze, VII. Vergleichung und Satzverbindung, VIII. Frage und Wortstellung. In jedem einzelnen Capitel wird die Sprache des Pathelin verglichen mit derjenigen des Romans dou Chevalier au Lyon von Chrestien de Troies und des Rolandsliedes einerseits, und mit der Sprache Lafontaine's, Corneille's und Molière's andererseits, und zwar in äusserst sorgfältiger, genauer und eingehender Weise, mit Anführung zahlreicher Beispiele und Belegstellen; auch wird gelegentlich auf analoge Spracherscheinungen des Mhd. aufmerksam gemacht. — Diese Arbeit ist meines Wissens die erste und bisher die einzige derartige Studie über die Farce vom maistre Pathelin, die bisher veröffentlicht worden ist; und man möchte fast bedauern, dass der Verf. dieselbe einem Schulprogramm beigelegt hat, da sie vielleicht auf diese Weise doch nicht ganz die Verbreitung und Anerkennung findet, die sie im vollsten Masse verdient.

Weimar. Franz Hummel.

Miscellen.

Weitere Nachahmungen Molière's in Kotzebue's Possen.

Während der grosse französische Komiker, da wo er nachahmt, auch überall seine eigene Erfindungsgabe durch Aenderung und Verschönerung des Entlehnten kundgiebt, begnügt sich Kotzebue mit einer äusserlichen, rohen und oft entstellenden Uebertragung. Ein Beispiel, wie mechanisch Molière'sche Komödien von ihm zusammengeworfen werden, mag sein „Rochus Pumpernikel" geben. Das Stück ist nichts weniger, als eine Combination des Malade imaginaire und des Mr. de Pourceaugnac. Die Grundverschiedenheit beider Stücke hätte jeden wahren Dichter von einer solchen Combinationsmethode abhalten müssen, doch dem deutschen Scribenten kam es nur darauf an, witzige und spasshafte Situationen ohne wirkliche innere Verbindung und geistige Durchdringung an einander zu reihen. Die Verspottung und Persiflirung der Aerzte, die bei den Molière'schen Stücken hinter der eigentlichen Idee ganz zurücktritt, musste hier zum Bindeglied der so disparaten Bestandtheile werden. Doch, wenn schon Molière in seiner Verspottung der Heilkünstler bisweilen allzusehr ins Derbe und Grobkomische verfällt, so kennt Kotzebue's possenhafte Komik kein Mass und keine Grenze. Die Aerzte werden hier zu hanswurstartigen Lakaien herabgewürdigt, die einem guten Trinkgelde gegenüber ihre Prätensionen, wie ihre Stellung vergessen. Ebenso sind die andern aus Molière entlehnten Personen noch mehr ins Niedrigkomische gezogen. Rochus Pumpernikel ist nicht nur ein unbeholfener, bäurischer Gesell, wie Molière's Pourceaugnac, sondern auch ein sinnlicher und gemeiner Mensch, der jedes ihm gegenübertretende Frauenzimmer nur als gute Beute ansieht. Der eingebildete Kranke macht einen mehr lächerlichen und selbst läppischen, als komischen Eindruck. Nachdem er eben von seinem Krankheitswahne geheilt, geht er zu Ball und tändelt, obwohl selbst Ehemann, mit den Dirnen umher. Die Frau des Kranken wird hier zur ekelhaften Furie. Sie steckt sich hinter einen Advocaten, um die Stieftochter ganz zu enterben, sie versagt ihrem Mann jede kräftige Nahrung, um ihn möglichst schnell unter die Erde zu bringen. Molière's Béralde ist in einen barschen Hauptmann verwandelt, der die zudringlichen Aerzte gleich zur Thür hinauswirft.

Eine sehr unglückliche Aenderung des Pourceaugnac besteht darin, dass der Vater die gegen ihn gerichtete Intrigue der Tochter und ihres Liebhabers merkt und aus Freude über seine vermeinte Genesung — dazu stillschweigt.

Während in der Kotzebue'schen Posse der Molière'sche Pourceaugnac fast ganz — oft in wörtlicher Uebersetzung — hinübergenommen ist, bleibt von dem Malade imaginaire die komische Scene, in der Toinette als fingirter Arzt auftritt, weg; auch ist die aus Molière entlehnte Todesscene hier nur gegen die heuchlerische Frau, nicht gegen die Tochter, an deren

kindlicher Liebe der Vater nicht zweifelt, ausgemünzt. Die andern Aenderungen sind ohne Bedeutung. Ein Bedienter, Namens Sebastian, spielt etwa die Rolle der Molière'schen Toinette, die Figur des Sbrigani wird nur sehr unvollkommen durch einen andern Bedienten wiedergegeben, der seinem Herrn den Löwenantheil an der Intrigue überlässt.

Ein Stück, das zwei Molière'sche Komödien auf so engem Raume vereinigt, muss selbstverständlich an Ueberladung des Stoffes, an mangelnder Ausbildung der Charakteristik und Handlung leiden. Die Frechheit, mit der Kotzebue Alles einem bekannten Dichter entnahm, ohne seine Quelle nur anzudeuten, ist bezeichnend genug für den ehrlosen Charakter des Scribenten.

Freiere Nachahmungen Molière'scher Komödien sind „der häusliche Zwist“ und „Gottlieb Mercks“. Das erstere Stück führt die ersten Scenen des Médecin malgré lui weiter aus, doch ist Entwicklung und Abschluss ziemlich frei und selbständig erfunden. Der gefällige Nachbar mischt sich hier in sehr böswilliger Absicht ein, erreicht auch anfänglich seinen Zweck, die streitenden Ehegatten dauernd zu trennen, vollständig, bis ein Zufall die letzteren wieder zusammenführt. Das Stück spielt in etwas feineren Kreisen der Gesellschaft, als Molière's „Arzt wider Willen“.

In „Gottlieb Mercks“ ist eigentlich nur die bekannte Türkenscene aus Molière's „Bourgeois gentilhomme“ entlehnt und in freier Weise verändert und erweitert. Der türkische Muphti wird hier zu einer persischen Prinzessin, die zwar auch eitle Leichtgläubigkeit und Selbstüberhebung in drastischer Weise strafen will, aber zugleich Rache für ein Vergehen übt, das theils gegen sie, theils gegen eine Andere begangen ist. Der Name Kotzebue allein bürgt dafür, dass hier die possenhaften Bestandtheile des französischen Stückes nicht nur übertrieben, sondern auch ins Pöbelhafte gezogen sind.

Der Held des Stückes hat mit Molière's Jourdain nichts gemein. Er ist ein eitler, flacher und missgünstiger Criticus, der zugleich ein lasterhaftes Leben führt, so dass hier Kotzebue's Phantasie alles Erdenkliche leistet, um die ihm verhasste Kritik an den Pranger zu stellen.

In „Menschenhass und Reue“ endlich sind einzelne Züge des Molière'schen Alceste in ziemlich ungeschickter und verzerrender Weise auf einen anders gearteten Charakter übertragen worden.

Die angeführten Stücke im Vereine mit dem früher besprochenen „Pachter Feldkümmel“ zeigen deutlich, wie sehr der französische Dichter in Kotzebue's Bearbeitung verloren hat.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Berichtigung.

In meiner Recension: „Eine neue Schulausgabe des Misanthrope“ (Archiv LX, S. 233—236) habe ich eine von Hrn. Brunnemann in der Ausgabe des Molière'schen Misanthrope S. XIV ohne nähere Angabe citirte Aeusserung Molière's als eine Stelle der „Fameuse Comédienne“ bezeichnet. Eine genauere Vergleichung zweier Ausgaben der F. C. überzeugt mich nun, dass die angeführte Aeusserung zwar dem Sinne, aber nicht dem Wortlaute nach mit F. C. ed. Bonnassies 19 f. übereinstimmt und muss ich daher Hrn. B. von dem Vorwurf, den Zusammenhang gerade dieser Stelle missverstanden zu haben, freisprechen.

Ebenso hat sich in die Recension ein Schreibfehler eingeschlichen. S. 234 ist von spanischen Bearbeitungen der Don Juan-Erzählung die Rede, wo die französischen Stücke des Dorimond und Villiers gemeint sind.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

A. Grassow, 5560 Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten u. dergl. in deutscher, englischer und französischer Sprache. (Kassel, Kegel.) 1 Mk. 20 Pf.
Ch. Rabany, L'instruction secondaire en France et en Angleterre. (Paris, Berger-Levrault.) 1 fr.
M. Krummacher, Ueber die Methode des englischen Unterrichts auf Realschulen. (Berlin, Friedberg & Mode.) 60 Pf.
H. Chavée, Enseignement de la lecture, ou Méthode pour montrer en même temps à lire et à orthographier d'après la physiologie de la parole et l'histoire des mots français. (Paris, Lerooux.) 1 fr.
Zaborowski, L'origine du langage. (Paris, G. Baillière.) 60 ct.
A. Last, Die Schäden in der literarischen Production Deutschlands. (Berlin, Grieben.) 50 Pf.

Lexicographie.

K. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexicon, Lfrg. 68. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Mk.
H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. 6. Heft. (Brandenburg, Müller.) 1 Mk. 50 Pf.
J. ten Doornkaat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 8. Heft. (Norden, Braams.) à 2 Mk.
Fr. Mistral, Lou Trésor dou Felibrige, ou dictionnaire provençal-français. 1. & 2. Livraison. (Paris, Champion.) 4 fr.
Skeat's Etymological Dictionary of the English language. 4 vols. (The Clarendon Press.) à 10 s. 6 d.
J. Stormonth, Etymological & Pronouncing Dictionary of the English Language. (London, Blackwood.) 7 s. 6 d.
J. Ulmann, Deutsch-italienisches u. ital.-deutsches Wörterbuch f. Kaufleute u. Verkehrsbeamte. (Wien, Lehmann & Wentzel.) 6 Mk.
J. Filipović, Taschenwörterbuch der kroatischen und deutschen Sprache. 2 Bde. (Agram, Hartmán.) 5 Mk. 20 Pf.

Grammatik.

J. Edman, Zur Rection der deutschen Präpositionen. I. Lfrg. (Upsala, Academ. Buchhandlung.) 4 Mk. 40 Pf.
H. Huss, Das Deutsche im Munde des Hannoveraners. (Hannover, Hahn.) 80 Pf.
F. Haefelin, Les patois romans du canton de Fribourg Grammaire, choix de poésies, glossaire. (Leipzig, Teubner.) 4 Mk.
Van Eys, Grammaire comparée des dialectes basques. (Paris, Maisonneuve.) 12 fr. 50 ct.
U. Bourke, The College Irish Grammar. Re-issued under the auspices of the society for the preservation of the Irish language. (Dublin, Simpkin.) 2 s. 6 d.

Literatur.

W. Leo, Die Sage von Fridthjofr dem Verwegenen. Aus d. altisländ. Urtexte übers. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 50 Pf.
L. Salomon, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 1. Lfrg. (Stuttgart, Ebner & Seubert.) 1 Mk.
A. Lange, Un Trouvère allemand. Etude sur Walther von der Vogelweide. (Paris, Fischbacher.) 7 fr. 50 ct.
W. Hoffmann. Der Entwicklungsgang des deutschen Schauspiels. (Löbau, Skrzeczek.) 1 Mk. 20 Pf.
Lessing's Leben u. Werke, von H. Zimmern. Deutsch von M. Claudi. 7. u. 8. Lfrg. (Celle, Literar. Anstalt.) à 1 Mk.
E. Gnad, Populäre Vorträge üb. Dichter u. Dichtkunst. I. Sammlung. (Triest, Schimpff.) à 2 Mk.
W. Creizenach, Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk.
O. Wichmann, L'art poétique de Boileau dans celui de Gottsched. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.
H. Gehrig, J. J. Rousseau. Sein Leben u. seine pädagogische Bedeutung. (Neuwied, Heuser.) 2 Mk. 40 Pf.
Fr. Erbs, M. E. Zola et son Assommoir. Etude critique. (Paris, Librairie Gauloise.) 1 fr. 50 ct.
H. Tivier, Histoire de la littérature française. (Paris, Delagrave.) 3 fr. 50 ct.
C. Semler, Shakespeare's Hamlet. Die Weltanschauung u. der Styl des Dichters. (Leipzig, Wartig.) 80 Pf.
W. Shakspere's Works, with critical notes and introductory notices by W. Wagner (in 30 parts). I. The Tempest. (Hamburg, Grädener.) 50 Pf.
W. Meyer, Ueber Calderon's Sibylle des Orients. (München, Franz.) 80 Pf.
F. X. Wegele, Dante Alighieri's Leben u. Werke. 3. Ausg. (Jena, Fischer.) 12 Mk.
C. Clarke, The Shakespeare Key, unlocking the treasures of his style, elucidating the peculiarities of his construction and displaying the beauties of his expression. (London, Low.) 21 s.
Rovenhagen, Alt-englische Dramen. I. Die geistlichen Schauspiele. (Aachen, Jacobi.) 1 Mk.
Thackeray (Biography) by A. Trollope. (London, Macmillan.) 2 s. 6 d.
Bellamy (G. Somes) Essays from Shakspere. (London, Simpkin.) 5 s.
Thackerayana. Notes and Anecdotes. New ed. (Chatto and Windus.) 7 s. 6 d.

F. Baacke, Vorstudien zur Einführung in das Verständniss Shakespeare's Life. (Berlin, Angerstein.) 1 Mk. 50 Pf.
E. Hermann, Drei Shakespeare-Studien. (Erlangen, Deichert.)
English Men of Letters. Ed. by John Morley. 3 vols. I. Burns, by Shairp. II. Spenser, by the dean of St. Pauls. III. Thackeray, by A. Trollope. (London, Macmillan.) à 2 s. 6 d.
Avé-Lallemant, Luis de Camoens, Portugals grösster Dichter. (Leipzig, Foltz.) 1 Mk. 50 Pf.
G. Courrière, Histoire de la littérature contemporaine chez les Slaves. (Paris, Charpentier.) 3 fr. 50 ct.
F. W. Horn, Gesch. der Literatur des skandinavischen Nordens von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. (Leipzig, Schlicke.) 1 Mk. 80 Pf.
M. C. Tyler, History of American literature. 2 vols. (New-York.) 21 Mk.
H. A. Beers, A Century of American literature. (New-York) 5 Mk.
Cancionero, Spanische Gedichte übers. v. E. Dorer. (Leipzig, Weigel.) 1 Mk. 50 Pf.

Hilfsbücher.

W. Herbst, Hilfsbuch f. d. deutsche Literaturgeschichte, zum Gebrauch für die obersten Klassen der Gymnasien und Realschulen. 2. Thl. Die neuhochdeutsche Literatur. (Gotha, Perthes.) 80 Pf.
W. Herbst, Erläuternde Bemerkungen zu dem Hilfsbuche. (Gotha, Perthes.) 60 Pf.
J. Fischer, Geschichte der deutschen National-Literatur. (Langensalza, Schulbuchhandlung.) 1 Mk. 80 Pf.
T. Gelbe, Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten. II. Thl. Satzlehre. (Cassel, Bacmeister.) 4 Mk.
F. Nitsche, Sammlung erklärter Sprichwörter und sprichwörtl. Redensarten, als Materialien zu Aufsatzübungen. (Minden, Hufeland.) 60 Pf.
P. Klaucke, Deutsche Aufsätze für Prima. (Landsberg, Schäffer & Co.) 1 Mk.
Goethe's Hermann und Dorothea. Mit ausführl. Erläuterungen. (Paderborn, Schöningh.) 90 Pf.
C. Semler, Der zerbrochene Krug von H. v. Kleist. Für den Schulunterricht dargelegt. (Leipzig, Wartig.) 90 Pf.
C. Semler, Das Thema der Goethischen Poesie u. Torquato Tasso. Für Haus und Schule dargelegt. (Leipzig, Wartig.) 1 Mk. 20 Pf.
L. Dümler, Handbuch zur Erlernung der französischen Sprache. (Gotha, Thienemann.) 2 Mk. 40 Pf.
H. Hädicke, Vocabulaire français für die drei oberen Gymnasialklassen. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk. 50 Pf.
A. Bouys, Le jeune maître de français. (Hamburg, Schönwandt.) 70 Pf.
O. Weddigen, Auswahl französischer Gedichte. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk.
A. Wiemann, Französische Syntax in Beispielen, nach der heuristischen Methode. (Gotha, Schlösmann.) 30 Pf.
F. H. Schneitler, Die Formenlehre des franz. Verbs, zum Gebrauch für Schulen. (Helmstedt, Richter.) 1 Mk. 20 Pf.
A. Bechtel, Franz. Chrestomathie f. d. oberen Classen der Mittelschulen. (Wien, Klinkhardt.) 4 Mk.
H. Mensch, Grundriss der franz. National-Literatur. (Rostock, Werther.) 1 Mk. 80 Pf.
Kreyssig, Geschichte der franz. Nationalliteratur, neu herausgegeben v. Dr. F. Lamprecht. (Berlin, Nicolai.) 6 Mk.

A. Kressner, Grundriss der franz. Literatur, nebst einem Anhang über franz. Metrik. (Frankfurt a/O., Harnecker & Co.) 1 Mk.
Descartes, Discours de la méthode, erkl. v. Schwalbach. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.
X. de Maistre, La jeune Sibérienne, erkl. v. O. Dickmann. (Berlin, Weidmann.) 75 Pf.
La Berline de l'émigré erkl. v. H. A. Müller. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
E. Souvestre, Au coin du feu, hrsg. v. O. Schulze. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk. 20 Pf.
Ch. F. Silling, A manual of english literature. Illustrated by poetical extracts. 2. ed. (Leipzig, Klinkhardt.) 1 Mk. 50 Pf.
H. Bretschneider, Englisches Lesebuch. (Hannover, Hahn.) 2 Mk. 40 Pf.
F. A. Nicolai, Englische Chrestomathie. (Iserlohn, Bädeker.) 3 Mk. 50 Pf.
W. Vietor, Englische Schulgrammatik. 1. Thl. Formenlehre. (Leipzig, Teubner.) 75 Pf.
W. Bischoff, Systemat. Grammatik der engl. Sprache. (Berlin, Wigandt.) 3 Mk.
Jessen, Grammatischer Leitfaden der engl. Sprache. (Leipzig, Siegismund & Volkening.)
J. Thomson, The Spring. Erklärt von H. A. Werner. (Leipzig, Teubner.) 75 Pf.
G. Boyle, William I., german emperor and King of Prussia. (Wiesbaden, Gestewitz.) 2 Mk.
Hume's History of England I. erkl. v. O. Petry. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 70 Pf.
W. Schlee, Die Geschichte Englands. I. Thl. zum Uebers. ins Englische bestimmt. (Bielefeld, Pfeffer.) 1 Mk. 60 Pf.
H. Neumann, Auswahl von Musterstücken aus der deutschen Literatur z. Uebers. ins Engl. eingerichtet. (Jena, Fischer.) 2 Mk. 50 Pf.
Der Key dazu. Ebenda. 3 Mk.
E. Walther, Englisches Vocabelbuch f. Realschulen. (Ansbach, Brügel & Sohn.) 1 Mk.
Synoptical analysis of English literature. (London, Central School Depôt.) 1 s.
P. Blaschke, Elementargrammatik der italienischen Sprache. (Dresden, Jänicke.) 1 Mk. 80 Pf.
H. Breitinger, Grundzüge der italienischen Literaturgeschichte. (Zürich, Schulthess.) 1 Mk. 80 Pf.
Uebersetzungs-Bibliothek zu d. italienischen Unterrichtsbriefen von Buonaventura. 6. Bdchen. I. Goethe's Egmont. (Leipzig, Verlag des Hausfreundes.) à 60 Pf.
Teatro italiano. Hrsg. v. G. Locella. 2 Bdchen. (Leipzig, Brockhaus.) à 60 Pf.
M. Völkel, Lithauisches Elementarbuch. (Heidelberg, Winter.) 3 Mk.

Poésies de Henri Heine

traduites en vers français

par

Charles Marelle.

Ces traductions ne sont pas précisément inédites. La plupart ont paru, accompagnées de divers morceaux traduits de Goethe, Uhland, J. Kerner etc., il y a quelque vingt ans déjà; mais, imprimées à un nombre très restreint d'exemplaires, elles ne sont guère sorties du petit cercle d'intimes auquel l'auteur les destinait. C'est en vain qu'on les chercherait aujourd'hui en librairie. Il paraît cependant qu'elles y sont assez souvent demandées; grâce peut-être à la mention qu'en ont faite MM. Strodtmann et Breitinger, le premier dans sa vie de H. Heine, le second dans une brochure bibliographique franco-allemande. L'auteur, qui les a revues et corrigées, se propose de les publier bientôt définitivement. C'est d'après son manuscrit que nous publions les pièces suivantes.

PROLOGUE.

Connaissez-vous une peinture
Représentant un chevalier
Qui se couvre de son armure
Et voudrait aller batailler?

Mais de petits amours l'agacent,
Lui volent casque, lance, écu;
De chaines de fleurs ils l'enlacent;
Il a beau faire le bourru.

Tel, avec dépit et délice,
Je me tords en des nœuds charmants;
C'est à d'autres d'entrer en lice,
Dans la grande arène du temps.

Ainsi la Lune: — son image
Tremble dans les flots orageux,
Tandis qu'elle-même voyage,
Calme et sûre, à travers les cieux; —

Ainsi de toi-même il me semble: —
Calme et sûre tu vas ainsi,
Et ton image en mon cœur tremble,
Mais c'est que mon cœur tremble aussi.

Debout, page, vite en campagne!
Saute sur ton meilleur cheval,
Vole à travers bois et montagne,
Jusqu'au château du roi Fingal.

Là, descends, va dans l'écurie;
Attends qu'un varlet vienne à toi.
Dis-lui: „Laquelle se marie,
Des deux filles de votre roi?"

Si le varlet dit: „C'est la brune."
Accours me l'apprendre à l'instant. —
Mais s'il te répond: „C'est la blonde"...
Alors, ça ne presse pas tant.

Va-t'en m'acheter une corde,
Chevauche au pas tranquillement,
Puis en rentrant, sans plus d'exorde,
Donne la corde seulement.

Je me suis vu toute la nuit passée
En habit noir, ganté correctement;
J'étais de noce, et ne savais comment;
Ma bien-aimée alors s'est avancée.

Je m'inclinai: „C'est vous la fiancée,
Ma chère, ah! ah! je vous fais compliment."
Et ces mots froids, traînés élégamment,
Egratignaient ma gorge convulsée.

Soudain les pleurs des beaux yeux s'échappaient,
Et dans leurs flots amers se dissipaient
Les traits chéris et le charme illusoire.

O chers, doux yeux! bénins astres d'amour!
Vous m'abusez en rêve comme au jour,
Je suis pourtant toujours prêt à vous croire.

Je vis en rêve un bout d'homme cocasse,
Se pavanant sur ses ergots guindé,
Pimpant, luisant, de linge fin bardé,
Mais au dedans grossier, puant la crasse.

Au dedans plat, propre à rien, vil paillasse,
Mais au dehors bouffi de dignité;
Parlant très-haut courage et lâcheté,
Et se drapant d'arrogance et d'audace.

„Sais-tu qui c'est? me demande une voix.
Viens, et regarde." Et tout d'un coup je vois,
Dans une église aux flambeaux innombrables,

Devant l'autel, le bout d'homme; avec lui,
Ma bien-aimée; et tous deux disaient: oui! —
Amen! criaient en riant mille diables.

Dans mon sang pourquoi cette rage?
Dans mon cœur cette ardeur sauvage?
Mon sang fermente, écume et bout,
Mon cœur éclate et se dissout.

Mon sang fermente, mon cœur crève,
A cause d'un atroce rêve:
Le ténébreux fils de la Nuit
Vint et haletant me saisit.

Dans une maison magnifique,
Retentissante de musique,
Resplendissante de clarté,
Je suis tout à coup transporté.

C'est la noce; une compagnie,
Joyeuse, à table est réunie;
Là, le jeune couple du jour . . .
Ah Dieu! l'épouse est mon amour.

C'est elle hélas! belle et tranquille.
L'époux, c'est ce petit reptile.
Je vais me poster derrière eux,
Et reste là silencieux.

L'orchestre rugit et soupire:
Moi, ce bruit joyeux me déchire.
Elle tourne en haut ses beaux yeux,
Il lui prend les mains tout joyeux.

D'un air fin il emplit son verre,
Boit, puis l'offre à la tendre et chère:

Elle accepte, et sourit merci. —
Dieu! mon sang qu'elle boit ainsi.

En retour, elle offre à cet homme
Une belle petite pomme:
Il prend son couteau, coupe — . horreur!
En deux il me tranche le cœur.

Ils s'entr'œilladent long et tendre;
Par la taille il ose la prendre,
Sur la joue il veut la baiser . . .
Dieu! la mort vient de m'embrasser.

Mais chacun fait la révérence;
On sort, et la danse commence.
Le jeune couple ouvre le bal;
C'est un tourbillon infernal.

Cependant l'heure est avancée.
Vers la porte, à la fiancée,
Le fiancé parle tout bas;
Elle rougit — mais ne se fâche pas . . .

Les preux chevauchent sous les armes:
Un chevalier d'amour blessé
Gît à l'écart, cachant ses larmes;
De sa dame il est délaissé.

Il doit mépriser ce qu'il aime,
Haïr la reine de son cœur;
Il doit se mépriser lui-même,
Rougir de sa fidèle ardeur.

Il voudrait au tournoi se rendre,
Aux preux crier sur son cheval:
„Celui-là songe à se défendre,
Qui de ma dame dira mal."

Là, tous garderaient le silence,
Mais non pas sa propre douleur;
Il lui faudrait tourner sa lance
Contre son cœur accusateur . . .

Quand je vous ai raconté mes tourments,
Vous avez bâillé sans rien dire;
En petits vers je viens de les écrire,
Vous m'en faites des compliments.

Mon cœur est plein de tristesse,
Gai, pourtant, Mai resplendit;
Du haut de la forteresse
Je vois tout qui reverdit.

Le bleu fossé de la ville
Là-bas s'endort en coulant;
Sur un canot, immobile,
Un garçon pêche en sifflant.

Riantes miniatures,
Dans le lointain j'aperçois
Champs, bêtes et gens, pâtures,
Villages, coteaux et bois.

Des filles sautant de joie
Mettent au pré des draps blancs;
Le moulin gronde et poudroie,
Au soleil, des diamants.

Près de la vieille tourelle,
Une guérite se tient:
Devant elle en sentinelle,
Un gars rouge et vert va, vient.

Avec son fusil il joue,
S'animant comme au combat.
Il s'arrête, il met en joue —
Je voudrais qu'il me tuât.

Cœur, mon cœur, ne sois pas ainsi:
Prends ton sort comme il le faut prendre.
Un nouveau printemps va nous rendre
Ce que l'hiver nous a ravi.

Et vois donc tout ce qui te reste!
Et que le monde est toujours beau.
Ris à la liberté céleste!
Tu peux tout aimer de nouveau.

Au splendide mois de Mai,
Quand tout bourgeon rompt l'écorce,
L'amour déployant sa force,
Surgit dans mon cœur enflammé.

Au splendide mois de Mai,
Alors que tout oiseau chante,
Elle écoutait complaisante,
Vœux, désirs, j'ai tout exprimé. . .

A MA MÈRE B. HEINE

NÉE DE GELDERN.

Je vais toujours tête haute, en tous lieux,
J'ai même l'âme un peu raide et tenace;

Le Roi pourrait me regarder en face,
Sans que pour lui je baissasse les yeux.

Mais, chère mère, avec toi je ne peux:
Quelque hardi que mon orgueil se fasse,
Devant ta douce, irrésistible grâce,
Je suis bien vite humble et presque honteux.

Est-ce, en secret, ton esprit qui me dompte?
Ton haut esprit si ferme et pénétrant,
Qui jusqu'au ciel s'élance en rayonnant?

Ou le remord vient-il me faire honte
D'avoir, ingrat, trop souvent affligé
Ton cœur?.. Ce beau cœur qui m'a tant aimé!

Sur l'aile de la poésie,
Cher cœur, je veux t'emporter droit,
Droit aux bords du Gange, en Asie;
Là je sais le plus bel endroit.

Un jardin splendide où la lune
Répand une calme lueur;
Les fleurs de lotus, à la brune,
T'attendent là comme une sœur.

Aux étoiles, les violettes,
En chuchotant, clignent des yeux;
Entre elles les roses discrètes
Se font des contes amoureux.

Les bonnes gazelles s'étonnent,
Puis s'approchent, l'œil rassuré;
Au loin, mystérieuses, tonnent
Les ondes du fleuve sacré.

Là, libres des soucis funestes,
Couchés sous les palmiers épais,
Nous boirons l'amour et la paix,
Nous ferons des rêves célestes...

Quelle orageuse et sombre nuit!
Des voix par la forêt gémissent;
Je m'avance, seul et sans bruit,
Entre les arbres qui frémissent.

Là-bas, une faible lueur
Scintille à la maison de chasse;
Résistons au charme trompeur...
Une triste scène s'y passe.

Raide, muette, l'air hagard,
Dans le fauteuil gît la grand'mère,
Ouvrant de grands yeux sans regard,
Comme une figure de pierre.

Le rouge fils du forestier
Par la chambre jure et fulmine;
Il rit de rage et de pitié,
Et jette au mur sa carabine.

Près de l'âtre assise et filant,
Pleure la belle filandière;
A ses pieds, plaintif et tremblant,
Se blottit le basset du père...

Les ombres d'un temps qui n'est plus
Sortent de leur tombe oubliée,
Et montrent comment je vécus,
Jadis, vers toi, ma bien-aimée.

Le jour, comme en un rêve pris,
J'errais par la ville et la plaine;
Les gens me regardaient surpris,
Je leur semblais une âme en peine.

La nuit, c'était lors un peu mieux:
A travers la ville endormie
Nous vaguions seuls, silencieux,
Mon ombre et moi, de compagnie.

D'un pas sourd j'arpentais le pont,
L'eau tournoyait mystérieuse;
La lune, au ciel penchant son front,
Saluait pâle et sérieuse.

Arrêté devant ta maison,
Les yeux fixés sur ta fenêtre,
Perdant les sens et la raison,
Vers toi je tendais tout mon être.

Derrière tes rideaux baissés,
Tu voyais très bien dans la rue,
Et tu me regardais — je sais —
Poser, sous la lune, en statue.

Assise au thé, la compagnie
Devisait d'amour amplement;
Ces messieurs avec poésie,
Ces dames, exquis sentiment.

„L'amour doit être platonique,"
Dit le long consul d'un ton bas;
La ronde consule, ironique,
En soupirant ajoute: „Hélas!"

Le gras doyen, la bouche pleine:
„L'amour, s'il est trop véhément,
Perd la santé, dit l'hygiène."
La demoiselle fait: „Comment?"

La comtesse reprend, dolente:
„L'amour est une passion;"
Et, gracieuse, elle présente
Le sucre à monsieur le baron.

Que n'avais-tu là, ma mignonne,
Ta petite place! A ton tour,
Comme tu leur eusses, friponne,
Joliment parlé de l'amour!

La belle dort dans sa chambrette,
La lune y lorgne en clignotant;
Dehors graille, grince et cliquette
Un air de valse inquiétant.

A sa fenêtre la coquette
Vient voir qui fait ce carillon:
Debout, devant elle, un squelette
Chantonne et racle un violon.

„Et ma valse? la tendre et chère,
Qui promets et manques de foi.
C'est bal ce soir au cimetière,
Nous danserons là, viens, suis-moi."

Et la pauvrette est entraînée
Dehors par un charme puissant;
Elle suit pâle, fascinée,
Le squelette qui va devant.

Il racle et gigotte et sautèle,
Craquète, cliquette et glapit,
Et du crâne l'appelle, et rit,
Au clair de lune, évidé, grêle...

Comme un rêve, en longues rangées,
Les maisons se mirent dans l'eau;
Devant, plein de roses pensées,
Je vais, serré dans mon manteau.

Le beffroi sur la place d'armes
Proclame minuit; c'est l'instant;
Avec ses baisers et ses charmes,
Ma belle mignonne m'attend.

La lune me tient compagnie
Et m'éclaire, accorte, en avant;
Voici la maison de ma mie:
Là, je m'écrie en l'air gaîment:

Merci de ta bonne lumière,
Vieille confidente d'amour!
Ici j'entre et te laisse; éclaire
Au reste du monde à son tour.

Si tu vois, loin de ce qu'il aime,
Quelque pauvre amant désolé,
Console-le, comme moi-même,
Au vieux temps, tu m'as consolé.

Sur mon cœur mets ta maininette...
Sens-tu? quels coups dans sa chambrette!
Un charpentier au mauvais œil
Y loge, il me fait un cercueil.

Jour et nuit sans cesse il besogne;
Je ne dors plus, il scie, il cogne.
Ah! dépêchez-vous de finir,
Maître, que je puisse dormir.

Nuit d'automne: la vitre pleure;
Il vente, il pleut, c'est effrayant.
Où peut se trouver à cette heure
Ma pauvre, ma timide enfant?

Je la vois contre sa fenêtre,
Seulette en son petit réduit,
Les yeux pleins de larmes peut-être,
Fixe, elle cherche dans la nuit...

Fillette à la rouge bouchette,
Aux beaux petits yeux clairs et doux,
Ma chère petite fillette,
Quand donc nous retrouverons-nous!

Les longs soirs d'hiver, on regrette:
Je voudrais être près de toi,
Assis, jasant, toi seule et moi,
Dans la familière chambrette.

Des lèvres je voudrais presser
Ta petite main blanche, fine,
Et de mes larmes l'arroser,
Ta blanche petite mainine! . . .

PAIX.

Haut dans le ciel le soleil rayonnait,
Environné de blanches nues;
La mer immobile dormait;
Les voiles pendaient détendues,
Un vaste silence régnait;
J'étais couché, rêvant, seul, à l'arrière.
Je rêvais et voyais, mi-dormant, mi-veillant,
Jésus le rédempteur, qui, grand comme un géant,
Dans un vêtement blanc flottant,
Planait sur la mer et la terre.

Dans les hauteurs des cieux sa tête se dressait;
Il étendait les mains et bénissait.
Et, comme un cœur, dans sa poitrine,
Il portait le soleil,
Le rouge, flamboyant soleil;
Et foyer de grâce divine,
Ce cœur radieux et vermeil,
Versant sa bienheureuse et bénigne lumière,
Eclairait, échauffait et la mer et la terre.

Des tintements solennels résonnaient.
Tels que des cygnes, ils tiraient
Par des liens de fleurs le navire docile;
Ils le tiraient en se jouant
Vers le rivage verdoyant
D'où s'élevaient les tours d'une superbe ville.
Oh! merveilleuse paix, que la ville est tranquille!
Cessant leur vain tapage et leur bourdonnement
Affaires et métiers restaient sans mouvement.
Sur les places et par les rues
Claires, sonores et tendues,
Des gens en blanc, portant des palmes, s'avançaient;
Et lorsque deux se rencontraient,
D'un air d'intelligence ils s'entresaluaient;
Et, dans un doux tressaillement
D'amour et de renoncement,
Ils se baisaient au front, puis en haut regardaient
Vers le soleil, le cœur lumineux du Sauveur,
Qui, flamboyant, allègre, dans l'espace,
Irradiait son sang réconciliateur.
Et trois fois bienheureux, tous ravis par la Grâce,
D'un seul cœur et d'un même esprit,
Ils s'écriaient: „Loué soit Jésus-Christ!"

LE PRESBYTÈRE.

La lune sur le cimetière
Incline son front soucieux;
C'est l'automne, le presbytère
Est là seul et silencieux.

La mère lit dans la Bible, elle;
L'aînée en s'étirant s'endort;
Le fils, lui, baye à la chandelle;
La jeune soupire: „Ah, quel sort!

Ici toujours la même antienne,
S'ennuyer du matin au soir;
Il faut qu'un enterrement vienne,
Pour qu'on ait quelque chose à voir."

Tout en lisant parle la mère:
„Tu te trompes, c'est quatre morts

Qui sont venus depuis ton père;
A la suite on a mis les corps."

„Dieu! murmure en bâillant l'aînée,
Dois-je avec eux crever de faim!
Si je veux, ma vie est gagnée;
J'irai chez le comte demain."

Le garçon éclate de rire:
„Trois chasseurs boivent au *Soleil;*
Ils font de l'or, j'irai leur dire
De m'apprendre un secret pareil."

La mère lui lance la Bible
Dans son visage décharné:
„Grand impie! être incorrigible!
Veux-tu faire un brigand damné?"

Mais quelqu'un heurte à la fenêtre,
Une main menace du doigt:
Dehors, en noir habit de prêtre,
Le père mort est là, qui voit...

La nuit est calme et la rue est tranquille:
C'est la maison qu'habitait mon trésor;
Depuis longtemps elle a quitté la ville,
Mais la maison est à sa place encor.

Un homme aussi, se tient là qui regarde,
Tordant ses mains et pleurant de douleur;
La lune luit sur sa face blafarde
Et me fait voir... ma propre forme, horreur!

Fantôme, — holà! sosie à pâle face!
Viens-tu singer l'amour et les tourments
Qui m'ont cloué sur cette même place,
Tant et tant de nuits au vieux temps?

Sur les yeux de ma bien-aimée
J'ai fait des vers de cent façons;
Sur sa bouchette parfumée
J'ai fait les plus belles chansons;
Sur sa maininette fleurie
J'ai fait des stances qu'on connaît;
Que n'a-t-elle un cœur, la chérie,
Je ferais dessus un sonnet.

Dans le Rhin clair, châteaux et monts
Se mirent, mêlés aux nuages;
Ma barque, ceinte de rayons,
Vogue au soleil sur mille images.

J'observe, tranquille et serein,
Les jeux des ondes d'or froncées;
Et des profondeurs de mon sein
Montent sentiments et pensées.

Le fleuve amical, attrayant,
De son frais éclat me fascine;
Mais je le connais, — faux brillant,
Nuit et mort sous sa belle mine.

Charme au dehors, piége au dedans,
Fleuve, en toi je vois la mignonne:
Elle a ces beaux airs engageants,
Elle aussi sourit, douce et bonne...

Quel mauvais temps, ce soir, quel vent!
Il pleut, il neige, tout est sombre;
Près de la vitre assis, rêvant,
Je plonge mes regards dans l'ombre.

Dans la rue, arrive là-bas,
Clopin-clopant, une lumière;
Lanterne en main, à petits pas
S'en vient la bonne vieille mère.

De beurre, d'œufs et de gruau
Elle vient là de faire emplette,
Je gage; elle veut d'un gâteau
Régaler sa grande fillette,

Qui dans le vieux fauteuil s'endort,
Clignotant, rêveuse, à la lampe;
La fine chevelure d'or
Autour du doux visage rampe...

Je fais de mes grands chagrins
De petites chansonnettes,
Qui font sonner leurs sonnettes
Et s'échappent par quatrains.

Elles vont droit chez leur belle,
Qui rit en les écoutant,
Et pense d'un cœur content
Que je meurs d'amour pour elle.

CALME.

Calme est la mer. L'onde éclatante
Renvoie au soleil ses rayons;
Dans cette lumière flottante
La barque ouvre de verts sillons.

Près du gouvernail le pilote
Ronfle, sur le ventre étalé;
Le petit mousse au mât s'accote,
A coudre une voile attelé.

Rouge et frais à travers la crasse,
Le pauvret regarde anxieux,
Ecarquillant ses beaux grands yeux,
Et sa gueulotte qui grimace.

L'épais capitaine en fureur
Devant lui gesticule, tonne:
„C'est toi qui m'as volé, voleur!
Brigand! un hareng dans la tonne.“

Calme est la mer. Blanc et vermeil
Un fin petit poisson frétille:
A la surface il saute et brille,
Joyeux, et se chauffe au soleil.

Mais du haut des airs la mouette
Fond sur lui comme un coup de feu,
Puis, sa proie au bec, pirouette,
Rame et s'élève dans le bleu.

PROPOSITION.

Sois ma femme, et l'on t'enviera,
Et tes jours ne seront que fête,
Jamais rien ne te manquera.
Querelle alors, gronde, tempête,
De toi je veux tout endurer,
Trop heureux pourvu que tu m'aimes;
Mais il faut louer mes poëmes,
Sinon, je me fais séparer.

La nuit couvrait mes yeux chargés;
Les membres raides comme pierre,
Le cœur et le cerveau figés,
J'étais étendu dans la bière.

Je dormais depuis bien lonptemps,
La nuit me semblait éternelle;
Voilà qu'à mon tombeau j'entends
Qu'on frappe et qu'une voix m'appelle.

„Veux-tu pas te lever, Henri?
Le grand jour luit, Jésus s'avance;
Les morts ressuscitent, chéri,
Le bonheur éternel commence.“

Hélas! je ne puis me lever,
Je suis aveugle, ma chère âme.
Mes yeux, à force de pleurer,
Ont tout à fait éteint leur flamme.

„Viens, Henri, je veux à tes yeux,
En les baisant, rendre la vie;
Tu dois voir la splendeur des cieux,
Les anges, la Vierge Marie.“

Je ne puis pas, mon cher amour,
Je saigne encor de la blessure
Que tu m'as faite au cœur, un jour,
Avec une parole dure.

„Je veux poser ma main dessus,
Henri, doucement, je t'en prie,
Et cela ne saignera plus,
Voilà ta blessure guérie.“

Je ne puis pas, ange adoré,
Ma tête aussi saigne, meurtrie,
Du coup que je m'y suis tiré,
Lorsque tu m'as été ravie.

„Viens, avec mes boucles, Henri,
J'étanche les trous de ta tête;
Le sang va s'arrêter ainsi,
Et voilà ta tête refaite.“

Je ne pouvais plus résister,
Elle priait si doux, si tendre;
M'efforçant de me soulever,
Près d'elle je voulais me rendre.

Quand un rouge torrent de sang,
De violence sans pareille,
Du cœur et du front jaillissant,
M'inonde, et soudain — je m'éveille.

La Fortune est une drôlesse
Qui ne peut rester nulle part;
Elle te sourit, te caresse,
Dans les cheveux te baise, — et part.

Dame Infortune, moins falotte,
T'étreint au cœur à bras fervents;
Elle te dit qu'elle a le temps,
S'assied à ton lit, — et tricote.

L'ASRA.

La belle fille des sultans
Chaque jour devant la fontaine
Aux longs jets d'opale éclatants,
Vers le soir, seule, se promène.

Le jeune esclave est chaque jour
A la fontaine aux jets d'opale,
Vers le soir, rôdant à l'entour;
Pâle, et de jour en jour plus pâle.

Un soir, la princesse l'a vu
Fixant sur elle un œil qui brille;
Elle marche à lui: „Que veux-tu,
Ton nom, ton pays, ta famille?"

„Mon nom, princesse, est Hadghiraz,
Mes pères au désert demeurent,
Et je suis un de ces Asras
Qui, lorsqu'ils aiment, meurent."

Un pin se dresse solitaire,
Au nord, sur un âpre sommet.
Il sommeille; le froid lui met
Un blanc manteau qui traîne à terre.

Il rêve d'un palmier lointain,
Qui, sous le ciel de la torride,
Triste et seul sur un roc aride,
Pleure en silence son destin.

ECLAIRCIE.

Comme d'un voile nébuleux
La lune, claire, se dégage,
D'un temps lointain, telle à mes yeux
Emerge une brillante image.

Nous descendions le Rhin, voguant,
Tous sur le pont, fier équipage;
Dans les feux du soleil couchant
Resplendissaient fleuve et rivage.

Je rêvais assis aux genoux
D'une suave créature;
Un rayon d'or se jouait doux
Sur sa chère et pâle figure.

Des luths vibraient, des voix chantaient,
Joie enivrante de la vie!
Et les cieux plus bleus s'étendaient,
Et l'âme s'ouvrait élargie.

Tours, monts, forêts, monde enchanté,
Défilaient teints d'ombre ou de flamme; —
Et je voyais tout reflété
Dans les yeux de l'aimable femme.

CONCERT PRINTANIER.

Les nids trillent leur ritournelle,
Les arbres vibrent en cent voix;
Quel est le maître de chapelle
Dans le vert orchestre du bois?

Ce merle en habit noir qui froue,
Et me salue à tout moment?
Ce pédant qui là-haut coucoue
Son mot chronométriquement?

Ou ce héron qui se tracasse,
Là-bas, comme s'il dirigeait,
Ecarquillant sa longue échasse,
Claquetant du bec, l'œil au guet?

Non, non; en mon cœur, d'aventure,
Sied le chef d'orchestre du bois.
Je sens comme il bat la mesure;
Il s'appelle Amour, que je crois.

MARIE-ANTOINETTE.

Les fenêtres des Tuileries
Gaîment miroitent dans la cour,
Mais derrière leurs draperies
Hantent des spectres en plein jour.

La reine Marie-Antoinette
Dans le grand pavillon revient;
Avec la plus stricte étiquette,
Ce matin son lever s'y tient.

Ses dames d'honneur autour d'elle,
Debout ou sur des tabourets,
En brocart, joyaux et dentelle,
Resplendissent, vivants bouquets.

Les corsages effilés plient,
Les paniers bouffent; pardessous,
Les hauts petons, coquets, épient.
Mais .. point de têtes sur leurs cous!

Toutes — oui — la Reine elle-même,
Branlent un cou décapité;
Voilà pourquoi sans diadème,
Sans frisure est Sa Majesté.

Elle qui, s'enflant à son aise,
Trônait sous ses toupets géants,
La fille de Marie-Thérèse
Et des vieux Césars allemands,

Spectre sans tête, sans frisure,
Elle doit hanter à présent,
Parmi des dames sans coiffure
Et sans tête pareillement!

L'esprit révolutionnaire
Nous montre ses suites ici;
C'est la faute à Rousseau, Voltaire,
Comme à la guillotine aussi.

Etrange! — illusion complète! —
Elles semblent ne savoir point

Qu'elles sont mortes à ce point,
Et qu'elles ont perdu la tête.

Toujours ce pavanage creux,
Ces mains serviles à tout prêtes;
Spectacle bouffon et hideux
Que ces révérences sans têtes!

La première dame d'atour —
Révérence — offre la chemise;
A la reine une autre l'a mise,
Une révérence à son tour.

Deux autres viennent, autre scène,
Révérences un peu plus bas;
A genoux aux pieds de la Reine,
Celles-ci lui chaussent ses bas.

Une fille d'honneur s'avance,
Révérence, le casaquin;
Suit une autre, autre révérence,
La jupe de la Reine enfin.

Debout, la grand'maîtresse évente
Son beau sein blanc à demi nu,
Et comme sa tête est absente,
Elle sourit avec . . .

Le Soleil, perçant les fenêtres,
Darde un regard inquisiteur;
Lorsqu'il voit ces étranges êtres,
Soudain il rebrousse d'horreur.

LES DEUX GRENADIERS.

Deux grenadiers cheminent vers la France,
De la Russie enfuis, longtemps errants;
„Pays ami! disent-ils, espérance!
Nous arrivons aux quartiers allemands."

Du grand désastre ils ignorent la suite:
Que leur dit-on! La France a succombé,
La Grande Armée est vaincue et détruite,
Et l'Empereur prisonnier est tombé.

En apprenant la tragique aventure,
Les grenadiers laissent couler leurs pleurs.
L'un d'eux s'écrie: „Ah! ma vieille blessure
Me fait souffrir; camarade, je meurs!"

L'autre reprend: „La chanson est finie!
Avec toi, frère, ah! je voudrais mourir.
Pourtant j'ai femme, enfants, dans la patrie,
Qui ne sauront sans moi que devenir."

„Eh! que me font encore enfants et femme!
S'ils sont sans pain, qu'ils aillent mendier.
J'ai, ma foi, bien d'autres soucis dans l'âme.
Lui, l'Empereur, l'Empereur prisonnier!

„Je veux mourir. Écoute ma prière:
Porte mon corps jusqu'en France avec toi. —
Non, tu ne peux! — Dans la terre étrangère,
Creuse ma fosse alors, et cache-moi.

„Comme aux beaux jours de la gloire passée,
Je veux rester sous l'habit des soldats;
Ma croix d'honneur sur mon cœur attachée,
Couche-moi là, sur les reins, l'arme au bras.

„Dans mon tombeau, sentinelle aux écoutes,
J'attendrai, prêt à des combats nouveaux. —

Un jour, j'entends retentir sur les routes
La canonnade et le trot des chevaux.

„Mon empereur reprend en main la guerre,
Avec sa garde il passe ici vainqueur,
Et, tout armé, je m'élance de terre
Pour suivre encor l'Empereur, l'Empereur!"

Le vent d'automne au bois fait rage,
La nuit est froide et fond en eau;
A travers l'humide feuillage,
Seul, je chevauche en mon manteau.

Et devant moi de compagnie
Trottent, galopent mes pensers;
Vers la maison de mon amie
Ils m'emportent gais et légers.

Les chiens annoncent ma venue,
Les gens m'éclairent au perron;
Par les escaliers je me rue
En cliquetant de l'éperon.

La salle tendue et brillante
Fleure un air tiède et parfumé;
Elle m'attend là souriante,
Dans ses bras je vole pâmé. —

Le vent dans les feuilles susurre,
Le chêne a dit quand j'ai passé:
„Cavalier, à quelle aventure
Rêves-tu, rêveur insensé!"

Je ne sais ce que ça veut dire
Que ce vieux conte me poursuit;
Je suis si triste, je soupire —
Il ne me sort pas de l'esprit.

L'air est frais et tout se fait sombre,
Le Rhin coule silencieux;
Au front des monts qu'envahit l'ombre
Le soir éteint ses derniers feux.

Une femme étrangement belle,
Là-haut, seule, est assise encor;
Sa parure d'or étincelle,
Elle peigne ses cheveux d'or.

D'un peigne d'or elle s'arrange,
S'inclinant et se redressant;
Elle module un chant étrange,
Mélodieux et saisissant.

Soudain le charme étreint à l'âme
Le batelier dans son esquif;
L'œil fixé sur la belle femme,
Il n'aperçoit pas le récif.

À la fin, je crois, l'eau qui gronde
La barque et l'homme engloutira;
Avec son chant, la femme blonde,
La Loreline l'attend là.

JETZT WOHIN?

Où s'en aller? — Le pied, lui bête,
Pour l'Allemagne déjà part;
Mais mon bon sens hoche la tête,
Finement, et me dit à part:

„La guerre est finie, oui, mais diable!
Les conseils de guerre sont là,
Et de maint écrit fusillable
On t'accuse, tu sais cela."

Il est vrai, je trouve peu drôle
Cet avenir de fusillé;
L'héroïsme n'est pas mon rôle,
Le pathos m'a toujours manqué.

L'Angleterre m'est proposée,
Et, n'était là l'air de charbon,
Et les Anglais . . . mais la nausée
Me prend déjà rien qu'à ce nom.

Voguerai-je vers l'Amérique?
Là se vautrent en liberté
Dans la grande étable publique
Les patauds de l'égalité.

Mais, est-ce un pays habitable,
Qui chique et crache devant soi,
Où l'on met les pieds sur la table,
Où l'on joue aux quilles sans roi?

Ce bel empire, la Russie,
Peut-être bien me conviendrait.
Un point cependant me soucie:
Le knout, en hiver, m'y nuirait.

Triste, je tourne en haut la vue;
Mainte étoile y salue en bas,
Mais j'explore en vain l'étendue,
Mon étoile, à moi, n'y luit pas...

Elle s'est au ciel égarée
Dans le labyrinthe doré,

Comme en la terrestre mêlée
Je me suis moi-même égaré. —

AU COIN DU FEU.

L'ouragan hurle, et par la nuit
La neige à flocons pressés file;
Dans ce riant petit réduit
Qu'il fait bon là, seul et tranquille.

Devant le foyer pétillant,
Dans mon fauteuil assis, je rêve;
La bouilloire bout, bourdonnant
Un air oublié que j'achève.

Grave, accroupi, le petit chat
Se chauffe et regarde la flamme,
Qui monte, ondoie et se rabat —
Je ne sais ce que j'ai dans l'âme...

Mainte forme du temps passé
S'élève, de vapeurs voilée,
Revêtant son lustre effacé,
Mascarade bariolée.

Belles femmes aux fins minois,
Aux sourires pleins de promesses;
Céladons, arlequins narquois,
Qui rient, sautent, font cent prouesses.

D'un parc plein de couples jaseurs
Des dieux de marbre au loin s'avancent;
Autour d'eux, d'opulentes fleurs
Au clair de lune se balancent.

Puis maint vieux castel enchanté
En vacillant sort des nuages;
Puis chevauchent, lance au côté,
Blancs chevaliers, écuyers, pages.

Et rapide, se dissipant,
Glisse la fantasmagorie. —
Aï! la bouilloire qui répand!
Le petit chat échaudé crie.

APPARITION MARINE.

J'étais couché sur le bord du navire,
Et regardais fixe, rêvant,
Plongeant toujours de plus en plus avant,
Dans l'eau profonde et claire où le ciel bleu se mire;
Quand tout au fond de la mer j'aperçois
D'abord de confuses nuées,
Puis, par degrés montrant leurs couleurs variées,
Coupoles, flèches, tours, clochers, donjons, beffrois,
Tourelles, toits aigus, pignons et pans de bois,
Enfin toute une ville antique,
Néerlandaise, aquatique,
Dédale bigarré de rues et de canaux,
Avec ses maisons, ses ponts, ses bateaux,
Et son peuple, et son bruit, son mouvement, sa vie,
En plein soleil épanouie.

De graves cavaliers,
Le manteau noir au dos, au cou la fraise blanche,
Une main à l'épée et l'autre sur la hanche,
La poitrine étalant les croix et les colliers,
Causent en promenant leur mine longue et fière
A travers le marché, bruyante fourmilière,
Devant l'hôtel de ville aux larges escaliers
Dont de vieux empereurs de pierre,
Epée et globe au poing, gardent les noirs piliers.
Plus loin, sous des tilleuls taillés en palissade,
Devant une longue enfilade
De gothiques maisons
Qui regardent clignant leurs vitres miroitantes,
Viennent et vont, soyeuses, bruissantes,
De sveltes beautés, de jeunes tendrons

Dont les douces figures roses
Sortent du béguin noir, modestement écloses
Entre deux ruisseaux d'or d'ondoyants cheveux blonds.
De coquets damoiseaux vêtus à l'espagnole
Passent fiers, leur lançant une œillade frivole.
En épais habits bruns rigidement drapés,
Des matrones sévères,
A la main psautiers et rosaires,
S'acheminent à pas comptés
Vers le grand dôme où les appellent
Les longs bruissements de l'orgue, auxquels se mêlent
Les carillons joyeux tintant de tous côtés.

Aux accents lointains de cette musique,
Je suis saisi d'un frisson pénétrant!
Une étrange peine, un charme magique,
Envahissent mon cœur, mon cœur encor souffrant.
Je sens comme si les lèvres aimées,
Pressant ses blessures fermées,
Les faisaient saigner de nouveau.
Leurs chaudes, rouges gouttes,
Lentement, longuement, filent à travers l'eau,
Filent et tombent toutes
Sur une antique maison
Qui penche son haut pignon,
Mélancolique et déserte,
Où seule rêve, assise en bas,
Au bord d'une fenêtre ouverte,
Une enfant inclinant sa tête sur son bras,
Comme une pauvre abandonnée; —
Et — je te connais, toi, pauvre enfant oubliée!

Ainsi, tout au fond de la mer, si loin,
Là, dans ce petit coin,
De moi tu t'es cachée,
Comme une grande enfant fâchée!
Et tu n'as pas pu remonter!
Et chez des étrangers il t'a fallu rester,
Tout un long siècle en peine!
Tandis que moi, de chagrin l'âme pleine,
Partout je te cherchais,
Par toute la terre j'errais,
Et toujours te cherchais,
Toi toujours aimée,
Et toujours regrettée,
Mais enfin retrouvée! —
Je te retrouve, et je revois
Ton doux visage,
Tes yeux intelligents et droits,
Ton sourire tendre et sage;
Je te retrouve, et jamais plus,
Jamais plus je ne te quitte!
Et je vole à toi les, bras étendus,
Sur ton cœur je me précipite!

Mais juste à temps encor, par le pied m'empoignant,
Le capitaine m'arrête,

Et sur le pont me retire en criant,
D'un ton moitié bourru, moitié riant:
„Docteur, avez-vous donc le diable dans la tête!"

La vie, hélas, c'est le jour étouffant;
La mort, c'est la nuit, la fraîche ombre.
Il se fait déjà sombre;
J'ai sommeil, je suis languissant.

Audessus de mon lit un arbre s'élève,
Où le rossignol, nuit et jour,
Chante de pur amour;
Je l'entends jusques en rêve. . .

Ce n'est pas sans hésitation que le traducteur a inséré dans ces pages deux ou trois morceaux d'un caractère qu'on qualifiera justement de diabolique; mais pour se faire une idée juste et vraiment caractéristique de l'étrange et charmant poète dont on a sous les yeux l'image en miniature, il faut qu'on y voie aussi la griffe du diable et son pied fourchu.

Die weiblichen Charaktere in Molière's Komödien.

Bei der Charakteristik der Dichtungen Corneille's macht Ranke darauf aufmerksam, wie sehr der Einfluss, den die sociale Stellung der Frauen auf die Geschichte Frankreichs geübt, sich auch in der Tragödie widerspiegele. Und doch schildern Corneille's Dichtungen vor Allem die Energie des männlichen Entschlusses, das Bewusstsein der ritterlichen Ehre; auch die weiblichen Charaktere seiner Tragödien sind von einer männlichen Thatkraft durchdrungen, welche die freie Entwicklung der Weiblichkeit beeinträchtigt, oft vernichtet. Racine ist auch hierin der directeste Gegensatz. Die Energie der Thatkraft, das männliche Selbstbewusstsein schwindet dahin, um der breiten Entfaltung der Liebe, Intrigue und Coquetterie Raum zu geben. Das höfische Colorit, das keine seiner liebenden Heldinnen verleugnet, ist nicht minder eintönig und ermüdend, als der unweibliche Heroismus der Corneille'schen Emilien und Rodogunen. Wie hier die Weiber zu Männern werden, so tragen Racine's Helden etwas Weibisch-gefühlvolles als unverkennbares Merkmal an sich.

Dem universelleren Geiste Molière's war es vorbehalten, weibliche wie männliche Charaktere mit gleicher Vollendung zu zeichnen; ebenso gelingt es nur ihm, das höfische Colorit, den französischen Typus der Liebesscenen abzustreifen und sich zu allgemeineren Formen, zu rein menschlichen Anschauungen zu erheben. Die Wahrheit und Tiefe seiner Charakterzeichnung stellt ihn dem Shakspere ebenbürtig zur Seite, gerade

wie Racine und Corneille in den Eigenthümlichkeiten ihrer Charakterzeichnung an Goethe und Schiller erinnern. Denn auch der grösste der deutschen Dichter ist nur da unübertroffen, wo er das Innere des weiblichen Herzens enthüllt, gerade wie Schiller nur in der Zeichnung männlicher Charaktere die Höhe seines Genies offenbart, während der Brite weibliche wie männliche Charaktere mit derselben Meisterschaft zu schildern weiss.

Die Komödien Molière's, wenn wir sie in chronologischer Folge überblicken, zeigen eine stete Vervollkommnung in der Zeichnung weiblicher Charaktere. Welch ein Fortschritt von Célie und Hippolyte im Etourdi zur Elvira im Don Juan, dem vollendetsten aller weiblichen Charaktere!

Wie sehr im Etourdi, dem ersten grösseren Stücke des jugendlichen Dichters, die Liebe hinter der Intrigue zurücktritt, ist ja unendlich oft hervorgehoben worden, nur ist der zwingende Grund dieses augenfälligen Mangels nie recht erörtert worden. P. Lindau z. B. in seiner sonst so meisterhaften Schrift „Molière's Leben nach seinen Werken, eine Ergänzung der Biographie des Dichters“ scheint anzunehmen, dass Molière damals dem Weibe noch zu fern gestanden, um weibliche Charaktere schildern zu können. Nun wäre es schwer denkbar, dass ein Dichter an der Schwelle des Mannesalters mitten in einem abenteuerlichen, mannigfach bewegten Leben die Tiefen des weiblichen Herzens nicht mehr erforscht hätte, als es die flachen, einförmigen Figuren der Célie und Hippolyte bekunden. Daraus, dass wir über Molière's Herzensangelegenheiten in jener Zeit eben nichts wissen, dass seine Beziehungen zur M. Béjart, Duparc, De Brie einer späteren Periode angehören, darf man doch nimmer schliessen, dass dem Dichter Beziehungen jener Art früher ganz fern gelegen.

Die Mängel in der Charakterzeichnung der Célie und Hippolyte sind wie die Mängel des ganzen Stückes auf den dominirenden Einfluss der italischen Vorbilder zurückzuführen. Nicht, als ob die Liebe in dem Inavertito ebenso sehr hinter der Intrigue zurückstehe wie im Etourdi, aber der manierirte Charakter, den dort die weiblichen Figuren zeigen, lag dem französischen Geschmack, wie dem Dichterbewusstsein Mo-

lière's allzufern. Wie nun Molière die italiänischen „Concetti" und die rücksichtslose Derbheit einzelner Liebesscenen* mit Widerstreben zurückwies und doch von dem Einfluss des italischen Vorbildes nicht so frei war, um selbständig zu erfinden, so musste naturgemäss die raffinirte Intrigue des Mascarille, die unüberlegte Gradheit seines Herrn ein Uebergewicht erhalten, das die Entfaltung der Liebe, die Entwicklung der weiblichen Charaktere zu Boden drückte.

Gleichwohl lässt eine Vergleichung des Inavertito mit dem Etourdi Verbesserungen auch im Hinblick auf die Charakterzeichnung erkennen. Im italischen Stücke tritt die Liebe des jugendlichen Brausekopfes Fulvio zur Sklavin Celia allzu sehr hinter dem Verhältniss zu Lavinia zurück. Unser Interesse theilt sich hier zwischen den schlauen Intriguen des Scappino, die anfänglich unsere Neugierde anspannen, um sie gegen Ende des Stückes zu ermüden, und den rast- und rücksichtslosen Versuchen der Lavinia, ihren Geliebten Cinthio in das Netz zu ziehen. Im Molière'schen Stücke hat der platte Realismus, den sowohl Mascarille's überschlaue Intriguensucht wie Lélie's ungestüme Naivität an sich trägt,** ein Gegengewicht in dem romantisch ausgehauchten Liebesverhältniss zur mysteriösen Célie, hinter deren reizvoller Anmuth die wenig liebenswürdige Figur der Hippolyte zurücksteht. Darum werden einzelne Züge, die im Inavertito der Lavinia eigenthümlich sind, von Molière auf die Sklavin Célie übertragen. So wird jene halb orakelhafte Liebeserklärung der Lavinia (Inavertito I, 8; Hachette I, 260) von Molière in etwas veränderter Form auf Célie übertragen (I, 4).

Der Charakter dieser Célie ist zwar nicht schärfer gezeichnet, nicht besser entwickelt als der ihrer italischen Namensschwester, jedoch um einige Züge bereichert, die ihn verschönern und idealisiren. Das Gefühl der Liebe zu Lélie ist in ihr nicht minder stark als die Dankbarkeit gegen Andrès, der ihre Hand begehrt als Preis für die Rettung aus der

* S. die Ausführ. von Despois (Oeuvres compl. de Molière ch. Hachette) I, 90, 130, Anm. 1.

** Vgl. hier einige treffende Bemerkungen von H. Klug (Pr. d. h. B. z. Strausberg 1877, S. 7 u. f.).

Sklaverei. Der Kampf beider Gefühle giebt dem künstlich verschlungenen Schlussacte des Etourdi einiges Interesse. Célie sucht die heissersehnte Rettung aus der Sklaverei hinauszuschieben (V, 2), um die Eifersucht des Liebenden zu schonen, und endlich will sie ganz auf das Glück der Ehe verzichten, um weder den Wohlthäter noch den Liebhaber zurückzustossen.

Die naive, schüchterne Unbefangenheit dieses anmuthigen Charakters tritt gleich in der ersten Begegnung mit Lélie hervor.* Lélie redet sie I, 3 mit den Worten an: „Et quelque mal cuisant, que m'aient causé vos yeux, que je prends de plaisir à les voir, en ces lieux", und Célie erwidert in naiver Einfachheit: „Mon coeur, qu'avec raison votre discours étonne, n'entend pas, que mes yeux fassent mal à personne, et si dans quelque chose ils vous ont outragé, je puis vous assurer que c'est sans mon congé", Worte, die Klug in der oben angeführten Schrift (S. 10) nicht untreffend mit „Faust's Zurückweisung durch Gretchen" vergleicht. Auch in dem Dialoge zwischen ihr und der eifersüchtigen Hippolyte tritt Célie's angeborener Seelenadel so schön den gesuchten Spitzfindigkeiten der Nebenbuhlerin gegenüber.

Hippolyte ist, wie die Lavinia des italischen Stückes, eine mannssüchtige Coquette, die sich nicht über das Niveau des alltäglichen Lebens erhebt. Um den heissbegehrten Léandre zu gewinnen, scheut sie weder vor den Ränken des zweideutigen Mascarille, noch weist sie seine Hand dann zurück, als ihr seine Liebe zu Célie längst kein Geheimniss mehr ist Seine Treulosigkeit scheint ihr sehr verzeihlich, sobald sie nur seines Besitzes sicher ist.

Im Dépit amoureux wirft Molière die Fesseln der italiänischen Manierirtheit, die er schon im Etourdi gelockert, völlig ab und enthüllt uns ein ebenso tiefes wie einfaches Gemälde der Liebe und Eifersucht. Die Vervollkommnung, welche die Charakterzeichnung der Lucile gegenüber einer Hippolyte bekundet, ist zu offenbar, um eines näheren Hinweises zu bedürfen; doch ist nicht minder zu leugnen, dass die eigentliche

* Im Inavertito (I, 3) Hachette 253 finden wir statt dessen gezierte Phrasen und gesuchte Coquetterie auf Seiten Celia's.

Charakterzeichnung noch zu sehr hinter der Situationsmalerei zurücktritt. In das Innere der Lucile und der Ascagne thun wir nur hie und da einen vollen Blick, und erst aus den vollendet geschilderten Liebes- und Eifersuchtsscenen erkennen wir, was das Innere der Liebenden bewegt. Lucile, die eine der Liebenden, ist ein Charakter, der in seiner tiefen Wahrheit und echt weiblichen Natürlichkeit fast an Mélicerte und Elvire hinanreicht. Ihre innige Liebe, ihr lebhaftes Ehrgefühl, ihr Bewusstsein der weiblichen Würde und Tugend sind mit gleicher Meisterschaft entwickelt. Nicht minder zeigt Ascagne, eine weniger leidenschaftliche, zurückhaltendere Natur, in jener Scene, wo sie dem Valère ein Liebesgeständniss entlockt (II, 2), wahre Liebe und weibliche Zartheit.

Die chronologische Betrachtungsweise, die bisher geboten schien, um die allmälige Vervollkommnung der Charakterzeichnung nachzuweisen, glaube ich nun aufgeben zu müssen, um die reiche Mannigfaltigkeit, die stets veränderten Formen der weiblichen Charaktere in den späteren Komödien Molière's nach allgemeineren Gesichtspunkten zu überschauen.

Man hat der classischen Poesie Frankreichs so oft den Vorwurf gemacht, dass sie die Natur der Convention opfere; und wer wollte unbedingt leugnen, dass die Helden und Heldinnen der Tragödie etwas Typisch-Conventionelles an sich tragen. Doch ebenso selten haben die Gegner französischer Poesie diesen Vorwurf auf die Dichtungen Molière's auszudehnen vermocht. Denn die oberflächlichste Betrachtung lehrt, dass nicht nur die eigentlichen Helden seiner Komödien ganz dem realen Leben entnommen, sondern dass auch die Charaktere der Liebenden, deren Entwicklung in Folge der vorwiegend satirischen Tendenz oft nur ein beschränkter Raum gegönnt ist, mit gleicher Naturwahrheit geschildert sind.

Elvira im Don Juan lässt sich den schönsten Frauencharakteren Shakspere'scher und Goethe'scher Dichtung vergleichen. Wahre, innige Liebe hat sie an einen raffinirten Gaukler gefesselt, der mit den Gefühlen der Liebe, Religion und Pietät Spott treibt, um mit dem offenen Bekenntniss der berechneten Heuchelei zu enden. Doch weiblicher Stolz ist in ihr ebenso mächtig, wie die Liebe. Sie entsagt dem Treulosen

ebenso frei und offen, wie sie einst ihre Liebe bekannt. Wie in gemeinen Naturen verschmähte Liebe sich zu rachsüchtigem Hass wandelt, so bleibt in edleren Charakteren ein schmerzliches Mitgefühl als Rest inniger Liebe zurück. Elvira, als sie schon der Liebe, wie der Welt entsagt, sucht noch einmal in tiefbewegten Worten den vom Abgrunde zu ziehen, der ihr Glück, Ehre und Ruf geraubt. Eine nicht minder schöne und edle, wenngleich zartere Gestalt ist Elvire im Don Garcie. Der leise Hauch des Zweifels schon scheint ihr das reine, fleckenlose Bild der Liebe zu trüben, das sie im Innersten des Herzens trägt. Eifersucht, mag auch der äussere Schein laut für sie reden, ist ihr das tödtliche Gift der Liebe. Was ihr Herz bewegt, gilt ihr als zartes Geheimniss, das angedeutet, nicht ausgesprochen werden darf. Sie zürnt dem Geliebten, der ein offenes, unzweideutiges Liebesgeständniss begehrt. Das der Liebe verwandte Gefühl der Dankbarkeit ist nicht minder tief in ihre Seele gegraben. Darum der lange Kampf ihres Inneren, ob sie nicht den Geliebten demjenigen opfern solle, der ein unvergängliches Recht auf ihren Dank erworben.

Die aufopfernde, entsagende Liebe ist in Mélicerte minder tragisch, doch ebenso lauter wie in der Elvire des Don Juan. Sobald sie erfährt, dass ihre Liebe zu Mirtyl die Bande zerreisst, welche Vater und Sohn aneinander ketten, ist sie zu selbstloser Entsagung bereit.

Und mit welcher Naturwahrheit sind vollends die komischen Figuren der Mägde, der Bürgermädchen und Bürgerfrauen, der Bäuerinnen gezeichnet. Einzelne von ihnen sind in der Erinnerung der Zeitgenossen so untrennbar mit dem Namen Molière's verbunden, dass Brécourt im Ombre de Molière ihm die Nicole als aufheiternde Gefährtin in den Hades nachsandte.

Doch hätte Molière nicht ein Franzose sein müssen, wenn nicht die hergebrachte Auffassung der Liebe als Modesache und coquette Tändelei die Charakterzeichnung seiner Dichtungen beeinflusst hätte. Die Eigenthümlichkeiten des französischen Geistes weiss er bei allem Universalismus ebenso wenig, wie Shakspere die des englischen zu verleugnen. Wie ihn sein französischer Patriotismus im Etourdi zum gehässigen Feinde

Spaniens und später zum spottsüchtigen Verkleinerer des deutschen Wesens macht,* so blickt durch die bewegtesten und lebensvollsten Schilderungen der Liebe die höfische Etiquette und halbwahre Galanterie hindurch.

Recht charakterisirend für den Unterschied der Natur und Kunst ist ein Vergleich von Moreto's Donna Diana mit der Molière'schen Princesse d'Elide. Beide Charaktere gleichen sich äusserlich bis zur entscheidenden Lebenskatastrophe, da tritt die innerste Verschiedenheit hervor. Donna Diana, wie sie den aus stolzer Laune verschmähten Carlos in anderen Liebesketten sieht, wie sie selbst einem ihr verhassten Bunde zustimmen soll, enthüllt mit offenem Heroismus das Geheimniss ihres Herzens. Die Princesse d'Elide, als die Entscheidung ihres Lebensglückes in ihre Hände gelegt ist, affectirt zuerst Hass gegen den Heissbegehrten und nur aus Prüderie Verschmähten, dann, wie das Spiel der Coquetterie sie zu verwirren anfängt, giebt sie die Abneigung des Geliebten als Grund ihrer Weigerung vor.

Ebenso schillert im Charakter der Eriphyle die höfische Manier stets zwischen dem wahren Ausdruck der Liebe hindurch. Die Rücksicht auf ihre Stellung als Prinzessin hält sie von einem offenen Bekenntniss ihrer Liebe zu dem niedriger gestellten Sostrate zurück. Die Scheu, dass das Geheimniss ihrer Liebe verrathen werden und dann wieder die Besorgniss, dass der Geliebte, an dem Besitz der hochgeborenen Prinzessin verzweifelnd, sich einer Anderen zuwenden möge, führt sie zu den Kreuzwegen der Coquetterie zurück, auf denen ein glücklicher Zufall sie dem Liebenden entgegenführt. Und doch verräth die Prinzessin in Momenten vertrauter Hingabe, wie wenig ihr Herz an dem Hofgepränge Befriedigung findet, wie sehr sie nach der Einsamkeit einer ungekünstelten Natur sich sehnt. Doch zeigt sie in der ihr Lebensglück entscheidenden Unterredung mit Sostrate ebenso weibliches Zartgefühl, wie hingebende Liebe.

Auch die von Laharpe so gefeierte Versöhnungsscene zwischen dem als Amphitryon auftretenden Jupiter und der in

* Fritzsche in seinen Molière-Studien hat zuerst darauf hingewiesen.

ihrer Liebe und Ehre gekränkten Alcmène ist von galanter Spitzfindigkeit und coquetter Tändelei keineswegs frei. Jene subtile Unterscheidung der Begriffe amant und époux, der Theatercoup eines zum Schein angedrohten Selbstmordes, das zuletzt mehr fingirte als wirkliche Widerstreben der liebesdürstenden Gattin sind gewiss nicht ein wahrer Ausdruck der echten Liebe.

Wie diese Einseitigkeit in der Auffassung der Liebe durch den französischen Geschmack des Dichters sich erklärt, so ist sie auch durch die Rücksicht auf den dramatischen Effect bedingt. Ein mehr in die Augen fallendes Mittel, die komische Wirkung zu steigern, ist der Contrast zwischen verschiedenartigen, durch äussere Lebensverhältnisse eng verbundenen Charakteren, der sich öfters in den Komödien Molière's findet. Schon in einer der früheren Dichtungen ist dieses Mittel in wirkungsvoller Weise angewandt, in der Ecole des maris. Léonore ist ein durchaus edler, von stolzem Selbstbewusstsein wie sittlicher Würde gehobener Charakter, der sich auf die Abwege des gesellschaftlichen Lebens verirrt, ohne doch an sittlicher Reinheit zu verlieren. Ihre Schwester Isabelle ist von den Fehlern der herzlosen Undankbarkeit und lieblosen Spottsucht nicht freizusprechen, wenngleich eine verkehrte Erziehung diese angeborenen Fehler allzusehr entwickelt hat. Ihre beschränkte Sinnesart ist nur da einer beherzten Keckheit und raffinirter Schlauheit fähig, wo es gilt, die Rechte ihres Herzens zu vertheidigen, das Geheimniss ihrer Liebe zu verdecken.

Noch schärfer tritt der Contrast zwischen Armande und Henriette in den Femmes savantes, zwischen Hyacinthe und Zerbinette in den Fourberies de Scapin hervor. Henriette, ein Charakter von einfacher Natürlichkeit, schlauem Verstande und warmem Gefühle tritt in ihrem Anrecht auf die Liebe des Clitandre ihrer Schwester Armande entgegen, der eine gekünstelte Bildung und verschrobene Erziehung alle Begriffe der Weiblichkeit, gesunden Vernunft und natürlichen Empfindung verkehrt hat. Hyacinthe ist durch gemeinsame äussere Verhältnisse gezwungen, ihre tiefe, bisweilen sentimentale und stets vor einem Wechsel des Geschickes bangende Liebe dem ver-

gnügungssüchtigen, schwatzhaften Weltkinde Zerbinette anzuvertrauen.

Neben diesem unvermittelten Contraste zeigen sich auch die feinsten Abstufungen der Charakterzeichnung. In der Critique de l'Ecole des Femmes ist Celimène eine flache Hofdame, deren Sinnen und Denken in den Vergnügungen, Sitten und Vorurtheilen des Hoflebens aufgeht; Uranie steht ebenfalls mitten in höfischen Anschauungen, ohne dass ihr natürlicher Sinn, ihr gesunder Verstand durch sie beeinflusst wird; Elise ist die entschiedene Gegnerin alles Höfischen, deren beissender Spott die beaux esprits ebenso wenig wie die marquis und marquises ridicules verschont. Am feinsten ist diese Nüancirung in den Charakteren der Philaminte, Armande und Bélise.* In Philaminte hat die Verkehrtheit der Bildung und Erziehung doch nicht die Eigenthümlichkeit einer derben Natur zu unterdrücken vermocht. Sie ist zwar unerbittlich streng gegen Sprachfehler, voll Begeisterung für die Utopik einer Sprachacademie, voll Verachtung gegen Alles, was Wirthschaft und häusliches Leben heisst, aber in dem herrischen Benehmen gegen den unterwürfigen Gemahl und die renitente Dienstmagd tritt ihr grober Naturalismus recht hervor. Armande ist durch das eitle Prunken mit erborgter Gelehrsamkeit, durch das nichtige Streben nach einer dem Weibe versagten Lebensstellung schon so weit gesunken, dass sie aufhört, ein wahr empfindendes Weib zu sein. Aber die lodernden Flammen ihrer Sinnlichkeit vermag alle philosophische Afterweisheit ebenso wenig zu läutern wie die Schlacken der berechnenden Selbstsucht. Sie vergisst endlich, was sie der Schwester und sich selbst schuldet. Ihr unschönes Zerrbild ist Bélise. In ihr hat ein hochklingendes Phrasenthum, das den Schein idealer Weltanschauung zu borgen sucht, einen Cultus der Selbstvergötterung geschaffen, welcher die entsagende Liebe jedes Jünglings als erstes Opfer begehrt. Der Weihrauch, den Bélise auf dem Altar der platonischen Philosophie nur dem selbstvergötterten Ich darbringt, hat ihren Verstand in bedenklichster Weise zer-

* Detaillirte Auseinandersetzung in der Einl. von Lion's trefflicher Ausg. d. Femmes sav. 10—16 u. Humbert (Herrig's Archiv 18, S. 88—98).

rüttet. Dem gesunden Sinne des Chrysale erscheint sie zuletzt als eine Halbverrückte, auch dem feinsinnigen Clitandre bleibt sie unverständlich.

Wie die eben berührten Vorzüge der Charakteristik den Meister dramatischer Routine bekunden, so zeigt die Grundidee einzelner Komödien den vollendeten Kenner des weiblichen Herzens. Die Liebe schafft hier muthige Heldinnen aus schüchternen Mädchen. Agnes in der Ecole des Femmes, die ihre Jugend in engster Abgeschlossenheit, in beschränktester Erziehung vertrauert, wird plötzlich zu einer willensstarken, fest entschlossenen Heldin, als der Wille des Vormundes sie zu einer verhassten Ehe zwingen will. Alle anerzogenen Begriffe des blinden Gehorsams, der scheuen Sittlichkeit, der selbstentsagenden Dankbarkeit schwinden dahin, sobald das allmächtige Gefühl der Liebe sich regt. Elise im Avare zerreisst die Zwangsketten, die sie an den herzlosen Vetter fesseln, und scheut selbst die unlauteren Mittel der List und des Truges nicht, sowie es das Ziel ihres Lebens gilt. Auch ein so schüchternes, einfaches Mädchen, wie Lucrèce im L'amour médecin, wird zur listigen Gauklerin, wenn es gilt, den selbstsüchtigen Vater zu täuschen.

Jener Zwang eines rücksichtslosen Familiendespotismus, der die edelsten Gefühle des Herzens weder kennt noch achtet, bekundet die Eindrücke eines gestörten Familienlebens, welche sich dem Inneren des Dichters allzufest eingeprägt haben. In früher Jugend war ihm eine edeldenkende, durchaus vortreffliche Mutter entrissen worden, deren Einfluss weder die hartherzige, niedriggesinnte Stiefmutter* noch die vergnügungssüchtige, unlautere Gattin zu ersetzen vermochte. Wie die Väter, so sind auch die Mütter in den Molière'schen Dichtungen ohne idealeren Sinn, nur von dem Gefühl der unbeschränktesten Herrschsucht geleitet. Schon Madame Pernelle im Tartuffe giebt uns hiervon einen bitteren Vorgeschmack. Der Enkelin tritt sie mit herrischer Grobheit gegenüber, über den Willen des Sohnes verfügt sie mit unbedingter Autorität. Ihre

* Die näheren Angaben in Soulie's Recherches 13. 14. 17. Auf diese gestützt, hat Scheffler (Herrig's Archiv 1878, Heft 4) die willkürlichen Annahmen Paul Lindau's widerlegt.

Herrschsucht, wie ihre äussere Frömmigkeit hat in geistiger Beschränktheit den letzten Grund. Was sie denkt, will und empfindet, das ist ihr unverbrüchliches Gesetz für alle anderen Menschen; ein Irrthum, eine Selbsttäuschung ist ihr undenkbar. Darum sträubt sie sich, an die Schurkereien des Tartuffe zu glauben, selbst als sie die augenscheinlichsten Beweise hat; sie müsste ja damit das für bornirte Naturen so schwere Bekenntniss des Irrthums ablegen. Und Madame Pernelle steht wie ein Engel da, wenn man sie mit dem Dämon Béline im Malade imaginaire vergleicht. Sie ist die vollendetste Heuchlerin, abgefeimteste Gauklerin und herzloseste Egoistin. Was gilt ihr das Leben ihres Gemahls oder das Glück ihrer Tochter, wenn sie äussere Vortheile erlangen, ein Testament zu ihren Gunsten wenden oder Geld und Werthpapiere bei Seite schaffen kann!

Eine durchaus noble Figur ist dagegen Elvire, die Gattin des Orgon und Stiefmutter der Mariane. Als Mutter wie als Gattin ist sie immer von dem Gefühle des Rechten, Tactvollen und Schicklichen durchdrungen. Das traurige Geschick, das sie an einen stupiden Gatten fesselt, in ein gespanntes Verhältniss zu dem heuchlerischen Hausfreunde stellt und eine peinliche Kühle in ihre Beziehungen zu den wenig jüngeren Stiefkindern trägt, vermag den Reichthum ihres Gemüthes nicht zur Schau zu stellen. Doch wie wahr und fein sie als Gattin und Weib empfindet, zeigt die berühmte Liebesscene, die den Heuchler entlarven soll.

Wie uns Molière's Dichtungen eine gewisse sociale und sittliche Auflösung der bürgerlichen Verhältnisse zeigen, so spiegelt sich in ihnen auch die Corruption der höfischen Gesellschaft und der aristokratischen Kreise wieder. Die Damen der höheren Stände sind gewöhnlich von unwahrer Coquetterie, fader Salonbildung durchdrungen, zu jedem höheren Streben und idealen Aufschwunge unfähig. Das Musterbild höfischer Coquetterie ist Celimène* im Misanthrope, in noch grelleren Farben ist das Bild der Arsinoë gemalt. Die Comtesse d'Escarbagnas erregt durch ihre Nachäffung alles Grossstädtischen,

* Vgl. meinen Aufsatz „Molière's Misanthrope und die Urtheile der Kritik" in Herrig's Archiv 1877, Heft 4.



ihren Standeshochmuth, ihre persönliche Eitelkeit die Spottsucht und Verachtung der eigenen Standesgenossen. Madame de Sotenille repräsentirt den Bettelhochmuth der verarmten Aristokratie. Ihre Tochter ist ebenso unsittlich, wie heuchlerisch. Die erzwungene Heirath mit dem bäuerischen Dandin, die gelegentliche Härte des zur Verzweiflung getriebenen Gatten sind nur eine schwache Entschuldigung für die alle Tugend, Ehre und Würde preisgebende Ausschreitung.*

Eine würdigere Repräsentantin der höheren Kreise ist Julie in der „Comtesse d'Escarbagnas". Bei aller galanten Tändelei und bei wenig tiefer Empfindung ist sie doch von persönlicher Eitelkeit frei und bewahrt in allen Lebenslagen einen heiteren Sinn, natürliche Anmuth und weibliche Zartheit.

Ganz aus dem Rahmen der höfischen Vorstellungen tritt dagegen die Fürstin in den „Amants magnifiques" heraus. Sie ist eine Feindin aller conventionellen Schmeichelei, erhaben über Standesrücksichten, wo es sich um das Wohl der Tochter handelt, und auch im Umgange mit hochgeborenen Fürsten von zwangloser Natürlichkeit.

Auf die Figuren der Orphise in den Facheux, einer Modedame, die als Geliebte des Eraste doch die Huldigungen eines Anderen nicht verschmäht, der Dorimène in Mariage forcé, einer leichtfertigen Coquette, und ihrer Namensschwester in Bourgeois gentilhomme, einer noch unverdorbenen Salondame, welche die Geschenke des zweifelhaften Dorante und die Dreistigkeit des albernen Jourdain mit Widerstreben zurückweist, will ich der Vollständigkeit halber hinweisen.

Das hauptstädtische Treiben mit allen Schwächen und Thorheiten fand seinen getreuen Reflex in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen. Die Epidemie des Precieusenthums, mit seiner Sprachmodelei, gesellschaftlichen Geziertheit und hohlen

---

* Dieser Charakter wie die Tendenz des Stückes wird von Fr. Jacobs (s. Fr. Jacobs: Molière und die Classiker aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. von Dr. Humbert, S. 13) hierdurch zu entschuldigen gesucht. Doch in diesem Stücke entgeht der Dichter nicht dem Vorwurfe, die tugendhafte Einfalt zu Gunsten des raffinirten Lasters lächerlich zu machen. Erst in dem Schmerzensrufe Dandin's am Schluss des Stückes bricht Molière's Erinnerung an ähnliches leidvolles Schicksal hervor.

Romanbildung drang selbst in die Provinzen ein* und schuf lächerliche Carricaturen und entstellte Zerrbilder. Molière richtet gegen diese Nachäffungen die schonungsloseste Schärfe seiner Satire. Die „Précieuses ridicules" richten sich gegen die Carricaturbilder der Precieusen des Hôtel Rambouillet, um zugleich die ganze Zeitrichtung in ihrer Wurzel zu fassen.** Der verwirrende Einfluss, den die hauptstädtische Bildung und die Lectüre unverdauter Romane auf die bürgerliche Einfachheit ausübt, stellt sich ebenso in dem halb sentimentalen und coquettirenden Bürgermädchen Célie im Sganarelle dar.

Neben Charakteren mit hervorstechenden Eigenthümlichkeiten finden wir namentlich in den niedrigkomischen Stücken eine Reihe weiblicher Figuren, die man als Soubretten der Liebe bezeichnen könnte. Ihr mehr komischer als tragischer Charakter erhebt sie nicht über das Niveau des alltäglichen Lebens, ihre Liebesempfindung, selbst da, wo sie mit dem Zwange der Verhältnisse zu kämpfen hat, entbehrt eines höheren dramatischen Interesses. So ist das Liebesverhältniss der Lucile zu Cléonte im Bourgeois gentilhomme ein Spiel schelmischer Coquetterie. Lucile, die von ihrem Vater zu etwas Höherem bestimmt ist, will ihre Beziehungen zu dem einfachen Cléonte nicht verrathen, als sie sich von den Augen einer Tante beobachtet weiss. Darüber Zwist zwischen den Liebenden. Als der gekränkte Liebhaber durch Nichts zu versöhnen ist, weiss Lucile mit schlauer Coquetterie den Spiess umzudrehen, ihrerseits die Beleidigte spielend. Darauf Annäherungsversuche von Seiten Cléonte's, die nach einer kleinen Schmollscene gern von der Geliebten acceptirt werden. Eine ähnliche Scene spielt im Tartuffe zwischen Mariane und Valère, weil erstere in mädchenhafter Schüchternheit mit einem offenen Liebesgeständniss zurückhält. Durch die geschickte Intervention einer Dienerin löst sich das beiderseitige Miss-

* In der komischen Anklage gegen das Precieusenthum, die sich „Procès des précieuses" betitelt (Oeuvres de Somaize, Paris 1661, I), wird darauf ausdrücklich hingewiesen.

** Wie sehr das von den „lächerlichen Precieusen" entworfene Bild auch den Precieusen in der Hauptstadt entsprach, mag eine Vergleichung der ungeschickten Satire des Somaize „Les véritables précieuses" (a. a. O.) mit Molière's Dichtung zeigen.

behagen in friedliche Harmonie. Mädchenhafte Schüchternheit ist auch der Grundzug in Angélique's Charakter. Sie wagt der vertrauten Dienerin kaum ihre Liebe zu gestehen, wird unsicher und verwirrt, als diese in verstellter Schelmerei die Zuverlässigkeit des Geliebten verdächtigt. Wenngleich sie der selbstsüchtigen Mutter und selbst dem despotischen Vater gegenüber die Rechte ihres Herzens vertheidigt, so überlässt sie die weitere Förderung ihres Liebesverhältnisses ganz der schlauen Dienerin. Lucinde im Médecin malgré lui zeigt dagegen nichts von scheuer Zurückhaltung, wohl aber entschlossene Willenskraft und Charakterstärke. Mariamne im Avare hat bei edlen Charaktereigenschaften etwas Scheues und Gedrücktes, das durch ihre traurige und peinliche Lebenslage noch verstärkt wird. Julie im Pourceaugnac dagegen bekundet als hervortretende Charakterzüge eine ungenirte Dreistigkeit und raffinirte Schlauheit.

Unnachahmlich ist Molière in der Charakterzeichnung der Frauen aus dem Volke und der Servantes. Die Frau des Sganarelle ist das getreue Bild einer braven, biederen, ihres Werthes wohlbewussten Bürgerfrau. Die natürliche Derbheit, mit der sie ihre Rechte als Gattin vertheidigt, hindert nicht die unverhohlene Aeusserung eines warmen, mitleidsvollen Gefühles, wo sie fremdes Unglück gewahrt. Einige Verwandtschaft mit ihr zeigt Madame Jourdain im Bourgeois gentilhomme. Ihr beschränkter, aber kerngesunder Sinn durchschaut die lächerliche Selbsttäuschung des Gatten wie die eigennützige Freundschaft des Grafen. Ihrer Stellung als Gattin wohl bewusst, tritt sie den hochgeborenen Eindringlingen muthig und kraftvoll entgegen. Nur zeigt sie schwerfällige Fassungsgabe, wo man die gegen Jourdain geplante Intrigue ihr verständlich zu machen sucht.

Martine im Médecin malgré lui gehört in eine niedere Schicht der Gesellschaft nach Bildung und Anschauungsweise. Bei naturwüchsiger Derbheit, heftiger Rachsucht und schnell aufloderndem Zorn zeigt sie doch persönliches Selbstgefühl, wo die Misshandlungen eines rohen Gatten von fremden Augen bemerkt werden. Jacqueline in demselben Stücke, eine recht gewöhnliche Natur, hält nur das für richtig, was ihr beschränkter

Sinn zu fassen vermag, und hegt namentlich gegen die Wirkungen der Heilkunst ein übergrosses Misstrauen. Eine durchaus grobsinnliche Natur ist die Frau des Sosie im Amphitryon. Im Don Juan zeichnet Molière zwei einfältige Bäuerinnen mit ihrer derben Natürlichkeit und arglosen Gutmüthigkeit so naturgetreu, dass sie selbst den volksthümlichen Jargon bewahren.

Dem eigentlichen Gemeinen in der weiblichen Natur hat Molière nur in der Frosine des Avare und der Nérine des Pourceaugnac Ausdruck gegeben. Dort forderte der Plan des Stückes, namentlich der dasselbe durchziehende Conflict der Liebe und des Geizes, eine Gestalt wie die abgefeimte, habsüchtige Kupplerin Frosine, und hier lässt die unvergleichliche Komik der Situation nie den moralischen Unwillen über die niederträchtige Schurkerei Nérine's aufkommen.

Die Stellung der Servantes im Organismus der Molièreschen Komödien ist eine doppelte. Einmal sind sie die Mittelspersonen der Liebesintriguen, dann, namentlich in ihren Liebesverhältnissen, die komischen Ab- und Zerrbilder der Herrinnen. So ist im Dépit amoureux Marinette's Liebelei mit Gros-René das burleske Gegenstück der von Eifersucht gequälten Liebe der Lucile. Wie Marinette's materieller Sinn die Liebe nur von der niedrigsten Seite auffasst, so erscheint ihr die marternde Qual der Eifersucht als unbegreiflich und lächerlich. Im Bourgeois gentilhomme sucht Nicole das Verhältniss ihrer Herrin zu Cléonte in komischer Nachäffung zu copiren. Zankt sich diese mit dem Geliebten, so giebt auch sie dessen Diener den Laufpass, versöhnen sich beide, so glaubt sie damit ein Recht zu haben, die Huldigung ihres Liebhabers entgegenzunehmen. Im Don Garcie ist die Liebe der Elise zu Don Alvar ein realistisches Gegenstück der reinen, selbstlosen Liebe Elvire's.

Im George Dandin dagegen tritt die verschämte Schüchternheit, mit der Claudine dem Lubin gegenübersteht, recht vortheilhaft vor der ungescheuten Frechheit der Herrin hervor.

Das Verhältniss der Dienerinnen zu ihren jugendlichen Herrinnen ist ein ungemein cordiales und äussert sich in der intimen Mitwissenschaft der Liebeshändel und geschickten Förderung derselben, wie auch in ungenirten, bisweilen vorlauten Rathschlägen. So wird Frosine im Dépit amoureux von ihrer

Herrin Ascagne in das Geheimniss ihrer männlichen Tracht und ihres körperlichen Zustandes eingeweiht. Ebenso ist Marinette über alle Herzensregungen ihrer Herrin genau unterrichtet. Die servante der Célie im Sganarelle verkehrt ungemein cordial mit ihrer modischen Herrin, mahnt jedoch, ganz dem Charakter der Molière'schen servantes entgegen, zum blinden Gehorsam gegen den väterlichen Willen. Lisette in der Ecole des maris ist ein vorlautes, aufdringliches Wesen, die zwar das Interesse ihrer Herrin mit grosser Zungenfertigkeit vertheidigt, aber dem strengen Sganarelle gegenüber nur Worte des Hohnes und Spottes hat. Verwandten Charakters ist ihre Namensschwester im „L'amour médecin". Ungemein dreist und keck ist die Sklavin im „L'amour peintre". Sie sagt ihrem Gebieter geradezu heraus, dass er durch seine Einschliessungsmethode sie nur zum Fluchtversuche locken werde. Sonst zeigt sie natürliche Anmuth z. B. in der Scene mit dem als Maler verkleideten Liebhaber, wo sie ein natürliches Porträt einem geschmeichelten vorzieht. Auch in den Amants magnifiques verkehrt die Dienerin ohne allen Zwang mit ihrer fürstlichen Herrin. Sie fordert sie unter Anderem auf, durch die Vergnügungen des Tanzes ihre Schwermuth zu zerstreuen.

Einen hohen Grad dreister Keckheit, die freilich durch das bedrohte Interesse der Gebieterinnen erklärt wird, zeigen Dorine im Tartuffe, Nicole im Bourgeois gentilhomme und Toinette im Malade imaginaire. Dorine tritt nicht nur dem schwachköpfigen Herrn und dem heuchlerischen Frommen mit kecker Zungengewandtheit gegenüber, sondern begegnet auch der herrschsüchtigen Madame Pernelle mit furchtloser Dreistigkeit. Nicole hat für die närrischen Thorheiten ihres Herrn nur ein höhnisches Gelächter. Toinette höhnt die wunderlichen Schrullen und Launen des Gebieters und ertheilt der unerfahrenen Angélique halb spöttische Rathschläge in Liebessachen.

Martine in den Femmes savantes und Andrée in „Comtesse d'Escarbagnas" sind noch ehrsame Dienstboten aus guter alter Zeit, aber doch empfindlich und resolut, wo ihre Rechte gekränkt werden. Georgette in der Ecole des Femmes ist ein stupides Wesen, das nur durch Furcht vor Carenz oder durch Aussicht auf Trinkgeld in Bewegung gesetzt wird.

Ihre Dreistigkeit und Gewandtheit macht diese servantes zu geschickten Werkzeugen der Liebesintrigue. Schon Claudine im George Dandin weiss sich dabei recht gewandt zu benehmen, übertroffen wird sie aber von der raffinirten Toinette im Malade imaginaire. Mit richtigster Berechnung weiss diese sich dem eingebildeten Kranken in dem Augenblicke als Arzt vorzuführen, wo alle Heilkünstler und Quacksalber ihn verlassen haben, und ihm durch Herabsetzung der traditionellen Heilkunst die projectirte Verbindung seiner Tochter mit einem Arzte zu verleiden. Den späteren Dr. Eisenbart anticipirend, legt sie in drastischer Weise die Verkehrtheit der bisher an Argan erprobten Heilmethode dar (III, 14). Mit gleicher Raffinirtheit wie Toinette, doch mit ungleich geringerer Komik verhindert die Sklavin Zaïde im Amour peintre eine Verbindung gegen alle Neigung des Herzens. Die Stellung, welche Molière den servantes und confidentes in seinen Dichtungen einräumt, verräth den Einfluss der italischen und spanischen Komödie und bekundet zugleich die Anfänge einer Auflösung der socialen Verhältnisse zur Zeit des Dichters. Der Einfluss, den die weiblichen Dienstboten durch ihre Schlauheit und Lebensgewandtheit auf ihre unerfahrenen und unentschlossenen Gebieterinnen ausüben, entspricht genau der Bevormundung, welche die jugendlichen Liebhaber der Molière'schen Komödien ihren ränkesüchtigen, aber welterfahrenen Dienern in Liebeshändeln einräumen.

Man kann die Bemerkung machen, dass öfters wiederkehrende Personennamen der Molière'schen Dichtung ein Ausdruck typischer Charaktereigenschaften sind. Wie Ariste den nobeldenkenden Weltmann, Sganarelle den bornirten Einfaltspinsel, Mascarille oder Scapin den schurkischen Intriguanten bezeichnet, so ist Elvire der Name aller hochstrebenden, ideal gesinnten Frauencharaktere, Lisette eine Benennung schwatzhafter, intriguanter Kammerjungfern.

Neben den eben betrachteten realeren Gestalten zeigen Molière's Dichtungen auch eine Reihe mythologischer Wesen, deren hellenischer Charakter durch den französischen Typus verdrängt wird. So ist im Amphitryon die plautinische Nox zu einem coquetten Hoffräulein — La Nuit — geworden, das mit

dem Mercure in freiester Weise tändelt. Die Nymphen im „Mélicerte“ sind in recht anmuthige Landmädchen verwandelt, die dem Vater des Mirtyl wie ihm selbst ganz naiv ihre Herzenswünsche vortragen. In „Psyché“ lässt Molière die Vénus mit anderen Göttinnen und Göttern auftreten. Wenngleich von dem hellenischen Charakter wenig zu finden ist, so zeigt doch der erste Act wie die ersten Scenen des zweiten und dritten* eine ideale Auffassung des Stoffes, meisterhafte Vollendung der Form und fesselnde Lebendigkeit der Handlung. Der Plan der Dichtung bekundet, wie sehr Molière nicht nur Meister der komischen Poesie war, sondern auch heroische Stoffe sicher zu beherrschen und kunstgerecht zu gestalten wusste.

Dieser Ueberblick der weiblichen Charaktere in Molière's Dichtungen muss den Eindruck der reichsten Vielseitigkeit und mannigfachsten Abwechslung hinterlassen. Alle Stände, Lebensrichtungen und Neigungen sind unter ihnen vertreten; die erhabensten Gefühle wie die unlautersten Leidenschaften sind mit gleicher Vollendung geschildert. Verleugnen auch einzelne dieser Charaktere nicht den Einfluss des französischen Geschmackes, so bekunden sie alle die tiefe Menschenkenntniss, den feinen Formensinn des Dichters.

* Diese Stücke allein wie die Disposition des ganzen Gedichtes rühren von Molière her, s. Moland, Oeuvres VI, 280.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Religiöse Dichtungen der Waldenser.

Neu herausgegeben

von

Friedrich Apfelstedt.

Unter den späteren Erzeugnissen der provenzalischen Litteratur nehmen die Dichtungen der Waldenser unser besonderes Interesse in Anspruch. Einmal ihrem Inhalte nach: sie führen uns in das geistige Leben einer Sekte ein, die es zwar nicht zu der hervorragenden Stellung gebracht hat, welche ihr pietätsvolle Enkel späterer Jahrhunderte zugewiesen haben, deren Glieder aber doch eifrig bestrebt waren, nach dem Masse der ihnen zu Theil gewordenen geistigen Kraft, der sittlich-religiösen Reformation, die sich im 16. Jahrhundert vollzog, den Weg zu bereiten; ihre Werke sind daher für die Kulturgeschichte von ziemlicher Wichtigkeit. Andererseits haben diese Schriften auch hohe sprachwissenschaftliche Bedeutung: der Dialekt, in dem sie geschrieben, bildet mit anderen das Bindeglied zwischen der eigentlich provenzalischen Sprache und der verschwisterten Gruppe der oberitalienischen Dialekte; seine Erkenntniss kann somit dazu dienen, auf mancherlei Erscheinungen beider Sprachgebiete Licht zu verbreiten oder wenigstens ihre Erklärung anzubahnen.

Zwar sind die wichtigsten der poetischen Denkmäler (und diese kommen für uns zunächst in Betracht) schon mehrmals — theils ganz, theils im Auszuge — veröffentlicht worden, aber keine dieser Ausgaben ist mit Benutzung des ganzen handschriftlichen Materials, das uns zum Theil erst in neuerer Zeit wieder bekannt geworden ist,* veranstaltet. Ich hoffe daher,

* cf. P. Meyer in der Revue critique I. Bd. 1866, pag. 36 ff.

es wird eine neue kritische Ausgabe derselben bei allen denen, die sich für das Studium dieser Werke interessiren, freundliche Aufnahme finden.

Als Vorarbeit dazu werde ich einen genauen Abdruck der uns erhaltenen hss. veranstalten, und zwar zunächst der *Genfer* hs. Er soll folgende Schriften umfassen: *la nobla Leyçon, la barca, lo novel ſermon, lo novel confort, lo payre eternal, lo deſpreczi del mont* und *l'avangeli de li 4 ſemencz.*

Diese hs., der Mitte des 15. Jahrhunderts angehörig, befindet sich auf der *bibliothèque publique* zu *Genf* unter der Nummer 207;* sie ist auf Velin geschrieben, 0,11 ^{m} hoch und 0,08 ^{m} breit; der Deckel ist von Holz, mit Leder überzogen. Die hs. besteht aus 9 Lagen zu je 12 Blättern und 8 Lagen zu je 8 Blättern; die 9. Lage hat aber nur noch 9 Bl., die 10. nur 6 (2 Bl. — wahrscheinlich unbeschrieben, denn der Inhalt zeigt keine Lücke — sind weggeschnitten), im Ganzen sind es also 167 Bl.; fol. 111 ^{v}, 166 ^{v} und Blatt 167 sind unbeschrieben. Die Anzahl der Zeilen schwankt zwischen 20 und 29.

Inhalt der Handschrift:

1) fol. 1 ^{r} — 111 ^{r}: *cantica* (eine prosaische Auslegung des Hohenliedes).
2) fol. 112 ^{r} — 119 ^{r}, Zeile 4: *la barca.*
3) fol. 119 ^{v}, Z. 5 — 128 ^{r}, Z. 7: *lo novel ſermon.*
4) fol. 128 ^{r}, Z. 8 — 134 ^{r} incl.: *lo novel confort.*
5) fol. 134 ^{v} — 144 ^{r}, Z. 12: *la nobla Leyçon.*
6) fol. 144 ^{r}, Z. 13 — 147 ^{r}, Z. 7: *lo payre eternal.*
7) fol. 147 ^{r}, Z. 8 — 149 ^{r}, Z. 12: *lo despreczi del mont.*
8) fol. 149 ^{r}, Z. 13 — 154 ^{v}, Z. 12: *l'avangeli de li 4 ſemencz.*
9) fol. 154 ^{r}, Z. 13 — 166 ^{r}, Z. 14: *la ſenſet de la penitencia* (Prosa).

1.

La nobla Leyczon.

Dieses Werk, das ich als das wichtigste voranstelle, ist das älteste Denkmal des waldensischen Dialekts; es gehört dem Anfange des 15. Jahrhunderts an.** Der letzte mir bekannte Abdruck desselben rührt

* cf. Herzog, die romanischen Waldenser, Halle 1853, pag. 46 ff.
** cf. Herzog's Artikel „Waldenser“ in der Encyklopädie für prote-

von Herzog* her; er soll, nach der Angabe des Herausgebers, den Wortlaut der Genfer hs. genau wiedergeben, weicht jedoch, wie eine Vergleichung meines Textes mit dem seinigen leicht zeigen wird, noch an zahlreichen Stellen (mehr als 50) von der handschriftlichen Lesart ab;** hier nur einige Beispiele: v. 12. H: ho recointa — ms. o reꝯta; v. 20: car — q͏ͤ; v. 33: aurar — orar; v. 37: de — c̄; v. 43: aqueſt — aq̄l; v. 66: la ley — le ſcptura; v. 86: au — c̄, u. s. w.

Der folgende Abdruck gibt die Handschrift genau wieder, ohne Auflösung der Abkürzungszeichen; doch habe ich der leichteren Verständlichkeit wegen die Worte abgetrennt und die Interpunction hinzugefügt; Apostrophe habe ich nicht gesetzt, um der Verwechslung mit einem Abkürzungszeichen vorzubeugen; die betreffenden Worte sind daher auch nicht abgetrennt worden.

Die hauptsächlichsten Abkürzungszeichen sind:

› bez. *er*, z. B. eſſ› = *eſſer*; ebenso ', z. B. ctaz = *certaz*; utucz = *vertucz*.

Ein wagerechter Strich oder ˜ über dem Vocal erspart ein *n*, z. B. entēde = *entende;* deuē = *deven*; mōt = *mont*; oder ein *m*, z. B. teōr = *temor;* oder *en*, z. B. coīīczerō = *comenczeron.*

Hinter anderen Buchstaben als q steht der Vocal über der Zeile, wenn ein *r*, *n*, *m* oder *t* ausgelassen wurde, z. B. ēt.ͦ = *entro;* ēt͏ͤ-ueg.ͣ = *entrevegna;* hoͤ = *home;* toͣ = *tota.*

Steht der Consonant über der Zeile, so ist *c* ausgelassen, z. B. pͨͣ = *pecca;* oder *n*, z. B. ꝯue.ᵗ = *convent*, oder *men*, z. B. comāda.ᵗ = *comandament.*

' bezeichnet *e*, z. B. d'l = *del;* oder auch *i*, z. B. l' = *li.*

˘ = *r*, z. B. plaçĕ = *placzer;* zuweilen auch = *ra*, z. B. tm̆es = *trames.*

ȝ = *m*, an folgenden Stellen: v. 28 noȝ = *nom;* v. 136: abraȝ = *abram*; am Schlusse Aȝ̄ = *Amen.*

Abkürzungen einzelner Worte:

c. = *car;* ꝯ = *con*, vor n *co;* ꝯ̄ı = *contrari*; c̈ oder c̃ = *cum;*

---

stantische Theologie, Bd. XVII, und in Niedner's Zeitschrift für historische Theologie, Jahrg. 1865.

* Herzog, die romanischen Waldenser, Halle 1853, p. 445—457. — La nobla Leyczon, nebst Uebersetzung und Noten, v. Dühr, Friedland 1869, ist mir nicht bekannt geworden.

** Herzog scheint manchmal die Lesarten der Genfer hs. mit denen der Dubliner vermischt zu haben.

cubıtı^a = *cubiticia;* enꝯ̂ = *encontra;* ẽe = *esser;* glᷓa = *gloria;* glᷓos = *glorios;* hĩterõ = *habiteron;* ıuſtı^a = *justicia;* m. = *mas;* mß = *mesura;* mrımõı = *matrimoni;* ña = *natura;* ñ = *non;* n^a und nra = *nostra;* n.^e und nre = *nostre;* orõn = *oracion;* pŕıarcha = *patriarcha;* p = *per* oder *par;* pñia = *penitencia;* plꝯ = *plus;* p̃ oder p̄ = *pre;* ꝓ = *pro;* qʒ, q̄, q̃ und q^e = *que;* ꝗ und q̍ = *qui;* r̄ = *re;* ſca = *sancta;* ſapĩa = *sapiencia;* ſñia = *sentencia;* ſpũal = *speritual;* ſrbıa = *superbia;* x̍, x^t und xp̄t = *Xrist* (aus dem griechischen *XPT* entstanden); ȳ, yh̓u = Yesu (aus dem griechischen *IHC* entstanden; *C* = *Σ* wurde durch Missverständniss als ein Abkürzungszeichen für *us* genommen).

Nobla Leyçon.

O frayres, entẽde vna nobla leıczon: [fol. 134 v.]
Sovẽt deuẽ uelhar e ıſtar en orõn,
C. nos ueyẽ aq̄ſt mõt eſſ› pˀs d'l chauõ;
Mot curıos d'orıã eſſ› d' bõas obãs far,
C. nos ueyẽ aq̄ſt mõt de la fín aꝑpıar. 5
Ben ha míl e cẽt ancʒ ꝯplı entıeramt̄,
Que fo ſcpta lora, car ſen al derıẽ tẽp.
Poc deorıã cubıtar, car ſen al remanẽt.
Tot ıorn ueyen las ẽſeg^as vẽır a ꝯplımt̄,
Acreıſãmt de mal e am̄mamt̄ de ben. 10
Ayczo ſon lı pılh q̄ leſcrıptura dí:
Leuãglᷓí o reꝯta, e ſant paul aſí,
Que neũ ho.^e q̄ víua ñ po ſab' ſa fín;
P czo deuẽ maıs teme', car nos ñ ſen c'taz,
Sı la mort nos penre o ẽcuey o demã, 15
M. cãt uẽre al dıa d'l íuíament,
Vn chaſcũ r̄ceb.^e p entıer paıamẽt,
E aq̍lh q̄ aurẽ faıt mal e q̄ aurẽ faıt bẽ.
M. leſcptã dı, e nos creıre o deuen,
Q^e tuıt ho^e d'l mõt p duj chãıʒ tẽren: 20
Lı bon ırẽ ẽ glᷓa e lı mal al tõment.
M. aq̄l q̄ ñ creıre en aq̄l deptıment,
Regãde leſcptã del fin ꝯmẽczamẽt,
Depoıs q̄ adã fo fõma ent^o al tp̄ p̄ſent;

Aquí poire trobar, si el aure entēdamēt, [fol. 135 r.] 25
Que poc son li salua a uer lo remanent.
M. chascūa psona, lacal uol ben obrar,
Lo noȝ d'dio lo paire deo ess al comczar
E apellar ē aíuda lo seo gl'ios filh car,
Filh de sca māia e lo sāt spit, q̄ nos dōe bo uía. 30
Aqsti trey, la sca t'níta enay vn dio d'uō ēe aura,
Plen d' tota sapīa e d' to poissēcza e d' to bonta,
Aq̄st deuē souēt orar e req̄rir,
Que nos done fortalecza enꝯ lenēic,
Que nos lo poissā uenc' deuāt la n fín, 35
Ço es lo mont e lo diauol e la carn,
E nos done sapīa aꝯpagna c̄ bonta,
Que nos poissā conoiss la uía de uíta,
E gardar pura lāma q̄ dio nos ha dona,
Larma e lo cors ē uía de carita, 40
Enay q̄ nos amā la sca t'níta,
E lo pyme, car dio ho ha comanda,
Nō sol aq̄l q̄ nos fay bē, m. aq̄l q̄ nos fay mal,
E au ferma speranccza al rey celestial,
Q a la fín nos amene al seo glios hostal: 45
M. aq̄ qȝ n̄ fare czo q̄ se ꝯtē en aq̄sta leiczō,
Nō íntrare en la sca maison.
M. czo es d' g°o tēir a la caytíua gent, [fol. 135 v.]
Lical amā trop lor e largent,
E hā las ēpmessiōs d' dio en despēçiamt, 50
E q̄ n̄ gardā la ley e li comādament,
Ni li laissan gardar ha alcūa bona gēt,
M. segōt lor poer hi fan ēpachamēt.
E p qȝ es aq̄st mal ent lūana gēt?
P czo q̄ adam peche del comēczamt; 55
C. el māíe del pom otra deffendamēt,
E a li autre gmene lo grā d'l mal semcz,
El aqste a si mōt e a li aut ēseguador.
Ben poen dire, q̄ aq ac mal bocon
M. xp̄t ha rēps li bon p la soa passion. 60
M. ēpczo nos trobē en aq̄sta leyczon,
Que adā fo mescresēt a dio lo seo c°ator.
D. ayci poen uer, q̄ ara son fait peior,

C. ılh habãdonã dıo lo paĩe õıpotent,
E creon a las ydolas a lor deſtruímẽt, 65
Ço qȝ deffẽt leſcptũa q̄ fo del comczamt,
Ley de natã ſ'apella, comũa a tota gẽt,
Lacal dıo pauſe al cor d'l ſeo p̃ier ſõma.
De poer far mal o ben lı done frãq̄ta:
Lo mal lı ha deffendu, lo bẽ lı ha comãda. 70
Ayczo poẽ nos ben ueír q̄s ıſta mal gãda, [fol. 136 r.]
Que auẽ laıſa lo ben, e lo mal auẽ obra,
Enay^a. fey caym, lo p̃míer filh de adam,
Que aucıs ſon fraĩe abel ſencza alcũa caſõ,
M.* C. el era bõ e auía ſa fe al ſeg^or. e ñ a c̊at^va. 75
Aycí poẽ p̃ere exẽple de la ley de natura
Lacal hauẽ coropta, paſſa hauẽ la m̃ſ̉a,
P^ca. auẽ al creatõ e offendu a la creat^va.
Nobla ley era aq̄lla, lacal dıo nos done,
Al cor dũ chaſcũ ho^e. ſcpta la pauſe, 80
Que el leges e gardes e ẽſegues dẽıt^va,
E ames dıo al ſeo cor ſob^e. tota creatã,
E temes e ſ̉ues, nõ hı pauſes meſura,
C. nõ es atroba en la ſcã ſcptura;
Gardes ferm lo mr̃ımõı aq̄l noble ꝯue^t., 85
Agues pacz c̄ lı fraıre e ames to^a. aut^a. gẽt
Ayres arguelh e ames hũılıta,
E fes a lı aut^e. enay^a. uolrıa eſſ̉ faıt a ſí;
E ſi el fes plo g̃ı, quel en foſſa punȷ́.
Pauc forõ aq̄lh q̄ la ley ben garderõ, 90
E motı forõ aq̄lh q̄ la trapaſſeron.
Lor ſegnõ habãdonerõ, nõ donãt a l' honõ,
M. creſ̉õ al demõı e a la ſoa tẽptacıõ;
Trop amerõ lo mõt e poc lo padıs,
E ſ̉uírõ al cors maıõmẽt qȝ a leſpıt. [fol. 136 v.] 95
Empczo nos troben q̄ motı en ſon perí.
Aycı ſe po repenre tot ho^e. qȝ dí
Que dıo ñ fe las gencz p laıſar lı pír;
M. gãd' ſe vn chaſcũ, q̄ ñ ẽt^e.ueg^a. enay^a. a lor,
C. leı dulíuȷ́ uẽc e deſtruís lı fellon. 100

* M ist in der hs. vom Rubricator durchgestrichen.

M. dio fey far archa en lacal el ēclaus li bon;
Tant fo creiſu lo mal e lo ben amma,
Que en tot lo mōt n̄ ſē tōbe ſi nō .8. ſalua:
Grāt exēple poen penre en aq̄ſta ſn̄ía,
Que nos nos gardā de mal e faczā pn̄ía, 105
C. yhū xpt ha dit, e en sāt luc es scpt,
Que tuít aqlh q̄ n̄ la farē pirē tuít,
M. aqlh q̄ ſcāperō dio lo fey ē pmeſſion,
Que iamais en aiga n̄ pera lo mont.
Aqlh creiſſon e forō multiplica; 110
Del ben q̄ dio lor fey poc forō recorda,
M. agron tāt poc de fe e tāt grāt la tēor,
Quilh n̄ creſerō ben al dit de lor ſegnor,
M. creyā q̄ las aygas neheſā encar lo mōt;
E diſſon de far torre p redure ſe aquj, 115
E ben la comczerō ſegōt czo q̄s ſcript,
E diçian d' far la larga e auta e tāt grāt,
Quilh puēgues ēt° al cel, m. n̄ pogrō far tāt
C. la deſplac a dio, e lor en fey ſemblāt.
Babelonía auía nom aqlla grāt cipta, [fol. 137 r.] 120
E ara es dicta ꝯfuſiō p la ſoa malueſta.
Adōca era vn lengage ent° tota la gēt,
M. qlh n̄ sentēdeſan, dio fey deptímēt,
Quílh n̄ feſſan la torre qlh hauíā comcza:
Li lenguage forō p lo mōt ſpancha. 125
Enaps p^c^ch'rō greomēt habādonāt la ley d' n̄a,
Enay^a ſe po puar p la ſcā ſcptura;
Que .v. ciptas piron laſcals façiā lo mal;
En fuoc e en ſolpre dio li ꝯdampne,
El deſtruís li fellō, e li bon deſliore: 130
Ço fo loth e aqlh d' ſon hoſtal q̄ lāgl' ē gitte;
Quat° forō p nōbre, m.* lū ſe ꝯdāpne,
Ço fo la molhē d' loth, pur car ſe regāde.
Ayci ha grāt exēple a tota huāna gēt
Quílh ſe dean gardar de czo q̄ dio deffēt. 135
En aq̄l tēp fo abraȝ, barō placzēt a dio,
E engēre vn p̄iarcha dōt forō li íudio:

* m ist in der hs. vom Rubricator durchgestrichen.

Nobla gent forō aqlh en la temō d' dio,
En egipt hīterō ent. autra mala gēt,
Lay forō apmu e costreit p lōc temp, 140
E cderō al segnō, e el trames a lor moisēt
E deslıore son poble e destrs laut. gent:
Per lo mar ros passerō, co. p bel esuyt,
M. li enēic d' lor, lical li pseguiā, hi pirō tuit. [fol. 137 v.]
Motas autras ensegnas dio al seo poble fey, 145
El li pac .XL. an al desrt e lō done la ley,
En doas taulas peyriēcas la tāmes p moises,
E troberō ley scpta e ordena noblamt.
Vn segnō demostra essr a tota gent,
E aql deguessā e amar e tem d' tot lo cor e suír; 150
E vn chascū ames lo py. enay. si
Conselhesan las ueuas, e li ōfe sosteir,
Alb'guessā li paure, e li nu reuístir,
Paguesā li fameiāt e li errāt ēdeiczā
E la ley de l' mot fort deguessā gardar; 155
E a li gardāt pmes lo regne celestial.
Lo suíment d' las ydolas lor mes d'ffēsiō,
Homecidi, auoteri e tota fornígaciō,
Mentir e piurā e falsa garentia,
Usura e rapína e mala cubiticia, 160
Enaps auaricia e tota fellonía;
A li bon en pmes uita e li mal auciya.
Adonca era iusti. en la soa segnoria,
C. aqlh q trapassauā e fazziā malamt
Eran mort e destruít sencza pdonamt. 165
M. lescptura di, e mot es manífest,
Que .XXX. mília forō li rmas al d'sert;
XXX míllía e plꝰ, segont q di la ley, [fol. 138 r.]
Ilh foron mort d' glay e d' fuoc e de spēt,
E moti autre pirō del dest'menamēt, 170
La t'ra se ptic e li receop lenfern.
Ayci nos poen repenre del nre grāt sopc.
M. aqlh q feron ben lo placzer d'l segnō
Hereteron la terra den pmession.
Mot fo de nobla gent en qlla saczon, 175
Enay. fo dauid e lo rey salamon,

Yſaya, Jereīa e motı autre baron,
Lıcal ꝯbatıā p la ley e facziā deffenſion,
Vn poble era a dıo eyleıt de tōt lo mōt:
Lı enemíc q̄ lı pſeguiā erā motí dentorn. 180
Grāt exēple poen penre en aq̄ſta leyczō:
Cant ılh gardauā la ley e lı comādamt̄,
Dıo ꝯbatıa p lor enꝯ lautā gent;
M. cāt ılh peccauā, faczıā malamēt,
Ilh erā mort e deſtruít e pres d' laut[a] gēt. 185
Tant ſo alarga lo poble e plē d' grāt rıchor
Quel uay treyre lı caucz enꝯ̄ ſō ſegnō;
Empczo nos troben en aq̄ſta leyczon,
Que lo rey d' babelōía lı mes ē ſa p̄ſon;
Lay forō ap̄mu e ꝯſtreit p lōc tēp, 190
E cderoron al ſegnō cū lo cor r̄pētent: [fol. 138 v.]
Adonca lı retorne en ıeruſalem;
Pauc forō lı obedıent, q̄ gardeſā la ley
Nı agueſſā la temor doffēdē lo lor rey:
M. hı ac alcūa gēt plē de ſi grāt falſíta; 195
Ço forō lı pharıſio e lı aut[e] ſcptura;
Quılh gardeſā la ley mot era demoſtra,
Que la gēt o uegueſſā, p eſſ plꝯ honra;
M. poc ual aq̄l honō q̄ toſt uen a chauō:
Ilh pſeguıā lı ſant e lı iuſt e lı bon. 200
Cū plor e cū gemamēt orauā lo ſeg[or],
Que deıſendes en t'ra p ſaluar aq̄ſt mōt,
C. tot lūan lıgnage ānaua a pdıcıon.
Adōca dıo tm̄es lāgl' a vna nobla dōczella
d' lıgnage de rey; 205
Noblam̄t la ſalud', c. ſaptenía a ley,
Enap̄s lı dıs: „nō temer, marıa,
C. lo ſant ſpıt es en ta ꝯpagnía;
De tu nayſ e filh local ſapellar yhū,
El ſaluare ſō poble de czo q̄l ha offendu.“ 210
Noo mes lo pōte al ſeo uēt[e] laūgeā gl'ıoſa;
M. qlh n̄ fos re ſa, de ıoſeph ſo ſpoſa.
Paure era n̄ra dona e ıoſeph aſí;
M. ayczo deuē creıre, e.* leuāgl'ı ho dı,

* c ist im Ms. vom Rubricator durchgestrichen.

Que en la crepia lo pauserō, cāt fo na lo fantī, [fol. 139 r.] 215
D' pan lenuoloperō, pauramt fo alb'ga:
Aycí se pon repner li cubit e li auar
Que de amassar aū n̄ se uolō cessar.
Motí miracle forō, cāt fo na lo fantī,
C. dio trames li āgl' ānūciar a li pastor, 220
E en orient apec vna stella a li trey barō:
Gloria fo dona a dio e ē tera pacz a li bon,
M. enaps vn petit sufferc psecucion;
M. lo fantī creisia p grā e p eta
En sapīa diuína en lacal el era ēsegna, 225
E apelle .XII. apostol lical son ben nōna,
E uolc mudar la ley q̄ deuāt auía dona;
El n̄ la mude pas, qlh fos habādona,
M. la rnouelle, qlh fos melh garda.
El receop lo batisme p donā saluamt, 230
E dis a li apostol q̄ bategesan la gēt;
C. adonco comczaua lo renouellamt.
Ben deffent la ley uelha forníga e auotār,
M. la nouella repn uefer e cubitar:
La ley uelha autreia ptir* lo mrimōi, 235
E carta de refu se deguessa donar;
M. la nouella di nō penre la leysa
E neū n̄ depta czo q̄ dio ha aiosta; [fol. 139 v.]
La ley uelha maudi lo uētre q̄ fruc n̄ ha pōta,
M. la nouella 9selha gardar ūgeneta: 240
La ley uelha deffent solamēt píurar,**
E pl9 de si o d' nō n̄ sia en tō pllar.
La ley uelha 9māda 9batē li ēic*** e rndē mal p mal,
M. la nouella di: „n̄ te uolhas veníar,
M. laisa la uēiancza al rey celeistal, 245
E laisa viore ē pacz aqlh q̄ te farē mal,
E trobares pdon del rey celestial.“
La ley uelha di: „ama li tío āic, e aūes ē odi li ēic.“
M. la nouella di: „amā li enemíc

* ptir ist in der hs. aus aer corrigirt.
** Nach dieser Zeile ist, wie der Sinn zeigt, ein Vers ausgefallen. Raynouard hat: ma la novella di al postot non jurar.
*** Ursprünglich stand ēēc da, was aber in ēic corrigirt ist.

E facze be ha aq̀lh lical eyrerō uos, 250
E aura p li pseguēt e p li acaisonāt uos."
La ley uelha comāda punír li mal faczēt,
M. la nouella di: „pdona a tota gent,
E trobares pdon del payre ōipotent;
C. si tu nō pdonas, nō aures saluamt." 255
Neū n̄ deo aucír ní irar neuna gēt.
Manc ní siple ní paure n̄ d'uē scānír,
Ni tenír uíl lestrang q̄ ven de lōg pais,
C. en q̄st mōt nos sen tuít pelegrín;
M., car nos sen tuít fraire, d'uē tuit dio ſuir. 260
Aq̄sta es la ley nouella q̄ y̌ x̀ a dit q̄ nos deuen tenír.
E apelle li seo apostol, e se a lor comādat [fol. 140 r.]
Que ānesā p lo mōt e ēsegnesā la gēt;
Judios e grec p̃diq̄san e tota huāna get;
E done a lor posta sobre li ſpent, 265
Gittesā li demōi e sanesan li enferm,
Rexucitesan li mort e mōdesā li lebros
E fesan a li autre enayª el auía fait a lor.
Dor ní dargent n̄ fossan possesent,
M. cū uíta e uístimta se tēguesā 9tēt: 270
Amesan se entᵉ lor e aguesan bona pacz:
Adōca lor ē͵pmes lo rēgne celestial,
E a ͵̀lh q̄ tenren poùta spūal;
M. q̀ sabría cals son, ilh ſian tost nūbra,
Que uolhā ess᾽ paure p ͵ppia uolūta. 275
De czo q̄ era a uenír el lor uaỳ ānūciar,
Cossi el deuia morir e pois rexucitar;
El lor dis las ēsegnas e li demostramᵗ,
Lical deuiā uenir deuāt lo fenímēt;
Motas bellas sēblāczas dis a lor e a la gēt 280
Lascals forō sc̀ptas al nouel testamt.
M, si x̀ uolē amar e segre sa doctⁱna,
Nos couēta uelhar, e legír lesc̀ptura.
Aq̀ poyrē trobar, cāt nos aurē legi,
Que solamēt p far ben xp̄t fo psegu: [fol. 140 v.] 285
El rexucite li mort p díuína ùtu.
E faczia ueß li cec q̄ vnca n̄ hauíā uíst;
El mūdaua li lebros e li sort faczia auuír

E gittaua li demoi, faczēt totas utucz;
E cant el faczía mais d' bē, pl9 era pſegu. 290
Ço eran li phāiſio lical lo pſeguían
E aq̇lh del rey herode e laut^a gēt clėgia;
C. ilh auiā enuídia car la gēt lo ſeguiā
E car la gēt creyā ē l' e ē li ſeo comādat;
Penſerō luy aucír e far lo traymēt, 295
E pllerō a íuda, e ferō c̄ l' 9uenent
Que, ſi el lo liores a lor, el agra .30. argēt:
E íuda fo cubit e fe lo tradiment,
E liore ſon ſegnō ent^e la mala gēt.
Li iudio forō aq̇lh q̇ lo c^rciſiq̄ron; 300
Li pe e las mās formēt li clauellerō,
E corona deſpinas en la testa li pauſſon;
Diczēt li moti r̄ppi, ilh lo bleſtemeron:
El dis q̇ auía ſe, fel e aczí li abeorerō.
Tant forō li tormēt amar e doloyros 305
Que lāma ptic d'l cors p ſaluā li pc̄cadō.
Lo cors remas aq̇ pendu ſus ē la crocz
Al mecz di duj' leyron.
Quat^e plagas li ferō, ſencza li aut^e batam^t, [fol. 141 r.]
Poys feron la .V^a, p far lo 9pliment; 310
C. vn d' li caualier uēt e li uberc lo coſta:
Adonca yſic ſanc e ayga ēſēp meſcla.
Tuít li apoſtol fugirō, m. vn hi r̄torne,
E era aq̇ cū las marias iſtāt ioſta la crocz:
Grāt dolor auiā tuít, m. n̄ra dona maiō, 315
Cāt ilh ueya ſō filh mōt, nu, en afā ſus la crocz.
De li bon fo ſebeli e garda de li fellon;
E trays li ſeo denſern e rexucite al t'cz iorn,
E apec a li ſeo, enay^a el auía dit a lor.
Adōca agrō grāt goy, cāt ilh uigrō lo ſeg^or, 320
E forō 9forta, car deuāt auiā grāt paur;
E 9uſe c̄ lor ent^o al dia de lacenſion:
Adōca mōte en gl'a lo n̄re ſaluador,
E dis a li ſeo apoſtol e a li aut^e ēſeguadō
Que ent^o a la fín d'l mōt fora tota uía c̄ lor. 325

Mas cāt uenc a pādecoſta, ſe r̄cōd' d' lor,
E lor trames lo ſant ſpit local es 9ſoladō;

E enſegne lı apoſtol p díuīa doctⁱna,
E ſauprō lı lengage e la ſcā ſcⁱptura:
Adōca lor ſouēc de czo q̄l auía dıt, 330
Sencza temō parlauā la doctⁱna dʾ xp̄t,
Judıos e grec p̄dıcauā faczēt motas ⁱutucz,
E lı creſent bateıauā al nō dʾ yhʾu xp̄t. [fol. 141 v.]
Adōca fo faıt vn poble de nouel ꝯⁱutí:
Cnſtıās forō nōna, car ılh creyā en xp̄t. 335
M. czo ſe troba car leſcⁱptura o dí,
Mot fort lı pſeguıā judıos e ſaraczíns;
M. tāt forō fort lı apoſtol ē la temō dʾ dıo,
E lı hoᵉ. e las fēnas lıcal eran cū lor,
Que plon n̄ laıſauā ní lor faıt ní lor dıt, 340
Tant q̄ motı naucıſ̄ō enayᵃ. ılh auíā ỹ xⁱ:
Grāt foron lı tormēt ſegōt czo q̄s ſcⁱpt,
Solamēt car ılh demoſtrauā la uía dʾ ỹ xⁱ,
M. lıcal lı pſeguıā n̄ lor era dʾ tāt mal tenír,
C. ılh n̄ hauıā la fe del nᵉ. ſegnō yhū xp̄t. 345
Coma daqⁱlh q̄ q̄rō ara caıſō e q̄ pſegnō tāt,
Que xⁱan deuō eſſ, m. mal en ſā ſēblāt.
M. ē czo ſe pon r̄pner aqⁱlh q̄ pſegō, ē ꝯſōt dʾ lı bō;
C. la n̄ ſe troba en ſcⁱptūa ſca ní p raczō
Que lı ſāt pſegneſā alcū ní meteſē p̄ſon; 350
M. enap̄s lı apoſtol forō alcūs doctors
Lıcal moſtrauā la uía de xⁱ lo nᵉ. ſaluadō.
M. encar ſen troba alcū al tēp p̄ſent,
Lıcal ſon māıfeſt a mot poc de la gēt,
La uía de ỹ xⁱ mot fort uolrıā moſtrar, 355
M. tāt ſon pſegu q̄ a pena o pon far;
Tāt ſon lı fals xⁱan enceca p error,
E maıōmt q̄ lı autᵉ. aqⁱlh q̄ deuō eſſ paſtor, [fol. 142 r.]
C. ılh pſeguō e aucıō aqlh q̄ ſon melhor,
E layſan ē pacz lı fals e lı enganador. 360
M. en czo ſe po conoyſ qⁱlh nō ſon bō paſtō,
C. nō amā las feas ſi nō p la toyſon;
M. leſcⁱptura dı e nos o poen ver,
Que ſi ní a alcū bō q̄ ame e tema ỹ xᵗ,
Que n̄ uolha maudıre ní jurā ní m̄tır, 365
Nı auotrā ní aucır ní preneᵗ lautruy,

Ní veníar se de li seo enemis,
Ilh dion q̄l es uaudes e degne de punír,
E li troban caysō c̄ meczōia e engan,
Cosi ilh poiriā tollē czo q̄l ha d'l seo afan. 370
M. fort se 9sōte aq̄l q3 suffre p laōr d'l seg^{or};
C. lo reg^{e} d'l cel li se appelha al ptir daq̄st mōt:
Adōca aure grāt gl'a, si el ha agu d'sonō;
M. en czo es māifesta la maluesta d' lor,
Que q uol maudír e mētir e íurar, 375
E pstar ha usura e aucír e auotrar,
E uēiar se daqlh q3 li fan li mal,
Ilh diczō q̄l es pdom, e leal ho^{e} re9ta;
M. a la fín se garde q̄l n̄ sia enganua:
Cāt lo mal lo costrēg tāt q̄ a pena po plar, 380
El demāda lo preu e se uol 9fessar;
M. segōt lescpta, el ha trop tarcza, lacal dí:
„San e uío te 9fessa e nō atēdre la fín"!
Lo puer li demāda si el ha neū pecca;
Duy mot o trey r̄spōt e tost ha despacha. 385
Ben li di lo pu q̄l nō po ess asout,
Si el n̄ rent tot laut^{v}y e smēda li seo tort.
M. cāt el au ayczo, el ha grāt pēsamt,
E pensa ent^{e} si q̄, si el rēt entieamt,
Que r̄māre a li seo ēfant, e q3 díre la gēt; 390
E comāda a li seo enfāt q3 smēdō li seo tort,
E fay pat c̄ lo puer q̄l poisa ess asout:
Si el na cēt horas de lauty o ēcara .2. cēt,
Lo puer lo qtta p cēt sout o ēcara p mēcz
E li fay amōestancza e li pmet pdon;* 395
Adonca li pausa la mā sobre la testa;
Cant el li dona mais, li fay pl9 grāt festa,
E li fay entēdamt q3 el es mot bē asout:
M. mal son smēda aqlh d' q el ha li tort.
M. el se engāna en aital asoluamet; 400
E aq̄l q3 li o fay encreyre hi p^{ca} mōtalm^{t}.

* Der Genfer und Dubliner Hs. fehlen nach v. 395 zwei Verse, die nach Morland im Cambridger ms. so lauten:
Quel faça dire mesa per si e per li sio payron
E lor empromet pardon sia a just, o sia a fellon.

M. yo auſo dire, car ſe troba en uer,
Que tuit li pp̄ q̄ forō d' ſiluestͤ ētº ē aq̄ſt,
E tuit li cādenal e li eueſq̄ e li abba,
Tuít aq̄ſti ēſemp nō hā tāta poteſta 405
Que ilh poiſſā pdonā vn ſol pͨͣ mōtal:
Solamēt dio pdona, q̄ autͤ n̄ ho po far.
M. ayczo deuō far aq̄lh q̄ ſon paſtor: [fol. 143 r.]
Predicar deuō lo poble e iſtar en oracion,
E paiſ li ſouet de díuína dotrína, 410
E caſtiar li peccāt, donāt a lor diſciplina,
Ço es uaia amōeſtācza q̄lh ayā pētímēt;
Puramēt ſe ꝯfeſſō ſencza alcū mācamīt,
E q̄lh faczā pn̄ia, en la uíta p̄ſent,
De íunā, far almōas e aurā c̄ cor bulhēt; 415
C. p aq̄ſtas coſas trobarē ſaluamēt
D. nos caytio creſtiās lical hauē pecca;
La ley de ȳ x̄ hauen habandona.
Car nō hauē temor ní fee ní carita;
Repentir nos ꝯuē e nō deuē tarczar, 420
Cū plor e pentimēt nos ꝯuē ſmendar
Loffenſa q̄ hauē fayta p trey pͨͣ mortal,
Per cubitiª dolh e p deleyt de carn,
E p ſ̄rbia de uíta p qꝫ nos hauē fait li mal,
Ç. p aq̄ſta via nos deuē ſegre e tenír. 425
Si nos uolen amar e ſ̄uír yhū xp̄t,
Pouta ſpūal de cor deuē tenír,
E amar caſtita, e dio hūilmēt ſ̄uír,
C. adōca ſegnā la uía del ſegnō ȳ xp̄t,
E aurā la uíctoria de li n̄re enemícs. 430
Breomēt es reꝯta en aq̄ſta leyczō
De las tres leys q̄ dio done al mont,
La pᵛmíēa ley demoſtra a q̄ ha ſen e raczon,
Ço es a conoiſ dio e honorā lo ſeo creator;
Car aq̄l q̄ ha entēdamīt po pēſar ētre ſi [fol. 143 v.] 435
Quel nō ſes pas forma ní li autͤ aſí:
D. aq̄l po conoiſ local ha ſen e raczon
C. lo es vn ſegnō dio local ha fōma lo mōt;
E, reconoiſēt luj́, mot lo deuē honrar,
C. aq̄lh forō dāpna q̄ nō ho uolgrō far. 440

M. la ſcd'a ley, q̄ dio done a moyſent,
Nos ē̄ſegna a teni dio e ſ uír luy ſōtm̄t,
C. el 9dāpna e punís tot hoe. q̄ loſſent.
M. la tercza ley, lacal es ara al tp̄ p̄ſent,
Nos ē̄ſegna amar dio d' bō cor e ſuír p'amt, 445
C. dio atēt lo p̄cad˜ e li dona alongamt
Quel poyſa far pñia en la uíta p̄ſent.
Aut. ley dayci enāt n̄ deuē plus auer,
Si n̄ enſegre yhū xp̄t, e far lo ſeo bō plaçē,
E gardar fermamt czo q̄l ha comāda, 450
E eſſ mot auíſa del tēp de lantrexp̄t,
Que nos n̄ crean ní a ſon fait ní a ſō dit.
C. ſegōt leſcptā, ſon ara fait motí anxp̄t:
C. anx ſon tuít aq̄lh q3 9traſtā a xp̄t.
Motas ē̄ſegnas e grāt demoſtramenç 455
Serē dos aq̄ſt tēp ent. al dia d'l juíamēt:
Lo cel e la t'ra ardrē e morrē tuít li víuent,
Poys rexucitarē tuit ē uíta pmanent,
E ſen explana tuít li hedificament.
Adōca ſe fayt lo denier juíament: 460
Dio ptire lo ſeo poble, ſegont czo q̄s ſcpt;
A li mal el dire: „depte uos de mj, [fol. 144 r.]
Anna al fuoc eternal q3 mays n̄ aure ſín“;
P trey greos 9diciōs ſen 9ſtreit aquj,
Per moutecza de penas e p aſpre tōmēt, 465
E car ilh ſen dāpna ſencza deffalhíment.
Del cal nos garde dio p lo ſeo placzamēt,
E nos done auuír czo q̄l dir a li ſeo d'uāt q̄ ſia gaire,
Diczēt: „vene vos en, li beneít d'l mío payre,
A poſſesir lo r̄ge. apelha a uos d'l 9mczat d'l mōt, 470
Al cal vos aure delcit, riq̄czas e honors.“
Placza ha aq̄l ſegnō, q̄ forme tot lo mōt,
Que nos ſian de lí eſleít p iſtā en ſa cort!

A3.

Der Name Mephistopheles.

Die noch stets wachsende Verehrung für unseren Geistesriesen Goethe, welche eine alljährliche Zunahme der schon jetzt gewaltigen Goethe-Bibliothek bewirkt, lässt naturgemäss auch auf des Dichters Geisteskinder einen immer lichteren Abglanz fallen. Zu diesen ist nicht unter den Letzten der geheimnissvolle Geist der Verneinung zu rechnen; denn, wenngleich nicht vollständig von Goethe geschaffen, ist er doch in der Gestalt, wie er sich uns bietet, die ureigenste Schöpfung Goethe's. Treffend werden daher dem Mephisto in einem Ludwig Tieck (?) zugeschriebenen Festgedichte* die Worte in den Mund gelegt:

Erlaubt, ihr Engel, dass in eure Lust
Einstimmen heut' der Teufel mag!
Ihr wisst: der achtundzwanzigste August
Ist auch für mich ein Ehrentag.
Denn heut', o Herr, entstieg durch Deine Macht
Ein Mensch dem Element,
Der so genau mich kennt,
Als hätt' er mich gemacht.
Er hat mich konterfeit,
Als ob ich ihm gesessen, — nach dem Leben.
Dies Zeugniss muss aus Dankbarkeit
Der Teufel selbst ihm geben.

---

* „Des Meisters Ruhm, dramatisches Gedicht zur Feier von Goethe's 75. Geburtstag, von L. T.“ — Abgedruckt: „Zu Goethe's 130. Geburtstag. Festschrift von Dr. Ed. Sabell. Heilbronn, Gebrüder Henninger, 1879“ Seite 9 ff.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, dass man oft da, wo die schönsten Schätze mit Leichtigkeit zu erhaschen sind, gleichgültig vorübergeht, während das mühevolle Ringen um den Besitz unserer Eitelkeit schmeichelt. So mag auch die Schwierigkeit, in die Familiengeheimnisse des Mephistopheles einzudringen, zu um so regerem Forschen angestachelt haben. Mancher dachte vielleicht den gewandten Geist im Schlafe zu belauschen; aber die Teufel sind Lügengeister durch und durch und können das Flunkern sogar im Schlafe nicht lassen. Man hüte sich daher, die Traumredereien für baare Münze zu nehmen: Schon Manchem hat Mephisto ein X für ein U vorgemacht, und Manchem wird er es ferner noch thun. Dennoch will auch ich mein Heil versuchen, aber mich nicht zunächst an Mephistopheles selber wenden, sondern, gefeit mit allen erlangbaren Zaubermitteln der Wissenschaft, eine Reise in das gefährliche Reich der Hölle unternehmen, ob nicht ein unmündiges Teufelein vielleicht ausplaudere, oder die höllische Bibliothek Denkschriften und Tagebücher aufzuweisen habe, welche man sich heimlicherweise zu Nutzen machen könnte zum gemeinen Besten.

I.

Hölle. Lucifer.

Was ist Hölle? Manches kleine und grosse Kind würde auf die Frage mit Lachen oder überlegenem Lächeln antworten, und doch ist die Sache nicht so ganz einfach: Hella (Hellia), Hel, Halja (d. h. die Verborgene) war den germanischen Stämmen die unheimliche, aber nicht unedel gedachte Riesengöttin der Unterwelt, vollständig entsprechend der indischen Stammverwandten Kali und sachlich wie sprachlich anklingend an die griechische Kalypso. Der persönliche Begriff ging bei dem Untergange des Heidenthums verloren; aber der Name blieb, indem er in den örtlichen Begriff überging — Hella, Hölle = Unterwelt. Wie dachten nun unsere Altvordern sich diese Hölle? Unmittelbare Nachrichten darüber fehlen; aber die erhaltenen Glaubensurkunden der uns aufs Engste verwandten Skandinavier geben uns ziemlich ausgiebige Kunde, und unsere

Sagen und Märchen bestätigen jene Ueberlieferungen. Da heisst es z. B.: „Die Hel aber warf er (Odhinn, Wuotan) hinab nach Niflheimr (d. i. Nebelwelt), dass sie Denen Wohnungen anwiese, welche zu ihr gesandt würden: nämlich Solchen, welche vor Alter oder an Krankheiten stürben. Sie hat da eine grosse Wohnstätte; das Gehege umher ist ausserordentlich hoch und mit mächtigen Riegeln verwahrt.“ Man nahm an, dass Odhinn ein besonderes Todtenreich für gefallene Helden habe (Valhöll, Walahalla); aber das ist schon jüngere Anschauung: Ursprünglich kamen alle Todten zur Hella, wo die Guten ihren Lohn, die Bösen ihre Strafe erhielten; sogar die Helden und Götter waren nicht ausgenommen. So kam der erschossene Lichtgott Baldr (Paltar) nebst seiner Gattin Nanna (Nanda) in die Unterwelt, und der Thäter Hödhr (Hadu) musste ihm zur Sühne dahin folgen. Von dem Gotte Hermodhr (Hermuot), als er nach Nebelheim ritt, heisst es, „dass er neun Nächte durch tiefe dunkle Thale ritt, so dass er nichts sah, bis er zum Giöllflusse (Gellfluss) kam und über die Giöllbrücke ritt, welche mit glänzendem Golde belegt ist.“ Er sah seinen Bruder Baldr auf dem Ehrensitze, einen Becher schäumenden Methes vor sich; denn das Fest seines Empfanges ward gefeiert. Als Odhinn sich Kunde über das Schicksal holen wollte:

> Nach Niflheimr hernieder ritt er u. s. w.
> Fort ritt Odhinn, die Erde dröhnte;
> Er kam zu dem hohen Hause der Hel.

Das genüge, um die altdeutsche Hella zu kennzeichnen: Es war eine tief abwärts gelegene, von Flüssen durchrauschte, nebelerfüllte, dunkle Todtenwelt, ganz wie das hellenische Schattenreich, dessen Herrscher Aïdes (Hades) oder Pluton war:

> Nieder tauchte die Sonn', und schattiger wurden die Pfade;
> Jetzo erreicht war das Ende des tiefen Okeanosstromes.
> Allda lieget das Land des kimmerischen Männergebietes,
> Ganz von Nebel umwölkt und Finsterniss; nimmer auf Jene
> Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen;
> Nein, rings grauliche Nacht umruht die elenden Menschen.

Weit ab steht das Schattenreich Hella von der orientalisch-christlichen Feuerhölle, dem Orte der Verdammniss. Wie

ist zu erklären, dass die germanische mildere Anschauung der Unterwelt von der grassen christlichen Hölle verdrängt werden konnte, so dass diese fast ausschliesslich volksthümlich ward und blieb. Schwerlich würde solches so leicht geworden sein, wenn nicht schon eine ältere volksthümliche Grundlage desselben Gedankens vorhanden gewesen wäre; und in der That lässt sich Derartiges nachweisen:

Zunächst mag an den Gegensatz zwischen den beiden Urwelten erinnert werden: zwischen dem nördlichen kalten Nebelheim, welches nach der Schöpfung zum Todtenreiche ward, und einer südlich gedachten warmen Welt Muspelheimr (Muspillheim, d. i. Feuerwelt); so hat auch der kalte nördliche Urriese Ymir (Hymir, Humar) einen südlichen Gegenfüssler, Namens Surtr (Surtar, Surti) oder Muspillar, welcher die Welt einst, am jüngsten Tage, durch Feuer zerstören wird. Diese auffallende Sagenvorstellung kann vielleicht aus dunklen Erinnerungen an den Sonnenbrand der Wüsten in der alten asiatischen Heimath entstanden sein, oder sie war aus Erzählungen von den mittäglichen heissen Landen hervorgegangen, durch italische oder andere Kaufleute oder durch südwärts gewanderte Landsleute vermittelt. Wenn nun in dieser Anschauung, welche eingewirkt haben könnte, noch nicht unmittelbar der Begriff einer Feuerhölle liegt, so lässt sich diese doch auf einfache Weise herleiten, indem man erwägt, dass das Beerdigen der Todten dem Verbrennen voranging, und die Feuerbestattung erst in unserem jüngeren Heidenthum begegnet, bis sie durch das Christenthum wieder beseitigt ward. Auf jenem ältesten Brauche der Beerdigung, nach welchem gleichsam die grosse Mutter Erde ihre Kinder wieder in ihren Schooss zurücknimmt, beruhen viele unserer Sagen, wie die Bergentrückung der Helden, und so entstand auch unser altes Todtenheim, die düstere Unterwelt, das Schattenreich. Was für Ursachen zu dem Wechsel der Bestattungsweise führten (vielleicht Pietätsrücksichten?), mag dahin gestellt bleiben; festzustehen scheint, dass schon frühe — vielleicht noch in Asien — eine Spaltung in Anhänger der Erd- und der Feuerbestattung eintrat. Letztere, bei den verschiedenen Stämmen zu sehr verschiedenen Zeiten in Aufnahme kommend, gewann allmälig ganz die Oberhand;

damit Hand in Hand begannen auch entsprechende Umbildungen der Volksüberlieferungen sich zu vollziehen: Wie die zauberhafte Waberlohe (Brunhild) im Kleinen entstand, so wandelte die alte Hella sich in eine feuererfüllte Todtenwelt um, welche von der Einbildungskraft bald auf das Lebhafteste ausgeschmückt ward — also schon vor Einführung des Christenthums! So ward die christliche Hölle leicht vermittelt. In dem nordischen sog. Solarliede (d. i. Sonnenlied), welches aus Heidnischem und Christlichem gemischt ist, begegnen noch auf Grundlage der Leichenverbrennung Züge von der heidnischen Feuerhölle; z. B.:

> Wolfgestalt gewinnen Alle,
> Die wandelbaren Sinnes sind.
> Das erfährt wohl Jeder, der fahren soll
> Ueber feuriger Flammen Gluth.

ferner:

> Versengte Vögel, die Seelen waren,
> Flogen wie Fliegen umher.

und:

> Von Westen drangen die Drachen des Wahnes
> Und bedeckten die glühenden Gassen. u. s. w. —

Das räthselhafte Feuerwesen Surti hat keinen nachweisbaren Bezug zur Hölle; es gehört überhaupt erst der Zukunft an. Auch der Feuerbeherrscher Loki (Locho, d. i. Lohe), welcher in der germanischen Sage eine bedeutende Rolle spielt, hatte ursprünglich und eigentlich mit der Unterwelt nichts zu schaffen; aber als man diese feurig dachte, brachte man ihn wenigstens in Verbindung mit derselben, indem man ihn zum Vater der ihm früher fernstehenden Todtengöttin Hella machte; und da man das Feuer immer mehr von der schädlichen Seite aufzufassen und daher Locho immer gehässiger zu schildern beliebte, so ward auch die milde Hella zu einem Scheusal umgebildet, welches von Wuotan nach Nebelheim verwiesen ward.

Wir hatten vorhin das nordische und hellenische Schattenreich neben einander gestellt, so dass nun fesseln muss, zu sehen, ob unter gleicher Einwirkung des Bestattungswechsels nicht auch eine feurige Todtenwelt der Hellenen nachweisbar ist. Annehmen lässt es sich naturgemäss wie bei den nordi-

schen Brüdern, aber nachweisbar ist es nur in einer vereinzelten Sage: Zeus hatte einen sehr hartnäckigen Kampf mit dem Riesen Typhon zu bestehen; endlich besiegte er ihn, indem er den Berg Aetna auf ihn warf — was sagenhafte Umschreibung ist für: er schleuderte ihn in den Krater des Aetna. Bedeutsam ist, dass dieselbe Sage im Mittelalter in anderem Gewande wiederkehrt: Während in der Hauptfassung der Sage von Dietrich (Diotarich) erzählt wird, dass dieser göttliche Held der Germanen von einem schwarzen Hengste, welchen er zur Verfolgung eines grossen Hirschen bestiegen, in die Hölle getragen worden sei, so berichtet eine abweichende Erzählung — unter Vermengung der Sagenperson mit dem geschichtlichen Namensvetter Diotarich (Theodoricus) dem Grossen —, dass Diotarich nach der Hinrichtung des Symmachus von dem Geiste desselben unter Mitwirkung des Papstes mit blossen Füssen und gebundenen Händen in den Schlund des Vulcanes hinabgestossen worden sei. Ob dieser Vulcan der Aetna oder der Vesuv gewesen, ist ziemlich gleichgültig. Uns fesseln die Vulcane, feuerspeienden Berge, im Allgemeinen; denn sie müssen auf die Vorstellung von der Feuerhölle wesentlich eingewirkt haben: Man dachte sich unter der Erdrinde die grosse flammenerfüllte Hölle, und die Vulcane gleichsam als deren Schornsteine oder, wie z. B. auch den Vulcan auf den aiolischen (liparischen) Inseln (Stromboli), als — Höllenthore.*

Nahe liegt die Frage, wie der alte Feuergott Vulcanus oder Hephaistos, der Sohn des Zeus und der Here, sich zu derartiger Anschauung verhalten habe. Wie er die Elementarkraft des irdischen Feuers darstellte, so mussten auch alle Aeusserungen und Wirkungen desselben auf ihn zurückgeführt werden, und da das Erdfeuer aus den geöffneten Kratern der Vulcane hervorbricht, so musste Hephaistos im Innern der Erde, bezw. der feuerspeienden Berge, thätig gedacht werden, was man in den jüngeren Sagen dahin deutete, dass er ein kunst-

* Der germanische Hekla hat auf die deutschen Sagenbildungen gar nicht und auf die nordischen nur gering eingewirkt, weil die Entdeckung von Island lange nach der Verchristlichung Deutschlands stattfand, als sogar schon im Norden der Glaubenskampf zu Gunsten des Christenthums sich geneigt hatte.

reicher Schmied sei und dort seine Schmieden und Essen habe. Besonders galt dies von dem Berge Mosychlos auf seinem heiligen Eilande Lemnos und noch mehr von unserem Aetna in Sicilien. Das Feuerwesen des Hephaistos ist so recht aus seinem Kampfe mit dem Flussgotte Xanthos ersichtlich:

Hephaistos ergoss den entsetzlichen Gluthstrahl.
Erst durchflog das Gefilde die Gluth und verbrannte die Todten.
So ward trocken das ganze Gefild, und die Leichname ringsum
Brannten. Da stürmte der Gott in den Strom hellleuchtende Flammen.
Brennend standen die Ulmen, die Weidichte und Tamarisken;
Angstvoll schnappten die Aal' und die Fisch' umher in den Strudeln;
Brennend auch wogte der Strom und redete, also beginnend:
„Keiner, Hephaistos, hält dir Obstand unter den Göttern;
Auch nicht ich verlange mit dir, Gluthsprüher, zu kämpfen!"
Sprach's und brannt' in der Gluth, und es sprudelten seine Gewässer.
So durchglühte das Feuer den Strom, und es brauste das Wasser.
Vorwärts floss er nicht mehr; er stockt', in der Lohe geängstet
Durch des Hephaistos Gewalt. —

Hephaistos ward lahm geschildert. Dieser Fehler beruht auf der Naturerscheinung der unruhigen, gleichsam zuckenden Flamme des irdischen Feuers, während das reine himmlische Feuer als ruhig aufstrebend gedacht ward; aber die Sage hat dafür noch ihre nähere Erklärung: Als Hephaistos bei Gelegenheit eines Streites zwischen dem himmlischen Elternpaare seiner Mutter zu Hülfe kommen wollte, ergriff Zeus im Zorne ihn beim Fusse und schleuderte ihn vom Olympos zur Erde hinab; einen ganzen Tag fiel der Arme, bis er gegen Sonnenuntergang auf der Insel Lemnos anlangte, wo er von den hülfreichen Einwohnern aufgenommen und in einer Grotte verborgen ward:

Denn schon einmal vordem . . . .
Schwang er mich hoch, an der Ferse gefasst, von der heiligen Schwelle.
Ganz den Tag durchflog ich, und spät mit der sinkenden Sonne
Fiel ich in Lemnos hinab und athmete kaum noch Leben.

Diese Sage muss — bis auf den kleinlichen Zug der Veranlassung — uralt sein: Die vergleichende Mythologie lehrt, dass alle Völker das irdische Feuer vom Himmel gekommen wähnten; als himmlische Feuerstätte ward die Sonne angenommen,

welche für einen gewaltigen Feuerball galt. Der Feuergott Hephaistos nun, wie er innerhalb eines Tages vom Himmel zur Erde herniedersinkt und gegen Abend dieselbe erreicht, ist ursprünglich als der Sonnengott zu denken, welcher sich Abends gleichsam in den Bergen des westlichen Horizontes zu bergen scheint.* Das ist ganz naturgemässe Anschauung. Aber damit pflegten sich die Sagen selten zu begnügen; indem ihre Verbreiter die Einbildungskraft ausschmückend walten liessen, suchten sie vor Allem nach mehr oder weniger wahrscheinlichen Gründen. Womit nun würde sich das grausame Verfahren des Zeus genügend begründen lassen? Die Sage giebt nur jene unzulängliche Auskunft darüber; so müssen wir uns denn einstweilen zufrieden geben. Hephaistos tritt später wieder in dem Olymp auf; wie er dahin zurückgekommen, wird nicht berichtet; die Thatsache aber beruht auf dem Sonnenaufgange, wie jene Schilderung auf dem Sonnenuntergange. Hephaistos wird zwar in den Ueberlieferungen nur noch als Feuer- und Schmiedegott erwähnt, nachdem Helios seine Stelle als Sonnengott eingenommen hat, aber die Schilderung, welche bei Homer von seinem olympischen Schlosse gemacht wird, kann noch an seine einstige Würde erinnern:

Aber Hephaistos' Palast . . . .
Sternenhell, unvergänglich, der vorstrahlt' unter den Göttern.

In den meisten erhaltenen Sagen tritt Hephaistos ausschliesslich als kunstvoller Schmied auf; seine Gesellen sind die zwergischen Kabiren, welche für seine Kinder galten. Auch diese Eigenschaft des Gottes lässt eine mythische Deutung zu: Der unterirdische Feuergott versinnlicht die Triebkraft der Erdwärme, welche Pflanzen und Bäume, die kunstreichen Naturerzeugnisse, hervortreibt; in diesem Sinne auch ward Hephaistos als Freund des Weingottes Dionysos (Bakchos) gedacht. — Wenngleich Hephaistos unterirdischen Aufenthalt hat, so war er dennoch kein eigentlicher Unterweltgott; dafür galt nach wie vor Hades (Pluton) oder die der germanischen Hella nahe-

* Die Sage muss in sehr früher Zeit entstanden sein, als die Hellenen noch nicht in die griechische Halbinsel eingewandert waren, als ihnen Lemnos also noch westlich, bezw. südwestlich, lag.



stehende Persephoneia. Erst beim Uebergange zum Christenthum scheint man dem vulcanischen Gotte die Rolle eines Höllenfürsten zugeschrieben zu haben, wovon später. — Es würde von grossem Werthe sein, noch weitere Sagenbezüge zur Betrachtung heranziehen zu können; aber leider läuft die Quelle der Hephaistos-Sage sehr spärlich und ist in ihrer Hauptsache schon hiermit erledigt. Schwerlich kann Das Alles gewesen sein, was von dem wichtigen Elementargotte erzählt ward; viele Sagen mögen nicht auf uns gekommen sein, vielleicht gar nicht aufgezeichnet gewesen sein. Dafür wollen wir eine bedeutende und beachtenswerthe Feuersage, welche sich an ein anderes Wesen knüpft, betrachten:

Der schlaue Titane Prometheus soll, nachdem er die Menschen gebildet hatte, das Feuer vom Himmel gestohlen und Jene den Gebrauch desselben gelehrt haben. Zeus, über diese Entweihung der reinen Himmelskraft erzürnt, verhängte eine furchtbare Strafe; er liess ihn an einen Felsen schmieden und ihm von einem Geier (oder Adler) die allnächtlich wieder nachwachsende Leber zerfressen. Also auch hier kommt das Feuer vom Himmel! Sollten die Sagen des Hephaistos und des Prometheus nicht eigentlich zusammengehören, und Prometheus (d. i. vermuthlich „Räuber", entsprechend der Sanskrit-Form Pramathias) nur ein Beiname Jenes sein?? Dann hätten wir auch die vermisste Begründung von Zeus' Zorne über Hephaistos. Die Sage könnte in der ältesten Gestaltung etwa also gelautet haben:

Nachdem die olympischen Herrscher unter Mitwirkung des Hephaistos die Menschen erschaffen hatten, kam dieser Gott auf den Gedanken, den neuen Geschöpfen heimlich vom Himmel Feuer zuzutragen. Als Zeus dies erfuhr, gerieth er in Wuth, griff seinen Sohn und warf ihn zur Erde hinab, wo dieser gegen Abend lahm anlangte und sich dann vor dem Grolle des Himmelsherrschers in unterirdischen Höhlungen und Bergen verbarg. Als aber Zeus sah, dass der Frevler mit dem Leben davon gekommen war, rastete er nicht, bis er ihn von Neuem in seiner Gewalt hatte; darauf liess er ihn an einen Felsen schmieden und ihm täglich von einem Geier die Leber zer-

fressen. Aeschylus legt seinem gefesselten Prometheus die Worte in den Mund:

> Zeus kümmert mich weniger als nichts.
> Mög' er walten, mög' er herrschen in der kurzen Zeit,
> Wie ihm beliebt; lang' wird er nicht den Göttern gebieten.

Diese Ansicht von dem einstigen Untergange der „unsterblichen" Götter ist wesentlich und verdient Beachtung. — Die als muthmasslich angeführte Gestaltung der alten Sage hatte keinen langen Bestand: Weil der Gebrauch des Feuers für die Götter nicht zu entbehren war, so kam Hephaistos bei Zeus wieder zu Gnaden und Ehren; und demzufolge fand eine Spaltung der Sage statt in den Hephaistos und in den Prometheus: Prometheus der Titane stahl das Feuer aus dem Olymp und ward zur Strafe (durch sein anderes Ich) an den Felsen geschmiedet. Hephaistos der Gott ward allerdings aus dem Olymp geschleudert, aber die Ursache nicht mit dem Feuer in Verbindung gebracht; er gelangte später in den Olymp zurück.

Noch einiges Wenige muss zum vollen Verständniss der Hephaistos-Prometheus-Sage angeführt werden: Die Doppelseitigkeit des Feuers, insofern es Nutzen oder Schaden bringen kann, bewirkt auch eine Doppelseitigkeit im Wesen seines Gottes, welches zum Theil durch die Absonderung des Titanen ausgedrückt ward. Daher auch haftet Hephaistos oft ein hämischer Zug an, welcher sich in Schabernacken äussert, ohne dass er indessen — wenigstens nicht nachweisbar — zum schroffen Schadengotte (Teufel) hinabsinkt. Auf der Benutzung des Feuers (auch sinnbildlich für Vernunft) beruht wesentlich die Cultur-Entwickelung der Menschheit. Aber nicht leicht und gefahrlos vermag der Mensch die Naturkraft sich nutzbar zu erhalten; sie dient gleichsam nur gezwungen und strebt ihre Freiheit zurückzuerlangen. Daher wohl entstand die Vorstellung von der Fesselung des Feuergottes, des Prometheus. Treffend drückt Schiller diesen Gedanken aus:

> Wohlthätig ist des Feuers Macht,
> Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
> Und was er bildet, was er schafft,
> Das dankt er dieser Himmelskraft;

Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft u. s. w.

Als Anhang zu der griechischen Feuersage muss der Sage von Heliodorus Erwähnung gethan werden, welche in griechischer Sprache gegen Ende des 8. Jahrhunderts verfasst sein soll, aber wohl jünger sein mag: Heliodorus, welcher in Sicilien zu der Zeit lebte, als der heilige Leo der Wunderthäter Bischof in Catanea war, verschrieb sich dem Teufel und trieb dann als Zauberer sein Unwesen. In Byzanz machte er einst zur Rache wegen erlittener Misshandlung durch ein Weib alle Feuer erlöschen, indem er ausrief: nur von dem Weibe, welches ihn beleidigt, könne ihnen wieder Feuer werden, d. h. nur wenn das Weib verbrannt würde. Als er es dem heil. Leo in Sicilien schliesslich zu toll machte, wusste dieser den Teufelbündner zu bändigen und übergab ihn dem Scheiterhaufen. — Der Schauplatz dieser Sage ist das alte Typhon-Land, an welches sich noch manche Feuersagen knüpfen; Catanea ist am Fusse des Feuerberges Aetna gelegen. Geschichtlich scheint hier kaum etwas zu sein, vielmehr nur die verdunkelte Hephaistos-Prometheus-Sage vorzuliegen: Heliodorus (dessen Name „Sonnengabe“ bedeutet) hat das Auslöschen und Neuentzünden des Feuers in seiner Gewalt und wird schliesslich verbrannt! Ich denke: diese Züge sind einleuchtend. Dieselbe Sage siedelte sich später am Vesuv an, also wieder an einem feuerspeienden Berge!

Grosse Aehnlichkeit mit der Hephaistos-Prometheus-Sage bietet die Sage des germanischen Feuergottes Loki (Locho), dessen Name die „Lohe“ bezeichnet, wie ein Beiname Lodhr den „Lodernden“. In dieser Sage hat die Doppelseitigkeit des Elementes sehr frühe zu einer Sonderung in zwei ganz entgegengesetzte Wesen geführt: Der Gott Locho, ein Bruder Wuotans, versinnlichte die wohlthätige Seite, der Riese Locho die schädliche Seite des Feuers; Letzterer hatte sich unter der Gestalt des Gottes in Ansgart, die Götterwelt, einzuschleichen, den Nebenbuhler zu beseitigen und dessen Sitz einzunehmen gewusst, so dass er einige Zeit für den gütigen Gott Locho galt, bis seine Schadenstiftungen den Göttern die Augen öffneten. Dieser Gedanke ist zwar nirgend scharf ausgesprochen,

leuchtet aber aus den meisten Sagen hervor. Die Vergleichung mit der hellenischen Sage lässt nun folgende Aehnlichkeiten erkennen: Der Gott Locho ist (neben Wuotan und Hanu) bei Erschaffung der ersten Menschen mitthätig und verleiht diesen „Blut und blühende Farbe“ (Bezug auf das Feuer!). Dass der Riese Locho den Menschen das Feuer verschafft, ist nirgend zu ersehen, aber auf Grund der vergleichenden Mythologie zu vermuthen; auch die Strafe des Hinabwerfens aus dem Himmel durch Wuotan wird nicht erwähnt, wohl aber, dass er lahm sei. Auch wird als Schmähung angeführt, dass er sich acht Winter lang unter der Erde verborgen gehalten habe. Locho kehrt zeitweilig nach Ansgart zurück, wie Hephaistos in den Olympos. Zuletzt aber fiel er dem Zorne der Himmlischen zum Opfer, indem diese ihn fingen, in eine Höhle schleppten und auf Felsen banden; dann ward noch zur Erhöhung der Pein über seinem Antlitze eine Schlange so aufgehängt, dass deren giftiger Geifer auf ihn hernieder träufelte; vor Schmerz aufzuckend erregt er die Erdbeben. So wird er in Banden liegen bis zum Weltende, wo er los werden und am Untergange der Weltordnung und der Götterwelt mitwirken wird. — Auch diese Sage ist sehr unvollkommen, und noch lückenhafter als jene, erhalten. Aber dennoch sind hier auffallende Wiederholungen urverwandter Anschauungen bei verschiedenen Völkergruppen erkennbar. Noch einige Betrachtungen werden diese Behauptung befestigen:

Die Fesselung des Locho wird in den Kaukasus (Chauk-Ansa, d. i. Götterberg) versetzt, wenigstens lässt sich dies aus dem altdeutschen Beinamen des Kaukasus „Glockensachsen“ (d. i. wahrscheinlich Lokisachs, Lochofels) vermuthen; ebendaselbst soll auch den Prometheus die Strafe ereilt haben. Man beachte, dass der Kaukasus eine Völkerscheide war, von welcher aus die Germanen nordwestlich, die Hellenen südwestlich wanderten. — — Als auf Locho gefahndet ward, baute er sich auf einem Berge ein Haus mit vier Thüren, dass er nach allen Seiten sehen und rechtzeitig entfliehen könnte. Dieser Gedanke enthält eine verdunkelte Schilderung des Sonnenhauses; die vier Thüren entsprechen den hauptsächlichsten Sonnenständen. — Wie Hephaistos die Kabiren zu Schmiedegesellen hat, so lässt

Locho, von welchem nicht bekannt ist, dass er selber kunstreich, von seinen Geschöpfen, den Zwergen, Kleinode arbeiten; übrigens scheinen Züge von Locho auf den Zwerg Regin (Regino), den Lehrer Siegfried's in der Schmiedekunst, übergegangen zu sein. — Ein eigentlich-unterweltlicher Gott ist Locho ebenso wenig wie Hephaistos, obgleich der Name Utgardhiloki (Utgartilocho, d. i. Aussenwelt-Locho), welcher ursprünglich ein Beiname Locho's gewesen sein mag, dann aber einem besonderen Wesen beigelegt ward, daran anklingt. Erst beim Weltuntergange scheint Locho, nachdem die Ketten gesprengt sind, die Rolle eines Herrschers der Unterwelt zu spielen, insofern er die Schaaren der Hella, die Todten, zum Kampfe gegen die Götter führt. — Obwohl die griechische und die germanische Sage (ebenso wenig wie die urverwandte indische) einen schroffen Unterschied zwischen guter und böser Kraft nicht kennen, so trägt dennoch Locho schon viel mehr teuflisches Wesen zur Schau, als der griechische Vetter Hephaistos-Prometheus; Jener nähert sich darin etwas dem persischen Angromainjus (Ahriman), dem Vertreter einer bösen Urkraft, welcher tausend Jahre in Ketten liegt. So lässt also die vergleichende Mythologie in scheinbar sich fremden Sagen den uralten Sagenkern erkennen.

Ist nun diese altdeutsche Locho-Sage zugleich mit dem Heidenthume zu Grunde gegangen oder hat sie sich irgendwie erhalten? Vielleicht hat sie sich wie so manche andere heidnische Sage in christlichem Gewande gerettet? Der Name Locho ist spurlos verloren gegangen. Aber die Sage hat sich wirklich zu behaupten gewusst; merkwürdiger Weise taucht sie nach einem Zeitraume von vielen langen Jahrhunderten wieder auf, ohne dass man die Kluft auszufüllen vermöchte. So müssen wir denn überbrücken. Man höre, was das Volksbuch von Dr. Joh. Faust (1587) über den Teufel Lucifer, den „gefallenen Engel“, anführt; der böse Geist Mephostophiles sagt zu Faust: „Mein Herr Lucifer, der alle Werke und Geschöpfe Gottes im Himmel gesehen hat, war im Himmel selber über alle Geschöpfe Gottes, über Gold und Edelstein herrlich und von Gott also erleuchtet, dass er der Sonne und Sterne Glanz übertraf. Denn als Gott ihn erschuf, setzte er ihn in ein Fürstenamt ein, wo er vollkommen war in allen sei-

nen Wegen und die Krone aller himmlischen Herrlichkeit trug. Als er sich aber in Hoffahrt und Uebermuth überheben wollte, ward er von Gott aus der Wohnung der Seligkeit vertilgt und von seinem Sitz gestossen in einen Feuerpfuhl, der ewig nicht erlischt, sondern immerdar quillt, und daraus er in Ewigkeit nicht entrinnen mag.“ Und als Faust den Vertrag mit Mephostophiles abschliessen will, sagt dieser: „Lieber Fauste, dein Begehren steht meiner Gewalt nicht zu, sondern dem höllischen Gott.“ Doctor Faustus antwortete: „Wie soll ich Das verstehen?“ — „Du sollst wissen, Fauste,“ sprach der Geist, „dass unter uns sowohl ein Regiment und Herrschaft ist, wie auf Erden; denn wir haben unsere Regenten und Diener, wie auch Ich Einer bin, und unser Reich nennen wir die Legion. Denn als der verstossene Lucifer aus Hoffahrt und Uebermuth sich selbst zu Fall gebracht, hat Dieser mit viel der Teufel eine Legion oder ein Regiment aufgerichtet, welchen wir den orientalischen Fürsten nennen; denn seine Herrschaft hatte er im Aufgang. Also ist auch eine Herrschaft in Mittag, Mitternacht und Abend.“ Das ist unbestreitbar die Sonne in ihren verschiedenen Ständen, und Lucifer entspricht auf das Genaueste dem Hephaistos-Prometheus und dem Locho; dazu halte man die Bedeutung des Namens = „Lichtbringer“. Wenn die Sage von Lucifer vollständiger wäre, so würden wir ihn sicher auch als Feuerbringer (wörtlich oder sinnbildlich) kennen lernen, gleichwie er in einem Feuerpfuhle hausend gedacht ward. — Der Name Lucifer würde griechisch Phosphoros lauten, worunter aber in der Sage der Beherrscher des Morgensternes verstanden wird. Darauf fussend und auf der Stelle des Propheten Jesaias: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!“ hat man geglaubt, dass auch der gefallene Engel Lucifer den Morgenstern bedeute. Dem widersprechen aber ganz offenkundig jene Stellen aus dem Volksbuche; Dem widerspricht ferner die Betrachtung, dass der erste Anwender des Namens, wenn er wirklich den Morgenstern meinte, wohl die vorhandene griechische Benennung beibehalten und nicht erst eine Uebersetzung in das Lateinische vorgenommen haben würde; wenigstens wäre Letzteres sehr unwahrscheinlich. Das Zusammen-

treffen ist jedenfalls ein rein zufälliges, wie auch der Ausdruck „Lichtbringer“ ein ganz allgemeiner ist. Man vergleiche damit den Namen Heliodorus (d. i. Sonnengabe). — Lucifer ist ursprünglich Beherrscher der Sonne, und zwar ausschliesslich der untergehenden Sonne; von einer Wiederaufnahme in den Himmel, also einem Sonnenaufgange, ist keine Rede: Derartiges würde der christlichen Legendenrichtung widerstreben. Wann der Name entstanden, ist unbekannt; nachgewiesen ist er erst gegen Ende des Mittelalters. Sei es immerhin: Der Name thut nicht viel zur Sache — nur insofern, als aus dessen Bedeutung, in Verbindung mit jener Stelle des Faust-Buches, ein wesentlicher Schluss gezogen werden kann: Der Beweis für die unausgesetzt fortwuchernde Volksthümlichkeit der alten Hephaistos-Locho-Sage! Von derselben wird im Volksbuche zwar nur der einzelne Zug, das Hinabstossen aus dem Himmel und das Bergen unter der Erde, überliefert. Aber gang und gäbe ist dem Mittelalter auch die Ansicht, dass der Teufel (führe er nun einen Namen, welchen er wolle) lahm sei, und dass er in der Hölle gefesselt liege bis zum Anbruche des jüngsten Tages, dann aber ledig werden und in Gemeinschaft mit dem Antichristen auftreten werde. Die Redensart „Der Teufel ist los!“ drückt noch heutzutage einen Zustand höchster Verwirrung aus. Der Widerspruch, dass der Teufel gefesselt sei und dann doch wieder in der Hölle als Unheilstifter herrsche, darf nicht befremden: Die Sagen, in frühesten Zeiten bei verschiedenen Stämmen entstanden oder nach den Umständen umgebildet, konnten nicht über Einen Leisten ausfallen; sie wimmeln von Widersprüchen. Ein Kenner der Mythologie macht sich deswegen keine Skrupel. In späterer Zeit suchte man dem Verständniss dadurch nachzuhelfen, dass man mehrere höllische Fürsten neben einander bestehen liess; aus demselben Grunde geschah in der hellenischen Sage die Spaltung in den Hephaistos und den Prometheus, und die germanische Sage liess neben dem Loki (Locho) noch einen Doppelgänger Logi (Loho) auftreten. — Dichterisch-schön ist der Gedanke, dass nicht ein urgeborenes Scheusal, sondern ein von Gotte abgefallener, aus dem Himmel verwiesener Engel darauf ausgeht, Gotte die Menschen abspenstig zu machen und

ihre Seelen für sich zu gewinnen. So haftet trotz der Teufelei dem Lucifer in allen Schilderungen eine gewisse Wehmuth an, wie schon im Volksbuche. In dem Drama des Engländers Christopher Marlowe (1588) frägt

Faust: War nicht der Lucifer ein Engel einst?

Meph.: Ja, Faustus, und gar sehr von Gott geliebt.

Faust: Wie kömmt's denn, dass er Fürst der Teufel ist?

Meph.: Oh! um den frevelhaft'sten Stolz und Hochmuth
Hat Gott ihn aus des Himmels Licht geschleudert.

Faust: Und wer seid ihr denn, die ihr mit ihm lebt?

Meph.: Unsel'ge Geister, die mit ihm gefallen,
Verschworen gegen unsern Gott mit ihm
Und bis in Ewigkeit verdammt mit ihm.

Faust: Wo seid denn ihr Verdammten?

Meph.: In der Hölle.

Faust: Wie kömmt's, dass du jetzt ausserhalb der Hölle?

Meph.: Bin mitten drin, nicht ausserhalb der Hölle.
Meinst du, dass wer das Antlitz Gottes sah
Und ew'ge Himmelswonnen hat gekostet,
Dass Der nicht tausend Höllenqualen leidet,
Da er des ew'gen Heils beraubt sich fühlt?
O Faustus, lass die eitlen Fragen sein,
Die grausenvoll mein mattes Herz erschüttern.

Manchen mag die Folgerung von Locho (Hephaistos-Prometheus) auf Lucifer gezwungen erscheinen. Allerdings lässt sich die Kette nur mühsam herstellen; aber man bedenke, dass in den langen Jahrhunderten manche alte Urkunde sowohl über die classische Hephaistos-Sage als auch über die fortentwickelte Locho-Sage verloren gegangen sein mag, und uns also wesentliche Zwischenglieder fehlen mögen. Jedenfalls besass noch der Bearbeiter des Volksbuches von Faust, vermuthlich ein Geistlicher, das volle Verständniss für die alte Hephaistos- und Locho-Sage, ein Verständniss, wie es uns Nachgeborenen nicht mehr so leicht zugänglich ist. Es würde von Bedeutung sein, wenn noch einmal ältere Schriften aufgefunden werden würden, welche dem Volksbuchschreiber als Quelle gedient haben könnten.

Welchen Namen mag der gefallene Engel zwischen der

Locho- und Lucifer-Zeit geführt haben? Satanas, Belial, Belzebub (Baal Sebub) und manche andere kommen im Volksbuche neben Lucifer vor; sie fallen durchaus nicht mit jenem Geiste zusammen. Die heidnisch-deutschen Namen anzuwenden, war arg verpönt; so ist also Locho unmöglich. Es bliebe demnach wohl nur Hephaistos oder Prometheus übrig, und da Letzteres als Beiname aufzufassen ist, einzig Hephaistos. Das darf nicht befremden. Durch das ganze Mittelalter und auch noch später herrscht die Sucht, wo immer angängig, classische Namen und Ausdrücke anzuwenden, wozu der Umstand, dass die lateinische Sprache Kirchensprache war, sehr viel beitrug. So ward auch das griechisch-lateinische diabolus (d. i. Verläumder) als allgemeine Bezeichnung des bösen Geistes beibehalten (altdeutsch: diuval, tiufal; neudeutsch: Teufel; altfranz.: diable). Und so ward auch für den gefallenen Engel der Name Hephaistos oder nach der Mode latinisirt Hephästus (anstatt: Vulcanus) üblich und, wenn auch dem grossen Haufen in seinem Urbegriffe unverständlich, wie so manches andere Fremde volksthümlich. Ging doch sogar der alte Wuotan als Geist Mercurius in die neuere Volkssage über! Genug! Man braucht nur ein Buch aus älterer Zeit, namentlich aus dem Mittelalter, in die Hand zu nehmen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen: Unser gesammtes Volksthum war stark mit einem classischen Anstrich bekleckst, von welchem es sich erst in sehr später Zeit wieder zu reinigen angefangen hat. Dann wird man auch leicht erklärlich finden, dass der alte Locho und spätere Lucifer unter der Benennung Hephästus volksthümlich werden konnte. Kirchliche Bedenken gegen den Namen Hephästus waren auch nicht vorhanden; denn das classische Heidenthum gehörte — entgegen dem deutschen — seit lange der Vergangenheit an. Dem Hephästus steht also in keiner Weise etwas entgegen. Dabei muss allerdings erwähnt werden, dass der Name in diesem Sinne thatsächlich nirgend angeführt wird, dass vielmehr bis zum Auftauchen des Lucifer-Namen überhaupt kein Name für den gefallenen Engel vorkömmt. Aber der Umstand, dass die alte Hephästus-(Locho-) Sage auf späte Jahrhunderte fortgepflanzt worden ist, lässt erkennen, dass der Name im Laufe der Zeit verloren ge-

gangen, vergessen worden sein muss, weshalb man sich veranlasst sah, den neuen Namen Lucifer zu bilden und für die alte Sage anzuwenden. Wenn noch einmal aus der Zeit etwa vom 10. bis zum 14. Jahrhundert Quellen aufgefunden werden würden, welche den erwähnten Sagen-(Legenden-)Stoff behandeln, so würden sie uns zweifelsohne den Namen Hephästus, oder eine im Volksmunde entstandene Verstümmelung desselben, bieten.

II.

Faust und Mephistopheles.

„Und Mephistopheles oder Mephostophiles?" so höre ich ungeduldig fragen, „wo bleibt er?" Geduld, geehrte Leser! auch an unseren Freund mit dem dunklen Namen wird die Reihe kommen; weil er aber in engster Verbindung mit der Faust-Sage erscheint, so müssen wir zuerst dieser nachforschen:

Woher stammt unsere volksthümlichste Sage? Sie muss uralt und ureigenthümlich sein: Denn der Kampf zwischen dem Guten und Bösen, der Seelenkampf, welcher die tiefsten Leidenschaften zum Ausdrucke bringt, hat von jeher die Gemüther, besonders unseres gedankenschwangeren Volkes, höchlichst erregt und gefesselt; ebenso herrschte zu allen Zeiten das Bestreben, die Geheimnisse des Weltalls zu enträthseln, aus den offenkundigen Wirkungen die verborgene Ursache herauszufinden. Diese beiden Punkte bilden den leitenden Faden in unserer Faust-Sage, welche eine Quelle reichster dichterischer Ergüsse geworden ist. Aber wenn auch der Name Faust in dieser Bedeutung nie bekannt geworden wäre — die Sage würde in ihrer Hauptsache dennoch bestehen, weil sie dem deutschen Volke urangeboren ist, im Blute liegt:

> Wirkt Faustens Zauber noch? Wie soll ich's nennen,
> Was in dem Blut uns mächtig pocht und braust?
> Zum Herzen greift und lernt euch recht erkennen:
> Ein jeder Deutsche ist für sich ein Faust!

Faustähnliche Sagen kommen auch bei anderen Völkern mehrfach vor, und es mag zweifelhaft erscheinen, welches Volk die

erste Anregung gegeben hat; aber nirgend ist der Stoff so tief erfasst und so gründlich verarbeitet worden, als bei uns: Der Faust insbesondere wie auch im Allgemeinen ist echt-germanisch und urdeutsch!

Die älteste Gestalt, in welcher der Sagenstoff auf uns gekommen, ist die Legende von Theophilus (d. i. Gottes Freund). In Mitte des 10. Jahrhunderts schrieb im Kloster Gandersheim (Herzogth. Braunschweig) die fromme Nonne und Dichterin Hrotswita (Hrotsvitha, d. i. Ruhmweit), welche niedersächsischer, vornehmer Herkunft war, in einem lateinischen Gedichte von 455 Hexametern die anziehende Sage nieder: Der Klosterbruder Theophilus zu Adona in Cilicien war, obwohl noch jung, wegen seiner grossen Frömmigkeit und wegen seiner Fähigkeiten zum Vice-Dominus der Kirche von Antiochia gewählt worden und wäre durch einmüthige Wahl des Volkes und der Geistlichkeit Bischof geworden, wenn nicht Bescheidenheit ihn von der Annahme dieser Würde abgehalten hätte. Und nun beginnt der Knoten sich zu schürzen: Der neugewählte Bischof setzt Theophilus von seinem Amte ab und stösst ihn aus dem Kloster aus. Darüber erbittert und durch die nunmehr erwachende Ehr- und Herrsch-Begierde verleitet, ergiebt er sich mit Hülfe eines jüdischen Zauberers der Schwarzkunst, verschreibt seine Seele dem bösen Geiste, schwört Christus und Maria ab, und der Teufel verhilft ihm wieder zu seinem Amte. Jedoch bald ergreift ihn bittere Reue über seine Missethat; er sucht Hülfe bei Maria, und Busse und Gebet rühren das Herz derselben, und ihre Fürbitte erwirkt ihm die himmlische Gnade wieder. Sie entreisst darauf dem Teufel die Verschreibung ihres Schützlings und stellt sie Theophilus zurück. — Was Hrotswita als Quelle zu dem bedeutsamen Stoffe gedient hat, ist unbekannt. Theophilus soll im Anfange des 6. Jahrhunderts gelebt, und sein Freund und Schüler Eutychianus den Hergang obiger Begebenheit in griechischer Sprache niedergeschrieben haben; leichtlich mag eine Thatsache zu Grunde liegen, welcher die beliebte Sage angepasst ward. Aehnlichen Inhaltes ist ein anderes Gedicht der Hrotswita: Ein Knecht zu Cäsarea verschreibt sich dem Teufel, um die Gegenliebe der für das Kloster bestimmten Tochter seines

Herrn, eines Senators, zu gewinnen, und erreicht auch damit seine Absicht. Weil er aber den Gottesdienst meidet, macht er den Verdacht seiner Gattin rege, welcher er alsdann seine sündhafte Handlung eingesteht. Durch Vermittelung des Bischofs erhält der Reumüthige die dem Teufel gegebene Handschrift nach heftigem Kampfe zurück. — Der Teufel wird in diesen beiden Epen der Hrotswita als daemonus oder satanas bezeichnet. — Obgleich die Dichterin sechs Dramen geschrieben hat, so gaben doch erst viel spätere Federn der anziehenden Sage von Theophilus dramatische Gestalt. Mehrere Bearbeitungen aus dem 15. Jahrhundert sind uns als sog. „Mysterien“ erhalten, worunter eine Art kirchlicher Dramen mit knapp abgerundeter Behandlung zu verstehen ist; sie sind in niederdeutscher Sprache abgefasst. Nachdem die Teufelverschreibung geschehen ist, spricht Satanas zu Theophilus (auf Hochdeutsch übertragen, wobei die Reime theilweise verloren gehen):

Vetter, der Brief behagt mir gar wohl;
Er ist ganz recht, mein lieber Freund!
Ich will hinfahren in den Hellengrund
Und ihn überreichen meinem Herrn,
Meinem Meister Lucifern,
Dass er ihn behalte bis zum Tag,
Da er uns nützlich werden mag.

Hier trabet Satanas in die Hölle und giebt Lucifern den Brief und sagt:

Nun freu dich, Meister Lucifer,
Ich will dir sagen gute Mär'
Dass Theophilus, der weise Mann,
Von Gott ist gänzlich abgestan
Und ewiglich muss unser bleiben
Mit Seele und auch mit Leibe,
Das sei Gotte leid oder lieb.
So, hier hast du den guten Brief.

Lucifer sagt:

Dank hab, Satanas!
Dein Rath ja stets der beste war.
Ich konnte nie so viel lügen,
Dass ich Wen konnte so betrügen.

Nun nimm Silber und Gold
Und gieb Theophilus theuren Sold
Und heiss ihn ja herrlich leben.

Dies Verhältniss zwischen Lucifer und Satanas erinnert an das Volksbuch, wo Mephostophiles, welcher an die Stelle des Letzteren tritt, vor Abschluss des Vertrages erst seinen Herrn, den Lucifer, um Erlaubniss frägt. — Theophilus hat zwei Diener, von welchen der erste ihn zu den links lockenden Freuden der Welt hinzuziehen sucht. Theophilus will folgen; der andere Diener aber weist seinen Herrn zur Rechten zur Capelle:

Herr, wollen wir den Teufel nun bethören?
Hier mögen wir Gottes Wort hören.
Ich rathe Das auf alle Treue,
Dass man Gottes Wort nie scheue.

Theophilus folgt dem frommen Knechte, und die Predigt rührt das Herz des abtrünnigen Mönches und erfüllt ihn mit Reue, welche ihm zu den Füssen der heiligen Jungfrau Erlösung schafft. Von urkräftigem, köstlichem Humor ist der Streit der Maria mit dem Satan um des Theophilus Handschrift, welche dieser vorgiebt, unter den vielen anderen Schriften verlegt zu haben:

Fraue, nun sei dessen bericht't:
Von seinem Briefe weiss ich nicht.
Ich habe Wunders so viel getrieben —
Ich weiss nicht, wo der Brief ist geblieben.

und später, als die Jungfrau ihn zwingt, in der Hölle nachzusuchen:

Ich habe die ganze Helle durchfahren
Mit allen meinen Schaaren;
Wir suchten ihn an allen Enden,
Den Brief konnten wir nirgend finden.

Das Machtwort der Muttergottes macht Dem ein Ende, und der erlöste Theophil lobsinget jener und dem Heilande.

Ist hier nicht bereits das Gerippe unseres späteren Faust zu erkennen? theilweise schon mehr als das nackte Gerippe! Das geistliche Bühnenstück Theophilus muss sehr volksthümlich gewesen sein; denn die nun folgende eigentliche Faust-

Sage, namentlich in ihrer dramatischen Gestaltung, fusst im Wesentlichen auf ihm: Theophilus war der erste Schritt. Der zweite geschah, als der berühmte Buchdrucker und insbesondere Erfinder des Letterndruckes Johannes Fust (d. i. Faust, geballte Hand; das lateinische Faustus, der Glückliche, ward erst später herbeigezogen), welcher in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte, und dessen Nachruhm von Dem Gutenberg's unverdienter Weise in den Hintergrund gedrängt worden ist, durch die Ausnutzung seiner Erfindung, welche die Wissenschaften zum Gemeingut machte, sowohl die Verwunderung der Welt auf sich zog, als auch das Misstrauen der Geistlichen und auch wohl schon sehr frühe die Eifersucht der Mönche erweckte, deren Erwerb geschmälert zu werden drohte. Der Pfaffe Theophil erhielt ein anderes Gewand: Johannes Fust ergab sich der Schwarzkunst, und der Teufel bewirkte durch seine Geister Vervielfältigung der Bücher (seltsamer Weise waren es zuerst Bibeln). Wie weit die Sage sich nunmehr entwickelte, ist nicht nachzuweisen, weil keine offenkundigen Nachrichten vorliegen; jedenfalls ist der Name Johannes Faust und dessen Wohnort Mainz, wie diesen wenigstens zum Theil die Puppenspiele bieten, sitzen geblieben. Nur vermuthen lässt sich, dass die der Neuerung abholde und hasserfüllte Geistlichkeit schon den zauberischen Buchdrucker vom Teufel geholt werden liess; denn der thatkräftige Fust war kein reumüthiger Sünder Theophilus. Man hat den Antheil des Buchdruckers Fust an der Faust-Sage vielfach bestritten; aber Simrock hat den Gedanken mit Erfolg wieder aufgenommen und zur Geltung gebracht. Obwohl Joh. Fust sich nie anders als so nannte und schrieb, so ist doch der Uebergang des mittelalterlichen Namens in die spätere Form Faust ganz natürlich, und dass auch die Namensform Faustus auf den Buchdrucker angewandt ward, erhellt z. B. aus „Julius Caesar redivivus“ von Nicodemus Frischlin (zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert lebend), wo auf die Frage nach dem Urheber der Buchdruckerkunst die Antwort erfolgt: „Der Erfinder lebte zu Moguntia (Mainz) mit dem bedeutsamen Namen Faustus.“

Der dritte und der Hauptsache nach vollendende Schritt ist somit der wichtigste; wesentlich ist ihm entgegen der frü-

heren, dass er nicht nur der Zeit der Reformation, sondern geradezu dem Protestantismus angehört. Ein betrügerischer Gaukler Georgius Sabellicus (man weiss nicht, ob dies Familienname ist oder nur allgemeine Bezeichnung für Zauberer — Sabeller, Sabiner), welcher sich, um sein Ansehen zu heben, zunächst Faustus junior, magus secundus (Faust der Jüngere, der zweite Zauberer), später einfach anmassend Georgius Faustus oder Dr. Faustus nannte, lebte im Anfange des 16. Jahrhunderts; seine Wirksamkeit fällt also in eine Zeit, in welcher der entfesselte Geist des Menschen in ungeheuerliche Gedanken abzuschweifen sich gefiel. Abgesehen von seinem marktschreierischen Wesen und lüderlichen Lebenswandel, muss dieser Georg ein nicht unbedeutender Mensch gewesen sein: er scheint seine Zeitgenossen besonders in der Chemie und Physik weit übertroffen zu haben. Viele der dem Volksbuche einverleibten Streiche finden ihre ganz einfache Deutung, wenn man sie auf den Landstreicher und Wundermann Georg bezieht. Auch diesen jüngeren oder jüngsten Faust lässt die Sage vom Teufel geholt werden als „ein schreckliches Beispiel des teuflischen Betrugs, Leibs- und Seelenmordes“, und es scheint sogar dies schaudervolle Ende eine natürliche Erklärung zu erlauben, insofern zu vermuthen steht, dass Faust bei seinen nächtlichen alchymistischen Arbeiten durch eine Explosion umgekommen sei.

Diese jüngste Verkörperung der Sage ward um so bedeutender, als sie das Erbe vieler alten Zaubersagen in sich aufnahm. So und durch reges Weiterschaffen der Phantasie bildete sich um den vorhandenen Kern rasch ein gewaltiger Sagenkrystall, welcher zunächst in dem schnell beliebt werdenden Volksbuche „Historia von Dr. Joh. Fausten“ (Verfasser ein protestantischer Geistlicher?) niedergelegt ward. Dieses fesselt uns hier besonders insofern, als es zuerst den Namen Mephistopheles oder vielmehr Meph*o*stoph*i*les zu bieten scheint. Welches die erste dramatische Bearbeitung des anziehenden Stoffes war, steht nicht fest: Ein altes deutsches Volksschauspiel, welches aber nur in mehreren, zum Theil sehr verstümmelten Fassungen als Puppenspiel erhalten ist, streitet sich mit dem Stücke des Engländers Marlowe um die Ehre. Der

Streit ist noch nicht bestimmt entschieden, wenngleich der Sieg sich zu Gunsten des Engländers zu neigen scheint. Jedenfalls aber steht schon jetzt auf Grund stichhaltiger Beweise fest, dass das deutsche Volksschauspiel durchaus keine Nachahmung des englischen Dramas ist, sondern dramatisch vollständig auf eigenen Füssen steht.* — Betrachten wir einzelne Züge und Stellen des Puppenspiels. Der Herr der Hölle führt nicht mehr den Namen Lucifer, sondern Pluto, wie es dem schlichten Verständniss näher lag. Faust frägt den Mephostophiles (oder: Meph*i*sto*phl*es?!):

Sag an — willst du mir dienen? So verspreche ich, nach einer bestimmten Zeit dein Eigen zu sein mit Leib und Seele.

Meph.: Wenn Pluto es erlaubt.

Faust: Wer ist Pluto?

Meph.: Mein Herr. Ich verlasse dich, um von ihm Erlaubniss einzuholen, ob ich einen Vertrag mit dir abschliessen darf.

In der Form, wie uns die Puppenspiele vorliegen, scheinen sie erst dem 17. und sogar 18. Jahrhundert anzugehören; die classischen Namen haben bedeutend überhand genommen: Da begegnet z. B. als Höllenfährmann der alte Charon, die Teufel heissen Furien, die Hölle wird als Orcus bezeichnet u. s. w. — Den beiden Dienern des Theophilus vergleichen sich im Puppenspiele (wie auch bei Marlowe) die beiden Geisterstimmen, der böse Geist oder Verführer und der gute Geist oder Schutzgeist.

Stimme zur Linken:

Verlass das Studium der Theologie
Und ergieb dich dem Studium der Magie,
Wenn du glücklich willst auf Erden
Und im Wissen vollkommen werden.

Stimme zur Rechten:

Faust, Faust! lass dich nicht verblenden!
Ergieb dich nicht dem Studium der Magie!
Bleib bei der Theologie,
So wird noch Alles glücklich enden.

* Aber Beide haben die gemeinsame Quelle, das Volksbuch, woraus die meisten Aehnlichkeiten sich herleiten.

Faust: Stimme zur Linken, Stimme zur Rechten!
Wem soll ich glauben, wer räth mir zum Echten!
Ich muss doch näher fragen Beid':
Stimme, wer bist du? Gieb mir Bescheid!

Stimme zur Rechten: Dein Schutzgeist!

Faust: Das kann Jeder sagen.
Stimme zur Linken, lass dich fragen:
Wer bist du?

Stimme zur Linken:

Ein Abgesandter
Aus Pluto's Reiche zu deinem Frommen,
Dich glücklich zu machen und vollkommen!

Diese beiden Geisterstimmen bezeichnen die zwei widerstrebenden Triebe des Menschen, gleichwie es bei Goethe heisst:

Zwei Seelen wohnen — ach! — in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Das Letztere, der gute Trieb, entspricht dem sehnsüchtigen Verlangen zu der durch den Sündenfall verwirkten Heimath, dem Himmel; der andere, der böse Trieb, wird dargestellt als Anhänglichkeit an die Erde und in der Steigerung als Hinneigung zur Hölle. Faust ist also in zwei feindliche Theile getrennt anzusehen, in den Gottesfreund — Theophilus! — und in den Teufelsfreund — Mephostophiles! Aber was ist Mephostophiles oder Mephosto-philus? Was ist Mephosto? Sollte es nicht eine Verstümmelung unseres Hephaistos, Hephästus sein und Mephostophiles = Hephästophilus???

Aber Goethe hat anstatt Mephostophiles Mephistopheles! Finden sich noch sonstige Abweichungen der Namensform in den Ueberlieferungen und welche? Stellen wir sie zusammen:

Mephostoph*iles* — Volksbuch von Faust 1587;
Mephostophil*is* — Marlowe 1588;

Mephostophil*us* — Shakespeare 1600;
Meph*i*stoph*i*les — Volksbuch von Wagner 1712;
Mephistoph*e*les — Allegorisches Drama, München 1775.

Das sind die hauptsächlichsten Lesarten.* Seltsamer Weise kömmt die spätere Form mit dem *i*-Laute schon in einer Pergament-Handschrift mit der angegebenen Jahrzahl 1509 vor; der Titel lautet: „Dr. Fausti Nigromantia und Mephis-Dophulus' Sigel. Eine Haupt-Conjuration auf Mephis-Dophulus. Wittenberg 1509.“ Also: Meph*i*s-Doph*u*lus! Darnach wäre der Bearbeiter des Volksbuches von Faust nicht der Urheber des Mephisto-Namens, sondern er hätte denselben verderbt erst dem Munde des Volkes oder einer zweiten Quelle entlehnt. Das wäre sehr wesentlich! Aber — man hat die Jahrzahl 1509 und damit das Alter der Form Mephis-Dophulus verdächtigt, weil der Dr. Faust, gegen Ende des 15. Jahrhunderts geboren, erst um 1530 in Wittenberg auftauchte, und nachgewiesen ist, dass manche andere Beschwörungsbücher, welche den Namen Faustens tragen, in der Zeitangabe gefälscht sind (sie sollen aus dem 18. Jahrhundert stammen). Das ist möglich, aber noch nicht ausreichend: Das Zauberbuch konnte vielleicht auf den ersten Faust, den Buchdrucker, bezogen sein, ohne dessen Volksthümlichkeit der Georg Sabell(icus) kaum den erlangten Erfolg gehabt haben würde. Gerade die seltsame Schreibweise Mephis-Dophulus scheint mir gegen jene Zweifel zu sprechen; denn würde man in späterer Zeit, als die Sage schon längst den Höhepunkt der Volksthümlichkeit erreicht hatte, den allbekannten Namen des bösen Geistes so auffallend anders gegeben haben?? Aber selbst Alles zugegeben — Wie taucht auf einmal in späterer Zeit das i auf und bricht sich siegreich Bahn? Es wäre von Werth, dafür eine ausreichende Erklärung zu finden: So weit unser Heph*ä*stophilus von Meph*o*stophiles absteht, so sehr nähert er sich dem Meph*i*stopheles;

* Die seltene Form Mephistophiel muss späterer Zeit angehören und zu Gunsten der Gleichmässigkeit der Teufelsnamen im höllischen Staatskalender (Nadanniel, Marbuel u. s. w.) umgebildet sein. Es wäre ganz verkehrt, daraus ohne Weiteres auf orientalischen Ursprung des Namens zu schliessen.

denn aus Heph*ä*stophilus konnte leicht Heph*i*stophilus werden. Das Ueberwiegen des o fällt für mich zunächst nicht wesentlich ins Gewicht, weil sämmtliche einschlagenden Formen auf dem Volksbuche fussen; dann auch halte ich nach den Lautgesetzen eher für denkbar, dass Meph*i*stopheles in Meph*o*stopheles übergehen konnte (indem das folgende o auf das i verdunkelnd einwirkte), als umgekehrt. Jedenfalls macht mir dieser Vocalstreit am Wenigsten Sorge. Gewagter scheint mir der Uebergang von *H* zu *M*. Vielleicht kann das M aus einer Redewendung herübergezogen sein (z. B.:

> Waru*m*,‿Hephisto, solche saure Miene?
> Bin's nicht a*m*‿Hephistopheles gewöhnt.);

oder die Form kann sonst im Volksmunde verstümmelt worden sein, wie wir z. B. auch die Puppenspieler gegen classische Namen und Ausdrücke mit barbarischer Grausamkeit wüthen sehen.* Auch die Aehnlichkeit der lateinisch geschriebenen Buchstaben H und M konnte die Verstümmelung bewirkt haben. Das allseitige Vorkommen der M-Form würde sich lediglich auf Einen Ursprung zurückführen lassen, welcher vor der Zeit des Volksbuches, bezw. der Mephis-Dophulus-Handschrift liegen würde; denn wenn meine Behauptung Mephostophiles = Hephästophilus richtig ist, so stürzt Das in erster Linie den Glauben an die Urheberschaft des Volksbuch-Bearbeiters und stützt in zweiter Linie die angefochtene Form Mephis-Dophulus nebst deren Alter.

Beachtet man den Gegensatz von Hephästophilus zu Theophilus, so muss man unwillkürlich auf den Gedanken kommen, dass der Name Hephästophilus einer Zeit angehört, in welcher die Theophilus-Sage noch ganz mundgerecht war, und die eigentliche Faust-Sage noch nicht bestand; denn er ist unstreitig dem Namen Theophilus nachgebildet. Der Umstand, dass im Gegensatze zu Faust's bösem Geiste Hephästophilus-Mephostophiles der gute Geist des Volksschauspiels nicht, wie

---

* z. B. Orgus = Orcus, Bluto = Pluto, Alekso = Alecto, Promelhu = Prometheus, Mexico = Megära; micromanticum = nicrom., damariatus = damnatus, Faria desta lecta = variatio delectat.



es naturgemäss wäre, Theophilus genannt wird, sondern dafür den Namen Ituriel (Ithuriel) führt, spricht sogar für die Annahme, dass es eine Fassung des Theophilus-Stückes gab, in welcher schon die beiden entgegengesetzten Geister, vielleicht unter der Gestalt der zwei Knechte, vorkamen, von welchen der eine, anstatt des Namens der zu Grunde liegenden gottesfürchtigen Person, den Aushülfe-Namen Ituriel führte, und der diesem oder, was dasselbe, dem Gottesfreunde Theophilus feindliche Geist, der dienende Teufel des Lucifer-Hephästus, anstatt Satanas wirklich Hephästophilus hiess. Den Verfassern der erhaltenen Schauspiele von Theophilus scheint sie allerdings nicht vorgelegen zu haben, oder dieselben hatten kein volles Verständniss dafür; sonst würden sie die sachgemässeren Namen gewählt, bezw. beibehalten haben. Dem Bearbeiter des Volksbuches kann sie nur unvollkommen und schon verdorben vorgelegen haben, wenn er nicht mittelbar aus dem Volksmunde schöpfte; er braucht seltsam für den Höllenfürsten den neueren Namen Lucifer, für den Geist des Faust die auf dem älteren Namen fussende Form, verstümmelt in Mephostophiles. Goethe bekam den Namen als Mephistopheles, wie er ihn in einem Puppenspiele, wahrscheinlich zu Leipzig, gehört haben wird, überliefert und kannte die Ableitung desselben nicht. — Aus meiner Namendeutung würde hervorgehen, dass die Abkürzung Mephisto (auch schon Marlowe hat Mephosto) eigentlich nicht statthaft ist; sie führt uns unbeabsichtigt von dem Unterteufel Hephästophilus auf die höllische Majestät Hephästus zurück. —

Zu erwähnen ist noch, dass man in der neueren Literaturzeit — vierter und letzter Schritt — ganz entgegen dem Volksbuche und den älteren Komödien den Mephistopheles hat unterliegen, den Faust gerettet werden lassen wie in der ältesten Bearbeitung des Sagenstoffes den Theophilus; ob diese Quelle vor Augen geschwebt hat, oder ob es ein zufälliges Wiederkehren ist, lässt sich nicht sagen. Schon Lessing, dessen wahrscheinlich vollendet gewesenes Werk leider verloren gegangen ist, hegte diesen Gedanken; er kündigte ihn bereits in seinem Vorspiele an: der Engel der Vorsehung verkündet die Fruchtlosigkeit der Bestrebungen der berathenden Teufel mit den

Worten: „Ihr sollt nicht siegen!“ und auf dieser Grundlage entwickelte Lessing das Stück. — Auch das zum Theil nicht unbedeutende Stück „Johann Faust, ein allegorisches Drama in 5 Aufzügen“ (1775 in München erschienen),* welches Ithuriel und Mephistopheles als gegenwirkende Freunde des Faust vorführt (wie die Knechte des Theophilus und die beiden Geisterstimmen im Faust), schliesst also: Ithuriel erscheint in einer glänzenden Gestalt, mit einem güldenen Schilde und einem blitzenden Schwerte; sein Gefolge ist prächtig und schimmernd, die Tracht gleicht den alten Helden. Mephistopheles und seine Furien zittern. Ithuriel spricht: „Der Allmächtige, der im Himmel seinen Thron hat, der mit einem Wink tausend Welten aus Nichts heraufruft, der Sonnen leuchten und Donner brüllen heisst, der Gott hat die Sünder gerichtet. Die Wage der Gerechtigkeit hat sie zu leicht gefunden, aber die unendliche Barmherzigkeit hat ihre Laster weit überwogen! — Frevler, zittert und betet an seine gerechten Urtheile! — Er nimmt die Reuigen in seinen väterlichen Schooss auf und stürzt euch verfluchte Verführer in eine ewige Hölle.“ — Desgleichen lässt Altmeister Goethe seinen Helden Gnade finden:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Durch Goethe's unsterbliches Gedicht findet der grosse Sagenkreis seinen Abschluss; wenn auch viele Andere noch an dem Stoffe sich versucht haben — sie können gegen ein solches Riesenwerk nicht aufkommen. Mit Goethe hat die Faust-

* Unter der irrigen Annahme, dass es Lessing angehöre, neu herausgegeben von K. Engel; Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung 1877. Man vermuthet vielleicht nicht mit Unrecht, dass das Stück gleichbedeutend sei mit dem verschollenen „Joh. Faust, ein alleg. Drama in 5 Acten von Paul Weidmann, Prag 1775.“



Schöpfung, soweit sie von entschiedenem Werthe ist, sich ausgetobt; Anfang und Ende haben sich, wie wir gesehen haben, berührt.

Und nun leb denn wohl, entlarvter Mephistopheles! Steig beschämt hinab in die Kluft der Hölle, klag deinem Herrn und Meister dein grosses Leid und sei ihm auch fernerhin unveränderlich sein getreuer Hephästophilus!

Saarlouis. Adalbert Rudolf.

Ueber eine Modification
in der gewöhnlichen
Eintheilung der deutschen Literaturgeschichte.

Johann Heermann bemerkt in der Vorrede zu der bei Klosemann in Breslau 1644 erschienenen Auflage seiner „Hauss- vnd Hertzmusica“: „Wann dann abermal die Exemplaria gantz abgegangen vnd in den Buchläden wie auch bey mir selbst desswegen stete Nachfrage gewesen: als habe ich sie mit Fleiss überlesen, an vielen Orten, (weil selbiger Zeit, als ich sie aufgesetzet, die jetzige reine Art Teutscher Poesie nicht allerdings recht bekannt gewesen) wo, vnd so viel möglich, verbessert, auch mit etlichen newen Liedern vermehret vnd wiederumb zum Drucke übergeben.“ Ich führe diese, an sich bedeutungslos erscheinende Stelle an, um durch dieses besondere Beispiel darauf hinzuweisen, wie mächtig in der Mitte des 17. Jahrhunderts der Einfluss von Martin Opitz, dem „Herzog deutscher Saiten“, wie ihn Paul Fleming in seinem bekannten Trauersonett nennt, auch selbst auf dem Gebiete des Kirchenliedes sich geltend gemacht habe, welches seiner Natur nach ästhetischen Neuerungen weniger zugänglich erscheint. Schon zehn Jahre vor jenem Heermann'schen Geständniss hatte ein anderer ausgezeichneter geistlicher Liederdichter, Friedrich von Spee, in der Vorrede zu seiner 1634 vollendeten „Trutznachtigall“ darauf hingewiesen, wie er seinen Fleiss daran gesetzt habe, „dass so gar nichts ungleiches, hart-, rauh- oder gezwungenes je dem Leser zun Ohren komme, wann nur der rechte schlag und thon im Ablesen der Versen beobachtet und getroffen werde“, indem er zugleich den Leser ersuchte, „gute Acht zu geben, dass er im Lesen keinen buch-

staben oder sylben zusetze oder auslasse, damit die poetische Zahl und Mass der Versen nicht verändert und der Schlag und Klang unartig werde". Mag die in diesen Worten Spee's sich kundgebende, wenige Decennien vorher noch unerhörte Sorgfalt für die richtige Scandirung seiner Verse nun ebenfalls einem directen Einflusse Opitzens zuzuschreiben sein, oder möge er, wie Manche annehmen, ohne Opitz zu kennen, aus eigenem Antriebe darauf gekommen sein: sicher ist die Rücksichtnahme auf die Form bei einer sonst so wesentlich nur nach innen gekehrten Natur ebenfalls ein Beweis für den in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. allenthalben sich geltend machenden Drang nach einer grösseren Formvollendung, welchem Opitz in seinem 1624 erschienenen „Buche von der deutschen Poeterei" den ersten umfassenden Ausdruck gegeben hatte. Man fühlte, zum Theil, wie namentlich Opitz selbst, durch die Muster des Auslandes angeregt, dass es Zeit sei, jene Strömung, welche durch Luther's Reformation in die deutsche Welt gekommen war und das ganze 16. Jahrh. in ungebändigter Fülle durchrauscht hatte, insoweit sie als Poesie zum Ausdruck gelangte, in formvollendetere Gefässe zu fassen. Machte sich in diesem Hindrängen nach grösserer äusserlicher Ausbildung und Vollendung doch nur ein Gesetz geltend, welches, wie in der Entwickelung des einzelnen Menschen, so nicht minder in derjenigen ganzer Geschlechter und Völker herrscht, und dessen schärfere Berücksichtigung in der Geschichte der Literatur, als des kunstgemässen Ausdrucks menschlichen Denkens und Empfindens in Wort und Schrift, zu empfehlen der wesentliche Zweck der nachfolgenden Bemerkungen ist. Wie das jugendliche Lebensalter des Menschen durch einen kraftvollen, in jeder Weise nach Aeusserung und äusserlicher Bethätigung verlangenden Drang ausgezeichnet ist, welcher erst im gereifteren Alter die Formen massvoller Bildung annimmt, während im späteren Alter, wenn die Fülle schöpferischer Kraft zu versiegen anfängt, ein formelleres Wesen an seine Stelle zu treten pflegt, so verhält es sich mit den einzelnen Perioden der Literatur eines Volkes ebenfalls. Irgend eine mächtige Bewegung, sei es auf dem Gebiete der Religion oder der Politik, ergreift ein Volk mit unwiderstehlicher jugendlicher Kraft. Dieselbe äussert sich im Schriftthum zunächst roh, ungeberdig, formlos, wenn auch mit eigenthümlich ergrei-

fender Gewalt: das ist die erste, volksthümliche Periode einer neuen Literaturepoche. Allmählich macht sich diesem ungebändigten Schaffen gegenüber das unwiderstehlich in jeder Menschenbrust ruhende Streben nach Mass und Harmonie geltend, und jene erste ursprüngliche Bewegung erhält ihren angemessenen Ausdruck in formvollendeten Werken: dies ist die zweite, sogenannte classische Periode einer Literaturepoche; endlich, nachdem die ursprüngliche treibende Idee eines Zeitalters mehr und mehr ihre Wirkung und Bedeutung verloren hat, versuchen die poetischen Producte desselben den Mangel an innerem Gehalt durch immer höher gesteigerte Ansprüche an die äussere Regel, zuletzt durch eine Spielerei mit der leeren Form zu verdecken. Wir können diesen Verlauf einer epochemachenden Bewegung in unserer Literatur zu wiederholten Malen beobachten.

So war, um zu jener Epoche zurückzukehren, mit welcher ich meine Erörterung begann, mit Luther im Beginne des 16. Jahrhunderts endlich der während des ganzen vorhergehenden Zeitalters gährende Drang nach Verinnerlichung und Erneuerung des religiösen Bekenntnisses zum Ausbruche gelangt. Mächtig und schrankenlos ergoss sich derselbe zunächst in jener unerschöpflichen Fülle der prosaischen Flugschriften des Reformators, seinen fast zahllosen Sendschreiben, Gutachten, Vermahnungen, dieser Broschürenliteratur des Reformationszeitalters, deren titanenhafte Kraft und Fülle spätere ähnliche Erscheinungen im Gefolge auch der gewaltigsten politischen Bewegungen kaum wieder erreicht haben. Mehrere Jahre nachher und fast nur durch ein äusseres, das liturgische Bedürfniss hervorgerufen, schlossen sich daran die ersten poetischen Ergüsse des reformatorischen Geistes, die Kirchenlieder Luther's. Es hat etwas Rührendes, zu sehen, wie gering diese geniale Natur, der eigenen mächtigen Begabung auch auf diesem Gebiete sich noch unbewusst, diese seine „garstige und schnöde Poeterey und Gedicht“ der Poesie seiner „lieben Psalmen“ gegenüber anschlägt, und wie er doch, die grosse Wirksamkeit derselben ahnend, seine Freunde, einen Spalatin, P. Speratus, Dolzig etc. anruft, ihn in diesem Werke der geistlichen Dichtung zu unterstützen. So rauscht dieser Strom geistlicher Poesie in die Welt hinaus, sprudelnd und unharmonisch zunächst, wie eine Flüssig-

keit aus dem zu engen Halse eines Gefässes, und doch von der eigenthümlich ergreifenden Wirkung ursprünglicher Geisteskraft. Was fragen diese Glaubens-, Gebet-, Dank- und Triumphlieder des Reformators, diese: „Wir gleuben all an einen Gott“, „Ein feste Burg ist unser Gott“, „Aus tieffer Not schrei ich zu dir“, „Es spricht der Unweisen Mund wol“, „Nu freut euch, lieben Christen gmein“ u. a. nach Prosodie, Metrik und selbst Grammatik? Trochäen, Jamben, Spondeen und Pyrrhichien werden fast unterschiedslos durch einander geworfen, Sylben nach Bedürfniss ausgestossen oder zugesetzt, syntaktische Fügungen mit souveräner Licentia poetica erzwungen oder geändert, je nachdem es der vor Allem zum Ausdruck zu bringende Gedanke nöthig zu machen schien. Und die Genossen und Mitstreiter des Reformators, ein Paulus Speratus in seinem, von Luther hochgeachteten: „Es ist das Hayl vns kummen her“, ein Justus Jonas, Nicolaus Decius und Andere thaten es ihm hierin getreulich nach, freilich ohne auch immer seinen mächtigen Geist in ihre regellosen Formen zu schütten. Dasselbe Verhältniss blieb im geistlichen Liede, nicht minder wie im weltlichen Volksliede, unzweifelhaft den beiden kräftigsten Sprossen der Poesie des Jahrhunderts, während des ganzen Verlaufes desselben. Noch die beiden, den Ausgang desselben zierenden, Philipp Nicolai's um 1590 entstandene Lieder: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ tragen in der Form durchaus den Charakter der lyrischen Erstlinge der Reformation an sich und lassen wie diese in Bezug auf Metrum, Prosodie und Reinheit der Formen das Möglichste zu wünschen übrig. Verszeilen, wie: „Wo seyd ihr klugen Jungfrauen?“ als vierfüssige Jamben verschlucken zu sollen, ist eine „harte Buss'“, mit dem Volksliede zu reden. Nicht anders verhält es sich mit den erzählenden und dramatischen Leistungen des Jahrhunderts. Die Schwänke Hans Sachsens, nicht minder wie das „Glückhaft Schiff“ Fischart's und der „Froschmeusler“ Rollenhagen's gemahnen, was Fluss des Verses betrifft, leise oder laut an jenen alten, dem deutschen Gesange gleich in den ersten Zeiten seines Entstehens von einem römischen Schriftsteller zugesprochenen Eindruck des Fahrens über einen Knütteldamm. Wenn Fischart an der Mannschaft seines „Glückhaften Schiffes“ rühmt ihre

„Handvest Arbeitsamkeit
Vnd standhafft vnverdrossenheit,
Durch rudern, riemen, stossen, schalten,
Vngeacht müh ernsthafft anhalten,
Nicht schewen hitz, schweiss, gfärligheit
Noch der wasser vngstümmigkeit“,

oder wenn Rollenhagen sein „Epos“ mit der Erklärung anhebt:

„Dieweil man jtzt der weissheit Wort
Weder von Gott noch Menschen hort,
Ist b'dacht, ob jemand was er solt,
Von Fröschen vnd Meusen lernen wolt“,

so bekommt man von der Güte der Gesinnung und der Schlechtigkeit der Musik dieser Verse eine ungefähr gleich grosse Vorstellung. Nicht anders verhält es sich mit den dramatischen Leistungen des Jahrhunderts, den Fastnachtspielen eines Hans Sachs, eines Nikolaus Manuel, Paul Rebhuhn und Jakob Ayrer, welchen man, ganz abgesehen von ihrer Verskunst, auch hinsichtlich der dramatischen Technik den Namen von Dramen doch nur geben kann, wie man Polypen auch schon Thiere nennt. Bartholomäus Ringwald schliesst sich in der Form seiner didaktischen Poesien, seinem „Treuen Eckart“ und seiner „Lauteren Wahrheit“ den oben charakterisirten epischen Leistungen ebenbürtig an, und Joh. Fischart scheint auf demselben Gebiete, in Poesie und Prosa, gegen Ende des Jahrhunderts noch einmal mit Glanz zeigen zu wollen, was sich dasselbe an Zügellosigkeit der Form gestatten durfte.

Dieser poetischen Production gegenüber erscheinen die ästhetischen und namentlich metrischen Forderungen, wie sie Opitz in seinem „Buche von der deutschen Poeterei“ aufstellt, in der That als ein sehr grosser Fortschritt. Mag er sie nun auch nachweislich zum Theil ausländischen Vorgängern, namentlich Pierre de Ronsard's „Abrégé de l'art poétique françois“, entnommen, und den Theorien eines Julius Cäsar Scaliger sich eng dabei angeschlossen haben, immerhin ist die Erkenntniss eine bahnbrechende, dass im Deutschen, wie auch im Französischen, „ein jeder verss entweder ein iambicus oder trochaicus sei, nicht zwar das wir auff art der griechen vnnd lateiner eine gewisse grösse der sylben können in Acht nemen, sondern das wir aus den accenten vnnd dem thone erkennen, welche sylbe

hoch vnnd welche niedrig gesetzt soll werden", und seine Anschauung von der Poesie ist offenbar eine höhere, wonach es noch „das allerwenigste sei, was in einem Poeten zue suchen ist, die worte vnd Syllaben in solche gewisse gesetze zue dringen vnd verse zu schreiben", sondern wonach der Dichter „εὐφαντασίωτος" sein soll, „von sinnreichen einfällen vnd erfindungen, ein grosses vnverzagtes gemüte haben, hohe sachen bey sich muss erdenken können, soll anders seine rede eine art kriegen vnd von der erden emporsteigen". Die hohe Bedeutung dieser Opitz'schen Grundsätze für die Entwickelung der deutschen Poesie besteht eben darin, dass er damit den gleichzeitigen oder unmittelbar nach ihm auftretenden geistlichen Dichtern, wie aus den, am Anfange dieser Abhandlung aus den Vorreden Heermann's und Spee's angeführten Stellen hervorging, die Sprossen gereicht hat, auf welchen sie zu der Höhe ihrer Classicität emporgestiegen sind. Denn das muss man meines Erachtens vornehmlich festhalten, und zwar schärfer, als es in heutigen Literaturgeschichten geschieht, dass der herrschende Charakter der Poesie des 17. Jahrhunderts noch ebenso wie der des 16. Jahrhunderts, deren Vollendung und Abschluss sie lediglich bildet, ein vorwiegend geistlicher ist, und dass wir auf diesem geistlichen Gebiete ihre eigentlich classischen Leistungen suchen müssen. Nicht die weltlichen Dichtungen eines Opitz und Fleming, jenes „Trostgedicht" des Ersteren „in Widerwärtigkeiten des Kriegs", seine „Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths", seine „Schäferei von der Nymphe Hercinie", seine „Daphne" und „Judith", noch auch die Sonette und Sinnsprüche der beiden Dichter, alles längst vergessene und kaum noch von den Literaturhistorikern zuweilen durchstöberte Poeme sind es, in denen, wie meist in unseren Literaturgeschichten noch geschieht, die Höhepunkte der poetischen Leistungen dieses Jahrhunderts zu suchen sind, sondern diese Höhepunkte sind die geistlichen Lieder eines Paul Gerhardt, eines Johann Heermann, eines Fleming, eines Angelus Silesius, eines Johann Franck, eines Simon Dach, der Fortsetzer und formellen Vollender der geistlichen Dichtungen des Reformationszeitalters, alles Männer, deren Lieder seit dritthalb Jahrhunderten in dem Munde und den Herzen der Ungebildeten wie der Gebildetsten leben (ich erinnere an die hohe Bewunderung,

welche noch neuerdings ein Arthur Schopenhauer den Poesien des Angelus Silesius wiederholt gezollt hat), und welche damit sicher einen beglaubigteren Freibrief an die Unsterblichkeit haben, als jene bei der literaturgeschichtlichen Durchmusterung des Jahrhunderts gewöhnlich noch immer in den Vordergrund gerückten weltlichen Poeten des Zeitalters, welche, beiläufig bemerkt, auch ihrerseits der geistlichen Dichtung viel mehr gehuldigt haben, als in den Literaturgeschichten gewöhnlich hervorgehoben wird. Die geistliche Signatur des ganzen Zeitalters ist eben noch eine so ausgeprägte, dass in den nichtgeistlichen Gattungen der Poesie, wie im Drama, selbst so tüchtig beanlagte Naturen, wie Andreas Gryphius, trotzdem dass sie sich auch den Opitz'schen Lehren anschliessen und damit allerdings einen bedeutenden Fortschritt über die Dramatiker des 16. Jahrhunderts erzielen, dennoch nicht zu Schöpfungen sich erheben können, welche classischen Werth oder Anspruch auf Dauer haben. Denn wer möchte den Producten selbst des genannten talentvollen Dramatikers, also Tragödien wie „Leo Armenius“, „Cardenio und Celinde“, „Ermordete Majestät oder Karl Stuart“, oder seinen Lustspielen wie „Horribiliscribrifax“ und „Peter Squenz“ eine andere Unsterblichkeit zugestehen, als die in unseren Literaturgeschichten, von denen eine immer der anderen das Lob derselben nachspricht, ohne kaum jemals einen Leser zur Lectüre derselben veranlassen zu können.

Der geschilderten classischen Höhezeit der geistlichen Dichtung des 17. Jahrhunderts folgt am Ende desselben und am Beginn des 18. der Niedergang und Abfall derselben, wie er schon in den breit dahin fliessenden Gesängen eines Johann Rist und Benjamin Schmolcke beginnt und in den seichten, aber sorgsam regulirten Gewässern der Dichtung eines Canitz und Brockes seinen weiteren Fortgang findet. Die Namen der Hauptvertreter der weltlichen Dichtung jenes Zeitraumes, der sogenannten zweiten schlesischen Schule, eines Hoffmannswaldau, Lohenstein, eines Philipp von Zesen darf man nur nennen, um damit den Begriff einer gehaltlosen, in formellen Spielereien sich ergehenden Dichtkunst zu erwecken. Das oben von mir gekennzeichnete Gesetz der Entwickelung der Poesie in einem bestimmten Zeitraum hatte sich eben in seiner ganzen Bestimmtheit und Deutlichkeit geltend gemacht. Von der formlosen

Kraft des Reformationszeitalters war die Poesie über den, durch Opitzens Hülfe erstiegenen Höhepunkt während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu der wesentlich formellen Gehaltlosigkeit im letzten Drittel des 17. und im ersten des 18. hinabgestiegen.

Ebenderselbe Kreislauf der Entwickelung wiederholt sich nun genau in der zweiten grossen Periode der neudeutschen Literatur, der Zeit von der Mitte des 18. bis zum zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. Ich brauche den Charakter dieses ganzen Zeitraums, wie er zunächst von Goethe in der bekannten Stelle seiner „Wahrheit und Dichtung" und nach ihm in unzähligen neueren Literaturgeschichten gezeichnet ist, hier nicht zu wiederholen. An die Stelle der vorwiegend kirchlich-religiösen Färbung der vorhergehenden beiden Jahrhunderte tritt nun die national-humane. Durch die Reformation haben diejenigen Theile Deutschlands, welche sie annahmen, also der Norden und der Südwesten, eine Selbständigkeit erlangt, welche durch die Stürme des 30jährigen Krieges bewährt, durch die Siege Friedrich's des Grossen besiegelt wurde. Es darf uns nicht beirren, dass der erste grosse Dichter, welcher in dieser neuen Zeit auftritt, Klopstock, zunächst wieder geistliche Stoffe für seine Dichtung wählte. Einerseits ist, trotz seiner Gläubigkeit, die Art, wie er sie behandelte, keineswegs eine kirchliche, vielmehr eine, die sogen. humane Auffassung anbahnende, andererseits bekundet er durch die Form seiner Dichtung, indem er zum ersten Male die antiken Versmasse uns zu eigen macht und beherrscht, das nationale Selbstbewusstsein und die neugestählte nationale Kraft in ausgezeichnetem Grade. Seine und seiner Nachahmer sogen. Bardendichtung documentirt diese nationale Strömung der Zeit noch ganz ausdrücklich. Die zweite Grundrichtung der Zeit, die sogen. humane, wird durch Wieland, und zwar durch diesen mit Anlehnung an die französische Bildung, und durch Lessing, durch diesen mit Anlehnung an das classische Alterthum gepflegt und grossgezogen. Im ungezügelten, formlosen Ungestüm brechen beide, so herangereifte Richtungen des Jahrhunderts in der sogen. Sturm- und Drangperiode hervor; die Wahl der Prosa für poetische Stoffe, und zwar einer überschäumenden, alle bisherigen Regeln durchbrechenden Prosa, wie sie Goethe's Götz und Werther, Schiller's Erstlingsdramen und die zahllosen Romane und Schau-

spiele ihrer Nachtreter an sich tragen, bekundet diese Verachtung der Form, wie sie für die erste Entwickelungsstufe einer neuen Epoche charakteristisch ist, deutlich genug, ja zum Entsetzen der Männer selbst, welche diese Richtung unbewusst erzeugt und grossgezogen haben, eines Friedrich II. und Lessing, welche beide wohl in sonst nichts, als in dem Erschrecken vor dieser Formlosigkeit der neuen Epoche der deutschen Literatur übereinstimmten. Eben die beiden Heroen unserer Dichtung, deren Erstlingsdichtungen jenen Charakter der Formlosigkeit, ja der theilweisen Rohheit am ausgeprägtesten zur Schau trugen, Goethe und Schiller, schlagen auch zuerst und in wahrhaft typischer Weise den, zu grösserer formeller Bildung, ja Formvollendung führenden höheren Weg ein. Es ergiebt sich, wenn man die Aeusserungen beider Männer über ihr Ringen nach dieser formellen Ausbildung in den Briefen aus den betreffenden Epochen, also aus der Zeit von Goethe's italienischer Reise und der Pause der Schiller'schen dramatischen Thätigkeit zwischen dem Don Carlos und Wallenstein vergleicht, eine wahrhaft überraschende Uebereinstimmung mit den oben citirten Aeusserungen aus den Vorreden der classischen Liederdichter des 17. Jahrhunderts. Hier wie da Unzufriedenheit mit der bisherigen laxen Methode und ein Ringen nach strengerer poetischer Form, welches sich bei Goethe und Schiller in dem Uebergang von der Prosa zum Jambus in ihren Dramen offenbart. Endlich erscheinen, nachdem nach langen Schwankungen und vielfältigen Zweifeln die Entscheidung für die strengere Form getroffen ist, jene köstlichen Früchte der damit herangebrochenen zweiten classischen Epoche der neuen deutschen Literatur, die Iphigenie, der Tasso, der Wallenstein und seine dramatischen Nachfolger, die vollendeten lyrischen Schöpfungen jener Zeit. Nur zu bald tritt, wie sich denn alles Menschliche erfahrungsgemäss nur gar zu kurz auf der Höhe der Vollendung erhält und das Schönste am frühsten stirbt, der Niedergang von diesem Höhepunkte ein, vornehmlich durch die romantische Schule, welche daher schon Gervinus treffend mit der zweiten schlesischen Schule verglichen hat, und ihre überspannten Anforderungen an die Form neben verhältnissmässig geringem geistigen Gehalt, andererseits durch die Producte des späteren Lebensalters Goethe's bezeichnet,



welches schon seiner Natur nach zu jenem Formalismus hinneigen musste. Und so sehen wir auch in der zweiten grossen Epoche unserer neudeutschen Literatur wieder jenen Cirkeltanz von einer ersten frischen, aber formlosen Production, über die Höhezeit einer Harmonie zwischen Form und Gehalt hinweg, hinunter zu der wesentlich formellen Poesie einer absteigenden Geisteskraft, ganz entsprechend der gleichen, oben charakterisirten Bewegung in der ersten Epoche dieser neudeutschen Literatur, während des 16. und 17. Jahrhunderts, geschlossen.

Genau diesen beiden grossen Epochen unserer neudeutschen Literatur mit ihrer jedesmaligen dreifachen inneren Gliederung entsprechen nun die beiden Hauptepochen unserer altdeutschen Literatur, ja sie bieten einen Parallelismus der Erscheinung mit denselben dar, wie er bei geistigen Dingen selten und wahrhaft überraschend ist. Ebenso wie die erste Epoche unserer neudeutschen Literatur ihren Impuls durch die Reformation erhält, und diesem Ausgange gemäss den geistlichen Charakter durch alle die drei oben gekennzeichneten Stufen ihrer Entwickelung bewahrt, so war der erste grosse Zeitraum der altdeutschen Literatur, die sogenannte althochdeutsche Zeit, durch die Einführung des Christenthums in Deutschland hervorgerufen und bedingt, und alle ihre Producte tragen den geistlichen Charakter an sich und behandeln vorwiegend geistliche Stoffe. Und ebenso wie die Reformation, als sie nach schweren geistigen und materiellen Kämpfen endlich durchgedrungen war, eine nationale Erhebung derjenigen deutschen Stämme, welche sie angenommen hatten, und damit die zweite oder classische Literaturepoche dieses neudeutschen Zeitraums hervorgerufen hatte, ebenso schloss sich an den altdeutschen Zeitraum, nachdem das, durch das Christenthum gebildete und gekräftigte deutsche Volk sich zu dem nationalen Selbstbewusstsein und der nationalen Machtentfaltung erhoben hatte, wie sie die Herrschaft der fränkischen und besonders der hohenstaufischen Kaiser charakterisiren, die Blüthezeit der altdeutschen Literatur an, die sogenannte mittelhochdeutsche oder schwäbische classische Epoche des 12. und 13. Jahrhunderts. Auch jene dreitheilige innere Gliederung, wie ich sie in den beiden Epochen der neudeutschen Literatur nach-

gewiesen habe, findet sich in den beiden grossen Zeiträumen der altdeutschen Literatur wieder. Jener Sturm und Drang, welcher die ersten Perioden der beiden neuhochdeutschen Zeiträume durchbraust, tritt in den ersten Perioden der beiden altdeutschen Zeiträume allerdings nicht so kräftig hervor, wenigstens ist er in den Schöpfungen derselben nicht so deutlich vernehmbar. Wohl aber ist auch diesen beiden Perioden jener volksthümliche Charakter eigenthümlich, welcher naturgemäss mit dem ersten Aufschwunge einer neuen Epoche verbunden ist und welcher in dem althochdeutschen Zeitraume in dem Anschlusse an die, der vorhergegangenen heidnischen Zeit eigenthümliche Form der Alliteration, wie sie in den Eddaliedern vorherrschte, bezeichnet ist. Vereinzelte geistliche Stücke, wie das Wessobrunner Gebet, das Bruchstück vom jüngsten Gericht, Muspilli genannt, vor Allem aber der Heliand, sind charakteristische Merkmale dieser ersten geistlich-populären Periode. Aber gerade so wie Opitz, im Anschlusse an ausländische Muster, die populären Dichtungsformen des 16. Jahrhunderts zu höherer Ausbildung erhebt, so leitet Otfried, geführt von dem Vorbilde der lateinischen Reimpoesie der Kirche, die deutsche Dichtung zu der vierzeiligen Reimstrophe. Ganz mit Recht bezeichnet W. Wackernagel, welcher überhaupt das Verdienst hat, jene dreitheilige Gliederung wenigstens für den althochdeutschen Zeitraum in seiner Literaturgeschichte zum ersten Male hervorgehoben zu haben, diesen Umtausch der alliterirenden Form mit dem Reim, der Strophenlosigkeit der alliterirenden Gedichte mit der vierzeiligen Strophe und der zwei Hebungen der bisherigen Verse mit den jetzt eingeführten vier grammatischen Accenten, als einen Vorgang der erheblichsten Wichtigkeit für unsere ganze Literaturgeschichte, und als die Grundlage alles jenes Formenreichthums, welchen unsere Literatur in dem Jahrtausend ihrer darauf folgenden Entwickelung entfaltet hat. Otfried mit seiner, in dieser neuen Form gedichteten Evangelienharmonie, deren an Erzbischof Liutbert gerichtete Vorrede, gewissermassen der erste tastende metrisch-ästhetische Essay unserer Literatur, uns stellenweis unwillkürlich an die ähnlichen Erörterungen in Opitzens „Buch von der deutschen Poeterei“ erinnert, bezeichnet auf diese Weise mit Recht den classischen Höhepunkt des altdeutschen Zeitraums. Die, dieser

Strophenform nahverwandte Form der Leiche, wie sie die Erzählung von Christus und der Samariterin, das Lied auf den Sieg König Ludwig's über die Normannen und einige andere Denkmäler jener Zeit an sich tragen, gehört dieser classischen Epoche ebenfalls an. Ein entschiedenes, dem oben schon zweimal von mir geschilderten Uebergange in eine nur formale Poesie entsprechendes Herabsteigen von dieser althochdeutschen Classicität wird durch die geistliche lateinische, oder lateinisch-deutsche Mischpoesie bezeichnet, wie sie zur Zeit und an dem Hofe der kunstsinnig gebildeten Ottonen aufkam, und von der in dem sogenannten Modus Carelmanninc, Modus Libinc, Modus Ottinc, sowie in dem, auf die Versöhnung Otto's I. mit seinem Bruder Heinrich gedichteten, mit lateinischen und deutschen Versen spielend abwechselnden Leich hinlänglich charakteristische Beispiele vorliegen.

Der sich an den althochdeutschen Zeitraum anreihende, auf die mehr und mehr sich befestigende Macht und Selbständigkeit des deutschen Volkes als Nation sich gründende sogenannte mittelhochdeutsche Zeitraum wird zunächst durch Producte eröffnet, welche an die Klopstock'schen und die ihm verwandten Dichtungen erinnern, mit denen die erste Periode des grossen zweiten neudeutschen Zeitraums beginnt. Es sind dies Werke, wie die poetische Bearbeitung der Genesis und des Exodus, der Geschichte der Judith und die anderen, in der Vorauer Handschrift enthaltenen, von Diemer in seinen Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts veröffentlichten, biblische Stoffe zu Grunde legenden Dichtungen. Sie unterscheiden sich, wie dies gleicherweise mit Klopstock's Gesängen der Fall ist, von den geistlichen Dichtungen der vorhergehenden Periode sehr wesentlich dadurch, dass der Phantasie und der nationalen Empfindung bei ihrer Abfassung ein freierer Spielraum gestattet ist, ein Beweis, wie ich oben andeutete, der grösseren Stärke, zu welcher das nationale Bewusstsein und das weltliche Element überhaupt inzwischen aus der geistlichen Schulung der vorhergehenden Zeiten emporgediehen war. Noch freier bewegt sich die dichterische Phantasie und die populäre Gestaltungskraft in den, diesen biblischen Dichtungen sich anschliessenden Legendenbearbeitungen, wie sie im Annoliede und den betreffenden Partien der Kaiserchronik vorliegen. Bis zum völligen Ueber-

tragen fremder, antiker und modern französischer Stoffe, also bis zur eigentlichen Nationalisirung ist die poetische Gestaltungskraft in Dichtungen wie dem Alexanderliede des Pfaffen Lamprecht, dem König Rother und dem Rolandsliede des Pfaffen Konrad vorgedrungen. Die Form dieser Epen ist freilich noch die möglichst einfache, es ist die der gereimten Prosa, wobei die Reime noch ziemlich ungenau sind oder, in weiterer Entwickelung, unter Anlehnung an das Vorbild der französischen Epik, die regelmässigeren achtsylbigen, reimenden Verspaare. Allmählig erhebt sich aus diesem Niveau der Verskunst, besonders durch die Bemühungen Heinrich's von Veldeke, des Vaters der neuen höheren Dichtungsform, die Observanz strengerer Reime und regelmässigerer Abwechslung von Hebungen und Senkungen, die epische Langzeile, vollendet in der Nibelungenstrophe; reichere lyrische Versmasse wurden ausgebildet, und so tritt bei gleichzeitigem Wiederaufsuchen der alten national-volksthümlichen Stoffe und freierer Beherrschung der dem Auslande, namentlich den westlichen Nachbarn entlehnten, die classische Zeit der mittelhochdeutschen Dichtung ein, welche durch die Neubearbeitungen der Nibelungen- und Gudrunsage und durch Namen wie Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strassburg bezeichnet wird. Der letztere Dichter, unstreitig, was die Behandlung der Sprache betrifft, der genialste des ganzen Zeitraums, weist durch die spielende Leichtigkeit, mit welcher er die Form handhabt, schon auf den Uebergang zur folgenden dritten Periode des ganzen mittelhochdeutschen Zeitraums hin, in welcher, wie bei Konrad von Würzburg, Ulrich von Liechtenstein u. A. die Künstlichkeit der Form, das Vorherrschen der bis ins Unendliche gehäuften Phrase und bildlichen Ausdrucksweise die Hauptsache wird, oder wie bei Rudolf von Ems und Hugo von Langenstein an die Stelle der früheren Knappheit und Bestimmtheit der Erzählung eine selbstgefällige, weitschweifige Breite tritt, bis sich der ganze Niedergang der Poesie, der damit bezeichnet ist, in der starren Künstlichkeit des Meistergesangs oder ihrem Gegentheil, der wieder eintretenden Formlosigkeit der Schwank- und Abenteuerdichtung offenbart. Wie diese Richtungen sich in dem langen Zeitraume des 14. und 15. Jahrhunderts weiter entwickeln, wie sich mit

ihnen die ersten Keime einer neuen Zeit, die an Formlosigkeit ihnen freilich gleichenden, an Tiefe und Kraft der Empfindung aber die Gesammtdichtung des Mittelalters überragenden weltlichen und geistlichen Volkslieder dieses Zeitraums verflechten, dieses weiter auszuführen, würde hier zu weit führen.

Es genügt mir, mit dieser, der Natur der Sache nach nur knappen, flüchtigen Skizze angedeutet zu haben, wie ich mir den grossen Stoff unserer Literatur seiner innersten Natur nach sachentsprechender vertheilt und gegliedert denke, als es in unseren Literaturgeschichten meist geschieht. Die gewöhnliche Vertheilung desselben in einen althochdeutschen, mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Zeitraum hat offenbar die Thatsache gegen sich, dass die mittelhochdeutsche Literatur von der althochdeutschen weder dem Stoffe noch der Form nach wesentlich verschieden, sondern vielmehr nur eine weitere Entwickelungsphase derselben ist, während bei dieser Eintheilung in jene drei Zeiträume die ganze Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts nicht zur Geltung kommt, vielmehr nur immer wie eine nicht eigentlich zur Blüthe gelangende, in den schlimmen Zeiten des 30jährigen Krieges verkümmernde Pflanze dargestellt wird. Noch minder stoffbewältigend scheint mir die, von anderen Literarhistorikern beliebte Vertheilung unserer Literatur in sieben oder acht oder eine noch grössere Anzahl nur äusserlich an einander gereihter, sich auf einander folgender Perioden. Und die innere organische Entwickelung jedes der einzelnen Zeiträume, auf welche ich oben wiederholt hinwies, wird bei beiden Eintheilungsarten gewöhnlich ausser Acht gelassen. Beidem ist durch meine oben vorgeschlagene Vertheilung des ganzen Literaturstoffes in zwei grosse Zeiträume, einen alt- und neuhochdeutschen, deren jeder wieder zwei Perioden, nämlich eine erste Periode geistlicher, eine zweite, auf dieser ersteren fussende Periode weltlicher Literatur enthält, mit einer jedesmaligen dreifachen Gliederung der sich so ergebenden vier grossen Zeiträume in eine Zeit des Aufsteigens, der Blüthe und des Niedergangs der jedesmaligen Epoche, abgeholfen, und gestatte ich mir daher, diesen meinen unmassgeblichen Vorschlag zu weiterer geneigter Berücksichtigung zu empfehlen.

Berlin. Dr. Biltz.

Von einigen Steinen
und ihren vermeinten Kräften.

Krût, steine unde wort,
hant an kreften grôzen hort.
Freidank III, 6.

Die Volksüberlieferungen bilden ein Stück unserer geistigen Culturgeschichte, denn sie sind ein Ausfluss poetischen Empfindens und sittlichen Wollens, eine Kundgebung naiver Naturanschauung, ein schönes Zeugniss inniger und lebendiger Religiosität unserer Vorfahren. Den volksthümlichen Ueberlieferungen, welche sich auf die belebte Natur beziehen, schenkte man bisher grössere Aufmerksamkeit als jenen, die in Bezug zur Steinwelt stehen; deshalb muss es jeden Freund der Volksdichtung doppelt freuen, dass einer unserer thätigsten Gelehrten, Professor Hans Lambel, das vom alten Volmar herrührende altdeutsche Gedicht über die Edelsteine mit zahlreichen Anmerkungen unter dem Titel das Steinbuch* kürzlich erscheinen liess, so dass es jetzt leicht ist, sich ein Bild zu entwerfen über das, was unser Volk in längst verwichenen Tagen von den verschiedenen Steinen geglaubt hat. Dass die Steinfabeln weit ins Alterthum zurückgreifen, sieht man in Kalidasa's weltberühmter Sakuntala, wo eines Sonnensteines, des Geliebten der Sonne, gedacht wird, der die Eigenschaft hat, durch die Sonnenstrahlen eine grosse Hitze zu erlangen (2. Act, 40).

Sieht man von jenen Volkssagen ab, die sich auf Berge, Felsen, Gebirge etc. beziehen, so erfreuen sich selbstverständlich die Edelsteine der grössten Auszeichnung in Bezug dessen, was von ihnen gesagt und gefabelt wird. Der herrliche Glanz, der grosse Härtegrad, das prachtvolle und reizende Farbenspiel sind Ursache, dass ihnen die seltensten Kräfte, physische wie moralische, angedichtet worden sind. Die Macht der Edel-

---

* Heilbronn. Verlag der Gebr. Henninger. 1877.

steine und der Zauber, den sie auf den Menschen auszuüben vermögen, seien so gross, dass sogar, wie Ariosto meint (43 Ges. 36 St. ras. Roland), das treueste Weibergemüth durch sie in leises Schwanken versetzt werden könne. Der blosse Name Edelstein, Gemme, oder alterthümlich gimme, gilt den alten Dichtern als etwas Edles in seiner Art, und sie gebrauchen ihn, um bildlich das Herrlichste und Schönste zu bezeichnen: swaȥ man uns von tugende ie gesagte, des was der êrbære ein gimme und ein adamant, heisst es in dieser Beziehung in Dietrichs Flucht (Lexer, mhd. Wb. I, 1017). Boner nånnte sein Büchlein, womit er das Sinnen und Denken, das Fühlen und Empfinden veredeln wollte, sehr sinnreich den Edelstein, und fordert, dass die Beispiele, welche darin enthalten sind, nicht obenhin anzusehen, sondern inwendig zu erkennen seien. Dichter und Schriftsteller alter wie neuer Zeit haben den Edelsteinen grosse Aufmerksamkeit geschenkt. In den Monatssteinen, die Theodor Körner nach einer arabischen Mythe bearbeitet hat, und das ein recht tief empfundenes und anheimelndes Gedicht ist, symbolisiren Hyacinth, Amethyst, Heliotrop, Sapphir, Smaragd, Chalcedon, Carneol, Onyx, Chrysolith, Aquamarin, Topas, Chrysopras die einzelnen Monate von Jenner bis December. Weltberühmt ist das Zwölfergestein: Almadin, Topas, Smaragd, Karfunkel, Sapphir, Hyacinth, Krystall, Achat, Amethyst, Chrysolith, Onyx und Jaspis, jene Steine nämlich, die Aron an der Brust seines Festkleides trug, wenn er in den Tempel Gottes gehen musste, und welche die zwölf Stämme des auserlesenen Volkes sinnbildeten.

Von diesen 12 Steinen verursacht der Almadin, dass man leichter wird, und dass alle Zaubermittel ihre Gewalt über uns verlieren, sobald man ihn bei sich trägt.

Der Topas hat die Eigenschaft, dass sich der, welcher sich darin besieht, verkehrt sieht. Wird dieser Stein in wallendes Wasser gegeben, so hört es auf zu sieden; er schützt noch gegen Räuberei und Diebstahl, gegen Zorn und unkeuschen Sinn, stillt den Blutfluss und macht froh und wohlgemuth.

Der Smaragd mit seinem herrlichen Glanze ist nach dem Florianer Steinbuch (der Anhang zu Prof. Lambels fleissiger Arbeit) ein Symbol der Keuschheit und Jungfräulichkeit.

Konrad von Würzburg veranschaulicht uns durch ihn die Abstracta Würde und Ehrbarkeit, und dass dieser Stein Lust und Liebe zu den Studien erregt, betont der abenteuerliche Simplicissimus, was ziemlich zum Tiroler Volksglauben stimmt, nach dem es heisst: der Smaragd stärke das Gedächtniss, schärfe das Gesicht und verleihe Furchtlosigkeit vor Menschen und Geistern. Wenn man solches liest, erinnert man sich unwillkürlich an König Ortnit, welcher von dem Zwerge Elberich einen Stein erhält, der ihn die fremdesten Sprachen verstehen lehrte und, verborgen im Munde getragen, dem König Alles kund machte, was vor ihm in was immer für einer Zunge geredet wurde (Simrock, kl. Heldb. 361). — Der Smaragd mehrt auch Gut und Ehre, ist vorzüglich zum Teidingen, am Halse getragen schütze er gegen Fallsucht; aber grosser Schaden geschieht ihm, wenn er benetzt oder ins Bad mitgenommen wird.

Vom Karfunkelstein rühmt das Steinbuch, dass die Sterne am Himmel auch nicht schöner erglänzen; er brennt so recht als eine Gluth, und Kräfte hat er so viele, dass es schwer hält, alle aufzuzählen. Was weiss nicht Alles Reineke (Frankfurt 1617) dem König Nobel von diesem Steine vorzuschwätzen! Wer krank ist und den Karfunkel anrührt, sagt der Listige, wird gesund; wer ihn an der Hand trägt, kann weder gefangen noch verrathen werden; Feuer vermag ihm nichts anzuhaben, ungefährdet geht er durch die Welt, denn die Gifte schaden ihm nicht und angenehm macht er vor Jedermann. Der Tiroler Hans Vintler nennt in seinen Pluemen der Tugent das höchste Wesen geradezu einen klaren Karfunkelstein (Vers Nr. 5328). — Zedlitz aber schildert im Waldfräulein p. 87 die Augen der Wassernymphe als starr, glühend und unheimlich wie Karfunkelstein, was umsomehr beachtenswerth ist, als der Teufel Vizli Buzli (die personificirte böse Versuchung), wie er mit dem Michel Karten spielt, in Ermangelung des Bargeldes, seinen Verlust mit einem Fingerring, in dem ein rother Karfunkel prangt, begleicht, der die wunderbare Kraft besitzt, dass der Michel, sobald er kein Geld hat, nur in den Sack langen darf, um einen bayrischen Thaler darin zu finden; freilich dürfe das an keinem „Fyrtig" geschehen, denn da wäre es zu Michels Unheil. (Vgl. J. P. Hebel, alm. Ged. Nr. 8.) — Den schön-

sten Vergleich stellt Ludw. Tieck an: ihm gilt seine Sophie als ein stilles Wunder, als ein Karfunkelstein,

> Dess Strahlen auch entfernt vom Sonnenscheine,
> Magisch mit eignem innern Feuer brennen,
> Wo sonst kein Licht wohnt, in der Erde Tiefen.

Das Sinnbild des blauen Himmels, der Demuth des Herzens, der Hoffnung auf Stätigkeit, um das Ewige zu begreifen und sich des Weltlichen zu entschlagen, das ist der Sapphir, jener lieblich blaue Edelstein, auf dem auch Johovah thront. Dieses tiefen Symbols wegen prangt dieser Stein sehr oft in geistlichen Ringen, die von kirchlichen Würdenträgern getragen oder an Mitglieder geistlicher Gesellschaften verschenkt worden sind.

Geschwulst mit dem Sapphir bestrichen, entweicht; innere und äussere Hitze benimmt er; Siechthum vertreibt und Fallsucht heilt er, weshalb man ihn den seligen Stein nennt; er hilft aus jeder Noth, öffnet Riegel und Schlösser, zerbricht Ketten und Fesseln; wer gefangen ist und nimmt ihn in den Mund, wird den Augenblick ledig und los; er bewahrt vor Lug und Trug, durch ihn erwirbt man Huld uud Freundschaft, Weisheit und Vernunft. Freilich sind diese Kräfte und Gaben an die Bedingung gebunden, dass man sich aller Unkeuschheit entschlage.

Jene reizenden Augen von flachsblüthenblauer Farbe, welche uns so mächtig zu bezaubern vermögen, nennt Tieck zutreffend: Sapphiraugen!

Häufig wird in alten Dichtungen der Jachant oder Hyacinth genannt. Wer ihn an der Hand trägt, dem dienen Knechte und Mägde mit Willen und Liebe. Scheint die Sonne, wird er hell, wie ein silberklares Brünnlein; ändert sich das Wetter, ziehen dunkle Wolken auf, dann wird er trübe; er verursacht Fröhlichkeit, verscheucht Traurigkeit und Melancholie, hilft gegen Pestilenz, Seuchen und Gift, schützt unsere Habe, veranlasst die Erfüllung unserer Wünsche und macht beliebt bei allen Leuten.

Wenig gilt Volmar der Krystall. Nur die besten Varietäten vermögen, wenn sie gegen die Sonne gehalten werden, Zunder, den man in ihre Nähe bringt, zu entzünden. Stillenden Frauen, sagt das Florianer Steinbuch, verleiht dieser Stein

viel Milch, wenn sie ihn klein zerstossen und mit Honig vermischt geniessen.

Unter den Achaten stand der von schwarzer Farbe in Ansehen. Wer ihn bei sich hat, kann nicht gefangen werden, Nattern und Schlangen schaden ihm nicht, eine Meinung, die heute noch der Tiroler Volksglaube theilt. Ueberdies, glaubt auch der Tiroler, verleihe der Achat der Seele Heiterkeit, der Zunge Beredsamkeit und, Nachts zu Häupten gelegt, schöne Träume (Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols 411).

Der Amethyst, dessen Name auf die Kraft des Nichtberauschtwerdens deutet und den die alten Griechen deshalb zu Trinkgefässen verarbeiteten, ist der Liebling der Frauenwelt, denn unsere Schönen wissen, dass er gut kleidet und dass von ihm die Sage geht:

swelch frouwe in treit in golde,
diu hât ir mannes holde.

Erinnert diese Ueberlieferung nicht an jenen Stein, den Karl der Grosse von einer Schlange erhielt und der die geheime Kraft hatte, dass er den Kaiser immer zu seinem Gemahl hinzog? (vergl. Grimm, Deutsche Sagen II, 120).

Vom Chrysolith rühmt man den herrlichen goldgelben Farbenglanz, seine heilsamen Kräfte, seinen Schutz, den er wider die Anfechtungen des Teufels gewährt.

Zu den sagenhaft interessantesten Steinen gehört der Onyx. Er verleiht prophetische Gaben, so dass man im Traume die Zukunft erschlossen sieht, verursacht, wie Rückert in der Weisheit des Brahmanen so wunderschön durchführt, dass wir für jede Lebenslage in der richtigen Verfassung sind und lässt uns Glück und Unglück mit Gelassenheit ertragen.

Der Talisman für das zarte Geschlecht ist der Jaspis. Wenn ein Weib ze arbeite gât, giebt man ihr diesen Stein in die Hand, damit sie in kurzer Zeit genese.

Von jenen Steinen, die nicht zu den Zwölfern gehören, sei nur einiger weniger noch gedacht.

Der Diamant, der König unter dem Edelgestein, bewahrt vor Uebel und Schaden. Eine Frau, so in guter Hoffnung ist, vermag, wenn sie diesen Stein in einem Fingerring trägt, getrosten Muthes in die Zukunft zu blicken. Der Magnet

büsst in seiner Nähe die Kraft ein, Eisentheile an sich zu ziehen.

Der zornigen und leicht erregbaren Menschheit erweist der Carneol gute Dienste: er sänftet das Gemüth, stillt das in Wallung gebrachte Blut und gilt den Tirolern als vorzügliches Mittel gegen Furcht und Schrecken.

Der Zauberstein unter den Gemmen ist der Heliotrop. Helios weist auf Sonne, trop von trepo auf wenden, ein Stein also, der die Sonne zu wenden vermöchte! Die Ueberlieferung sagt: Ins Wasser gelegt, verursache er, dass die Sonne ihren Schein lässt, Wolken aufziehen und Regen zur Erde fällt. Ausserdem verleiht er Gut und Ehre, stillt das Blut, heilt die Steinmagenkrankheit, stärkt die Eingeweide und ist gut gegen Vergiftung.

Gegen Podagra, Brandwunden und das Zanken böser Weiber bewährt sich der Magnetstein. Mit ihm konnte man auch erproben, ob eine Frau ihrem Manne treu war; zu diesem Behufe legte man des Nachts, wenn die schönere Hälfte der Ruhe pflag, den Magnetstein unter ihr Kissen; war sie reines Herzens, so empfing sie mit Inbrunst und heisser Liebe den Hals ihres Gebieters; hat sie aber Andern gewährt, was sie hätte rechtens versagen sollen, dann erhebt sie sich vom Lager, flieht aus dem Bette wie ein Dieb, dem sein schuldbewusstes Gewissen flinke Beine macht.*

Nun genug. Das Steinbuch bietet noch zahlreiche Ueberlieferungen von anderen Steinen, so von: Kappenstein — Coral — Etîte — Geracîte — Victres — Orîtes — Flammât — Schwalbenstein — Krötenstein etc. Wer von diesen Steinen die betreffenden Meinungen und Fabeln kennen lernen will, und vielleicht auch die Quellen, aus denen der alte Volmar seinerseits geschöpft hat, der sei auf das interessante Steinbuch selbst verwiesen, sowie auf jene Verbesserungen textlicher Natur, die Professor Lambel in der Germania XXIII. mitgetheilt hat.

* So gedenkt auch Ariosto im rasenden Roland (Gs. 42, 103) eines Kelches mit Wein, der auch als Probirstein für eheliche Treue gilt. Wer auf seinem Haupte Hörnerschmuck trägt und aus dem Kelche trinken will, der bringet keinen Tropfen auf die Lippen, sondern der Wein fliesst ihm, ohne dass er es hindern kann, in den Busen.

Wien 1879. Franz Branky.



Zur französischen Schulgrammatik.

Besitzanzeigendes Fürwort.

1) Substantivisches Possessiv ohne Artikel. Dasselbe findet sich nach Verben, welche doppelten Nominativ oder Accusativ verlangen, und bei welchen der Artikel nach der allgemeinen Regel fehlt. Hauptsächlich geschieht dies nach être, devenir, dire und faire. Bei letzterem findet dann die Regel, dass es mit doppeltem Accusativ bei Sachen unmöglich ist, keine Anwendung. Ebenso fehlt der Artikel nach Verben, welche comme oder pour statt des doppelten Casus nehmen, z. B. regarder. Vorzugsweise findet sich dieser Gebrauch bei sien und mien, seltener bei vôtre, wohl kaum im neueren Sprachgebrauch bei tien und nôtre, nie bei le leur. Dieu prodigue ses biens A ceux qui font vœu d'être siens. (La Fontaine.) Je me suis instruite de ces idées qui étaient siennes, et qu'on maudissait autour de moi. (A. Matthey.) Pourquoi ce bonheur n'était-il pas sien? (E. Daudet.) Celui-là seulement écrit à la façon des maîtres, qui s'empare victorieusement de cette langue rebelle, et qui la fait sienne, à force de câlineries et de violences, car cette langue française est une rebelle qu'il faut dompter. (Janin.) Rompant avec le danois paternel, comme jadis les Francs avec le germain, le chef des Normands, une fois fixé dans son beau duché de Neustrie, s'en appropria la langue, et la fit sienne comme le pays. (Baron.) Singulière réponse, dont l'avenir montra toute la vérité; celui qui la faisait sut toujours garder siens son cœur et son esprit, et ne se livra jamais à personne. (E. de Broglie.) Malgré l'ordre même positif

qu'il* a bien voulu lui laisser en partant de regarder cette maison comme sienne, il** est prêt à se retirer. (A. Karr.) Telle est mon amitié pour eux, que leurs intérêts ont toujours été miens. (Paganel.) D'ailleurs je suis élu . . .; car aux cent soixante voix que m'accorde le bureau de M. le marquis d'Effiat, si vous ajoutez celles des électeurs absents par différentes causes, qui tous étaient miens sans nul doute . . . (P.-L. Courier.) A force d'y insister, j'ai fait mienne cette thèse, qui veut que l'on traite les textes venus du moyen âge d'après les mêmes principes que les tpxtes venus de l'antiquité. (Littré.) Je suis tout vôtre désormais et je veux m'employer à votre service. (Th. Barrière.) Lisez et relisez Cicéron et Tite-Live, Virgile et Horace, Sénèque et Tacite . . . et . . . vous gagnerez immanquablement . . . un sentiment des mots et de leurs rapports qui revivifieront pour vous cette langue morte et vous donneront un certain droit de la manier et de la dire vôtre. (Littré.) Alterthümlich: Sus, sus, amis! Notre Sire a condamné les Anglais; à cette heure ils sont tous nôtres. (H. Martin.)

Doch findet sich auch (ausser bei faire) der Artikel: On prête à Henri IV un caractère d'étourderie qui ne fut jamais le sien. (Ch. Lacretelle.) Je lui*** fais toujours sa part, comme pendant sa vie, de toutes mes impressions qui devenaient si vite et si entièrement les siennes. (Lamartine.) Jedenfalls gehört die Auslassung des Artikels nicht ausschliesslich der nachlässigeren Umgangssprache an.

Unmöglich wird die Auslassung des Artikels, wenn das Possessiv nicht prädicativ steht. Quelle erreur est la vôtre! (Mme de Staël.)

2) Substantivisches Possessiv in adjectivischer Verwendung. Die Reste dieser Ausdrucksweise zeigen sämmtlich den unbestimmten Artikel, während in alter Zeit auch der bestimmte Artikel zulässig war und Littré (mien 1°, sien 3°) noch Beispiele für Verbindung mit ce und quelque beibringt. Ausserdem finden sich nur mien und sien so gebraucht; die Grammaire nationale fügt auch tien bei, doch ohne Beleg. Tu sais qu'un mien ami a surnommé spirituellement Barrère l'Anacréon de la guillotine, et que ce surnom a été partout adopté. (Aug. Challamel.) C'était un mien ami, un ami à qui j'avais eu le bonheur de rendre, dans une circonstance capi-

* le père. ** le prétendant. *** à ma mère.

tale, un de ces services qui ne s'oublient pas. (A. Matthey.) Je voulais vous demander encore une faveur, compères, pour un mien serviteur. (Th. Barrière.) Ainsi, je me suis fâché, jadis, à cause de cela, avec un mien petit cousin. (Ders.) Pour le moment, Lorin n'a qu'un souci, c'est de faire nommer déesse de la Raison une sienne protégée, autrefois comparse à l'Opéra. (Th. Gautier.) A peine de retour de son duel, M. Derville entreprend la conquête de madame Franval, la femme d'un sien ami, mais sa conquête morale. (Janin.) Il me charge, M. Fauris, de recommander à votre souvenir un sien ouvrage de l'Art de traduire. (P.-L. Courier.)

Nach der Grammaire nationale kann un mien pré gesagt werden, mag man nur diesen einen oder mehrere Gegenstände derselben Art besitzen. Jedenfalls aber muss die Mehrheit denkbar bleiben, und Fälle wie this master of mine, this strong arm of mine, oder ein Büchertitel wie That Husband of mine (Mrs. Denison) wären französisch unmöglich.

3) Substantivisches Possessiv mit Adjectiv verbunden. Früher von ausgedehnterem Gebrauch. Il n'y eut jamais une si brillante lettre que la vôtre dernière. (Mme de Sévigné.) Des exemples, son nom, le mérite de père et d'oncle, le sien personnel, toute cela le* met à la tête de cette belle troupe. (Dies.) Erhalten noch in le sien propre. Le christianisme eut besoin d'agir sur une longue suite de générations pour adoucir ces naturels violents et pour remplacer les vieux sentiments de la barbarie par les siens propres. (Mignet.) Après cette victoire,** les généraux de l'armée d'Écosse s'excusèrent, dans des proclamations adressées à la nation anglaise, de la violence des mesures qu'ils avaient été obligés de prendre pour la défense de leurs droits, souhaitant, disaient-ils, que leur succès pût aider cette nation à faire valoir les siens propres. (Aug. Thierry.) Le génie ne dira jamais mieux que la nature, mais il dira comme elle, dans des situations inventées, tandis que l'homme ordinaire ne sera inspiré que par la sienne propre. (Mme de Staël.) Pendant trente ans, Voltaire, Fréron, Saint-Foix, Lagrange-Chancel et le P. Griffet se sont livrés à une brillante joute dans la-

* le marquis de Grignan. ** de Newcastle.

quelle chacun des adversaires a beaucoup mieux réussi à renverser les opinions opposées qu'à faire triompher la sienne propre. (Topin.)

Der Gebrauch von le mien und le tien in gleicher Weise ist wohl im neueren Sprachgebrauch ebenso erlaubt, nicht aber der von le nôtre, le vôtre, le leur. Bei H. Monnier findet sich in Nachahmung der vulgären Sprache: Nous voulons le bien du pays, en général, et le not' propre en particulier, il s'agit de nous entendre pour entraver la marche du pouvoir.

Die Akademie giebt das Beispiel: Il s'intéresse à votre gloire, comme à la sienne propre. Littré dagegen schweigt über diesen Gebrauch, und es ist schwer möglich, darin eine blosse Vergesslichkeit zu finden, da auch manche Schriftsteller sichtlich diese Ausdrucksweise meiden. Einzelne begnügen sich mit dem Possessiv: Ma cousine, j'ai obtenu du roi de vous apporter moi-même cet écrit qui renferme, m'a-t-il dit avec bonté, la réalisation la plus chère de vos vœux et des siens. (Léon Gozlan.) Andere greifen lieber zu einer schwerfälligen Wiederholung: Il songeait moins aux intérêts du saint-siège qu'à ses propres intérêts. (Dargaud.) N'ayant dès lors d'autre passé que son propre passé, il* se servit de modèle et d'ancêtre à lui-même. (Littré.)

4) Le tien et le mien. Diese Stellung ist im heutigen Sprachgebrauch die allein übliche, wohl nur, weil das Französische strenger als andere Sprachen die Nachstellung des Pronomens der ersten Person verlangt. Débauché, gai compagnon, habile en l'art de la pince et du croc, assez peu scrupuleux sur la différence du tien et du mien pour avoir deux fois mérité la corde; par un singulier caprice du hasard, c'est à Louis XI qu'il** dut la vie. (Baron.) Die beiden Mustersätze der Akademie geben die moderne Stellung; Littré hat die Beispiele für le mien et le tien unter mien, die für le tien et le mien unter tien gestellt (wobei das Beispiel aus Boileau Sat. XI. irrthümlich wiederholt).

5) Persönliches für besitzanzeigendes Fürwort. Die im Englischen ziemlich häufige Vertretung des Possessivums durch das Personale mit of (this woman will be the death of me; the fate of

* le génie hellénique. ** Villon.

me and my friends) ist im Französischen ausgeschlossen (vgl. Pers. Fürw. 12), findet sich aber vereinzelt: Si nous n'étions pas condamnés à réprimer dans ce monde les mauvais penchants des autres et de nous-mêmes, il n'y aurait, en effet, d'autre distinction à faire qu'entre les âmes froides et les âmes exaltées. (Mme de Staël.)

Während aber der possessive Dativ beim Substantiv bis auf wenige Ausnahmen verbannt ist (la barque à Caron, la vache à Colas, se noyer dans la mare à Grapin, se disputer oder se battre de la chape à l'évêque) und nur vereinzelt sich bei neueren Schriftstellern findet (z. B. bei H. de Balzac: Surpris dans une robe de chambre confectionnée avec les restes d'une robe d'indienne à sa femme, Félicien eut un air assez mécontent), ist dieser Brauch bei dem persönl. Fürwort noch völlig üblich. Mort . . . raide, froid . . . et couché sur un manteau à moi . . . Pauvre bête . . . il aura voulu mourir sur cet objet qui lui rappelait un ami. (A. Dumas.) Vous connaissez-vous quelque ennemi à la cour? — Un ennemi à moi? (O. Feuillet.) Comment Votre Majesté peut-elle supposer? . . . le duc, un ami à moi! (Ders.) Marie était encore une fois seule au monde, je lui offris un asile dans ma maison, auprès d'une vieille tante à moi. (Th. Barrière.)

„Ein Freund von mir" lässt sich nach Elimination von un ami de moi auf drei Weisen ausdrücken: un de mes amis, un ami à moi, un mien ami.

In nachlässiger Sprache steht öfter das Personale, wo nur das Possessivum erlaubt ist: C'est la plus surprenante chose du monde; des paysans, des paysannes, une oreille aussi juste que vous, une légèreté, une disposition; enfin, j'en suis folle. (Mme de Sévigné.) Bekanntlich muss aber das Personale eintreten, wenn plume, épée u. a. im Sinne von Schriftsteller, Kriegsmann u. s. w. stehen.

Zu bemerken: Dieu *m*'est témoin, Gott ist mein Zeuge.

6) Verstärkung des Possessivums durch Personale mit à. Zur nachdrücklichen Hervorhebung: Quelque chose lui dit que le fils disparu dont elle a si longtemps pleuré la mort, n'est autre que ce mystérieux jeune homme; le bracelet dont elle possède le pareil opère la reconnaissance: „Ma mère! . . . — Mon enfant! mon enfant à moi! . . ." etc. Vous connaissez cette scène éternellement applau-

die. (Gautier.) Zur Verschärfung des Gegensatzes: Mon nom, à moi, est Adorno Salentini.

Da aber das französ. Possessiv für männlichen und weiblichen Besitzer gleichlautet, kann dieser Zusatz für die Klarheit des Sinnes nöthig werden. A force de discours où il suppliait Angélique de combler ses vœux et ceux de son père à elle en consentant à lui donner sa main, il la contraignit de remonter à son appartement. (A. Karr.) Il est rare de voir ici . . . une famille qui, de père en fils, a aidé et guidé le paysan, non point dans son intérêt à elle, mais dans son intérêt à lui. — Bei gleichem Geschlecht wird manchmal auch eine etwas schleppende Wiederholung des Substantivs nicht gescheut: Sturm, né de parents nobles et chrétiens, avait suivi Boniface depuis l'arrivée de Boniface chez les Bavarois. (Mignet.)

7) Ersatz für das Possessiv. Häufig wird das possessive Fürwort notre durch einen Relativsatz vertreten: Une pareille invention,* dans le siècle où nous sommes, venant à se répandre, c'en serait fait de toutes les bases de l'ordre social; il n'y aurait plus rien de caché pour le public. (P.-L. Courier.) Ebenso dans le siècle où nous vivons, par le temps qui court, à l'heure qu'il est u. a. Dergleichen Ausdrücke tragen wohl den Stempel der alltäglichen Sprache, sind aber dem Französischen so eigenthümlich und so geläufig, dass man unmöglich nur eine cheville in dem Verse Molière's erblicken kann: Encore en est-il bien, dans le siècle où nous sommes . . . Auch sonst wird eine ähnliche Breite nicht gescheut. Während H. Martin sagt: Tuez-les tous! répondit Arnaud Amauri; tuez-les tous; Dieu connaîtra les siens, schreibt Michelet: Tuez-les tous, dit l'abbé de Cîteaux; le Seigneur connaîtra bien ceux qui sont à lui, wobei indessen das lateinische Vorbild eingewirkt haben mag: Caedite eos, novit enim Dominus qui sunt ejus. — Auch das Demonstrativpronomen wird für notre gebraucht. La Providence s'est bien moquée de vos pensées; toute l'Europe est en feu: vous n'aviez pas songé au Prince d'Orange, qui est l'Attila de ce temps. (Mme de Sévigné.) — Ueber eine andere Art der Umschreibung (Relativsatz mit avoir) vgl. Diez, Gramm. III, 74.

* la tachytypie.

8) Possessiv in präpositionalen Ausdrücken. Wie das Substantiv im Allgemeinen das Personale mit de durch das Possessiv ersetzt, so wählt auch mit geringen Ausnahmen das zur Bildung eines präpositionalen Ausdrucks verwandte Substantiv das besitzanzeigende Fürwort. Das Deutsche bietet in „zu seiner Ehre, an seiner Stelle“ u. a. die gleiche Erscheinung. Déjà le drôle m'en voudra de lui avoir lié les mains en votre endroit. (H. de Balzac.) Persuadé que les défaites répétées . . . ne pourraient jamais rendre assurée la dépendance des Saxons . . ., il* se décida à prendre à leur égard une mesure définitive. (Mignet.) Je suis très flatté de l'intérêt que vous y voulez bien prendre, et fort aise que M. Le Normant, à votre considération, se charge de l'impression. (P.-L. Courier.) Eh bien! ces armes, on les préparait à votre intention . . . Ils viendront vous tuer jusqu'ici, jusque dans la chambre du roi. (A. Dumas.) Ne voyez-vous pas que M. de Montrichard veut prendre sa revanche, et qu'il joue là une scène de terreur à mon usage . . . (Scribe.) Le comte mit son frère dans la maison de l'infant, dans la vue qu'il pourrait s'emparer de bonne heure de sa confiance, et que par son moyen il gouvernerait les deux frères en même temps. (Vertot.) S'il ne trouvait pas Cromwell à Londres, la lettre devait être remise à sir Arthur Haslerig, et, à son défaut, au colonel Fleetwood. (Guizot.) Messieurs, dit Finot, l'objet de la réunion est l'installation en mon lieu et place de notre cher Lousteau comme rédacteur en chef du journal que je suis obligé de quitter. (H. de Balzac.) Beiderlei Gebrauch in à côté de moi und à mes côtés (der Wechsel des Numerus nöthig): Je laisse s'éloigner celle que j'eusse voulu garder éternellement à mes côtés comme la représentation vivante de l'espérance et du bonheur. (A. Dumas.) — Nicht erlaubt ist das Possessiv in pour l'amour de: Je ferai de mon mieux pour servir encore le Roi, lui fit dire seulement Cromwell; mais qu'il n'attende pas que je me perde pour l'amour de lui. (Guizot.) Leur science seulement les occupait; ils s'y dévouaient avec patience, pour l'amour d'elle, non pour l'amour du succès. (Barante.) Ebenso wenig bei au milieu de: Par l'entremise de ces hommes purs, chastes, pauvres, éclairés . . . ces sentiments nouveaux pénétrèrent au milieu d'eux.** (Mignet.) Bemerkenswerth: Je me

* Charlemagne. ** des barbares.

trouvais engagée à suivre mon caractère, à mettre de l'art dans ma défense. Cependant ce caractère éprouvait déjà beaucoup de changement dans le secret de moi-même, für das üblichere à mon insu. (Mme de Staël.)

9) Possessiv bei dem Comparativ. Dieser im Englischen so sehr ausgebildete Gebrauch findet sich auch im Französischen. Da aber bei der Verwendung des Possessivs in dieser Sprache aus dem Comparativ ein Superlativ würde, so ist die Anwendung auf Comparative beschränkt, von denen ein Superlativ nicht gebildet wird (aîné, cadet, inférieur, supérieur), sowie auf Positive, die zu einer Vergleichung der Ungleichheit (ancien) oder der Gleichheit (pareil, égal) dienen. — Ein weiterer Unterschied vom Englischen liegt darin, dass aîné und cadet meist nur gebraucht werden, um das Verhältniss allgemein zu bezeichnen, obwohl bei aîné der Zusatz der Differenz möglich ist (il est mon aîné de cinq ans, de six ans, etc. Acad.). De cette réaction entre la France, d'une part, et l'Italie et l'Espagne, de l'autre, est né le préjugé que, pour les lettres, nous étions leurs cadets. Oui, leurs cadets, à ce temps-là, mais leurs aînés à un autre temps plus ancien et oublié. (Littré.) Souvenez-vous que vous êtes Bourbons; et, vive Dieu! je vous montrerai que je suis votre aîné. (Ch. Lacretelle.) Je dis que j'ai soixante-sept ans, que je suis votre cadet, et que je voudrais être aimé comme cela. (H. de Balzac.) Après vous . . . — Non pas . . . allez donc! — Je n'en ferai rien. — Vous êtes mon ancien. — Mais vous avez été mon adjudant. (Th. Barrière.) Ah! sans doute, la fin du juste est la mort désirable; mais peu d'entre nous, peu d'entre nos anciens, en ont été les témoins. (Mme de Staël.)

Manche Substantive bieten eine ähnliche Erscheinung: Il est vrai que Briçonnet a la haute main dans ce genre, et que Marguerite n'est que son écolière (nur eine Stümperin gegen ihn); mais son esprit n'échappe pas à la contagion. (Littré.)

10). Possessiv in der Anrede. Das in der militärischen Sprache Vorgesetzten gegenüber übliche mon capitaine u. s. w. wird von den Mannschaften sowohl wie von den Offizieren, im mündlichen wie im schriftlichen Verkehr gebraucht. Ausserhalb des dienstlichen Verhältnisses stehende Personen können diesen Brauch natürlich nicht

nachahmen; diese sagen demnach monsieur le général u. s. w. Bei genauerer Bekanntschaft nur général, mon cher général. Doch lässt sich ohne Unhöflichkeit der einfache Titel in mündlicher Ansprache auch schon verwenden, ohne dass eine grössere Vertrautheit existirte.

Auf andere als militärische Verhältnisse darf diese Verwendung des Possessivs nicht übertragen werden, obwohl Angeklagte ungemein häufig den Präsidenten des Gerichtshofes mit mon président oder mon magistrat anreden.

Auch sonst ist ein solches mon nicht unerhört. Mon père dem Beichtvater gegenüber ist Uebertragung der Sprache des familiären Verhältnisses auf das religiöse. Mon gentilhomme mehrfach bei A. Dumas. Aber nur der Sprache der Ungebildeten angehörig ist notre in gleicher Verwendung: Tout est prêt, notre maître, répondit Yvon sans se déranger. (Laboulaye.)

11) Possessiv bei Körpertheilen. Obwohl seit Jahrhunderten die französischen Grammatiker Unterdrückung des Possessivs bei der Angabe von Körpertheilen fordern, wo die Klarheit des Sinnes es erlaubt, sträubt sich vielfach der Sprachgebrauch gegen diese offenbar zu starre Regel. Elle* fut jugée dès hier; ce matin on lui a lu son arrêt, qui était de faire amende honorable à Notre-Dame, et d'avoir la tête coupée, son corps brûlé, les cendres au vent. (Mme de Sévigné.) Le comte de Melun payait de sa tête la trahison qui avait ravi la victoire à Montlhéry. (Benazet.) Que marmottes-tu là entre tes dents? (Brueys.) Je suis libre de faire ce que je veux, dit Claude entre ses dents. (H. Murger.) Je mens quand je détourne mes yeux de toi. (Soulié.) Voir de ses propres yeux, entendre de ses propres oreilles, wo der gewöhnlichere Sprachgebrauch deux verwendet: Il** était tellement irrité contre du Bourg, qu'il dit qu'il „le verroit brûler de ses deux yeux". (H. Martin.) Mettez-vous là, sur votre séant, et écoutez de vos deux oreilles. (A. de Musset.) Donne-moi ton bras, cher enfant. (George Sand.) Oh! si tu as un secret à me dire, Landry, ce sera pour une autre fois, répondit Madelon en lui retirant sa main. (Dies.) J'avais trouvé un couteau sur la table et je le tenais dans ma main. (A. de Musset.) Quand la page fut pleine, il apposa le sceau de l'empire au bas et

* la Brinvilliers. ** Henri II.



frappa dans ses mains. (Granal.) Il est certain, dit le marquis en passant sa jambe droite sur la jambe gauche . . ., il est certain que ce malheureux n'y a vu que du feu. (Sandeau.) Mes amis, leur dit-il* en parcourant leurs rangs, vous ne possédez plus en Égypte que le terrain que vous avez sous vos pieds. (Thiers.) Ah! je tremble! mes pieds se dérobent sous moi; je n'aurais pas la force d'y aller moi-même. (V. Hugo.) Im figürlichen Sinn scheint das Possessiv mehr wegzufallen, aber neben perdre la tête doch auch: Voilà ce que c'est que d'être jugé par un magistrat qui n'a plus sa tête. (C. Delavigne.) Auch statt des reflexiven Fürworts: Elle a scandalisé tout le monde; elle causait et lavait ses dents pendant que la pauvre femme rendait l'âme. (Mme de Sévigné.) J'écoute, pour m'en souvenir, le léger suintement de la source, je lave mes mains et mon front dans ses eaux. (Lamartine.) Auffallend ist, wie gerade die Häufung des Possessivs bevorzugt wird. Quand vous verrez les hideuses statues d'un saint Denis sur le chemin de Paris, ces monuments de barbarie vous prouveront-ils que saint Denis, ayant eu le cou coupé, marcha une lieue entière portant sa tête entre ses bras, et la baisant de temps en temps? (Voltaire.) Dans ce moment, il me sembla entendre soupirer; mon sang se glaça dans mes veines. (Mlle Quinault.) Suzannah appuie sa tête sur sa main et rêve. (Féval.) Le comte, prenant sa tête dans ses mains. (Th. Barrière.) On le remit dans sa litière, et il n'y fut pas plus tôt qu'ayant mis son doigt sur sa bouche, comme pour leur recommander le secret, il expira dans le moment. (Vertot.) A l'aspect du fantôme, un frisson parcourut tout son corps, et ses cheveux se dressèrent sur sa tête. (A. Karr.) Le bruit des timbales et des fanfares émut de nouveau Corinne; ses yeux se remplirent de larmes; elle s'assit un moment, et couvrit son visage de son mouchoir. (Mme de Staël.)

12) Possessiv trotz folgendem Relativ findet sich zuweilen. A l'embouchure du fleuve, la mer était de deux couleurs, bleue et verte au large, et étincelante de diamants mobiles; jaune et terne à l'endroit où les eaux du fleuve luttaient avec ses vagues et les teignaient de leur sable d'or qu'elles entraînent sans cesse dans cette rade. (Lamartine.) Der Zusatz des Possessivs kann im Interesse der

* Kléber.

Klarheit gerechtfertigt sein: Où est votre dernier discours que vous avez promis de nous remettre par écrit? (Guizot.) Oder weil das Relativ nur eine nebenherlaufende Bemerkung giebt: Il eut à peine le temps de faire son testament en faveur de sa femme qu'il adorait. (A. Houssaye.) Oder weil das Relativ, wie im Französischen häufig, nur einen Nebensatz mit que vertritt: Oh! je sens ma tête qui se fend. (Th. Barrière.)

13) Possessiv vom deutschen Gebrauch abweichend. On sent que cet homme-là* savait par cœur son Gil Blas. (Janin.) Et ce mot qui est au-dessous, gravé par la même main, Ἀναγνεία, signifie impureté. Vous voyez qu'on sait son grec. (V. Hugo.) Vgl. It was as necessary to the character of an accomplished man that he should despise the religion of his country, as that he should know his letters. (Macaulay.) — Le jeune Christian, fils unique du dernier roi, vient d'atteindre sa majorité, et le conseil de régence s'apprête à lui remettre le pouvoir. (Gautier.) Que veux-tu! tu sauras cela quand tu auras vécu tes jours, ma pauvre enfant. (A. Dumas.) N'en croyez pas le proverbe qui dit que le génie empêche de vivre: presque tous les grands hommes sont morts de leur belle mort. (A. Houssaye.) Vous avez ri des conseils du vieillard, et il a mieux aimé redevenir jeune homme pour extravaguer avec vous que d'avoir raison en vous abandonnant à votre mauvaise tête; mais tout a son terme. (C. Delavigne.) Sans détruire les ordres de chevalerie de Calatrava, d'Alcantara, de Saint-Jacques, de Monteza, qui avaient fait leur temps depuis que les Mores étaient expulsés, il** leur enleva l'indépendance dont ils jouissaient en devenant lui-même leur grand maître. (Mignet.) — Mais, monsieur le président, il est manifeste que cet homme n'a pas son bon sens. (C. Delavigne.) Je vous jure, madame Humbert, je vous jure que je ne vous ferai aucun mal, et que je suis dans mon bon sens. (Soulié.) Ebenso rentrer en son bon sens. On a appelé les paysans, et avec leur secours il a été apporté chez moi sans reprendre ses sens: on le croyait mort. (Mme de Staël.) Ebenso reprendre sa connaissance. — Nous avouons ignorer profondément ce que c'est que l'article 213, n'ayant pas fait notre droit, et n'ayant jamais eu de procès. (Gautier.) Les traditions ne nous re-

* Picard. ** Ferdinand le Catholique.

présentent pas Pierrot comme lettré; nous ne voyons nulle part qu'il ait fait ses études. (Ders.) Ebenso faire ses classes, ses humanités, sa rhétorique u. a. — Il n'aimait pas à perdre son temps. Vous prenez (choisissez) mal votre temps. Faire quelque chose à ses heures, à son loisir. — Je vous dis qu'il vaut son pesant d'or. (Mme de Sévigné.) Madame de Toulonjon vaut son prix aussi. (Dies.) Quel malappris! Marescot n'était pas mort! Mais que le capitaine Marescot s'arrange à sa guise, on l'a pleuré sa suffisance, on n'ira pas s'arracher du cœur un deuil qui s'en va, pour commencer sur nouveaux frais. (Janin.) — Il était fort honnête homme et fort aimable de sa personne. (Mme de Sévigné.) Tout en grandissant toujours un peu, il resta assez délicat et mince de sa personne. (George Sand.) En vain le sénat représentait-il au connétable que Charles-Quint lui-même, lorsqu'il marchait contre la France, n'avait pu obtenir de Metz que d'y entrer de sa personne. (Ch. Lacretelle.) La première chose que les auteurs du vaudeville aient faite, c'est de dépouiller la nouvelle de toute sa poésie; le vaudeville n'en fait pas d'autres, il est prosaïque de sa nature, et c'est là sa plus grande malice. (Gautier.) Milosch, informé de ces intrigues, sut en profiter; il osa se rendre de sa personne auprès du grand visir, au milieu du camp des Turcs. (Lamartine.) Vgl. payer de sa personne. — Il rouvrit les yeux, se dressa brusquement sur son séant. (V. Hugo.) Sir Sidney Smith avait regagné son bord. (Thiers.) Je voudrais pouvoir vous rendre visite à mon tour, mais les jambes refusent leur service. (Bouffé.) M. Andrieux était trop heureux de son art, et trop content de lui-même, pour s'apercevoir du bruit que faisaient ces trois grandes paroles* qui jetaient leur affranchissement d'une lieue. (Janin.) S'il y réussissait, il demeurait libre de menacer à son choix l'est ou le midi. (Guizot.) Le jour que je vous écrivis, elle avait reçu tous ses sacrements, et l'on ne croyait pas qu'elle dût vivre deux jours. (Mme de Sévigné.) Chacun disait son mot. (Laboulaye.) Comme à mon ordinaire, je n'ai que deux mots à répondre: J'ai vu, vous pouvez voir. (Jouy.) Elle demanda bientôt à la comtesse de lui donner sa liberté. (A. Houssaye.) — Ces malheureux Calabrais lui paraissaient tout à fait dans leur droit quand ils nous assassinaient en embuscade. (A. Carrel.) Deutsch wäre hier das Possessiv nicht unmöglich, aber

* Villemain, Guizot, Cousin.

ebenso sagt man: Il a parlé de son contrat de mariage; qu'il le montre, et vous êtes dans votre tort. (C. Delavigne.) — Man sagt wohl faire la cour à quelqu'un: Vous ne voulez pas qu'on vous fasse la cour? (A. de Musset.) Dites-moi un peu, vous qui avez le sens commun, qu'est-ce que signifie cette chose-là: faire la cour à une femme. (Ders.) Aber weitaus häufiger mit dem Possessiv: Joignez à cela quelques phrases bien fades, un tour de valse et un bouquet, voilà pourtant ce qu'on appelle faire sa cour. (Ders.) Il s'est persuadé, en vous voyant arriver ici, que vous alliez recommencer à faire votre cour à madame. Wenn das Régime indirect fehlt, muss das Possessiv stehen: Il y a plus d'avantage à faire sa cour qu'à faire son devoir. — Statt des persönlichen Fürworts je vous suis obligé findet sich sehr oft das Possessiv: La pensée d'être votre obligé l'humilie profondément. (Desnoyers.) Non seulement nous vous pardonnons, mais, encore nous nous tenons pour vos obligés. (A. Dumas.) Comme ça, c'est différent . . . et je suis votre obligé. (Th. Barrière.) Ebenso sagt man neben être obligé à quelqu'un auch être l'obligé de quelqu'un: Il accepta donc, se croyant l'obligé du duc, et reconnaissant en lui son maître. (A. Dumas.) — Andere Fälle eines Possessivs für ein persönliches Fürwort: Chez lui l'opinion politique était une foi, la fidélité aux Bourbons une religion; et dès les premiers moments de son arrivée, il nous annonça son intention de suivre encore une fois leur exil. (Soulié.) Elle passait les nuits et les jours à pleurer son absence et à prier pour ses dangers. (V. Hugo.)

14) Ethisches Possessiv. Der gemüthlichen Verwendung des Personale im Dativ steht ein ähnlicher Gebrauch des Possessivs zur Seite. Der Zusatz von mon bei dem Hauptgegenstand der Erzählung ist in der älteren Literatur häufiger. En disant ces mots, il se jette Sur l'arc qui se détend, et fait de la sagette Un nouveau mort: mon loup a les boyaux percés. (La Fontaine.) Qui fut bien étonné ce fut mon vilain, de voir un homme accompagné d'une telle suite. (Nouv. Contes à rire.) — Le vieux drôle fait son vert galant. (Gautier.) J'étais dans mon silence de l'avis de M. Carin. (Soulié.) Ce spectacle atteignit à un grotesque si véhément, que la reine ne put garder son sérieux et éclata de rire. (A. Dumas.) Madame de Brissac ne nous a pas consolés de M. de la Rochefoucauld ni de Benserade, quoiqu'elle fût dans ses belles humeurs. (Mme de Sévigné.)

Voilà, monsieur, sur mon Dieu et sur mon honneur, ce qu'il me paraît que vous observez mieux que personne que je connaisse. (Corbinelli bei Mme de Sévigné.) La femme, neuve sur ce cas, Ainsi que sur mainte autre affaire, Crut la chose, et promit ses grands dieux de se taire. (La Fontaine.) Milord, déjà blessé dans ses plus intimes susceptibilités par la façon bruyante dont s'y prenait le chasseur pour réveiller son monde, sortit du lit . . . (Tœpffer.) Ton nom? — Crochard, monseigneur. — Ah! ah! tu sais ton monde, toi! (Th. Barrière.) Ils* se disent leurs vérités, et souvent ce sont des injures. (Mme de Sévigné.) Si j'avais autant pleuré mes péchés que j'ai pleuré pour vous depuis que je suis ici, je serais très bien disposée pour faire mes Pâques et mon Jubilé. (Dies.) Madame de Brissac a une très bonne provision pour son hiver, c'est-à-dire, M. de Longueville et le comte de Guiche, mais en tout bien et tout honneur. (Dies.) Paul Pichard, cultivateur de Bagnolet, robuste gaillard à qui ses cinquante-quatre ans n'ont rien fait perdre de sa vigueur. (Féval.) Je veux que l'on croie que Catherine a retrouvé ses vingt ans. (Th. Barrière.) Aussi bien, je n'ai pas grand temps à vous donner, j'ai fait mes soixante lieues pour vous surprendre et vous embrasser. (Ders.) Chose bizarre! je suis militaire de mon métier, assez vif de mon naturel, très chatouilleux sur le point d'honneur, et je n'ai pas encore eu mon duel. (Tœpffer.) Je suis toujours en peine de mon fils: il me semble que M. de Luxembourg a bien envie de risquer sa petite bataille: c'est une cruelle chose que ce métier-là. (Mme de Sévigné.) Andere Fälle, theilweise nur der Umgangssprache angehörig: Ai-je fait ma paix avec vous? Le matin elle sortait pour faire son marché. Il demanda à la sentinelle pourquoi elle ne poussait pas son qui vive. Il marche sur ses onze ans. Il allait son petit bonhomme de chemin. Il ne ferme jamais ses portes. Cuver son vin. Se mettre sur ses grands chevaux. Se tenir (être) sur ses gardes.

15) Possessiv bei sentir. Avant tout il faut sentir son beau monde. (Janin.) Il** avait une certaine façon de se tenir et de porter la livrée qui sentait son homme de bonne compagnie. (Ders.)

---

* le Père Bouhours et Ménage.
** l'acteur Monrose.

Comparée à la langue qui se parlait à Paris, elle* sentait sa province. (Nisard.) J'ajouterai que leurs devises** ne sont pas plus antiques, et que leur latin sent son collége. (Mérimée.) Il s'avise, pour tromper le duc, d'un stratagème, qui sent d'une lieue son Espagne. (Fr. Sarcey.) Aussi voulut-il*** quitter sa charge et le monde, et il leur fit ces terribles adieux, qui sentent leur Juvénal, quoiqu'il se fût promis de suivre Horace par-dessus tout. (Geruzez.)

16) Durch das Possessiv bedingter Unterschied. Aise. Seine Bequemlichkeit haben, sich behaglich fühlen kann sowohl durch être à l'aise (Negation: ne pas être à l'aise, être mal à l'aise), als auch durch être à son aise (Negation: ne pas être à son aise, être mal à son aise) ausgedrückt werden. Sein genügendes Auskommen haben kann dagegen nur mit dem Possessiv gegeben werden (être à son aise), obwohl die familiäre Sprache auch hier nicht selten être à l'aise verwendet. — Cour. Faire la (sa) cour à quelqu'un den Hof machen; faire sa cour sich liebenswürdig zeigen, besonders bei Vorgesetzten. — Fortune. Faire fortune (selten sa f.) reich werden; faire sa fortune geachtete, einflussreiche Stellung gewinnen. — Haleine. Reprendre haleine = se reposer, reprendre des forces; reprendre son haleine = recommencer à respirer après une interruption accidentelle plus ou moins longue. (Littré.) — Main. Donner la main die Hand geben; donner sa (la) main die Hand reichen (zur Ehe). — Maître. Trouver son maître seinen Meister finden; trouver maître, von verlorenen Gegenständen gesagt, bedeutet: der Finder wird sie behalten, oder auch: der rechtmässige Besitzer wird sie zurückfordern. — Parti. Prendre parti Partei ergreifen; prendre son parti einen Entschluss fassen. — Recours. Quand recours signifie l'action par laquelle on recherche de l'assistance, du secours, il se met toujours sans prépositif: J'ai recours à Dieu. Dans le sens de refuge, on l'accompagne de prépositifs: Tout mon recours est en Dieu. Dieu est mon seul recours. (Littré.) Wenn ein solcher Unterschied wirklich besteht, so sind die beiden letzten Beispiele, welche das Possessiv schon aus anderen Gründen verlangen, nicht gut gewählt. Eher könnte man sagen: recours mit avoir gebraucht, lässt

* la langue de Chastelain. ** des statues de Locminé. *** Vauquelin de la Fresnaye.

(ausser avoir son recours contre oder sur quelqu'un in der Gerichtssprache) kein Possessiv zu; mit être dagegen wird gewöhnlich das Possessiv unentbehrlich. (Vgl. Acad.) — Temps. Ne pas perdre de temps sich ungesäumt ans Werk begeben; ne pas perdre son temps nicht vergeblich arbeiten.

17) Wiederholung des Possessivs. Wie der Artikel, so muss das Possessiv vor jedem Substantiv wiederholt werden. Ausnahme bilden Substantive, welche eine stehende Redensart bilden, z. B. j'ai pris son fait et cause für fait et cause pour lui. Vgl. en mon lieu et place unter 8. Auch sonst ist bei zusammengehörigen Begriffen eine Zusammenfassung möglich: ses père et mère, ses frères et sœurs. Regelmässig geschieht dies bei dem aus der Gerichtssprache übernommenen ses nom, prénom, qualité etc. Ces dames, auprès de qui je fus introduit dans les formes par mes nom, surnom et qualités, me reçurent avec une bienveillance que . . . (Jouy.) Nous avons dû au hasard de faire un instant société à madame la comtesse, à qui j'ai pris la liberté de décliner mes noms et qualités. (Augier.) D'abord on l'interrogea sur ses nom, prénoms, qualités, sa demeure, les mois de son séjour à Paris. (P.-L. Courier.) Diese Zusammenfassung von Gruppen zusammengehöriger Begriffe kann noch weiter ausgedehnt werden. La société s'est déjà constituée et a nommé ses président, vice-président et secrétaire. (La France, 9 décembre 1878.) Bei dem Artikel finden sich ähnliche Beispiele. La persécution s'était donc à peu près arrêtée encore une fois; Gérard Roussel, le successeur de Briçonnet auprès de Marguerite, poursuivi dans la crise comme suspect d'hérésie, avait été acquitté et resta confesseur et aumônier des roi et reine de Navarre. (H. Martin.)

Eine uns besonders auffällige Wiederholung des Possessivs findet statt, wenn zwei durch et verbundene Substantive dieselbe Person bezeichnen. Resté veuf après un an de mariage, Bizarre avait reporté toute son affection sur son fils et son héritier. (Laboulaye.) Ainsi le cinquième roi d'Angleterre, depuis la conquête, ne savait pas même ce que signifiait le mot de roi en langue anglaise; son fils et son successeur Richard . . . n'en savait probablement pas davantage. (Aug. Thierry.) Son successeur et son fils, Henri VIII, . . . traita comme tous ses prédécesseurs la masse du peuple en nation conquise, qu'on craint et qu'on n'aime pas. (Ders.)

18) Auslassung des Possessivs dem deutschen Gebrauch entgegen. Der Unterschied von faire fortune und faire sa fortune ist schon unter 16 erwähnt. Wo es sich lediglich um Vermögen handelt, ist nur faire fortune am Platz (ebenso refaire fortune, chercher fortune). Doch wird vielfach dieser Unterschied nicht beachtet. Je suis venu dans ce pays pour faire ma fortune, et non pour jouer le rôle ridicule d'un amoureux transi. (A. de Bernard.) Vous m'excuserez, monsieur . . . je ne connais pas cette partie-là.* Moi, monsieur, j'ai fait ma fortune dans la limonade! (Th. Barrière.) Tu es un fainéant qui ne veut pas faire sa fortune. (H. de Balzac.) Si je deviens riche, ce sera pour vous . . . Je dois vous faire connaitre mes défauts, et ils sont énormes chez un homme obligé de faire sa fortune. (Ders.) Dafür auch faire une fortune. Ne voulant ni vieillir dans les honneurs obscurs de quelque légion, ni faire une fortune, il faut laisser cela. (P.-L. Courier.) Le jour où l'imprimeur entrevit la possibilité de se faire une fortune, l'intérêt développa chez lui une intelligence matérielle de son état, mais avide, soupçonneuse et pénétrante. (H. de Balzac.) — Seiner Zeit kann mit dans son temps gegeben werden. Voilà tout ce que je puis vous dire, vous saurez le reste dans son temps. (Mme de Sévigné.) Madame de Chaulnes, qui a bien dansé dans son temps, en était hors d'elle, et disait n'avoir rien vu qui ressemblât à cela. (Dies.) Ueblicher ist dans le temps. C'est cette façon d'envisager les événements et leurs résultats qui fut, dans le temps, reprochée à l'auteur. (Barante.) Le courage d'une jeune fille . . . fit assez de bruit dans le temps pour engager un auteur célèbre à faire une héroïne de roman de cette intéressante voyageuse. (X. de Maistre.) — In Höflichkeitsphrasen ist unser meinerseits nicht wörtlich zu geben. J'en conviens: bon chasseur, joyeux compagnon . . . il y a plaisir à battre avec lui les forêts et à trinquer le soir au retour. — Le plaisir est pour moi, monsieur le marquis. (Sandeau.) In anderer Verwendung natürlich de mon côté. Duc, je ne puis accepter un pareil dévouement. — Hélas! madame, le dévouement ne peut être que de vôtre côté; et j'attends avec anxiété votre réponse pour savoir s'il surpassera votre courage. (Feuillet.) — Einzelnes: Les enfants ont chacun une manière d'apprécier les objets. (George Sand.) Il ne leur** fallut pas

* les arts libéraux. ** aux rivaux de Corneille.

une grande perspicacité pour comprendre que, si le public se mettait à goûter des pièces comme le Cid, ils n'avaient plus qu'à plier bagage. (Paul Albert.) Monsieur, deux grandes heures, deux heures d'agonie et de pitié, monsieur, ils l'ont tenue là, la malheureuse, pleurant, priant, suppliant, demandant grâce, demandant la vie. (V. Hugo.) Madame, remettez-vous. La douleur a un temps, que diable! (C. Lemonnier.)

Gebweiler. Ph. Plattner.

Kleinigkeiten aus der

französischen Grammatik und Lexikographie.

Von

Felix Zvěřina,

k. k. Reallehrer in Innsbruck.

I.

Genus von amour.

Bekanntlich weicht amour von dem Typus der übrigen Nomina mit dem lat. Suffix -or dadurch ab, dass es, in seiner lautgeschichtlichen Entwicklung um eine Stufe zurückgeblieben, die Weiterbildung in -eur nicht erfahren. Während demnach dolōrem, errōrem zunächst das betonte lange o zu geschlossenem o (mit wahrscheinlich nach u hinneigender Aussprache) werden liessen, worauf sich neben ó das u entwickelte (dolour, errour) und endlich der Diphthong eu entstand, blieb amour in der vorletzten Phase der Entwicklung bis heute stehen. Trotz dieser Deviation von der Lautgestaltung der übrigen Repräsentanten desselben Suffixes folgte denselben amour doch in der Geschlechtswandlung, indem es im Afr. gleich ihnen Femininum wurde (wodurch allein z. B. der Ausdruck m'amour möglich ward); „amour, venant de amor, était féminin dans l'ancienne langue, comme tous les autres ainsi dérivés l'étaient et le sont encore, douleur, peur etc.“ (Littré, Diction. art. amour). Allein „ce féminin en contradiction avec le latin chagrina les latinistes du seizième siècle; aimant mieux parler latin que français, ils essayèrent de rendre le masculin à tous ces noms . . . et c'est depuis lors qu'amour a les deux genres.“

(Littré, Hist. d. l. langue fr. I, 106.) Seitdem bestand ein friedlicher Dualismus im gramm. Genus von amour, sowohl in poetischer als prosaischer Rede. „Amour a été masculin et féminin dans les deux siècles derniers,“ sagt Littré in seinem grossen Wörterbuch und citirt 18 Stellen von Régnier, Molière, Descartes, Quinault, Lafontaine, Racine, Voltaire und J. Chénier, wo der Sing. des Wortes als Fem. gebraucht ist. Für die Gegenwart wird aber gewöhnlich exclusiv der Sing. als Fem., der Plur. als Masc. erklärt, wozu Brachet (Gram. hist. de la langue fr., p. 158) mit Recht bemerkt: „Mais on peut dire en général que ces distinctions . . . de mots masculins au singulier, féminins au pluriel . . . ne sont que des barbarismes et des subtilités oiseuses inventées par les grammairiens, et que rien ne confirme dans l'histoire de la langue.“ Allein das Uebel ist einmal da, der Sprachgebrauch hat es sanctionirt und es wäre ein kindisches und thörichtes Begehren, man solle die Geschlechtseinheit beider Zahlformen wieder herstellen, resp. etwa den Plur. dem Sing. conformiren. „Des grammairiens ont réclamé contre la conservation de ces deux genres, disant qu'il est temps de ramener partout le singulier et le pluriel au même genre. L'Académie ne prendra pas un tel parti, et il serait fâcheux qu'elle le prît; car cela ferait aussitôt considérer par le gros des lecteurs comme des fautes les passages de nos auteurs où l'amour est du féminin, grave dommage pour leur mémoire et pour notre plaisir, comme on le voit en plus d'un cas où le rigorisme mal entendu des grammairiens l'a emporté.“ (Littré, l. c.).

Eine scherzhafte Antwort auf die Frage nach dem Grunde dieser Anomalie führt Grüner in seinem „Dictionnaire de la Causerie française“ (Wien, Lechner, 1878) an: „Amour est masculin au singulier et féminin au pluriel, parce que les femmes, seules, ont le droit d'aimer plusieurs fois et d'en aimer plusieurs à la fois.“

Dies vorausgeschickt, soll im Folgenden untersucht werden, ob die Regel: Amour ist Masc. im Sing., Fem. im Plur.: selbst für unsere Zeit so ausschliessliche Geltung habe als es jener Wortlaut voraussetzen lässt.

Littré sagt bezüglich des heutigen Sprachgebrauchs (l. c.): „Aujourd'hui il (amour) n'est susceptible de recevoir les deux genres que quand il signifie la passion d'un sexe pour l'autre; ailleurs il est masculin. . . . Amour au singulier n'est féminin qu'en poésie. Au pluriel il est féminin non seulement en poésie, mais dans le parler or-

dinaire et dans certaines locutions. . . . Amour au féminin est un archaisme. . . .“ Aus diesen Worten des grossen Lexikographen scheint Folgendes zu resultiren: 1) Amour ist heutzutage im allgemeinen im Sing. Masc. 2) Fem. kann es überhaupt nur in der Bedeutung „geschlechtliche Liebe“ sein und auch dann nur in der Poesie. 3) Sonst ist amour als Fem. antiquirt. 4) Im Plur. überwiegt bei weitem der feminine Gebrauch. Indem wir diese Aufstellungen des Meistert gleichsam als vorläufige positive und leitende Norm voranstellen, gehen wir daran die Angaben anderer Lexikographen und Grammatiker damit zu vergleichen. Eine theilweise Bestätigung des von Littré Gesagten findet man zunächst in den (in mancher Hinsicht sehr merkwürdigen) „Principes généraux et raisonnés de la grammaire française“ von Restaut (7. Aufl. 1755), wo es p. 49 heisst: „Amour qui n'est plus que du masculin, est encore quelquefois du féminin au pluriel, quand ou veut parler d'une passion déréglée: de folles amours, les premières amours.“ Wir sagten, die Uebereinstimmung mit Littré sei eine theilweise: denn es fällt hier zweierlei auf: 1) Restaut scheint das Fem. aus dem Sing. gänzlich zu verbannen; 2) er beschränkt im Plur. das Fem. nicht nur auf die Bedeutung „passion déréglée“, sondern setzt auch hier noch ein limitirendes „quelquefois“ vor. Napoléon Landais schreibt in seinem „Dictionnaire“ (9. Aufl. 1847): „Amour, subst. mas., et quelquefois fém. au plur. . . . Ce mot est mas. au sing. Il était autrefois fém., et plusieurs bons auteurs lui ont donné ce genre. Les poètes surtout n'ont suivi sur ce point ancune règle fixe: à l'exception de l'amour de Dieu, qui s'est conservé masculin, toutes les autres espèces d'amour ont pris au singulier tantôt un genre, tantôt un autre. Les grammairiens veulent qu'au pluriel amours ne s'emploie qu'au féminin; mais les poètes violent souvent cette règle. Aujourd'hui les bons auteurs font toujours amour masculin au sing., et féminin au pluriel: de nouvelles amours, folles amours. . . . On n'emploie le plur. mas. que lorsqu'il est question de l'amour personnifié: ainsi on dit au pluriel: les jeux, les ris et les amours.“ Die Angaben Littré's werden hier im Ganzen bestätigt und durch einige Details ergänzt. Man sieht auch, dass Landais seinem obigen quelquefois durch das spätere toujours widerspricht.

Das Wörterbuch von Schuster und Régnier (5. Aufl. 1859) macht zu amour in der Bedeutung „Geschlechts-Liebe“ (B, a) die Bemerkung: „. . . in der dicht. Schreibart stets als Fem. in der Mehr-



zahl, und häufig als solches in der Einzahl.“ Damit wäre für amours in der Prosa und insbesondere in anderem als sexuellem Sinne das gen. masc. vindicirt. Letztere Auffassung wird begünstigt durch die weitere Angabe des Wörterbuches: amours, s. f. pl. Liebeshändel.

Die „Französische Sprachlehre“ von Abbé Mozin (11. Aufl. 1840, Stuttg. u. Tübingen, Cotta) enthält hierüber Folgendes (p. 86): „. . . l'amour, die Liebe, Cupido: männlich in der Einzahl und in der Mehrzahl, besonders wenn es die personificirte Anmuth (vergl. oben Land.) und die Liebesgötter bezeichnet, z. B. un amour pur, des amours malheureux, ses seuls amours (Volt.), les amours riants et légers, die lachenden und flüchtigen Amors, les petits amours de ce tableau, die kleinen Amors dieses Gemäldes.“ Dann in der 2. Spalte: „. . . l'amour, die Liebe: weiblich in der Mehrzahl, wenn es die Leidenschaft der Liebe bezeichnet; und auch in der Einzahl, wenn es den geliebten Gegenstand bedeutet; ma seule amour (Florian), il n'y a point d'éternelles amours . . . il n'y a ni belles prisons ni laides amours.“ Die von Mozin gegebenen Regeln stimmen so ziemlich zu denen anderer Sprachlehrer, aber seine Beispiele klappen nicht alle. Des amours malheureux hat wohl unmöglich mit der „personificirten Anmuth“ etwas zu thun, es kann nur „unglückliche Liebschaften“, also geschlechtliche Neigung bezeichnen: dadurch aber desavouirt der Verf. seine eigene zweite Regel. Was den Gebrauch von amour und amours im Sinne von „geliebter Gegenstand“, bezogen auf Personen des anderen Geschlechts, betrifft, sagt Landais (l. c.): „La personne qu'on aime avec passion: être avec ses amours. Il ne s'emploie pas dans le style noble, quoique Racine ait dit (Britannicus): Impatient surtout de revoir ses amours.“ Auch die übrigen Lexika, so namentlich Schuster-Régnier und Sachs weisen amour in der Bedeutung von „Liebchen, Geliebte etc.“ der familiären und speciell mon amour (m'amour) „mein Schatz“ der trivialen Sprache zu.

Die „Grammatik der franz. Sprache“ von Otto Hölder (Stuttg., Wilh. Nitzschke, 1865) belehrt uns (p. 6): „Amour, in der Prosa, ist immer männlich, meist weiblich im Plural. Dichter gebrauchen es nach Belieben männlich oder weiblich. L'amour propre, und les amours die Liebesgötter (Amoretten) ist beides immer männlich. L'amour divin est la source de toutes les vertus. Massil. Le rossignol élève ses concerts dans les bocages, témoins de ses premières amours. Aimé-Martin. Ne savez-vous pas que les

injures des amants n'offensent jamais: qu'il est des amours emportés aussi bien que des doucereux? Mol. Œdipe a pour ses peuples une amour paternelle. Volt. Enfants, buvons à nos derniers amours. Béranger. Les amours propres sont déjà éveillés dans les hommes de l'Odyssée; ils dorment encore chez les hommes de la Grèce. Chateaub. Tous les fils de Vénus, les Amours enfantins ‚Armés de carquois' d'or etc. Thomas."

Sehr klar und instructiv sind die von A. Boniface in seiner „Grammaire française méthodique et raisonnée" (15. Aufl., Paris, Jules Delalain 1854) aufgestellten Regeln und Beispiele (p. 133, Nr. 390): „Amour. Au singulier, ce mot n'est plus que masculin; au pluriel, dans le sens de passion, il est généralement des deux genres, mais plus souvent féminin. Les amours de Pénélope et d'Ulysse sont pures et sévères. (Chateaubriand.) Les amours d'Astarbé n'étaient ignorés que de Pygmalion. (Fénelon.) Les poëtes, selon le besoin, ont de même fait usage des deux genres. Cependant, quand il ne s'agit point d'une passion d'un sexe pour l'autre, amour doit être du masculin: L'amour du jeu réunit tous les autres amours. (Boiste.) Tous ces amours (l'amour du plaisir, l'amour de la gloire, etc.), si différents entre eux, prouvent seulement une grande vérité: c'est que tout est amour pour l'homme, et qu'il ne vit que pour aimer. (De Ségur.) Personne, avant et depuis Delille, n'a peint, avec une élégance plus suave et de plus chastes couleurs, les vifs amours des plantes. (Tissot.)

Wenn Brunnemann in seiner „Syntax der neufranz. Sprache" (p. 41) die Regel aufstellt: „Wird amour in einem Satze in beiden Zahlen gebraucht, so verlangt die Harmonie, dass es in einem und demselben Geschlecht bleibt", so mag das wohl richtig sein, jedoch das illustrirende Beispiel: „L'amour immoderé de la vérité n'est pas moins dangereux que tous les autres amours" (La Rochefoucauld), ist nicht recht beweisend, denn hier bedeutet amour nicht die geschlechtliche Neigung, und überdies gehört der Autor einem Zeitalter an, wo die Genusregel von amour lange nicht so feststand. Für den freien dichterischen Gebrauch liefert Brunnemann zwei treffende Belege: „Sa femme lui conserve une amour éternelle." (Régnard.) — „Oui, voilà les rives de France: Là furent mes premiers amours." (Béranger.)

Mätzner in der „Franz. Grammatik" begnügt sich zu consta-

tiren (p. 119): „. . . amour (amor) ist männlich und bisweilen weiblich im Singular, meist weiblich im Plural, ausser wenn es Liebesgötter bezeichnet.“

Noch einzelne vermischte Beispiele:

Ils s'aiment tous deux d'un amour fraternel que rien ne trouble. Fénelon.

Quel fruit recevront-ils de leurs vaines amours? Racine.

Il venait à ce peuple heureux Ordonner de l'aimer d'une amour éternelle. Id.

Tout le monde connait le charmant épisode du Dante où Francesca raconte ses amours infortunés. Étienne Béquet, citirt v. Poitevin in „Grammaire, les Écrivains et les Typographes modernes.“ (Paris, F. Didot etc. 1863, p. 23.)

Rève de longs succès, rève de longs amours. (Imagination, chant 6ᵉ.)

Aus vorstehender Darlegung dürften sich für den heutigen Sprachgebrauch folgende, auch für eine relativ vollständige Schulgrammatik verwendbare Regeln ergeben:

1) Amour ist im Sing. in der Bedeutung jeder Art von „Liebe“ Masculinum. Der feminine Gebrauch beschränkt sich heutzutage auf die triviale Sprache im Sinne von „Geliebte“.

2) Amour ist im Plur. meist Femininum als Bezeichnung geschlechtlicher Neigung, Masc. ohne sexuelle Beziehung, auch zuweilen als übertragener Ausdruck für „geliebte Personen“.

3) Auch die neuere poetische Sprache erlaubt sich amour in beiden Zahlen zweigeschlechtig, insbesondere aber es auch im Plur. als Masc. zu gebrauchen.

4) Amour(-)propre ist in beiden Zahlen nur Masc.

5) Amour als „Amor, Amorette“ ist selbstverständlich nur Masc.

NB. Ueber amour divin ist es müssig sich auszusprechen, da ein Plur. hiervon kaum denkbar ist.

Auf die kürzeste Formel reducirt den heutigen Sachverhalt das „Franz.-Deutsche und Deutsch-Franz. Taschen-Wörterbuch“ von Dr. Friedrich Köhler (Universal-Bibliothek 1171—1175): „Amour m. Liebe, Amor; — s. pl. f. & m. Liebschaften. Amour-propre m. Eigenliebe.“

II.

Die hyperperiphrastischen Tempora.

In der „Syntax der neufranz. Sprache“ von Dr. C. Brunnemann (Berlin, Langenscheidt 1874, 2. Aufl.) ist p. 31, § 76 zu lesen: „Die französischen Grammatiker pflegen gewöhnlich auch noch sogenannte überzählige Zeitformen, temps surcomposés, wie j'ai eu diné, j'avais eu dîné, j'aurai eu diné, j'aurais eu dîné, j'eusse eu dîné und dergleichen anzuführen, aber die gebildete Sprache macht davon ebenso wenig Gebrauch, wie wir im Deutschen von Wendungen, wie: „ich hatte es gehört gehabt.“ — Die folgende Untersuchung soll darthun, ob die bezüglichen Aufstellungen und Belege der Grammatiker eine so entschiedene Abweisung jener gehäuften Periphrasen rechtfertigen oder nicht. Zu diesem Ende muss man eben die Stimmen der Grammatiker (und einiger Lexikographen) selbst vernehmen.

Der oberwähnte Restaut (Mitte des vor. Jahrh.) spricht p. 214 bis 215 über die temps surcomposés und giebt u. a. als Beispiel: Si j'avais eu dîné, je ne vous aurais pas fait attendre.

Im Jahre 1834 erschien zu Berlin (Herbig) ein „Vollständiges theoretisch-praktisches Repetitorium der franz. Sprache in Fragen und Antworten“ von Dr. A. Eckenstein, Professor am Dresdener Polytechnicum, bearbeitet nach 19 verschiedenen franz. Grammatikern. Nachdem darin p. 279 eine kurze Andeutung der „überzusammengesetzten Zeiten“ gegeben worden, wird p. 340—41 ziemlich eingehend davon gehandelt. Da der Passus für unseren Zweck sehr belehrend ist, so lassen wir ihn hier wörtlich folgen: „Fr. Wann bedient man sich in der franz. Sprache des Antérieur indéfini oder Parfait surcomposé? Antw. Diese Zeit wird zuweilen gebraucht, wenn die vor einer anderen vorgefallene Handlung in einem als nicht ganz verflossen angenommenen Zeitraume geschehen ist, und darauf recht aufmerksam gemacht werden soll, dass sie ganz vorüber war, ehe die andere begann; z. B. Lorsque j'ai eu fini ma besogne, je suis allé me promener. — Il a eu achevé son thème aujourd'hui plutôt qu'à l'ordinaire. Fr. In welchem Verhältnisse stehen zwei Handlungen mit einander, wenn sie durch das gewöhnliche Indéfini ausgedrückt werden; wie j'ai déjeûné, lorsque mon frère a déjeûné? Antw. Beide Handlungen scheinen hier gleichzeitig zu sein. Fr. In welchem Verhältnisse erscheinen sie in folgendem Satze: J'ai déjeûné, lorsque mon

frère a eu déjeûné? Antw. Das Frühstück meines Bruders wird hier als etwas früher Vollendetes bezeichnet. Doch ist der Gebrauch dieser Zeit selten. Fr. Kommt nicht auch zuweilen ein zusammengesetztes Conditionnel passé oder Conditionnel surcomposé vor, und wann wird es gebraucht? Antw. Ja, diese Zeit kommt jedoch äusserst selten vor. Es wird gebraucht, wenn man zu verstehen geben will, dass eine Sache in der vergangenen Zeit, und zwar früher noch, als ein zugleich angeführter ebenfalls längst vergangener Umstand geschehen sein würde, und ganz vollendet gewesen wäre, wenn eine gewisse Bedingung stattgehabt hätte oder nicht stattgehabt hätte; z. B. J'aurais eu dîné oder j'eusse eu dîné avant midi, si l'on ne fût pas venu me déranger. — Nous eussions eu fait ce chemin avant vous, si les relais avaient été prêts. Fr. Wie erscheinen die Handlungen dieser Sätze, wenn eu weggelassen wird? Antw. Die Vollendung oder das gänzliche Vorübersein würde weniger bestimmt bezeichnet."

Die „Franz. Sprachlehre" von Abbé Mozin (11. Aufl. 1840) verbreitet sich ebenfalls eingehender über unseren Gegenstand. P. 344, 4: „On fait aussi quelquefois usage d'un indéfini composé; etc.: S'il a eu écrit ou fini sa lettre avant une heure, il arrivera bientôt. Dès que j'ai eu terminé cette affaire, je suis allé porter ma lettre à la poste. Bien des fois j'ai eu soupé avant vous, et peut-être plus souvent que vous n'avez eu dîné avant moi." P. 346, 372: „Il y a aussi un antérieur indéfini, pour marquer des choses faites avant d'autres, mais dans un temps qui n'est pas marqué, ou qui n'est pas encore entièrement écoulé; ou l'emploie alors à la place de l'antérieur défini, dont on ne peut faire usage, le temps n'étant pas passé; comme: Si j'avais eu fini ma lettre avant midi, je me serais rendu à . . ." Unter Nr. 373 meint Mozin, statt: Lorsque j'eus écrit ma lettre, je reçus la vôtre könne man sagen j'ai eu écrit . . . j'ai reçu . . . Dès que j'ai eu fini . . . ma lettre, je suis parti." P. 348, 3: „On emploie aussi quelquefois un futur passé composé, etc.: Il aura eu fini avant moi, c'est pourquoi il est arrivé sitôt. Dès qu'il aura eu terminé ces affaires, il sera parti pour H." Merkwürdig ist hier jedenfalls nicht nur die volle Anerkennung der doppelten Umschreibungen, sondern auch die Hindeutung auf einen bedingt nothwendigen Gebrauch derselben.

Boniface sagt in seiner schon erwähnten „Grammaire" (1854),

p. 36 (b): „On dit aussi, mais très-rarement, j'ai eu écrit, comme dans je suis parti ce matin, dès que j'ai eu écrit, c'est alors un Passé antérieur indéfini.“ Ferner p. 40, 184: „Il y a encore plusieurs temps appelés surcomposés: j'aurais eu écrit, que j'aie eu écrit, que j'eusse eu écrit. Comme l'emploi en est très-rare, je ne les ai point compris dans ce tableau . . .“

Von dem bekannten Buch Noël's und Chapsal's ist mir keine Originalausgabe zur Hand; in der von P. Parvez unter dem Titel „Nowa Grammatyka Francuzka“ herausgegebenen französisch-polnischen Bearbeitung desselben (5. Aufl., Warschau 1859) heisst es p. 356, *550. — Remarque: „Pour faire entendre, que l'action aurait été faite dans un temps, et qu'elle aurait été passée à l'égard de ce temps passé, moyennant certaines conditions, on surcompose le conditionnel passé: J'aurais eu dîné, si l'on ne m'en avait pas empêché. La même remarque est applicable au plusqueparfait et au futur antérieur: Si j'avais eu dîné, je ne me serais pas fait attendre; il sera sorti dès qu'il aura eu fini sa lettre.“ Die polnische Uebersetzung giebt das wörtlich wieder, setzt aber dem dans un temps das dem Sinne nach genauere w pewnym czasie (zu einer bestimmten Zeit) gegenüber. Sonderbarer Weise wird hier gerade die sonst als höchst selten bezeichnete Doppelperiphrase des „Conditionnel“ am meisten betont.

In der namentlich syntaktisch sehr tüchtigen Grammatik von O. Hölder lesen wir p. 459, Zus. 2, Anm: „Beim Adverbialsatze der Zeit kommt auch das doppelt zusammengesetzte Perfect vor, als ein einer vollendeten Thätigkeit Vorangegangenes und selbst Vollendetes. Ist diese vollendete Thätigkeit ein Bedingtes, so kann ein doppelt zusammengesetztes Conditionale stehen. Uebrigens ist dieses Alles sehr selten.“ Dankenswerth sind die hierzu gegebenen Beispiele: Quand le temps a été venu que la puissance romaine devait tomber . . . Rome, devenue la proie des barbares, a conservé par la religion son ancienne majesté. Boss. Quand M. Fouquet a eu cessé de parler, M. Pussort s'est levé impétueusement. Sévig. Mais quand il a été parti, elle en a conçu une telle douleur etc. Mad. de Staël. L'arrêt sera exécuté aujourd'hui en place de Grève, a-t-il ajouté, quand il a eu terminé. V. Hugo. Lorsqu'il aurait eu dit: Le roi de France et trois cent mille citoyens furent égorgés, fusillés, noyés . . . quels mots aurait-il mis au dessous de pareilles choses? Id.

Der Herausgeber der 43. Aufl. der Machat'schen „Sprachlehre“ (Wien, Lechner 1874), Prof. Georg Legat, spricht sich p. 140 über diesen Punkt aus. Er führt zunächst ein Passé antérieur indéfini ou surcomposé an und conjugirt es durch: j'ai eu parlé etc. Dann fährt er fort: „In mehreren Gelegenheiten muss diese Zeit angewendet werden, um genauer den Gedanken auszudrücken, z. B. er hat nach dem Essen die Gesellschaft verlassen, il a quitté la compagnie après avoir dîné, sagt nicht so viel als: il a quitté la compagnie dès qu'il a eu dîné . . . . oder: il est sorti ce matin, quand il a achevé sa lettre . . . und il est sorti ce matin, quand il a eu achevé sa lettre . . . Der Unterschied zwischen dem passé défini und passé indéfini ist der nämliche wie zwischen dem passé antérieur défini und passé antérieur indéfini: ersteres deutet eine vor einer anderen geschehene Handlung zu einer Zeit, die ganz verflossen ist, letzteres aber eine vor einer anderen geschehene Handlung zu einer Zeit, die nicht ganz verflossen ist. Weiter werden erwähnt: plus-que-parfait sur-composé (si j'avais eu plus tôt dîné, j'aurais été vous voir), futur passé sur-composé (il sera sorti, dès qu'il aura eu achevé sa lettre) und conditionnel passé sur-composé (j'aurais eu achevé avant vous, si je n'avais pas été interrompu). Zum Schluss folgt die Bemerkung: „Man pflegt nicht diese Zeiten in die Conjugationen zu nehmen, und die davon gemachte Erwähnung ist hinlänglich, weil diese Zeiten (die oben angegebenen Fälle ausgenommen) seltener gebraucht werden, und an deren Statt das Wort après mit dem passé de l'infinitif angewendet wird . . .“

Es ist Zeit auch einige hervorragende Wörterbücher über diese sprachliche Besonderheit zu vernehmen. Im „Dictionnaire“ der Akademie (1835) findet sich eine hierher gehörige Aeusserung bei avoir als Hülfsverbum: „On dit de même: Dès que j'ai eu fini. Sans lui, j'aurais eu dîné de meilleure heure. Mais ces phrases et leurs analogues sont beaucoup moins usitées.“

Nap. Landais (Diction., 9. Aufl. 1847) sagt: „. . . temps surcomposé, celui dans lequel on emploie deux fois l'auxiliaire avoir: je suis sorti dès que j'ai eu fait.

Mozin in der von Peschier besorgten Ausgabe von 1856 sagt dasselbe mit den Beispielen: dès que j'ai eu dîné — j'aurais eu fait plus tôt.

Littré, der sonst nirgends seinen Tadel ihm missliebiger Spracherscheinungen zurückhält, berichtet einfach unter Surcomposé: „1) Terme de grammaire. Temps surcomposé, ou, substantivement, un surcomposé, temps d'un verbe où l'auxiliaire avoir est employé deux fois, exemple: J'avais beaucoup d'affaires; quand je les ai eu terminés..."

Sachs endlich bringt unter demselben Art. das Beispiel: il aurait eu mangé cela, er hätte das aufgegessen gehabt.

In Anbetracht dieser „Wolke von Zeugen" ist es nicht zu verwundern, dass selbst Grammatiker von dem wissenschaftlichen Ernst eines Mätzner und Diez die „überzähligen Zeitformen" nicht ignoriren zu dürfen glaubten. Ersterer erwähnt ihrer Gramm. p. 332, 107 und fügt bei: „Man gebraucht sie, wo eine vollendete Thätigkeit eine andere in derselben Zeitsphäre bereits vollendete zur zeitlichen Voraussetzung haben soll ... So sinnfällig ähnliche Ausdrucksweisen sind, so werden sie doch von der gebildeten Sprache vermieden, welche die Stufenfolge der vollendeten Thätigkeiten auf gefälligere Weise durch minder schleppende Verbalformen zu bezeichnen sucht." — Letzterer schreibt (Gramm. d. rom. Spr., 3. Thl., 4. Aufl., p. 283, 8): „Ausser diesen Zeitformen stellt die franz. Grammatik für das Activ noch ein parfait, plusqueparfait und futur surcomposé auf: j'ai eu aimé, j'avais eu aimé und j'aurai eu aimé, welche die Vergangenheit noch ausdrücklicher auszusprechen bestimmt sind; indessen bedient man sich dieser übertriebenen Periphrasen nur selten."

Wir glauben uns nun zu nachstehenden Schlussfolgerungen berechtigt:

1) Das Französische weist unzweifelhaft hyperperiphrastische Zeitformen auf. Diese Thatsache ist so vielfach bezeugt, dass eine ausführliche Grammatik sie nicht übergehen, geschweige bestreiten könnte.

2) Nicht alle theoretischen Zeugen dieser Thatsache stimmen in der Zahl der hyperp. Temp. überein, Alles in Allem aber finden wir erwähnt: Parfait (Antérieur) indéfini, Plusqueparfait (diese beiden auch im Conjunct.), Futur passé und Conditionnel passé surcomposé.

3) Alle Grammatiker stimmen darin überein, dass diese doppelten Periphrasen von seltenem Gebrauche sind.

4) Von einer stricten Nothwendigkeit, in irgend einem Fall ein hyperper. Tempus anzuwenden, kann keine Rede sein. Die theilweise gegentheilige Meinung von Mozin und Legat ist als vereinzelt und un-

begründet zurückzuweisen. Das Vollendetsein der einer vergangenen Thätigkeit vorausgegangenen Handlung wird genügend bezeichnet durch das 1. u. 2. Plusquamperf. (Antérieur, durch dieses gleichzeitig der unmittelbare Zusammenhang mit der folgenden Thätigkeit) oder, bei gleichem Subject, durch après mit dem Infinitiv. Das angezogene Beispiel: J'ai déjeuné, lorsque mon frère a déjeuné, scheint uns ganz incorrect und höchstens als grobe Nachlässigkeit der Umgangssprache möglich zu sein. Denn soll die Gleichzeitigkeit ausgedrückt werden, so muss es heissen: je déjeunais, lorsque mon frère déjeunait; ist aber das Frühstück des Bruders vorangegangen: j'ai déjeuné, lorsque mon frère avait déjeûné oder lorsque m. f. eut déjeuné etc., wodurch die Vollendung des ersten Frühstücks in derselben Zeitsphäre hinlänglich verständlich gemacht ist. Aehnliches gilt von den bei Mozin aufgestellten Exempelsätzen.

5) Zwar sagt keiner der mir bekannten eingeborenen Grammatiker ausdrücklich, dass die temps surc. mehr der Sprache des täglichen Lebens angehören, allein der Umstand, dass die meisten der von ihnen gebrachten Beispiele offenbar „exemples de fabrique" sind, lässt entnehmen, dass die Schriftsprache deren in sehr geringer Zahl bietet, während andererseits der Inhalt dieser Beispiele darauf hindeutet, dass diese Ausdrucksweisen im gewöhnlichen Leben nicht unbekannt sind.

6) Trotzdem kann man nicht sagen, dass die hyperper. Temp. der „gebildeten" Sprache ganz fremd sind; die angeführten, wenn auch sehr vereinzelten Stellen aus anerkannten Schriftstellern älterer und neuerer Zeit sprechen gegen eine solche apodiktische Behauptung.

7) Es lässt sich nicht leugnen, dass diese doppelten Umschreibungen sehr augenfällig und drastisch die gänzliche Vollendung einer Thätigkeit vor einer anderen bezeichnen; sie sind so recht Producte volksthümlicher Anschaulichkeit und bekunden das Bedürfniss und die Sucht der vulgären Sprache nach möglichst weitgehendem analytischen Ausdruck. Merkwürdig bleibt es immerhin, dass unter allen romanischen Idiomen allein das Franz. solche Formen zu Tage gefördert hat. Was das Deutsche betrifft, so weiss man, wie leicht dem Manne aus dem Volke dergleichen Wendungen in den Mund kommen, wie leicht z. B. ein Schüler sagt: „Ich habe meine Aufgabe schon gemacht gehabt" etc.

8) Mit Recht schliessen alle Grammatiker die hyperper. Temp. von dem Conjugationsschema aus, denn sie sind nichts als gelegentliche syntaktische Behelfe.

9) Eine Schulgrammatik braucht ihrer nicht zu gedenken. Sollte bei der Schullectüre einmal eine solche Wendung vorkommen, so lässt sie sich leicht erklären.

III.

Spadassin.

In „Histoire de la Révolution française" von Thiers (Bruxelles 1845) findet sich p. 7—8 folgende Stelle: „Ces peuples, que les Romains nommaient Galli, et qui se donnaient à eux-mêmes le nom de Celtes, étaient, pour la plupart, gouvernés aristocratiquement. Les chefs militaires et les spadassins formaient ce que, dans nos langues, nous désignons par le mot noblesse: ils avaient les richesses et le pouvoir; il ne restait à la multitude que l'esclavage ou la misère. La Gaule était une sorte de confédération; chaque peuple était gouverné par un richs ou roi élu par les militaires ou nobles."

In der Zeit zwischen Karl VIII. und Catharina von Medicis war in Folge des starken theils freundlichen, theils feindlichen Verkehrs mit Italien und Italienern eine Fluth italienischer Wörter, namentlich aus dem Gebiete der Hofetiquette, des Waffenhandwerks und der Kunst, ins Franz. eingedrungen. Dazu gehört auch spadassin, gebildet aus spadaccino, wie fantassin aus fantaccino. Spadaccino stellt sich der Form nach als Deminutiv von spada dar, wird aber in dieser Bedeutung weit weniger gebraucht denn als „voce schezevole, ein Schläger, Raufbold, Renommist" (Valentini) oder nach dem „Vocabolario della lingua parlata" von Rigutini und Fanfani (Ediz. emendata, Firenze 1875): „Chi giuoca di spada."

Welche Bedeutungen hat nun das franz. spadassin? Was heisst es in obiger Stelle von Thiers? Die franz. Lexika werden uns wohl Auskunft geben! Landais sagt, es bedeute bretteur, traineur d'épée. — Schuster und Régnier haben: Schläger, Raufer, Raufbold, Duellant. Sachs: 1) Raufbold, Schläger. 2) Gedungener Mörder. Mozin und Péschier bringen auch nichts Anderes. Wir nehmen endlich unsere Zuflucht zum Heros der franz. Lexikographen, Littré, und finden dort bei Spadassin: 1) Bretteur, ferrailleur (mit zwei Belegen aus Lesage und Rousseau). 2) Assassin gagé (mit Beispiel aus Alfr. de Musset). Die von demselben unter der Rubrik „Historique" angeführten Stellen aus dem 16. Jahrh. lassen ebenfalls keine andere Deutung zu als: geschickter,

passionirter Fechter, gedungener Mörder (Bravo). Von letzterer Bedeutung als einer secundären abgesehen, bliebe uns also für die Uebersetzung der citirten Stelle nur übrig: „Die Kriegsobersten und die Raufbolde bildeten (bei den Galliern) das, was wir den Adel nennen“ etc. Jeder verständige nnd mit den Einrichtungen der alten Gallier einigermassen vertraute Leser wird natürlich eine solche Uebersetzung zurückweisen. Denn wenn auch die Kampflust der Kelten noch so gross war, wenn auch aus Mangel an äusseren Feinden häufig Privatfehden und namentlich Zweikämpfe stattfanden, so wird es doch niemand als eine gallische Staatsinstitution hinstellen wollen, dass gerade die Raufer berufen waren, den Adel zu bilden, Reichthum und Macht zu besitzen und mit den Königen die Gewalt zu theilen. Der Zusammenhang lehrt vielmehr Folgendes: Gallien bildete einen Staatenbund (la Gaule était une sorte de confédération). Die Einzelstaaten hatten aristokratische Regierungsform (ces peuples . . . étaient, pour la plupart, gouvernés aristocratiquement). Die Aristokratie (noblesse) bestand aus den Heerführern (chefs militaires) und den spadassins. Diese (les chefs militaires et les spadassins) waren die durch Macht und Reichthum herrschende Classe (ils avaient les richesses et le pouvoir). Von ihnen (und wohl aus ihrer Mitte) wurde der König erwählt (chaque peuple était gouverné par un richs ou roi élu par les militaires ou nobles). Während in diesem letzten Satze die militaires den nobles gleichgesetzt werden, finden wir oben die spadassins zur noblesse gerechnet. Ist nun militaires = nobles, spadassins ebenfalls = nobles (ausgedrückt durch das Collectivum noblesse), so folgt mit logischer und mathematischer Sicherheit, dass auch spadassins = militaires, d. h. die spadassins waren den edlen Geschlechtern entsprossene Krieger, der Kriegsadel (gleichsam die Kriegerkaste) der Nation, unterstehend den eigens hervorgehobenen chefs militaires, den meist fürstlichen Geschlechtern entnommenen Kriegsobersten oder Feldhauptleuten. In der That lauten die alten Berichte dahin, dass Freie, Krieger (zu Pferd) und Adelige bei den Galliern identisch waren und dass der Adel in einen hohen und niederen zerfiel. Ihre Hauptwaffe waren kupferne Schlachtschwerter, daher spadassins = gladiferi. Die unfreie Plebs stellte Fussoldaten. Das ganze Verhältniss ist mit treffender Kürze dargestellt in dem „Dizionario enciclopedico“ von Anton. Bazzarini (Venezia, co' tipi di Francesco Andreola, 1831, V. III., „Galli“): „Quanto al governo, fu

aristocratico; ed il popolo era diviso in tre classi: i Druidi, sacerdoti e legislatori, i cavalieri che guidavano, ed il popolo, ch'era guidato, nelle belliche imprese, quasi sola loro occupazione.“ Unsere Wiedergabe der angezogenen Stelle wird demnach lauten: „Die Kriegsobersten und die schwertbewaffneten Freien bildeten das, was wir in unseren Sprachen als Adel bezeichnen“ etc. — und wir meinen, die neuen Auflagen vollständigerer Wörterbücher müssten bei spadassin, mit Rücksicht auf Thiers, noch die Bedeutung enthalten: (schwertbewaffneter) Kriegsadel der Gallier.

Das einzige franz. Wörterbuch, welches wenigstens eine leise Andeutung des hier Richtigen enthält, ist meines Wissens der „Dictionnaire universel des sciences etc.“ von M.-N. Bouillet (6. Aufl., Paris, Hachette 1862), wo es heisst: „Spadassin . . nom qu'on donnait autrefois aux soldats, et, par suite, aux ferrailleurs, à ceux qui ne respirent que duels.“ — Uebrigens erinnert spadassin in dem von Thiers hineingelegten Sinn lebhaft an das mittellateinische spatharius, wie es z. B. im 2. Buch der Dialoge des h. Gregor. M. (Vita S. Benedicti), c. 14 („De simulatione regis Totilæ deprehensa“) vorkommt: „Quidam vero ejus (Totilæ) spatharius Riggo dicebatur, cui calceamenta sua præbuit, eumque indui vestibus regalibus fecit . . . In cujus obsequio tres . . . comites misit: . . . cui alia quoque obsequia atque spatharios præbuit, ut tam ex eisdem obsequiis, quam ex purpureis vestibus rex putaretur.“

IV.

Préoccupation.

Die bekannte juridische Bedeutung des Wortes kommt hier nicht in Betracht. In der psychologischen Sphäre legt Littré dem Worte zwei Bedeutungen bei: „État d'une personne dont l'esprit est tout entier occupé d'une opinion préconçue. État d'un esprit trop occupé d'un objet pour faire attention à un autre.“ — Landais giebt blos die zweite der genannten Bedeutungen (wörtlich wie Littré) und beschreibt dann diesen état d'esprit, im Vergleich zu prévention und prejugé näher: „La préoccupation est l'état d'un esprit si plein, si possédé de certaines idées, qu'il ne peut plus en entendre ou en concevoir de contraires. . . . La préoccupation ôte la liberté de l'esprit; elle l'absorbe. . . . La préoccupation rend sourd et intraitable. . . . La préoccupation

naît de quelque impression vive et profonde qui remplit de son objet la capacité de l'esprit, et captive la pensée.“ Daraus ergeben sich etwa folgende deutsche Bedeutungen: Vorurtheil, Voreingenommenheit, Befangenheit, Zerstreutheit (besonders mit Rücksicht auf die von Littré gewählten Beispiele: „J'ai cru de loin voir toute à l'heure la marquise ici, et dans ma préoccupation, je vous ai prise pour elle. — Ils ne remarquèrent ni la préoccupation ni la sombre mélancolie de la malheureuse amie“). Wirklich heisst es bei Sachs: „1) vorgefasste Meinung, Vorurtheil. 2) Befangen-, Zerstreutheit, Besorgniss.“ — Versuchen wir nun zunächst mittelst dieser Aufschlüsse der Koryphäen der franz. Lexikographie drei Stellen aus Demogeot's „Histoires de la littérature française au moyen âge“ sinngetreu zu übersetzen. Ch. 7. (Premier cycle épique) 2: „Images fidèles de la société qui les a produites, ou plutôt voix spontanées d'un peuple, elles (les Chansons de Geste) expriment sa pensée intime, sa constante préoccupation, la guerre sainte.“ Indem wir die Ausdrücke „Vorurtheil, Zerstreutheit, Besorgniss“ von vorn herein ablehnen müssen, bliebe etwa noch „Befangenheit“ in Frage. Aber wer fühlt nicht ebenso die Geschmacklosigkeit als innere Unwahrheit folgender Uebersetzung: „Als treue Abbilder der Gesellschaft, die sie hervorgebracht, oder vielmehr als ungekünstelte Stimmen des Volkes drücken sie dessen innersten Gedanken, seine beständige Befangenheit, den heiligen Krieg aus“? Oder waren die christl. Völker vom 11.—13. Jahrh. dermassen mit den Kreuzzügen beschäftigt, dass sie auf alles Andere absolut vergassen? dass sie durch nichts davon abgezogen werden konnten? wurden nicht öfter trotz der Noth des h. Landes Kreuzzüge verschoben oder ganz unterlassen wegen heimischer Bedrängnisse oder auch unter mehr weniger nichtigen Vorwänden? Raubten die Kreuzzüge den Völkern die Geistesfreiheit u. s. w.? Wenn aber dies Alles nicht stimmt und „Befangenheit“ uns keinen adäquaten Sinn giebt, so müssen wir uns eben um einen passenderen Ausdruck umsehen. Wir meinen, der Zusammenhang und vorzüglich die Parallelisirung mit pensée intime führt von selbst dazu, préoccupation an unserer Stelle als „geistige Lieblingsbeschäftigung, Hauptgegenstand des Sinnens und Trachtens“ aufzufassen. Diese Auffassung finden wir erfreulicher Weise bestätigt im Wörterbuch von Schuster-Régnier (aber auch nur in diesem), wo an erster Stelle angegeben ist: „das vorherrschende, überwiegende Beschäftigtsein des

Geistes mit einem Gegenstande; Sinnen, unablässiges, stetes Denken an etwas oder Trachten nach etwas." Während demnach die übrigen Lexika nur ungünstige Interpretationen des Wortes zulassen, ist es den Verfassern des letztgenannten (vor Littré und Sachs erschienenen) Wörterbuchs nicht entgangen, dass viele Stellen nur eine günstige Auslegung gestatten. Wenn von Jemandem gesagt wird: l'étude — l'accomplissement de ses devoirs — la pratique de la charité — le dévouement à la patrie est sa (seule, constante) préoccupation, so sind dies ebenso viele hohe Lobsprüche, und es widerspräche dem gesunden Hausverstand, hier an „Vorurtheil, Befangenheit" u. dgl. zu denken.

Demog. ib.: „Les préoccupations ecclésiastiques de l'auteur (de la chronique attribuée à Turpin) se révèlent dans le but qu'il assigne à l'expédition de Charlemagne. . . . Elles se trahissent aussi dans la recommandation indirecte qu'il adresse aux princes de bâtir de nombreuses églises et de doter richement les monastères. . . ." Hier ist allerdings die Verdeutschung „Standesvorurtheile, beschränkte Ansichten, einseitiger Standpunkt" am Platze.

Id. ib. Ch. 8 (second cycle épique): „La préoccupation littéraire, le désir de briller l'entraine dans la recherche et le bel esprit. . . ." Etwa: literarisches Hauptstreben. Vor uns liegt das Schriftchen: „Solesmes et Dom Guéranger par le R. P. Dom Alphonse Guépin. Le Mans. Imprimerie Edmond Monnoyer 1876." In dieser Biographie des Wiederherstellers des Benedictinerordens in Frankreich lesen wir p. 182: „Recueillir les enseignements du Père (D. Guéranger), ne s'écarter en rien de la ligne qu'il a tracée, telle est la constante préoccupation de la famille monastique et surtout du chef qui la guide." Es ist evident, dass der Verf. das Bestreben der Mönche, der Lehre und dem Beispiel ihres verstorbenen Stifters treu zu bleiben, nicht als eine geistige Beschränktheit, Voreingenommenheit u. dgl. hinstellen will.

Die Nothwendigkeit einer entsprechenden Ergänzung der meisten Lexika in dieser Hinsicht kann wohl kaum in Abrede gestellt werden.

V.

Mamelon.

Es handelt sich hierbei um einen Beleg mehr für die Mangelhaftigkeit vieler Schulwörterbücher. Ich las mit den Schülern

„Histoire de la première croisade“ von J. F. Michaud (Göbel'sche Ausg., Münster, Theissing 1873). Daselbst (ch. 10, p. 117) heisst es: „Les murailles d'Antioche renfermaient, du côté du midi, quatre mamelons de montagnes; les mamelons dominent à une grande hauteur l'enceinte de la cité.“ Für einen Kenner des Franz. kann natürlich die Stelle keinen Zweifel bieten; im schlimmsten Fall schlägt er ein grösseres Wörterbuch nach. Aber die Schüler?! Sie wussten sämmtlich mit mamelons nichts anzufangen und erklärten fast zagend, sie hätten in ihren Dictionarien nur eine Bedeutung gefunden, die ganz und gar nicht passe. In der That enthalten mehrere bei diesem Anlass von mir consultirte Wörterbücher keine für die angezogene Stelle brauchbare Bedeutung. Und doch ist Michaud gewiss ein gelesener Schriftsteller, ein Schriftsteller der Neuzeit, ein Schriftsteller, der zur Schullectüre verwendet wird und gerade der erste Kreuzzug wird hierbei besonders bevorzugt! Brauchbarer in diesem Falle ist z. B. Thibaut und das Taschenwörterbuch von Köhler (1879), welches die Angabe „runder Hügel“ enthält. Kein Schulwörterbuch sollte hinter dem „Petit Dictionnaire de la Langue franç. abrégé du diction. de E. Littré . . . par A. Beaujean . . . Paris, Hachette 1877“ (welches überhaupt als Muster eines Schulwörterbuchs gelten kann) zurückbleiben, das für mamelon als zweite Bedeutung bringt: „Éminence arrondie de terrain.“

La vie de Tobie

de Guillaume le Clerc de Normandie.

Nach der Pariser und Oxforder Hs. herausgegeben und mit einer Einleitung versehen

von

Robert Reinsch.

Am besten erhalten, wiewohl nicht ganz vollständig, ist die Tobiade des Guillaume le Clerc in der Pariser Hs. 19525 fol. 129–141 (vgl. E. Martin, Le Besant de Dieu. Halle 1869. Einleitung No. 20), während die dem 14. Jahrhundert angehörige und von Coxe, Catalogus codicum mss. qui in collegiis aulisque Oxoniensibus hodie adservantur, Oxonii 1852, II Coll. Jesu p. 10 beschriebene Hs. des Jesus College No. XXIX fol. 195b (nach neuerer Zählung 268b) bis fol. 198 oder 271 nur den Anfang enthält. Eine dritte, abweichende Hs. befindet sich, wenn E. Stengel's Angabe im Cod. Digby 86 p. 52 richtig ist, in Cod. Rawl. Misc. 534 zu Oxford. Nicht ohne Interesse ist eine Vergleichung der interessanten Dichtung Guillaume's mit dem Buche Tobiä und der weitschweifigen lateinischen Quelle, welche im 15. Band der Histoire littéraire de la France analysirt und zuletzt von Migne, Patrologiae cursus completus Band 205 p. 927—980 (– Ceillier, Histoire des auteurs sacrés Band 14 p. 823 giebt fälschlich Band 105 an —) sowie von Müldener, Matthaei Vindocinensis Tobias. Ad fidem librorum mss. et impressorum recensuit, Gottingae 1855 herausgegeben worden ist; doch genügen beide Ausgaben strengeren Anforderungen nicht; so findet sich unter anderen eine bessere Hs. des lateinischen Tobias zu Paris, Ms. lat. 15157. Die französische Nachdichtung, welche auf Bitten des Guillaume, Priors der Marienkirche zu Kenilworth (en Ardene?) geschrieben worden ist, hat

durch Guillaume le Clerc eine so gewandte Behandlung erfahren, dass das pikante Gedicht zu den Originalwerken gezählt werden kann; an einzelnen Stellen weiss der Leser nicht, ob er über die Leichtgläubigkeit des Dichters lachen oder dessen Naivetät bewundern soll. Nicht mit in der lateinischen Vorlage fand der Dichter den die Einleitung bildenden ersten Theil, in welchem Psalm 84 V. 11' der Vulgata: „Misericordia et veritas obviaverunt sibi; justitia et pax osculatae sunt" in dramatischer Form behandelt ist; ohne Zweifel war hier Robert Grosseteste Quelle. Wie beliebt dieser Stoff im Mittelalter gewesen, geht schon daraus hervor, dass wir bis in die nachmittelalterliche Zeit dramatische Gedichte von den vier Schwestern Misericordia, Veritas, Justitia, Pax erhalten finden. Von französischen Bearbeitungen sind hier die folgenden zu nennen. Nach Fr. Michel, Rapports à M. le ministre de l'Instruction publique, Paris 1838 p. 12 enthält die dem 12. Jahrhundert zugewiesene Hs. L des Corpus Christi College zu Cambridge L'estorie des .iiii. sœurs. Vgl. Stengel, Cod. Digby 86 p. 52. Am meisten gerühmt wird von den Literarhistorikern das in Ms. Arundel 292 (13. Jhdt.) des B. M. zu London fol. 25—30b enthaltene sog. Myster oder besser: allegorische Gedicht von den vier Schwestern. Der Abbé de la Rue, Essais historiques sur les Bardes, Caen 1834, II p. 279—280 spricht von demselben, ohne eine Hs. zu nennen und sagt zuletzt: „Mais je crois, que c'est un épisode, qu'on trouve déjà dans le premier ouvrage (i. e. Vie de Tobie) et u e le poète aura retouché particulièrement." An einer anderen Stelle, Essais III p. 8 nennt derselbe die Hs. Arundel 292 und theilt im Widerspruch mit sich selbst genanntes Werk Étienne de Langton zu, gleichwie er an einer Stelle der Essais II p. 127—128 ein Gedicht von der Passion in derselben Hs. Evrard de Kirkham und III p. 11 Étienne de Langton zuschreibt. Auch Roquefort, De l'état de la poésie françoise dans les XII. et XIII. siècles, Paris 1815, p. 267 theilt Langton das „theologische Drama" zu und bemerkt: „il faut convenir, qu'il l'a conduit avec plus de goût et de délicatesse, qu'on n'en trouve dans ses contemporains." A. Jubinal, Mystères inédits du 15. siècle, Paris 1837, I p. XV nimmt als Verfasser des allegorischen Dramas das Doppelwesen Guillaume Herman an, als dessen Lebenszeit er 1127—1170 angiebt, eine Angabe, die ganz aus der Luft gegriffen ist, jedoch von W. Marriott, A Collection of English Miracle Plays or Mysteries, Basel, Paris 1838, p. XLVI und von J. Klein, Geschichte des englischen Dramas, Leipzig, Weigel 1876, I p. 313 blind nachgesprochen wird. Auch Dinaux's Angabe, dass der Mönch von Valenciennes, Herman, das Verdienst der Erfindung dieses débat habe, ist, wie schon gezeigt, unrichtig; ganz und gar unrichtig aber ist, wenn die Herausgeber der Histoire littéraire de la France t. 18 p. 831 mit Bezug auf den Anfang des Tobiaslebens sagen: „C'est en partie une traduction du texte de la Bible; mais le poète y a mêlé des allégories." Fr. Michel, Libri psalmorum versio antiqua gallica, Oxonii 1860, p. XXI spricht sich ebenfalls entschieden für Stephan de Langton als Verfasser des in der Hs. Arundel 292 enthaltenen Stückes aus, welches von ihm selbst a. a. O. im Anhang p. 364—368 nach der Hs. herausgegeben worden ist; doch ist ihm die Cambridger den lateinischen

Text mit enthaltende Hs. Kk. IV. 20 fol. 56 fg. unbekannt. Vgl. Catalogue of the mss. III p. 667. J. Brakelmann in Zacher's Zeitschrift für deutsche Philologie III p. 213 verfällt in denselben Fehler, wenn er das Stück Stephan Langton zuweist. Derselben Ansicht huldigt J. Klein, Geschichte des italienischen Dramas, Leipzig 1866, I p. 107. In Wirklichkeit ist jedoch niemand anders als Guillaume le Clerc Verfasser des (in der Arundel Hs. enthaltenen) in Rede stehenden Stückes, wie aus dem Folgenden mit völliger Sicherheit hervorgeht.

Guillaume's Autorschaft für das Gedicht in der Arundel Hs. des British Museum zu London ergiebt sich nicht nur aus den Reimen, sondern noch mehr aus der wörtlichen Uebereinstimmung ganzer Verse und Abschnitte mit dem ersten Theile der Tobiade. So ist

Ms.	Arundel 292	V.	25—28	=	Tob.	51—54.
„	„	„	29—92	=	„	57—120.
„	„	„	93—116	=	„	125—148.
„	„	„	117—128	=	„	151—162.
„	„	„	131—132	=	„	163—164.
„	„	„	134	=	„	166.
„	„	„	137—168	=	„	175—206.
„	„	„	172—178	=	„	210—216.
„	„	„	180—210	=	„	218—248.
„	„	„	211—216	=	„	251—256.
„	„	„	221—230	=	„	257—266.
„	„	„	231—238	=	„	269—276.
„	„	„	239—242	=	„	279—282.
„	„	„	243—291	=	„	287—335.

Da dies Werk zu so viel Irrthümern und Fehlern Veranlassung gegeben und für die dramatische Literatur nicht unwichtig ist, so war es nöthig, den Verfasser durch eingehenden Beweis ein- für allemal festzustellen. Da sich der Dichter in der Tobiaslegende nicht mit Namen nennt, so ist es nöthig, seine Autorschaft auch für dies Werk zu erweisen. Nicht nur die Reime stimmen zu den übrigen Werken des Dichters, sondern auch stilistische Eigenschaften wie die Häufung synonymer Ausdrücke, so V. 347 povres e bosoignos, 618 querre e cerchier, 670, 675 sain e sauf, 897 fait e acompli, 1038 tristes e dolenz, 1358 aprist e enseigna, ferner die kurzen Zwischensätze, so V. 713 ceo m'est vis, 769 ceo crei, 816 ceo cruit, 876 ne dotez mie, 1063 ceo est la some finden sich in den übrigen Werken wieder; ja ganze Verse zeigen mit denen anderer Werke des Dichters fast wörtliche Uebereinstimmung:

Tob.	322	=	Joies N. D.	572.
„	323	=	„	1150.
„	350	=	„	730.

Das an Handlung reiche Tobiasgedicht zerfällt in folgende Theile:

I. Einleitung nebst der Veranlassung zur Entstehung des Werkes auf Bitten des Priors Guillaume von Kenilworth = V. 1—32.



II. V. 33—338. Allegorisches Drama von den vier Schwestern Barmherzigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit, Friede.

III. V. 339—1422. Tobiaslegende und Geschichte der Weiber der beiden Tobien.

Die Schlussverse V. 1423—1426 verrathen sich als unecht. —

Ungenaue Reime enthält die Tobiade nicht; nur graphisch ungenau sind V. 289. 290 aversarie : faire; 779. 780 morurent : conuirent; 1321. 1322 fuisse : beusse. Für die Aussprache beachte V. 923. 924 Egipte : quite; 933. 934 Jacob : clop.

Von anderen Bearbeitungen der allegorischen Stelle des Psalters ist hier noch das Folgende zu bemerken.

Die Stelle in Robert Grosseteste's Chateau d'Amour, welche von den vier Schwestern Barmherzigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit, Friede handelt, beginnt:

Un reis esteit de grant poer,
De bon voler, de grant saver etc.

Das Chateau d'Amour wurde bald in das Englische übertragen, und der Verfasser des Cursor Mundi beruft sich ausdrücklich auf St. Robert's book d. i. Grosseteste's Gedicht. Vgl. Cursor Mundi V. 9517—9752 ed. Morris II p. 549—561 und V p. 1664—1667. Auch in William Langland's Piers Plowman ed. W. W. Skeat, London, Early English Text Society, 1877, II p. 120—239, 453—471, weiter in dem von W. Caxton gedruckten Life of our Lady Lydgate's, sowie in einem schottischen Gedicht des William Dunbar von der Passion Christi, endlich in den Coventry Mysteries kehrt die Parabel von den vier Schwestern wieder. Vgl. Collier, History of the English Dramatic Poetry II p. 176. Französische Bearbeitungen dieses Stoffes finden sich noch ausserdem im Mystère de la Conception, Nativité, Mariage et Annonciation de la benoiste Vierge Marie. Avec la Nativité de Jésus-Christ et son enfance und im Mystère de la Passion ed. G. Paris & G. Raynaud, Paris 1878, p. 25 fg. V. 2072—3368. Dieselben vier Schwestern treten in Feo Belcari's Rappresentazione quando la N. Donna Vergine Maria fu annunziata dell' Angelo Gabriello auf. Vgl. P. E. Giudici, Storia del Teatro in Italia. Milano. Torino 1860, p. 297—310. Ein alter Druck führt den Titel: Le procès, qu'a fait Miséricorde contre Justice pour la Rédemption humaine, lequel démontre le Mystère de l'Annonciation de N. S. J. C. Vgl. J. L. Hoffmann, Liste d'anciens mystères im Bibliophile Belge (1868) III p. 212 fg. Einen anderen Druck mit dem Titel: Procez et appoinctement de la Justice et Miséricorde divine au parquet de Dieu sur la rédemption du genre humain. Composé par M. Pierre Bello, prestre de la ville de Dinant, beschreibt im Bibliophile Belge (1871) VI p. 68—71 J. B. Douret, Impression namuroise du 17. siècle. Vgl. auch Heinzel, Excurs über den Mythus von den vier Töchtern Gottes. Zs. für deut. Alterthum Band 17 p. 43—51; und W. Scherer, Die vier Töchter Gottes; ebenda 21 p. 414—416. —

Die Herausgeber der Histoire littéraire de la France Band 23 p. 258

bis 259 besprechen ein Gedicht, das sich betitelt: C'est li dis des quatre sereurs, fertigen jedoch dasselbe, um sich nicht lange dabei aufhalten zu müssen, etwas kühl ab, indem sie es „une espèce de prédication aussi froide que diffuse“ nennen. Um über das 844 Zeilen enthaltende Ganze ein richtigeres Urtheil zu gewinnen, möge hier eine kurze Mittheilung aus demselben folgen. Es ist verfasst von Richard für eine Gräfin und beginnt auf fol. 1b des im Catalog der Nationalbibliothek zu Paris beschriebenen Manuscrit français 378, älter 6988. 2. 2. (fonds de la Mare 270):

Par un sien saintisme poete,
Le roi David, son bon prophete,
Nous manda Diex couvertement
Ce c'or veons apertement,
Dont il a un vers ou sautier 5
A tesmoing de maistre Gautier,
Qui nous dist, que Misericorde
E Verites orent descorde,
E qu'eles se contraluerent;
Justice et Pais s'entrebaisierent. 10
Ceste parole est mult oscure.
De ceste parole n'ont cure
Cil popelican, cil herite,
Cil en cui dyables abite,
En cui il a pris son ostage 15
Com en son demaine heritage.
Mais pour la tresgentil contesse,
Cui Richars en fist la promesse,
Li plot ceste ouvraigne a enprendre,
Pour faire li ces vers entendre 20
Et pour l'oscurte de la lettre
Descouvrir et en clarte metre,
Se Diex li offre et li consent.
Or œs dont, ce qu'il en sent.
Or escoutez fable et non-fable, 25
Mais vraie chose et veritable.
David, qui parla par la bouche
Dou saint esperit, ici touche
D'un riche roi de grant hautece,
De tel force et de tel richece, 30
Qu'il n'avoit per ne compaignon
N'en tout le mont roi se lui non.
Cil rois quatre filles avoit
Si vaillans, que nus ne savoit
A lor couvine tant entendre, 35
Que de rien les peust reprendre
Si come David nous recorde,
L'ainsnee ot non Misericorde,
Qui tant ert douce et debonaire,
Que nus hon ne li pot tant faire 40
Mal ne vilonnie ne lait,
S'il enquiert merci, qu'il ne l'ait.
Verites a non la seconde etc.

Dann folgt der Streit (tençon, estrif), das Gespräch zwischen Eva und der Schlange und Adam's Vertreibung aus dem Paradiese; dann heisst es fol. 3:

. . . Se je n'ai garant de mon dit,
Dont est ce parole mauvaise,
Je l'ai bon que pape Anestaise,
Qui dist, que la sustance est une
Et as trois personnes commune.
En Dieu entendons unite
Et es personnes trinite.

Endlich noch der Schluss:

. . . Car Verites a encontree
Sans contraire Misericorde,
Et Justise et Pais par acorde 840
Se sont en tel forme baisiees,
K'en lor baisier sont apaisiees
Toutes .iiii. de lor tençon
Et li sers mis a raençon. —
Explicit des .iiii. sereurs. — — —

---

5 Die Hs. hat: ver. 841 baisies. 842 apaisies.

La vie de Tobie.*

Cil qui seme bone semence fol. 129 a.
Ou bone parole comence,
Deit garder, c'est verite fine,
Que sor pere ne sor espine
Ne la get n'en veie batue: 5
Car la serreit ele perdue;
Li home la defolereient,
E li oisel la mengereient.
Qui velt son biau forment semer,
Bone terre deit esgarder, 10
Qui fruit a cent duble li rende.
A Deu pri jeo, qu'il me defende
De semer en tere baraine:
Car mult ennuie a qui enseigne,
Quant cil, qui de s'escole sunt, 15
De sa doctrine rien ne font.
Se jeo vus di chose, ke vaille,
Pur Deu gardez, que ma semaille
Ne chiece en vostre tere envain,
Qu'ele n'i face espi ou grain: 20
Car jeo vus voil tel chose dire,
Qui mult est de bone matire.
Le prior Guillemme me prie
De l'iglise sainte Marie
De Keneilleworthe en Ardene, 25
Qui porta la plus haute pene
De charite, que nule iglise
De tut le realme a devise,
Que jeo li enromanz la vie
De celui, qui out non Tobie, 30
Qui tuz jors garda endreit sei
Les comandemenz de la lei.
Seignors, maint bon prudome fu
Devant la venue Jesu,
Qui mult sainte vie menoent, 35
E qui od damne Deu parloent.
Un des premerains fu Noe,
Qui el deluge fu sauve
Od sa femme e od ses enfanz.
Sempres refu li mondes granz 40
Par ceus, qui garirent en l'arche,
Dont vindrent li treis patriarche
Abraham, Ysaac e Jacob,
Josep e Moyses e Job
E Josue e Ysaie, 45
Li reis David e Jeremie,
Li prophete, qui destinerent
Les choses, qui a venir erent.
Cil furent de mult grant afaire.
Mes ceo esteit trop grant contraire, 50
Que ja nul Deu servi n'eust
Si bien, que ne li esteust
A la fin en enfer decendre
E la demurer e atendre.
Iloec les covint demorer 55
E en cele dulur plurer.
Onques ne furent visite,
Jusque Merci e Verite
Se acontrerent a un jor;
E Justise e Pes sa seror 60
Mult ducement s'entrebeiserent

* Als Ueberschrift steht in der Oxforder Hs.: Ici comence de Tobye; diese und der grosse Anfangsbuchstabe in V. 1 fehlen in der Pariser Hs.

1 ke. 2 v. cumence. 3 deyt. ceo est uerite. 4 ke . sur . espyne. 5 gette ne veye. 6 ka . serreyt. 7 defulereynt. 8 Li oyseus . mangereynt. 9 ki vout sun bel furment. 10 tere deyt. 11 ke frut . ly. 12 pry . ke il. 13 barayne. 14 kar . mut . enuye . ki enseygne. 15 P (= Pariser Hs.) hat: quant cil de sescole. O (= Oxforder Hs.): quant cil ke de sa e. 16 ren . funt. 17 si . vaile. 18 ke . sémayl: das e der Endung ist ausgekratzt. 19 chesce . enveyn. 20 ke ele ne . espy v greyn. 21 kar . uoyl . teu. 22 ke est matyre. 23 li; in P fehlt der Anfangsbuchstabe. P: Guill'me; O: Gwilleyme. 24 de la eglyse . seynte. 25 de Kenylleworþe . Arderne. 26 ki porte . peyne. 27 que . eglyse. 28 del reaume . deuyse. 29 ke . liz . romaunz. 30 celuy . ki . nun . tobye.

31 tut iur . dreyt . sey. 32 commaundemens . ley. 33 seygnurs . meynt. P: prudom. O: prudome. 34 devaunt. 35 ke . mut . seynte . menoyent. 36 ki. O: dampnedeu. P: damenedeu. O: parloyent. 37 premereyns. 38 ki al deluvye. 39 enfaunz. 40 P: fu; O: refu . li munde graunz. 41 ki garyrent. 42 dunt . treys. 43 nenn Silben. 45 Ysaye. 46 rei . Jeremye. 47 ke. P: destinerunt. O: destynerent. 48 ke . avenyr. 49 P: de mult grant afere. O: de graunt afere. 50 esteyt. P: trop grant c.; O: par graunt cuntreyre. 51 ke . servy. 52 ben . keil nestut. P: que ne li estuest. 53 fyn . enfern . descendre. 54 O: antendre. 55 ileok . cuvynt . demurer. 56 ceole dolur. 57 unke. 58 deske . mercy. 59 P: sencontrerent. O: se acuntrerent a vn jur; Ms. Arundel: se entrecuntrerent. 60 E fehlt in O. sorur. 61 Mult fehlt in O; se entrebeyserent; P: sentrebeiserunt; sentrepeiserunt.

E d'un contenz s'entrepeiserent.
E qui or vus savreit retraire,
Dont l'une ert a l'autre contraire?
Bien le devriez escoter 65
E le grant mysterie noter.
Misericorde requereit
Un prison, qui mesfait aveit,
E Verite ne voleit mie,
Que ele fust de ceo oie. 70
Justise en demandot venjance,
E Pes requereit acordance.
Les dous nuseient au prison,
E les dous a sa gareison
Entendeient a lor poeir, fol. 130. 75
Tant qu'il peust pardon aveir.
Totes quatre serors esteient
E un haut prince a pere aveient.
Or dimes, que ceo fu un rei:
Bien le poum dire, ceo crei. 80
Li reis ces quatre filles ot,
Totes quatre mult les amot.
Ore aveit il un suen sergant,
Qu'il aveit fait a son semblant,
E de nient l'aveit estrait. 85
Un comandement li ot fait,
Qui esteit legier a tenir,
E bien li ot dit, que morir
Le covendreit oltreement,
S'il passot le comandement. 90
Ore avint si, qu'il le passa;
E li reis vint, si demanda,
Dont li ert venu tel corage,
Qu'il aveit fait si grant oltrage?
E cil, que se volt escuser, 95
Quida sor son seignor torner
Tot le blasme de son trespas
E respondi ignelepas,
Qu'il li ot done compaignie,
Que li fist fere tel folie. 100
E li reis, qui fu coresciez,
Comanda, que cil fust lanciez
En une jaole parfonde,
La plus fiere de tot le monde.
Misericorde, qui esteit 105
Des filles, que li reis aveit,
La plus duce e la plus amee
E au mien escient l'ainznee,
Vint a la chartre e esgarda
L'ome son pere, qui fu la 110
En tel dolur e en tel peine.
Cele, qui ert de pitie plaine,
Demaintenant sanz retenue
En est devant le rei venue.
Biau pere, fait ele, merci, 115
Tel pitie ai, jeol vus afi,
De cel maleoros dolent,
A pou que li quers ne me fent.
Biau pere, que volez vus faire?
Comandez le de prison traire. 120
Autresi chier com vus m'amez,
Quant vus por fille me clamez,
Comandez, que plus ne languisse
E que de ceste dolur isse.
S'il remaint en ceste misere, 125

---

62 O: se entreapeyserent. 63 ki . ore in PO; sauereyt, P. saureit. O: retreyre. 64 dunt . contreyre. 65 ben . deuez . escuter. 66 graunt . mysterie. 67 requerreyt. 68 prisun . ke mesfet aueyt. 69 voleyt mye. 70 P: quele; O: ke eole; oye. 71 O: demaundout. 72 requerreyt . acordaunce. 73 nuseyent . al prisun. 74 gareysun. 75 O: atendeyent . lur . poer. 76 taunt . ke il pust pardun auer. 77 tute . sorurs . esteyent. 78 aueyent. 79 ore dyums ke . rey. 80 ben . crey. 81 rey . fyilles . out. 82 tute . mut . amout. 83 aueynt . seon sergaunt. 84 ke il aueyt fet a sun semblaunt. 85 neyent . le aueyt estreyt. 86 cummaundement . out fet. 87 ke asteyt leger a tenyr. 88 ben . out dyt ke murir . couendreyt vtreement. 90 si il trespassout . cummandement. 91 P: si quil. O: ke il; trespassa. 92 reys . si le demaunda. 93 dunt . curage. 94 ke il aueyt fet . graunt vtrage.

95 ke . vout. 96 sur . sun . seygnur . turner. 97 tut . blame . sun. 98 e li respundi. P: ignelpas, O: ignelepas. 99 kil . out . dune . cumpagnie. 100 ke. PO: tele. O: folye. 101 rey . ke . curucez. 102 cummaunda ke il . launcez. 103 O: mut parfunde. 104 fere . tut . munde. 105 In P fehlt der grosse Anfangsbuchstabe. O: ke esteyt. 106 vne de fylles ke . rey aueyt. 108 au men aviz. P: le ainznee, O: la eynee. 109 O: charite. 110 le home . sun . ke. 111 teu. PO: tele. O: peyne. 112 ke fu . pyte pleyne. 113 P: demantenant, O: demeytenaunt. 114 deuaunt sun pere. 115 beu . fet eale mercy. 116 tele pyte ay ieo le wus afy. 117 malerus. 118 poy . ke le queor. 119 beu. ke uulez . fere. 120 cummandez . prisun trere. 121 P: chir, O: cher. P: come, O: cũ; me amez. 123 cummandez ke. 124 e de c. d. en isse. 125 si il remeynt. O: manere, ist von späterer Hand erst hinzugefügt worden.

Donc n'estes vus mie mon pere.
Jeo sui vostre fille pur veir,
Ma priere vus deit moveir.
Si ma priere ne vus muet,
Tot le monde morir estuet. 130
Vus ne me poez escondire,
Que ne luy pardongiez vostre ire,
Ne ne poez ne ne devez
Ne par reson ne le volez:
Car vus ne volez nule chose, 135
Ou jeo ne seie tote enclose.
Si tost com Verite oi,
Que sa serur parlot issi,
Contre li en sa cause vient.
Biau pere, fait ele, il covient, 140
Que la bosoigne aut autrement.
Jeo sui Verite, que ne ment,
Vostre fille, que engendrastes,
Onques nule autre plus n'amastes.
Vus estes verais e leiaus, 145
E cil est trichieres e faus,
Dont ma suer vus requiert a tort,
E bien a deservi la mort:
Car il a fait tel mesprison,
Qu'il ne deit aveir gareison. 150
Vus li distes en verite,
Que il serreit desherite,
E qu'il moreït oltreement,
Des qu'il vostre comandement
Trespassereit en nule guise; 155
A ces moz estes vus justise.
La tierce fille au rei puissant:
Sire, fait el, jeo vus demand,
Com vostre fille, ma dreiture,
Jeo di, que vostre criature, 160
Qui quida estre vostre per,
Ne deit par reson eschaper.
Verite, ma suer, l'a juge;
Par mei devez estre vengie.
Se l'on l'escorche ou l'on le pent, 165
La justise a mei en apent.
Ma seur e jeo jugon pur veir,
Qu'il ne deit raençon aveir.
Qui son seignor velt sormonter
E hors de son poer geter, 170
James ne troverez qui die,
Qu'il n'ait forfait e menbre e vie.
Quant Pes oi ceste parole,
Qui tant est duce e simple e mole,
La quarte fille au rei puissant 175
Devant son pere vint avant.
Pere, fait el, ceo est merveille,
Que ma serur si vus conseille,
Que defaciez vostre feiture
E dampniez vostre creature. 180
Ceo ne devez faire a nul fuer.
Quant Misericorde ma suer
Vus en prie e jeo vus en pri,
Vus en devez aveir merci.
Trop sont reddes nos dous serors, 185
Qui sont encontre, que socors
Ne vienge a vostre creature,
Qui peccha par mesaventure,

---

126 dunke nestu pas mun p. 127 su. fylle. veyr. V. 128 fehlt in O. 129 si fehlt in O. 130 tut. mund. muryr. estet. 131 ne p. mey escundire. 132 ke li pardunez. 133 deurez. 134 resun. uulez. 135 kar ne uūles. 136 v. sey tute. 137 In P fehlt der grosse Initial. 137 P: come. oy. 138 ke sa sorur parla issy. 139 cuntre. P: causa ueint, O: cause vient. 140 beu. fet. i cuuent. 141 ke. bosoyne. 142 su. ke. 143 ke. PO: uus. 144 vnke. 145 verrey. leaus. 146 P: trichirs, O: tricheres. 147 dunt. P: serur, O: sorur. P: requirt, O: req̄rt. 148 O: il ad ben deseruy. 149 kar. ad fet. teu. P: mesprision. O: mesprisun. 150 ke il. deyt. gareysun. 151 P: destes, O: deytes. 152 ke. serreyt. 153 ke il. murreyt. vtreement. 154 deske. cumandement. 155 trespassereyt. gwise. 156 O: est. uus fehlt in P. In V. 157 fehlt wie auch noch 173, 201, 213, 223, 235, 243, 269, 291 in P der grosse Anfangsbuchstabe. O: terce fylle. rey pussant. 158 syre fet ale. P: ele. demaund. 159 P: come, O: cū. fylle. dreyture. 160 dy. ke. creature. 161 ke. 162 deyt. resun. 163 P: serur. sorur. lad iugge. 164 may. venge. 165 si lem. le escorche. vlem l. p.; P: se lon lescorche ou se lon l. p. 166 may. en fehlt in O. 167 P: seur, O: sorur; iuggum. veyr. 168 ke il. deyt. raunsun auer. 169 ki sun seygnur uout; in O fehlt sormonter. 170 sun. ieter. 171 jammes. ke dye. 172 kil neyt forfet membre. 173 quaunt. oy. 174 ke. taunt. symple. 175 fylle. rey pussant. 176 deuaunt. sun. P: uient, O: vynt. auaunt. 177 fet eole. P: ele. P: cest, O: ceo est. mervaylle. 178 ke. sorur. P: suer. sci. cunseylle. 179 ke. uus. defacez. feture. 180 dampnez. 181 fere. feor. 182 seor. 183 P: vus en prie, O: vus prie. O: pry. 184 auer mercy. 185 sunt. sorurs. 186 ki sunt acuntre ke sucurs. 187 venge. 188 ke.

Par orgoil e par glotunie;
Ore en maine trop male vie. 190
Misericorde ma seror,
Que vus amez de grant amor,
Deit vostre prison delivrer,
E jeol dei a vus acorder.
A, moi afiert ceste bosoigne, 195
E se Justise mei enloingne,
Si que vus n'oiez les preieres
De nos dous, que tant avez chieres,
De vostre cort m'en partirai,
En autre pais m'en irrai. 200
Biau pere, fait Misericorde,
Se Pes ne fait ceste concorde
Od l'aie, que jeo li faz, fol. 131.
Ou troverom nus mes solaz?
Biau pere, quel part irrom nus, 205
Se nus partum issi de vus?
Nule achesun ne nul orage
Ne nos part de vostre corage;
En vostre quer manum ades.
Se vus Misericorde e Pes 210
Lessiez issi de vus partir,
Tut le monde covient morir.
Biau pere, fait Verite,
Ne puet nient estre aquite
Le prison en iceste guise, 215
Que jeo ne fusse ariere mise?
Jeo vois tuz jors teste levee,
E jeo sereie trop grevee
E trop mate e trop desconfite,
Se par vus esteie desdite, 220
Que jeo n'eusse ma dreiture:
Car jeo n'ai de mensonge cure.
Sire, fait Justise, par fei,
Vus ne poez estre sanz mei:
Vus ne poez sanz mei regner 225
Ne vostre regne governer.
Jeo dei de cels, qui vus mesfont
E contre la corone sont,
Prendre venjance e justiser
Les mesfesanz e chastier. 230
Quant vostre mesnee iert assise
Par Verite e par Justise,
E nos dous avrom la baillie,
James n'iert dreiture faillie.
Don, fait Pes, se jeo sui od vos, 235
Mes jeo m'en part, ceo est l'estros,
Desque jeo ne pus estre oie,
Od vus ne remaindrai jeo mie.
A ces paroles s'esloigna
Pes, qui forment se desdeigna, 240
Pur ceo qu'el ne pot acomplir
La volunte de son desir.
Li reis, qui si nobles esteit,
Un fiz tant solement aveit,
Le plus sage, que onques fust, 245
Le plus bel, qu'onques reis eust,
Le plus fort, que onques nasquist.
Ore oiez donc, que li reis fist.
Quant il en vit sa fille aler,
Qui tant esteit duce a amer, 250
Son biau fiz apela a sei.
Biau fiz, fait il, conseillez mei
De cest contenz, que vus oiez,

---

189 orgoyl . glotonye. 190 meyne. 191 sorur. 192 ke . graunt amur. 193 deyt . prisun. P: deliuerer, O: delyuerer. 194 PO: ieo le. O: dey. 195 a . mey afert . busoyne. 196 P: se, O: si; iustyse mey asloyne. P: menloingne. 197 ke. P: noiez, O: ne oyes . prieres. 198 ke . taunt. P: chires, O: cheres. 199 curt. P: me partirai, O: men partyrai. 200 pays . irray. 201 beu . fet. 202 si . fet. 203 la ayde . ke . ly. 204 vtrouerum mys in O. 205 beau . quev . irrum. 206 si . issy. 207 anchesun. 208 parte . curage. 209 queor. 210 si. 211 lessez . partyr. 212 mund . cuneynt finyr. 213 sieben Silben. fet. 214 peot nent. P: quite, O: aquite. 215 prisun . gwyse. 216 ke . arere myse. 217 uoyz . iurs. 218 serray. 219 descunfyte. 220 si . esteye. 221 ke . nusse . dreyture. 222 kar . nay . mensunge.

223 fet iustyse . fey. 224 mey. 225 mey. 226 guuerner. 227 dey . ceus . ke uus mesfunt, in P fehlt vus. 228 e encontre . curune . sunt. 229 veniaunce . iustizer. 230 mesfesaunz. 231 qn̄t meynee ert assyse. 232 In O fehlt das zweite par. 233 P: auerom, O: auerum . bayllye. 234 jammes. P: niert, O: ne ert . dreyture . fayllye. 235 dvn fet . si . su . uus. 236 P: cest lestros, O: ceo est, das Uebrige undeutlich geschrieben. 237 deske . pus . oye. 238 remayndray . mye. 239 se esloyna. 240 ke . de deyna. 241 P: quele; O: ke ne pout acumplyr. 242 sun . desyr. 243 ly reys ke . esteyt. 244 taunt sulement aveyt. 245 P: qonques, O: ke vnke. 246 P: quonques, O: ke vnke . reys. P: ust, O: eust. 247 P: quonques, O: ke vnke. 248 P: oiez, O: oez . dunke . ke . rey. 249 P: il en vit, O: il vi . fylle. 250 ke taunt esteyt. 251 sun beau . sey. 252 beau . fet . consolez mey. 253 cuntek . ke . oez.

E dites, que vus en loez.
Vos serors sont ci a descord 255
E desturbez de lur confort....
Les dous volent, que il vive:
L'une a l'autre de ceo estrive.
A Verite ne a Justise
Ne faudrai jeo en nule guise. 260
A Pes e a Misericorde,
Savez vus, que mis quers s'acorde.
Jeo ne puis as dous otrier,
Sanz les autres dous corecier,
Lor demande de cest prison. 265
Que loez vus, que nus façom?
Trop faut en ceste compaignie,
Se Pes, ma fille, en est partie.
Li fiz respont: Biau pere chier,
Jeo vus sai mult bien conseiller. 270
Pes, ma suer, irrai remener,
Pur vostre prison acorder.
Jeo decendrai, ceo est reson,
Pur delivrer vostre prison.
Jeo acorderai mes serors 275
E al prison ferai secors.
Au jaioler m'irrai combatre,
Bien le porrai vaintre e abatre.
Jeo prendrai une vesteure
Sotil e clere e nette e pure. 280
Quant li jaiolers me verra,
Ja vostre fiz ne conoistra.
E jeo aurai armes fetices
E deromprai totes les lices,
Que vostre aversarie a fermees, — 285
Ja si bien ne seront barrees, —
Par un fust, ou jeo m'estendrai.
En la jaiole decendrai
E lierai vostre aversaire.
Ceste bosoigne ai jeo a faire. 290
Biau fiz, fait li reis, ore alez.
Jeo voil tut ceo, que vus volez,
E vus volez ceo, que jeo voil:
Alez combatre contre orgoil,
Contre le jaioler felon; 295
Delivrez le chaitif prison.
E mielz voil jeo, que vus morrez,
Que le dolent ne delivrez.
Seignors, por Deu avez oi,
Quel pere e quel fiz ot ici. 300
Mielz volt li peres, que li fiz
Fust disciplinez e clofiz
E morz, que il ne reainsist
Le fol chaitif, que li mesfist.
Mult ama Deus sa creature, 305
Quant soz si povre coverture,
Come est nostre fragilite,
Deigna covrir sa deite
E nasqui home sanz pecche:
Circumcis fu e baptize 310
E si n'en aveit nul mestier,
E vint al monde preechier;
En croiz soffri paine e martire

254 dyte mey. 255 sorurs . sunt. 256 fehlt ganz und ist hier ergänzt aus Ms. Arundel 292 fol. 29 Zeile 10, wo noch 4 Zeilen folgen, die hier fehlen; vgl. den Text bei Fr. Michel, Psalm. versio gall. 257 Eine Silbe fehlt: e? ueolent . kil vyue. 258 lun e lautre . estryue. 259 iustyse. 260 P: fauderai, O: faudray . gwise. 262 sachez . ke . my queors acorde. 263 pus. P: as, O: a . otryer. 264 P: les autres dous, O: les dous autres . curucer. 265 P: lor, O: lors . demaunde . prisun. 266 ke . fasun. 267 cumpaynie. 268 si . fylle . partye. 269 respund . beu . cher. 270 say mut ben consyler. 271 sorur . irray. 272 prisun. 273 P: decenderai, O: descendray. P: cest reson, O: ceo est raysun. 274 P: deliuerer, O: delyuerer . prisun. 275 acordray mas sorurs. 276 au prisun. P: frai, O: fray . sucurs. 277 P: iaioler, O: jaoler. P: mirrai, O: me irray . cumbatre. 278 O: a ieu . purray ueyntre. 279 P: prenderai, O: prendray . vesture. 280 sutylle. P: necte. 281 P: li iaiolers, O: le jaeler. 282 conustra.

283 P: aurai, O: aueray . feytices. 284 P: deromperai, O: derumeray . tutes . lyces. 285 ke . aduerseyre . ad fermez. 286 ben . serrunt barrez. 287 v. mestenderay. 288 P: en la iaiole, O: qn̄t la iaole descenderay. 289 lyerai. O: aduersayre, P: aversarie. 290 busoyne . ay . feare. 291 beau . fet . rey. 292 veoyl qn̄t ke vus uulez. 293 uulez. O: tut ceo ke . ueyl. 294 cumbatre . acuntre. 295 P: cuntre, O: encuntre. P: iaioler, O: iaoler . felun. 296 P: deliuerez, O: delyuerez . cheytif . prusun. 297 meuz . uoyl . ke . murez. 298 ke. P: deliuerez, O: delyuerez. 299 seygnurs in O.; oy. 300 out icy. 301 meuz vout le pere ke le f. 302 discipline . cloufiz. 303 ke. O: reynsiht. 304 cheytif . ke . mesfiht. 305 mut . Deu in O. 306 suz . cuuerture. 308 deyna. P: courir, O: cuueryr. 311 P: nen aueit, O: naueyt. P: mester, master in O. 312 munde. P: prechier, O: precher. 313 suffri peyne . martyre.

E morut, por la mort oscire.
De son sanc fist la raençon, 315
Dont il delivra son prison.
Enfer brisa e l'en trest fors;
Come veirs Deus reprist le cors,
Que de la virgne trait aveit,
Ou pur nos combatu s'esteit. 320
Au tierz jor de mort releva,
A la destre del pere ala
Ne demora gaires apres;
En tel guise ramena Pes
E son prison, qu'ele acorda. 325
E Justise idonc la besa.
Donc furent totes acordees
Les quatre serors honorees.
Donc fu pes entre Deu e home,
Donques fu le mors de la pome 330
Quite par la victorie au fiz.
Donc fu liez e descumfiz
Cil qui feseit home pecchier fol. 132.
E en abisme trebuchier.
Donc fu Adam desprisone, 335
E cil qui aveient sone,
E chantees les prophecies,
Qui furent donques acomplies. —
Donc vit Tobie son seignor,
Qu'il aveit desire maint jor, 340
Por qui il ensevilisseit
Les cors, quant leisir en aveit,

314 murut . oscyre. 315 sun . fiht. raunscun. 316 dunt . deliuera in PO. sun . prisun. 317 enfern . brusa. P: e si len trest fors, O: si ben tret hors. 318 neyr. PO: deu. 319 ke. PO: uirgine . aueyt. 320 v. cumbatu. In O ist vor se esteyt : aueyt interpungirt. 321 ters iur. 323 demurageres. 324 tele . gwyse. P: ramena, O: remena. 325 sun prisun . ke ele. 326 P: le. O: dunk . le beysa. 327 dunke . tutes. 328 sorurs . honurees. 329 dunke . hume. 330 P: donc, O: dunke . pume. 331 del f. 332 dunke . lie. 333 ke . feseyt . hume pecher. 334 abyme. P: trebucher, O: trubucher. 335 dunk. 336 ke . aueyent sune. 337 chauntes. 338 ki . dunkes . acumplies. 339 dunk. P: Thobie, O: tobye . sun seygnur. 340 ke il . aueyt . desyre meynt iur. Nach V. 340 folgen in der Oxforder Hs. noch 2 Verszeilen:

por ki il aueyt herbe[r]gez
les povres e les meseysez. —

341 ki . enseuelyseit. 342 leysir aueyt.

Si com vus orrez en l'estorie,
Qui bien est digne de memorie ....
fol. 133.
Biau fiz, fait il, alez nos querre 345
Plus des chaitis de nostre terre,
Qui sont povres e bosoignos,
Si mangeront ensemble od nos.
Faimes bien, tant com nus vivon
E come leisir en avon. 350
Le vaslet sault delivrement
E a fait son comandement;
E quant il furent asemble,
E il orent trestut lave
E furent asis au mengier, 355
Es vos laienz un messagier,
Qui dist, qu'un des fiz Israel
Esteit estrangle de novel.
En une place la dehors
Vilainement giseit le cors. 360
Tobie sailli maintenant,
Ainceis qu'il mangast tant ne quant.
Por le cors est la hors ale,
En sa chambre l'a aporte.
Tut belement l'i a mucie, 365
Puis s'est asis, si a mangie.
E quant vint a la nuit oscure,
Si li a fait sa sepulture.
Lors l'ont de ceo a reson mis
Ses conoissanz e ses amis. 370
Sire, font il, que puet ceo estre
Por le glorios rei celestre?
Oscis serrez e desmenbrez
Par ces cors, que vus enterrez.
Eschape estes une feiz. 375
Soffrez a tant, plus nel faceiz!
Avou, seignors, fait donc Tobie;
Par fei, ceo ne ferai jeo mie.
James por peor de morir
Ne larrai jeo Deu a servir. 380
Qui por lui ci travaillera,
El ciel gueredon en avra.

343 P: come, O: cũ; en sa estorie. 344 ke . ben. Nach memorie folgt in der Oxforder Hs.: Explicit de Thobia, während in der Pariser Hs. das Uebrige der Seite nebst der folgenden bis fol. 133 leer ist; die Lücke ist oben durch Punkte angedeutet; wir fahren in der Verszählung fort. 351 uadlet; vergl. 681. 827. 353 asemble wie Joies N. D. 73, 382; Treis moz 110: assemble; vgl. Tob. 900; Magdal. 31; 139. 361 Thobie. 369 lores. 370 conissanz. 376 facez. 377 Thobie. 378 frai. 380 jeo fehlt. 382 auera.

Apres cest amonestement
Ne targa mie longement.
Avint si a Tobie un jor, 385
Que il veneit de son labor
Des cors, qu'enseveliz aveit:
Del grant travail lasse esteit.
La ou il ert si travaillez,
Joste une pareie s'est cochiez 390
En une ele de sa meson,
E si fu en cele seson,
Que les arondes font lor niz.
La ou il esteit endormiz,
Desus les eulz li esmoltirent 395
E la veue li tolirent
Les esmeulz, qui tuz chalz esteient,
Qui des arondes descendeient.
E se vus demandez, coment
Deus soffri si vilainement 400
Son bon prusdome avuogler,
Ceo fu por essample doner
A cels, qui apres lui vendreient,
Qui temptacion soffereient.
Tobie, qui de sa juvente 405
Out Deu servi par bone entente
E toteveies puis apres,
Onques ne descharja le fes;
Ne dist donc pas: Biau sire Deus,
Por quei soffrez, que jeo sui tels? 410
Por quei m'avez mis en despit?
Onques de ceo n'i ot mot dit,
Ainz mercia e prist a gre
Tut ceo, que Deus li ot done.
Ses amis desqu'a lui veneient 415
Come a Job e si diseient:
Sire, vos almones ou sont?
Mostrez, quel aie il vus font!
Que sont voz bienfaiz devenuz?
Ore estes vus trop vil tenuz. 420
Se vus eussez bien servi,
Vus ne geussez mie issi.
Il lor diseit: N'estes pas sages;
Ore esprove Deus nos corages,
Com li orfevres fait son or. 425
Bien nus porra aider encor
E en poi d'ore enluminer,
Ne devom nule hore finer
Por nule persecucion
D'estre en bone devocion 430
Vers lui e de crier merci,
De quanqu'il nus enveie ici.
En tel paine e en tel torment
Fu Tobie mult longement;
E sa femme teiles tisseit, 435
De sa gaaingne le pesseit.
Un jor ot pris por son loier
Un gras chevriz bon a menger.
Tobie, qui l'oi beeler,
La comença a apeler: 440
Dame, fait il, por Deu gardez,
Que li chevriz ne seit emblez;
Gardez, qu'a tort n'aiom d'autrui
Por poverte ne por ennui.
Quant la femme ceo entendi, 445
Iree fu, si respondi:
Sire, fait ele, or semble bien,
Que vos almones ne sont rien,
E que vostre esperance est vaine.
Ceo, que jeo gueagn a grant paine, 450
Ne volez prendre sanz grocier;
Bien me devreie corecier.
Quant cil l'oi issi parler,
Si comença a sospirer.
Ha, sire Deus, fait il, merci, 455
Quel mot ai jeo ici oi?
Ore ai vescu trop longement;
Deus, verrai est ton jugement:
Tutes tes ovres veires sont,
Plus dreitureres n'a el mont. 460
Par noz pecchez somes chaitis
E eissiliez de nos pais.
Eschar somes a totes genz
Por ceo, que tes comandemenz
N'avom gardez ne retenuz. 465
En reproche somes venuz
A tut le mond par noz pecchez
E avilez e eissilez.
Veirs Deu, aiez merci de mei,
Quant la clarte del ciel ne vei. 470
Sire, fai mei de ci eissir
E receif m'alme a ton plaisir,
E fai de mei ta volente: fol. 134.
Car jeo ai trop ici este.
Quant il ot s'oreison fenie, 475
Que damne De n'oblia mie,
Cel jor meisme aveit ore
E en sa chambre mult plore

---

385 Thobie. 386 quil. 387 qenseueliz. 390 Der Vers hat neun Silben. 393 ces . arondes schon in der Chanson de Roland vorkommend. 395 esmoltirent; vgl. Du Cange, Gl. sub mica. 405 Thobie. 408 onqes. 412 onqes. 415 desqe. 428 nul.

434 Thobie. 436 guaingne. 438 cheueriz. 439 Neun Silben: Thobie. 442 cheueriz = 438; vgl. Roquefort, Gl. s. v. 443 d'autri. 447 ore. 452 deuereie. 467 monde. 468 eissiliez. 476 damle. 477 mesme. Vgl. 1098.

Sarra, la fille Raguel,
Un prusdom del pople Israel, 480
Qui ert en Rages la cite
Bien lointaigne de Ninive.
Sarre aveit set barons euz,
Mes tuz set furent deceuz:
Un diable les out oscis, 485
Onques nul des set ne fu vis,
Puis qu'il fu a la femme entre,
Desqu'a tant qu'il fust ajorne,
Que Asmodeus nel tuast,
Ainceis que la femme adesast. 490
La pucele en aveit grant honte:
Car sovent contot l'en le conte,
Qu'ele aveit ses set mariz morz,
E si n'iert mie suens li torz.
Une garce dechies son pere, 495
Qui n'iert pas de mesdire anere,
Aveit cel jor od li tencie
E cest afaire reprochie,
Tant qu'el li dist par maltalent:
Dame, qui estranglez la gent, 500
Qui mort avez vos set espos,
Ja Deus ne vus doint fruit de vos.
Volenters m'estrangliriez,
Se le poeir en aviez,
Com vus feistes voz mariz. 505
Mult fu le quer Sarre marriz.
Quant si laide reproche oi,
En sa chambre s'en est foi:
Treis jorz e treis nuiz demora,
Onques ne but ne ne manga. 510
Veirs Deus, fait ele, tu sez bien,
Que cest forfait n'est mie mien.
Onques por nul charnel delit
Ne voil aveir home a mon lit.
Mes il me coveneit tut dis 515
Faire au plaisir de mes amis.
Veirs Deus, qui es plains de vertuz,
Les set barons, que jeo ai euz,
Ne furent pas, si com jeo crei,
Dignes, qu'il geussent od mei, 520
Ou jeo ne fu pas a eus digne.
Deus, qui tant es dolz e benigne
E bien conois tut mon corage,
Delivrez mei de cest hontage.

479 Raguel ist dreisilbig, müsste also neufranzösisch Raguël geschrieben werden; vgl. V. 756. 818. 823. 848. 486 onqes. 487 desqa. 495 garce = femme de mauvaise vie; vgl. Du Cange, Gl. sub garcio. 499 qele. 510 onqes ne ne but; beivre e mangier kehrt wieder Magdal. 98; 107; 604; Tob. 863—864; 1322; Moz 89. 513 onqes. 520 geussent. 524 deliuerez.

Tes jugemenz sont si parfonz, 525
Que nul ne puet ateindre as fonz.
Tu justifiez le felon,
Sire, qui es plain de pardon,
Qui bien conois e qui bien veiz
De tuz les cuers tuz les segreiz, 530
Delivrez mei de tel reproche,
Dont la dolor au cuer me toche.
Quant ele ot s'oreison finee,
Envers le ciel s'est enclinee
E prie Deu mult dolcement, 535
Qu'il la regard hastivement.
Nostre seignor n'oblia mie
Sa preiere ne la Tobie.
Hastivement lor aia:
Car chescuns en lui se fia 540
De leial quer e d'enterin.
Tobie quidot bien enfin,
Que nostre sire oi l'eust,
Si que par tens morir peust.
Lors apela son fiz a sei: 545
Biau fiz, fait il, entendez mei!
Mes comandemenz retenez,
En vostre quer les seelez!
Biau fiz, vus m'ensevelirez
A l'hore, que mort me verrez. 550
A vostre mere henor portez,
Tut ades la recumfortez!
Sovienge vus des mals, qu'ele ot,
Quant en son ventre vus portot,
E des tormenz, qu'ele soffri, 555
Ainz qu'ele vus eust norri!
Quant ele aura ses jorz feniz,
Vus l'ensevelirez, biau fiz,
Mult dolcement dejoste mei
En peor e en bone fei. 560
Amez tuz jorz le rei de glorie
E l'aiez en vostre memorie,
Ses comandemenz retenez,
Si que ja ne les trespassez!
Faites almones volentiers: 565
Car nus hom, qui est almoniers,
Ne puet en tenebres aler;
Nus ne puet tresor auner,
Qui tant li ait devant Dieu,
Ne qui li tienge si bon lieu. 570
Quant Deus vus dorra grant largesce,
Donez largement sanz peresce;
E quant vus avrez povrement,
Del petit donez dolcement!
A nul home ne fetes rien, 575

529 veis. 531 deliuerez . reproce. 538 Thobie. 542 Thobie. 543 sire fehlt. 556 qele. 557 aura. 566 home. 569 Deu. 573 auereiez.

Biau fiz, que ne vosissiez bien,
Qu'il feist a vus autresi,
E de tant seiez bien garni,
Que orgoil n'ait en vus recet
Ne en parole ne en fet: 580
Car de lui sort dampnacion
E durable perdicion.
Fornicacion eschiwez;
Od nule femme ne gisez
Fors od la vostre solement, 585
Quant vus l'aureiz resnablement!
Conseil de prosdome querrez;
Ceo, que il vus dirra, creez,
E vostre pain e vostre vin
Od la vedue, od l'orfenin 590
Partez toteveies, biau fiz,
Si ne serrez ja descomfiz!
Biau fiz, ne vus esmaiez mie,
Se nus menon or povre vie;
Se nos amon Deu e cremon, 595
De ses biens grant plente avron.
Biau fiz, sachiez en verite,
Qu'il a en Rages la cite
Un home, qui mei deit aveir.
Nostre parent est cil por veir, 600
Si est apele Gabelus: fol. 185.
Dis peis d'argent me deit sanz plus.
Sor cyrogreffe en ai escrit,
Tant que vostre pere vit.
Alez cel aveir demander, 605
Si en porron mult amender.
Biau pere, fait li damoisiaus,
Mult sont vos comandemenz biaus
E bons, e jeo les garderai:
Ja un sul n'en trespasserai. 610
Mes jeo sui forment esgarez,
Come cil seit par mei trovez,
Qu'il ne me conoist ne jeo lui,
N'onques en son pais ne fui.
Biau fiz, fait il, vus bien irreiz: 615
Le cyrogreffe portereiz.
Autre ensegne n'ia mestier.
Mes ore alez querre e cerchier,
Se un compaignon trovissiez,
Que por del vostre loissiez, 620
Qui volsist la od vus aler,
E qui vus i seust mener.
A tant s'en ist le damaisel;
Tost encontra un juvencel
Corteis e de bele estature: 625
Les eulz ot clers, la face pure.
Corteisement fu se corcie;
Mult resemblot isnel de pie.
Quant Tobie vit le meschin,
Si se torne vers lui enclin. 630
Bien vengiez vous, fait il, biaus amis;
Dont estes vus, de quel pais?
Cil respondi: Sire danzel,
Jeo sui un des fiz Israel,
Qui multes terres ai errees 635
E qui conois multes contrees.
Ami, fait Tobie, par fei,
Si vus plest conduire mei
Desqu'en la cite de Rages,
Vostre serreie a tuz jorz mes. 640
Savez vus, ou la cite est?
Oil, fait il, e si sui prest
De vus conduire e ramener,
Si talent i avez d'aler.
Tobiel, qui ne quidot mie, 645
Que il eust en compaignie
L'angre nostre seignor trove,
Est a son pere retorne
E li dist ceo que trove a;
E sis peres li comanda, 650
Que tost ariere retornast,
E que celui l'i amenast.
E il si fist demeintenant.
E quant cil fu venu avant,
Sil salua e si li dist, 655
Que Deus joie li trameist.
Joie? fait Tobie; por veir,
Jeo ne puis or grant joie aveir,
Quant la clarte del ciel ne vei;
Seies, fait il, de bone fei, 660
De fort corage, si garras,
A brief terme cure serras.
Ami, fait il, voldriez vus,
Por aveir bon loier de nus,
Od Tobie mon fiz aler, 665
A un nostre parent parler,
Desiqu'en Rages la cite?
Oil, fait il, en verite,
S'il vus plest, bien le conduirai
E sain e sauf le remenrai. 670
Vaslet, fait il, vostre merci;
Coment avez vus non, ami?
De mon non, fait cil, que vus chalt,
Fors que vostre fiz vienge e aut
Tut sain e sauf en cest veage? 675
Mes por paier vostre corage,

---

588 quil. 590 e od l. 594 ore. 596 aueron. 604 Eine Silbe fehlt. itant? 607 damoiseus. 614 nonqes. 615 irrez . vus fehlt. 619 trouissez. 620 sic! par? 625 esture Eine Silbe fehlt.

629 Thobie. 637 Thobie. Vgl. 648. 639 desqen. 645 Thobiel. 657 Thobie. 658 ore. 665 Thobie. 667 desiqen. 673 q.

E que vus ne seiez en dote,
Vus dirrai la verite tote:
Jeo sui apele Zacharie
E sui fiz del grant Ananie. 680
Par mon chief, biau vaslet gentil,
De grant lignage estes, fait il,
E ne vus ennuit, biaus amis,
Se jeo ai vostre non enquis.
Od Tobie, mon fiz, alez, 685
A Deu seiez vus comandez:
L'angle Deu compaignon vus seit
E vus conduie e vus conseit.
Quant il aparaille se furent
E orent quanque porter durent, 690
Son pere e sa mere a beisie
Tobie e demande congie.
E un chenet les a siwiz;
E quant la mere veit son fiz,
Que s'en comence a s'en aler, 695
Ne se puet tenir de plorer.
Sire, fait ele a son seignor,
Ja ne volsisse, que nul jor
Vist icest aveir purchacie.
Por quei avez de nus chacie 700
Le bastun de nostre veillesce?
Assez aviom grant richesce
E assez esteiom joios,
Quant nostre fiz ert entre nos.
Dame, fait il, ne plorez mie: 705
Il a mult bone compaignie.
Grant joie, ceo crei, en avron
E a noz eulz le reverron.
Par le confort, qu'il li dona,
Lessa son dol la bone Anna. 710
E li compaignon ont erre,
Tant que il lor fu avespre.
La premere nuit, ceo m'est vis,
Jurent sus l'eve de Tygris.
Tobie eissi apres soper, 715
A l'eve vint ses pez laver:
Ses jambes en l'eve teneit,
Quant un grant peisson venir veit,
Com s'il le volsist devorer.

Lors a comencie a crier: 720
Si grant peor ot del peisson,
Qu'il reclama son compaignon.
Compainz, fait il, il me cort sore.
Pren le, fait l'autre, si l'acore!
Delivrement le tire hors 725
E le trai le quer del cors!
E pren le fiel e le giser:
Car il t'aura uncor mester.
Tobie tut issi le fait: fol. 136.
Le peisson ad a terre trait, 730
E puis l'ovri demaintenant
E en a estuie itant
E retenu e bien garde,
Come cil li ot comande.
L'autre rostirent e salerent 735
E partie od euls enporterent.
Quant vint l'endemain au matin,
Si se remistrent au chemin.
E Tobie li demanda,
A quel medecine vaudra 740
Ceo que il garde del peisson?
Tu demandes, fait cil, reson:
E jeo t'en dirrai verite:
Nule maniere de maufe
Ne puet en la meson remaindre, 745
Ou la fumee puet ateindre
Del cuer, quant sor charbon ert mis,
Mes que les charbons seient vis.
Por Deu, biau compainz Zacharie:
— Ceo li dist le genvre Tobie — 750
Ou poon nus a nuit gesir?
Nus avron ostel a plaisir,
Fait il, chies un nostre parent,
Prusdome de molt bone gent
E leiaus des fiz Israel 755
E est apele Raguel.
Une fille a, n'a plus enfanz,
Sarre a non, molt est avenanz:
Cele devez a femme aveir
Od molt grant part de son aveir. 760
Compainz, fait Tobie, merci,
De cele Sarre ai jeo oi,
Qu'ele a ja set barons eu;
Onques nul des set vis ne fu,
Tant que il fust bien ajorne, 765
Qu'il ne fuissent mort trove.
E s'il m'aveneit ensement,
De dol moreient veraiment

---

682 ligneage. 685 Thobie. 689 il fehlt. 690 q̄nq' . aporter. 691 beise. 692 Thobie. 693 chenet d. i. petit chien; vgl. Du Cange, Gloss. sub chenel. 695 aaler. 699 uist. 700 p̄ qui. 707 aueron. 710 doel. 712 quil. 713 nuit fehlt. 714 desus. 715 Thobie: so noch 739. 750. 761. 825. 835. 849. 862. 875. 913. 927. 959. 1011. 1019. 1057. 1059. 1083. 1115. 1121. 1126. 1143. 1151. 1167. 717 ambes: der erste Buchstabe ist ausgekratzt. 718 peison.

728 mestier. 732 estuie ist dreisilbig, vgl. Littré s. étui. 736 en aporterent. 741 quil. 747 sor la charbon. 752 aueron. 754 prusdom. 764 onqes. 765 quil. 767 me aueneit. 768 ueraiement. 768 doel.

Mon pere e ma mere, ceo crei:
Car il n'ont nul enfant fors mei. 770
Trop me serreit mal avenu,
S'il aveient por mei eu
Mal, dont il receussent mort;
James ne avreie confort.
Biau compainz, fait donc Zacharie, 775
Ceste Sarre n'ot onc parie
A home, ainz est puscele entiere.
Mes jeo sai dire la maniere,
Coment ses set barons morurent,
Qui onc la femme ne conuirent. 780
Diables sont, qui ont poeir
De tels oscire e deceveir,
Qui solement por lor luxure
E nient por engendreure
Receivent femme en mariage: 785
Ceo est grant pecche e grant rage.
Cels a le diable en justise,
Qui se marient en tel guise.
Mes vus nel ferez mie issi.
Ceste Sarre, dont jeo vus di, 790
A son pere demandereiz,
E jeo sai bien, que vus l'avreiz.
E quant vus serrez, biaus amis,
En une chambre ensemble mis,
En un lit, vus e la meschine, 795
Si ferez vostre medecine:
Del giser del pesson prendreiz,
Sor charbons vis le getereiz;
Desque un poi ert eschaufe,
Ja n'i arestera maufe. 800
La pucele amonestereiz,
Andous a genolz vus meteiz.
A Deu fereiz vostre preiere,
Que il vus dont en tel maniere
Asembler, qu'a son talent seit, 805
E que tels enfanz vus enveit,
Que de voz cors puissent eissir,
Que il receive a son plaisir.
La seconde nuit autresi
Le fereiz, come jeo vus di, 810
E la tierce nuit ensement,
Sanz l'i conoistre charnelment.
A la quarte la recevreiz:
Un sanc e une char serreiz.
E Deus vus enveiera fruit, 815
Que a son pleisir ert, ceo cuit.
Tant l'endoctrina Raphael,
Qu'il sont venu chies Raguel.
Quant li prusdom les a veuz,
Li cuers li est tost esmeuz. 820
Anne sa femme a sei apele
E sa fille, qui mult ert bele.
Anne, fait donques Raguel,
Molt résemble cel juvencel
A Tobie, mon bon ami, 825
Que long tens ai passe ne vi.
Donc s'est vers les vaslet torne:
Enquis lor a e demande,
Dom il erent, e il li dient,
La verite li senefient. 830
Sire, ceo dient li meschin,
De la lignee Neptalin
Somes, de la cheitivete,
Qui ore maint en Ninive.
Conoissez vus, fait il, Tobie, 835
Un prusdome de bone vie,
Qui maint en icele cite?
Oil, font il, por verite.
Deus, fait il, itant est prusdom
E leaus e de grant renom; 840
Prochain e d'un lignage somes,
Ou molt a eu prudeshomes;
Molt li semble cist jovenceaus,
Qui est genvres vaslez e biaus.
Sire, fait donc son compaingnon, 845
S'il li resemble, c'est reson:
Car il est son fiz veraiment.
Quant Raguel cest mot entent,
Tobie acole e si l'embrace,
De joie plore sor sa face. 850
E dame Anne de joie plore
E Sarre, que plus n'i demore.
Anna, fait Raguel, par fei,
Molt sui heite, que ci vus vei;
Fiz estes de mon bon ami. 855
Maintenant fait un biau convi:
Raguel le fait atorner fol. 137.
E fait un gras moton tuer.
Quant li mengiers fu atornez,
Les jovenceaus a apelez, 860
Por aler seeir au mangier.
Mes Tobie parla premier.
Sire, fait il, jeo ne bevrai
Od vus, ne jeo n'i mangerai,
Jusque vus m'otreiez un don — 865
Sarre vostre fille a bandon.
Voil, que a femme me dongiez,
E que ja ne m'en parloignez.

773 receusent. 774 nauereie. 778 jeo uus sai. 786 cest. 789 freez. 792 auereiz. 796 frez. 797 prendrez. 799 desqe. 804 qe. 808 quil. 810 com. 813 receuereiz. 814 serrez. 815 enueira . tel fruit?

818 quil. 823 donqes. 826 a. 837 cele. 839 tant. 841 de un. 847 ueraiement. 849 e lembrace. 857 le fehlt. 863 beuerai.

Quant Raguel cest mot oi,
Si se dota e fu esbai, 870
Qu'il li remembra e sovint,
Come des set barons avint,
Que ele aveit eu avant.
La ou issi alot dotant,
Li dist le compaignon Tobie: 875
Otriez li, ne dotez mie,
Por ceo que sa femme deit estre,
Ne volt mie le rei celestre,
Que nul autre home l'aprochast,
Jusqu'un venist, qui Deu amast 880
E le coneust e servist
E ses comandemenz feist.
Certes, fait Raguel, amis,
Jeo crei, que Deus vus a tramis
E amene de gre par ci, 885
Por ceo qu'ele deit estre issi
Au fiz de mon parent donee.
Deus lur dont bone destinee:
Car jeo li otrei bonement,
Ja n'i aura delaiement 890
Ne respit mis jusqu'a demain.
Lors la prent par la destre main,
En la destre au vaslet la baille:
Onques n'i ot autre esposaille
Fors la chartre de mariage, 895
Si come donc esteit usage.
Quant ceo fu fait e acompli,
Si asistrent a lor convi:
Noces firent e Deu loerent
E por les dous, ki s'assemblerent, 900
Por Sarre e por le jovencel,
Preierent le Deu Israel,
Qu'il fust od els e lor donast
Fruit e lignee, qui l'amast.
Quant vint a l'hore de cochier, 905
Raguel dist a sa moiller,
Qu'el feist la chambre atorner,
Ou Sarre deveit reposer
E asembler a son espos.
Pensif esteit e peoros 910
Li peres e forment dotant.
La chambre fu paree a tant
A la pucele e a Tobie,
Qui n'oblia, ceo sachiez mie,
L'enseignement son compaingnon, 915
Ainz mist del gisier del pesson
Demeintenant sor charbons vis,
Si com il li aveit apris,
Desque la fumee vint sus,
Si s'en fui Asmodeus. 920
E Raphael, qui l'en chaça,
L'ataınst e prist e le lia
El daerain desert d'Egipte.
Issi fu la meison quite,
Ou il aveit tant de mal fet 925
E les homes ocis tuz set.
E Tobie a Sarre apelee,
Quant il furent a recelee:
Bele amie, fait il, preion,
Ensemble nos agenoillon 930
Vers Deu, ou nos bons peres crurent,
Les patriarches, qui ja furent,
Abraham, Ysaac e Jacob,
Qui tant luta, que il fu clop,
Qu'il nos dont s'amor e sa grace, 935
Tant com ceste nuit a d'espace,
Veillon e l'autre nuit ensement
E puis la tierce oltreement.
Quant les treis nuiz auron passees
E nos preieres parfinees, 940
Que Deus oie par son plaisir,
Si porrom ensemble gesir
En dolçur e en bon espeir
De fruit e de lignee aveir,
Qui Deu serve e le beneisse 945
E de ses comandemenz n'isse.
De bones genz sumes venuz,
Qui ont e gardez e tenuz
Les comandemenz Deu tot dis;
Ne devom pas, come jeo lis, 950
Gesir ensemble charnelment
Por nostre delit solement
Come gent, a cui Deus ne chalt,
Mes que lor delit avant alt.
Sire, fait Sarre, c'est molt bien, 955
Vostre desir si est le mien,
E vus dites dreit e reson.
Lors se sont mis a oreison:
Biau sire Deu, fait donc Tobie,
Qui feistes la compaignie 960
D'Eve e d'Adam premierement,
Seiez a nostre assemblement.
Donez nos poeir e corage
De vivre en leal mariage,
E que tel fruit aveir puisson, 965
Dont beneistre vos deion,

---

870 Neun Silben. 873 quele. 880 jusqe. 883 ertes. 883—885 sind eingerückt. 891 jusqa. 894 oncqes. 896 com. 900 la assemblerent. 907 ele. 912 pare. 913 a vor thobie fehlt. 917 sor les ch.

919 desqe. 923 derain. 924 Eine Silbe fehlt. 933 Neun Silben wie V. 43. Abram? 934 quil. 936 come. 937 nuit fehlt. 953 Deus fehlt. 961 de Adam.

E qui vostre comandement
Face tut dis entierement.

Quant içil out fait sa preiere,
Qui fu meillor e plus entiere, 970
E la Sarre tut autresi,
E que jeo vos achant ici,
Raguel contre l'enjornant
Ot apele un suen sergant
E out fait une fosse faire, 975
Ou il velt, ainz que le jor paire,
Mucier e enterrer son gendre,
Ou il ne cuidot vie atendre.
Anne sa femme a sei apele.
Enveiez, fait il, une ancele, 980
Veeir, se cil est morz ou non.
S'il est morz, si l'enterreron.
Une ancele s'en est tornee
Un petit devant l'enjornee. fol. 138.
En la chambre suef s'en vait, 985
Por veeir, coment lor estait.
Sains e haitez les a trovez,
Com il dormeient lez a lez
En lor bele couche paree:
Car ja esteit l'aube crevee. 990
Tantost cele retorne ariere
Od biau semblant, od lee chiere.
Bone novele lor reporte,
Qui les rejoit e reconforte
De grant joie e de grant confort, 995
Qui cuidoent, que cist fust mort.

Quant Raguel le veir en sot,
Onques mes si grant joie n'ot.
Tantost fist la fosse remplir,
Ou il cuidot l'autre enfoir. 1000
Deu, fait il, halt rei glorios,
Sire, gracie seiez vos,
Qui avez oi mes preieres.
Cel jor fist ses noces pleneres
E a toz ses veisins semons: 1005
Dous vaches e quatre motons
Fist tuer e fist grant convi
E n'out pas Deu mis en obli.
Grant bal demeinent e grant bruit,
N'onques devant la quarte nuit 1010
Tobie a sa femme ne jut
Ne charnelment ne la conut.
E quant ceo fu, qu'il assemblerent,
Nostre seignor pas n'oblierent,
Ne Deus pas ne les oblia: 1015
En leial amor les lia
E ensemble les benei:
Car il l'aveient deservi.
Raguel conjura Tobie,
Que il de lui ne partist mie 1020
De trestote cele quinzaine
Por haste ne por nule paine.
Tobie, qui le ot conjure,
De la demorance n'ot cure.
Son compaignon a apele 1025
A une part en recele;
Corteisement e bel lui dit:
Compainz, fait il, si Deu m'ait,
Quanque jeo puis e quanque vail,
Ne monte pas le chief d'un ail, 1030
A rendre vos vostre servise.
Oez, que Raguel devise.
Jeo n'os ses preieres despire
Ne son comandement desdire,
E il me velt trop retenir; 1035
E se jeo ne puis revenir
Au jor pose a mes parenz,
Trop serront tristes e dolenz,
Se oltre le terme demor.
De lor mesestance ai peor. 1040
Mes se tant por mei feissez,
Que la chartre enportissez
Desqu'en Rages a Gabelus,
Bien m'auriez mis au desus.
Compainz, fait il, ceo est l'estros: 1045
Jeo ferai cest eire por vos.
Remanez ci, jeo irrai la.
Demeintenant s'apareilla;
De Raguel quatre homes prist
E dous chamelz e si se mist 1050
D'iluec maintenant a la veie:
En Rages vait por la moneie.
Gabelus li rendi l'aveir,
Qui bien conut l'escrit a veir.
E Raphael li sarmona, 1055
Tant que od sei l'en amena
Chies Raguel veeir Tobie:
Donc refu la feste esbaudie.
Quant Gabelus Tobie veit,
Qu'i d'enfance veu n'aveit, 1060
Dolcement l'encole e embrace,
De joie plore sor sa face.

---

969 Der Anfangsbuchstabe fehlt. 969 cil. 993 lora r. 994 reioist. 997 Der Anfangsbuchstabe fehlt. 997—999 eingerückt. 1008 deus. 1010 nonqes.

1019 aguel: der Anfangsbuchstabe der Zeile fehlt. 1020 il fehlt. departist? 1019—1021 eingerückt. 1023 Thobie. le ot. 1024 nat. 1025 apelee. 1026 recelee; vgl. 928. 1029 q̄nq̄e. ieo uail. 1033 ne os. 1042 que ch. p. 2 Silben fehlen. la und en? 1043 desqen. 1046 frai. 1048 se apareilla. 1057 ueir. 1060 qu'il? Hs. qui.

Certes, fait il, ceo est la some,
Vos estes fiz de mult prusdome
E d'almonier e de leial; 1065
Toz jorz hai pecche e mal.
Venuz estes de mult bon pere,
E prude femme est vostre mere,
E de ceste, que vos avez
Esposee, seit Deu loez, 1070
Qui fist e cria tut le mont,
E sa beneiçon li dont,
Si que vus dous veez vos fiz,
Ainz que vos jorz seient feniz,
E anceis que mort vos departe, 1075
Desqu'en la tierce e en la quarte
Lignee, preier l'en deit l'en.
Donc respondirent tuz: Amen.
Donc refu la feste doblee
E la joie renovelee. 1080
As noces, que il celebrerent
Furent joios e Deu loerent.
Quant Tobie en nule maniere
Ne volt por don ne por preiere
Plus remaneir, si prist congie, 1085
E Raguel li a baillie
La meite de tut son chatel.
E le covenant fu itel,
Qu'il aureit apres son deces
L'autre meite bien e en pes. 1090
Quant Sarre se fu atornee,
Pere e mere l'ont doctrinee,
Qu'ele serve e porte henor
Tuz dis as parenz son seignor,
E sa meson e sa meisnee 1095
Gart e govert com enseignee
E aimt e serve son mari
E son cors meimes gart si,
Que james vilaine reproche
Ne seit dite par nule boche. 1100
Raguel, qui ert mananz,
Li mi part femmes e serganz,
Chamelz e berbiz e almaille,
De trestut la meite li baille
D'or e d'argent, de vesteure, 1105
D'enfraindre covenant n'a cure:
Car molt ert leiaute greinor,
Que ele n'est ui cest jor.
Quant lor eire apparaillie ont,
Plus de demorance n'i font. 1110
Quant cil les urent conveiez,
Al departir les ont beisiez.
A damne De les comanderent, fol. 139.
A lor meson s'en retornerent.
E Raphael mena Tobie 1115
E trestote sa compaignie
E sa femme, la bele Sarre,
Tant que il sont venu a Carre,
Dont orent la meite erre
De la veie vers Ninive, 1120
Ou li velz Tobie plorot
Por son fiz, qui tant demorot,
E sa mere tut ensement.
Dame, jeo me merveil forment,
Faiseit li peres, qui retient 1125
Mon fiz Tobie, qu'il ne vient.
Qui le retient, faiseit la mere?
Mis nos avez en grant misere!
A trop grant dolor nos livrastes,
Quant nostre fiz vus enveiastes, 1130
Nostre joie, nostre confort,
Vus en eustes molt grant tort.
Sa demorance tant me grieve,
A pou que li cuers ne m'en creve.
Issi menot Anne son plor. 1135
Donc li rediseit son seignor:
Ma dolce suer, ne plorez mie,
Il a molt bone compaignie.
Mult est leiaus, qui le conduit,
Li bacheliers, si com jeo cuit. 1140
Un de ces jorz le reverrez,
E lee e joiose en serrez.
Tobie issi la confortot.
E dame Anne sovent alot
Sor un halt tertre, por veeir, 1145
S'en venant le peust veeir.
Raphael, qui a Carre esteit
Od la gent, qu'il conduieit,
Od les bestes, od les chamelz,
Qui aveit tant de bons conselz 1150
Sovent a Tobie done,
L'a ilueques areisone.
Compainz, fait il, jeo loereie,
Quant nos avom or la mi-veie
De nostre chemin trespasse, 1155
De haster nos vers Ninive,

1063 cest. 1065 de almonier. 1076 desqen . e la q. 1081 quil. 1083 Der Anfangsbuchstabe fehlt. 1083—1085 eingerückt. 1098 memes. 1101 Eine Silbe fehlt. 1108 ui ist zweisilbig = Treis moz 478; vgl. ebenda 357 und Joies N. D. 776, Magd. 324. 1108 vi mit 2 Accenten darüber.

1109 Der Anfangsbuchstabe fehlt. 1109—1110 eingerückt geschrieben. 1118 quil. 1125 faseit. 1129 liurastes. 1130 vus fehlt. 1145 tertre = Hügel. Vgl. Guillaume d'Orange ed. Jonckbloet. 1152 iluecqes. 1154 ore.

E vostre femme e vostre gent
Venissent apres belement.
E nos dous alisson avant
Faire vostre pere joiant. 1160
Sire, fait il, molt dites bien.
Les dous compaingnons od lor chien,
Quant lor afaire ont atorne,
S'en vont avant en Ninive.
E l'autre gent vienent apres 1165
Tot belement en bone pes.
Tobie quidot finement,
Que cil fust home purement,
Qui l'aveit conduit e mene.
Quant pres furent de Ninive, 1170
Li angle li dist: Biau compainz,
Molt lons sospirs e molt granz plainz
A vostre pere por vus trait,
E vostre mere a grant dol fait.
Mes ore les conforterez, 1175
Par tens amdous les reverrez.
Devant eus vus agenoilleiz,
Si les acolez e beiseiz,
E loez le halt rei del ciel,
E prenez un petit del fiel 1180
Del peisson, que garde avez:
Les eulz vostre pere en frotez;
E jeo vos met en covenant,
Que il garra demeintenant
E aura joie e vus verra. 1185
Par tel medecine garra.
Issi parlant ont tant erre,
Qu'il sont venu a la cite.
La mere, qui grant dol faiseit,
Sor le sorcil del mont seeit; 1190
De molt loin les a coneuz.
Si tost com el les a veuz,
Maintenant s'en est retornee:
Car molt li plot cele jornee.
Al pere a dit: Or vient ton fiz. 1195
Se li pere fu esbaudiz,
Ceo ne fait nient a doter.
Mes ainz qu'il puissent entrer,
Vint lor chien sa coe batant
E molt grant joie demenant. 1200
E li peres, qui cieus esteit,
Se leva tost en estant dreit.
A un enfant sa main bailla
E encontre son fiz ala.
Pere e mere contre lui vont: 1205
A grant joie receu l'ont;
Beise l'ont e puis sont asis
Loanz le rei de pareis.
Par tens avront joie enterine.
Tobie prent sa medecine, 1210
E oint en a les eulz son pere,
Qui tost ot la veue clere,
Ne demora que un petit,
Que cil des eulz son pere vit
Eissir, com est l'aubon d'un oef. 1215
Li fiz, qui de lui esteit proef,
Li traist cele chose des eulz;
E meintenant lui estut mielz:
Car il vit autresi clerment,
Com il faiseit en son jovent. 1220
Quant Tobies out receue
En tel maniere sa veue,
Nostre seignor glorifia.
E tuit cil, qui esteient la,
E qui ceo sorent e oirent, 1225
A damne Deu graces rendirent.
Deus, fait Tobie, or sui gariz,
Quant jeo vei Tobie mon fiz.
Sire, tu seies aore,
Qui m'as chastie e sane 1230
Au sedme jor, qu'issi avint.
Sarre la femme son fiz vint
Od sa pecune e od sa gent,
Od sa mesnee e od l'argent,
Que Gabelus rendu aveit, 1235
Si leialment com il deveit
A ses amis e a ses genz.
E Tobie a toz ses parenz
A reconte les benefices,
Dont Deus li a este propices 1240
Par cel home, qui l'ot mene fol. 140.
E apris e endoctrine.
. . . .
Qui n'erent pas venu encor
Cosins Tobie, e joie firent: 1245
Unques de set jorz n'en partirent.
Toz les jorz grant joie menerent,
E Deu bonement en loerent.
Lors apela a sei son fiz
Tobie, qui esteit gariz, 1250

1171 langle. 1174 doel. 1176 uerrez; Sinn und Vers erfordern reverrez, oder ambedous? 1181 peison. 1184 quil. 1186 medcine. 1189 doel. 1192 ele. 1195 ore.

1209 aueront. 1210 Thobie = 1221. 1227. 1228. 1238. 1245. 1250. 1255. 1287. 1327. 1347. 1391. 1211 en oint ena. 1226 graces en r. 1227 ore. Nach V. 1235 folgt in der Hs. 1238, 1237, 1236, 1239, doch ist V. 1238 und 1236 durch vorgesetztes B und A an die richtige Stelle gewiesen. 1238 a fehlt. 1243: die Zeile ist in der Hs. leer gelassen. 1245 ieoie. 1246 vnqes. 1247 grant fehlt. 1248 E fehlt.

Si li comence a sermoner:
Biau fiz, que porrom nos doner
A cest home, qui fu od vos?
Sire, por Deu le glorios,
Fait Tobie, car en penson, 1255
Dignes est de grant gueredon.
Sain m'a mene e ramene,
Par lui m'a Deus grant bien done.
Il me defendi del peisson.
E me mena a la meison 1260
Raguel e me fist aveir
Ceste femme od tut cest aveir.
En Rages fist por mei la veie
E m'en aporta la moneie
E m'enseigna la medecine, 1265
Biau pere, qui vos enlumine.
Requerron le biau pere chier,
S'il velt prendre por son loier
La meite de nostre conquest,
Que meintenant li serra prest. 1270
Mult dites bien, fait il, biau fiz:
Car noblement nos a serviz.
Donc l'ont d'une part apele,
Si li ont dit en recele,
Quanque il orent porveu. 1275
E li angles a respondu:
Vostre seit quanque vus aveiz,
Beneisseiz Deu e loeiz,
Que vus a gariz e purgez.
A celui vos regeissez, 1280
Qui sa merci a fait a vos:
Car il est veirs Deu glorios.
L'on deit le sacrement le rei
Garder sauvement en bone fei,
E l'on deit son non eshaucier 1285
E loer e magnefier.
Tobie, jeo te dirrai veir
E bien poez aparceveir:
Oreison est bone od geune,
Quant almone est od tot commune: 1290
Car almone ne sofre mie,
Que l'alme aut en male partie.
Tes almones, que tu feseies,
Quant les morz ensevelisseies,
Quant tes biaus mengiers en lessoues 1295
E en ta chambre les musçoues
E lor feseies sepulture,
Quant veneit a la nuit oscure,
Par tes almones, biaus amis,
Que tu feseies as chaitis 1300
Assiduelment nuit e jor
Por amor de ton criator,
Fu Deu paiez de ton servise,
Por faire tei net a devise,
Por prover e por espurgier; 1305
Ausi come l'en fait l'ormier,
Volt Deus, que tu fuses tempte.
Por ceo qu'en bone volente
As sofert la temptacion,
T'a Deus faite redempcion. 1310
Cil qui seit servise merir,
M'a enveie por tei garir.
Jeo sui Raphael angelus,
Un des set, qui somes la sus
Ades devant nostre seignor; 1315
Por vus geter de tenebror,
E por vostre fiz marier,
E por sa femme delivrer
Del reproche e de vilainie,
M'enveia Deus en vostre aie. 1320
Vos cuidiez, que home fuisse
E que jeo menjasse e beusse
Come vus, mes pas nel feseie:
Car peu somes toteveie
De dolce espiritel viande, 1325
Que nostre cuer plus ne demande.
Quant les dous Tobies oirent,
Que cil ert angre, si chairent
A terre e jurent longement
Sanz parole e sanz movement. 1330
Mes li angres les conforta,
Dolcement les amonesta.
Seignors, fait il, n'aiez peor,
Beneissiez nostre seignor
E ses miracles recontez 1335
E magnifiez ses bontez.
Ne puis od vus plus demorer,
Des or m'en covient retorner
A celui, qui ça m'en enveia,
Qui cest eire me comanda. 1340
A ces paroles esvani
E cil, qui furent esbai
Par treis hores a terre jurent;
E quant sus releve se furent,
Deu beneierent e loerent 1345
E de bon quer le mercierent.
E puis vesqui li viels Tobie
En grant joie e en bone vie
Cinquante dous anz acompliz

1259 peison. 1270 qe. 1275 qūque. 1277 qnqe. auez. 1278 benisseiz. 1279 qe. purgiez. 1284 Neun Silben. saufment? 1288 le poez. 1291 soefre. 1292 qe.

1300 qu. 1301 assiduelement. 1308 qen. 1311 siet wie sonst meist geschrieben. 1318 deliuerer. 1320 men enueia. 1322 jeo fehlt. 1326 qe. 1328 qe. 1338 ore.

E vit ses nevouz e lor fiz 1350
E ot .C. e duze anz passez,
Ainz que ses jorz fuissent finez.
E a l'hore, qu'il dut fenir,
A fait son fiz a lui venir
E set fiz, que il aveit biaus, 1355
Forz e delivres jovenceaus;
Sa beneiçon lor dona
E lor aprist e enseigna,
Com il deveient Deu servir
E henorer e obeir 1360
E faire por la soe amor
Biens e almones nuit e jor,
E prophetiza veirement,
Que damne Deus novelement
Jerusalem visitereit, 1365
Son tabernacle i refereit,
E tote genz iloec vendreient
E iloec Deu aorereient.
Mi fiz, fait il, ore entendez fol. 141.
E mes enseignemenz gardez! 1370
Quant vos m'aurez enseveli
Mei e vostre mere autresi,
Que ne vivra mie apres mei,
Molt longement, si com jeo crej,
Hors de ceste cite alez, 1375
Apres ma mort n'i demorez.
Jeo vei, que par sa felonie
Serra la vile anientie.
Se vus amez Deu e cremez,
De ses biens vus dorra assez. 1380
E quant del siecle partireiz,
En sa joie vus en irreiz.
Quant ses paroles ot fenies
Li vielz prusdom e acomplies,
Ne demora gaires apres, 1385
Qu'il est venu a son deces.
A grant henor l'ad enterre
Sa engendrure en Ninive,
E sa femme od lui noblement
Ne targa mie longement. 1390
E sachiez, que son fiz Tobie
N'oblia ses paroles mie:
Od sa femme e od ses enfanz,
Qui erent riches e mananz
E aveient femmes e fiz, 1395
S'est de Ninive departiz.
Tote sa progeine enmena;
Raguel e Anne trova;
Toz vis e en bone veillesce;
A grant joie e a grant leesce 1400
Ont lor lignee receue
E molt en ont grant joie eue,
E li baillerent a dreiture
D'els e de lor meson la cure.
E il les servi e garda, 1405
Ensemble od els tant demora,
Que lor jorz furent acompliz,
E qu'il les ot enseveliz.
Apres lor jorz remist seignor
E puis vesqui a grant henor: 1410
La meson Raguel maintint,
Tant que en veillesce revint.
E sachiez, que il vesqui tant,
Que il vit devant son morant
Sa engendrure el quint degre: 1415
Nonante e noef anz ot passe
A cel' hore, que il morut,
E toz jorz ama Deu e crut;
E Deu e bone gent l'amerent,
Qu'il fu un de cels, qui donc erent, 1420
Qui plus ama Deu e servi.
L'estorie est definee ici,
Que translatee avon brefment;
E se nul la velt autrement
Traiter, il ne m'en peise mie, 1425
Ainceis me plaist, que mielz la die. —

1355 quil. 1362 e nuit. 1364 qe. 1366 refreit.

1408 que il. 1412 qen. 1413 quil. 1414 quil. moriant. 1415 sengendrure. 1417 quil. 1422 define. 1424 tranlate.

Nachträge zu den Legenden.

I. Alexius, aus Barbour's Legendensammlung.*

Ms. Cambr. Gg II, 6, fol. 164b.

(Altschottisch.)

(Q)whene euir ilke cristine mane
Of Cristis treucht gyf he ocht cane,
trewis þat thre statis are sere,
in quhilkis al mene sal apere —
þat euire tuk lyf & cristine-dome — 5
before god one þe day of dome:
of matrimone othyre in þe stat,
or contenens, as clerkis wat,
or ellis of virginite,
þe quhilkis mast dygne is of þe thre. 10
þo matrimone mad god of hewine
& commawndyt to be kepyt ewine:
betwix oure fore fadir & his mak
matrimone cane he mak,
befor þat mane had done syne, 15
& als þe place of welth with-In,
In paradyse, þe place but pere,
þare is blys & Joy but were.
& quhene god for ws come mane,
borne he was of wedyt womane; 20
& wedyng honouryt he þat tyme
þat he turnyt vatyre in-to wyne. [fol. 163 b]
& þat weding plesyt hyme,
fore ensampil I may bring In
þat he in weding borne was 25
Of Mary, þe quene of grace.
& contynens als wele he lufyt,
as syndry ma be prowit:
fyrst be þat noble wyf Anna,
þat callit was prophetissa 30
& treuly to god ſeruit ay
in þe tempil, nycht & day,
foure schore of ȝere, forout sak,
& prophecy of god cane mak,
sayand: forsuth, þis is he 35
thru quhame þe warld sawit sal be —
Of Cristis byrth þe fourty day
of Criste þis word scho cane say,
quhene his mody(r) mad hire offerand
for hyme eftyr þe law of þe land. 40
& Symeone þa(ne), in wedoue-hed
þat lang tyme his lyf cane led:

---

* Die Quelle Barbour's ist die Legenda Aurea. Ein weiteres Alexiuslied, in nordengl. Mundart, in Ms. Cbr. Gg V, 31 und Ashm. 42 erhalten, wird in kurzem in einer grösseren Sammlung von Legenden veröffentlicht werden. Die bereits zum grössten Theil copirte Sammlung Barbour's wird der Herausgeber demnächst ediren.

V. 1 Die Initialen sind im Ms. nicht nachgetragen; ein kleiner Buchstabe deutet sie an. 11 Ms. þo st. þe? 13 Ms. fad*; das sonst *er* bezeichnende Häkchen ist in schottischen Mss. durch *ir, yr* oder auch *ire, yre* aufzulösen.

19 Ms. cō, die Abkürzung bezeichnet hier, wie in allen ähnlichen Fällen *me* (oder *ne*), wie sich ausgeschrieben nur so findet. 41 Ms. þat st. þane. 42 Ms. þat lang tyme þat his.

þocht he blynd was of gret elde,
with hartly eene ȝet he beheld,
In tempil as þai brocht Jhesum, 45
& in armis sone hyme nome
& sad: now, lord, lat pas in pece
me, þat al tyme þi serwand was,
fore myne ene now has sene þe hele
þat þu hicht to Israel. 50
Of contynens mony vthyre ma
ensample mene ma ta:
as of Margret, of Scottis quene,
In widoued hyre lyf led clene,
& of þe noble wyf alsa 55
Of Rome, þat callyt was Paula,
Eliȝabet of Vnguery,
& als þe Magdelayne sancte Mary,
sancte Petyre als, & sancte Germane,
& of vthyre sic mony ane: 60
sume eftyre weding, sume eftir syne
þai wex chast, & hewine cane wine.
bot to god þai emples mast
þat fra þe byrth lifit þane chast:
as Margret did, & Agatha, 65
Cecile, Katrine, & Lucya;
bot in oure laydy is best prowit
quhou wele virginite he lufyt. [fol. 164.]
For þe honoure of madynehed
sancte Johne þe ewangelyst, we red, 70
slepand a-pone Crystis kne,
was dygne his privete to se,
In Pathmos als þe angel brycht
schawyt hyme ful fely sycht.
Fore in þame þat lifis chaste, 75
makis resting þe haly gaste;
for I trew þat god be
with maydined & with humelyte. —
& I ȝou a tale wil tel,
In Rome quhylum quhou befel 80
Of a mane, þat wertuise twa
parfytly had & vthyre ma. —

(I)N Rome a nobile mane was,
Eufamyane callyt, & his wyf Aglas.
& with þe emperoure mast dere 85
he was haldine, & but pere;
& he thre thousand mene had ay
serwand hyme bath nycht & day,
In clathis of silk cledine were
& beltis of gold, costlyk & dere. 90
merciful was Eufamyane
til al þat he saw ned begane;
Ilke day in his house had he
Of pure folk fufyt burdis thre,
& Ilke day þat oure of nowne 95
to pore hyme-self wald ſerue but hone.
& his wyf was of þe sammyne wil,
sic godlyk werkis to fulfil.
þai had na barnys þame betwene,
& þat gretly cane þai mene: 100
fore-þi to god þai prayt sa ȝarne,
þat þat laydy consawit with barne.
syne dyliuere was þat myld
thru godis helpe of a knaf chyld,
fare & quhyt, as vatir fame, 105
and had Alixes to his name.
& fra þine in-to castyte
þai lufyt furth, scho & he.
& þat þare barne suld be na fowl,
þai set hyme ayrly to þe schule, 110
artis liberalis for-thy
þat he suld cone, & philosophy.
& fra he come to fourtene ȝere, [f. 164 b]
a maydine, þat mycht be his pere,
þai socht, & fand, of hys kyne, 115
þe emperoure house withine.
þai maryt þame of gret nobillay,
fore cummyne of mychty mene ware þai;
& gret fest at þe weding mad,
as þai þat warldly welthis had. 120
bot as cummyne was þe nycht
& he & scho to bed was dycht:
Of fleschly lust he had na thocht,
bot beyisit hyme how he mocht
gere hyre consent to chastyte; 125
& lang sermone þare-of mad he
til hyre, quhow scho suld god dred
& þare-of resawe gret med
In hewine eftyre þis brukil lyf —
„fore al mone de, mane & wyf, 130
& sic as we are fundyne here
before þe Juge we sal apere
& gyf reknyne þat Juge til
of al dedis, gud & Il,
& fore oure dedis, nocht to layne, 135
resawe oþire Joy or payne.“
& quhene he mad had lang preching,
he betacht hyre his gold ryng,
& syne his belt he schare in-twa
& betaucht hyre þe hed alsa, 140
sayand til hyre: „my leif swet,
þire twa I gyf þe to kepe;
fore-þi, my der, as þu lufis me,
kepe þame, to god wil I þe se.
& here to hyme I þe betak, 145
as my lufyt warldis mak.“

---

72 Ms. with st. was. 94 Ms. scheinbar sufyt, l. fusyt.

144 to = till.

(Q)wene þis was sad, he nocht bad,
bot gold in fusione he with hyme had
& stal away al priwely,
& went hyme to þe se in hy, 150
& fand a schepe redy þare
to Leodaciane to fare.
þar-in he gat, syne passit he
to Edyſa ine-to þe cite,
of Cyrie in-to þe land. 155
þare he of chance a ymag fand
of Jhesu Cryst, oure lord dere,
but mannis handis mad, but were,
in sandale. & quhene he cane luk
one It, sic luferand he tuk, 160
þat he þare dwelt in body & thocht.
& al þe gold, he ydyre brocht,
he gaf to pure, & his clething
he gaf fore ware in weflyng.
In þat towne a kyrk was wrocht 165
of oure laydy, & ydyr he socht
& in a kyrk-ȝard done sat he
of begerys ymang gret pleynte,
& Ilke day thigyt his lyf-led
at þame þat passag-by þare mad. 170
& quhene þat he gat ony gud
mare þane nedit til his fud,
he gaf It in gret hy
to beggeris þat sat hyme by.
& lang tyme he sat þare 175
as begare, of gud bare,
In fastyng, prayng, & in wak,
pynand hyme-self fore godis sak. —
now lef we hyme in begyng,
& of his fadir spek sume thing, 180
þat, fra-tyme his sone went
fra hyme þis wyse in torment,
contynualy he lifyt in wa;
sa did his modyre, his wyf alsa.
for-þi his fadyre, þat was mychtty, 185
of al-kyne landis in sere party
send mene to sek his barne —
þat ware his ded, gyf he suld tharne, —
& bad þame fore na cost spare
to sek hyme, quhare sa euir he ware. 190
þane passyt þai in landis sere,
sekand hyme fere & nere.
& quhene mony of þame had socht
& trawalyt fere & fand hyme nocht:
sa hapnyt þat part of þa 195
come to þe towne of Edissa,
& passit by quhare he sat.
& he of þare almouse gat,
& knew þame wel, & þai hyme nocht,
þocht þai besyly hyme socht. 200
þane thankit he god Increly
þat he had mad hyme sa worthy,
at his awne mene he mycht sa
fra þame in begyng almus ta.
þe seruandis al, þat furth went, 205
fra þa na hyme fand, agane ar lent
& tald how þai tynt al þare trawal,
fore hyme to sek mycht nocht awale.
his fadyr þane had mykil care,
& his modyre mykil mare: 210
for, fra þe day he ȝed of towne,
In care-bed scho lay done,
In mol & hayre & woful fude,
ȝouland as half brawne wod,
cryand one god ful dulfully 215
þat scho in sik wyse ay suld ly,
but confort ore Joy, fra þine,
til scho hyr sone had gottyne.
þe spouse þane til his modir sad:
„allace, hard werd to me is lad, 220
þat þus has tynt myne warldis fere!
neuir-þe-les, modir dere,
ſic lyf as ȝe tak, I sal ta,
& neuire vthyre, for wel na wa.“
þane scho gret & handis wrang 225
& rayf hyre hayre & hyr self dang —
quhay þat saw It, & pyte had nane,
his (hart) was hardare þane þe stane.
& þane scho sad: quhat euir befel,
þat but mak ay suld scho dwel 230
as turtur, til of hyre mak
hyre hapnyt confort for to tak. —

(A)nde quhene Alixes sewintene ȝere
had dwelt in þat kirk-ȝard þere,
seruand god ful dewotly: 235
& ane ymag þane of oure laydy,
þat in þe kyrke was honouryt ay,
þis to þe sacristane cane say:
„bryng in ȝone powre mane þar-owt,
for he is worthy for to bruk 240
þe kynryk of al welth mast;
for in hyme restis þe haly gast,
& his prayere ful mony mendis,
þat befor god alsone ascendis.“
bot ȝet quhene þe sacristane 245
be þat had persawing nane,
to þat ymage prayt he [fol. 166.]
þat he þare-of mare wyse mycht be.
til hyme grath takine gaf scho þane

---

154 Ms. edysame st. edysa ine. 156 Ms. ymag; der feine Strich an g bezeichnet wohl kaum e, da er sich stets bei g findet.

228 hart fehlt im Ms. 239 Ms. ȝoure st. ȝone. 241 Ms. of al wehl welth.

quhare-by he suld þat mane kene, 250
before þe dure þat sat þare-owt.
& for hyre þe sacristane cane lout
& lowyt hyre, as he wele aucht,
& sped hyme furth, as scho hyme taucht:
& brocht Alixes in-til hy, 255
& tald til al quhou oure laydy
of þat mane mad sa gret lowyng.
for-þi sone auld and ȝyng
honouryt hyme sa gretly,
fra þai hard þis farly. 260
bot he of mane lowe wald nane:
forþi he fled hyne, or he fane,
be þe nycht sa priwely,
þat nane mycht wit, þat was by. —
bot certis! now are fundine quhone 265
þat in þat manere wald haf done,
bot erare haf tane þe lowing,
for lytil cause, of auld & ȝyng.
sa dyd he nocht, for þat he
parfyt was in humylyte, 270
& fled wane-glore forþi but hone. —
& to Leodyce he sped hyme sone,
& þare a schipe he fand redy
to sayle, & in gat in-to hy,
of Tars of Cecile þat was bowne. 275
& as þai saylyt, a wynd fel done,
þe hawine of Rome agane þare wil,
disponand god, had þame til,
& Alixes, þat cane se
þat of his purpos faylit he. 280
& hyme-self þane has he thocht
þat he vnkennyt dwel mocht
with his awne fadyre in-til house,
& til nane oythire be noyus
na charg nane vthyre with his fud — 285
his fadire had sa mykil gud.
one þus purpos quhene he was sat,
his fadyre sudanely he met,
& fra þe place hame gangand
with fele folk hyme folowand 290
þat serwyt hyme Ithandly.
Alixes one hyme cane cry [f. 166 b.]
& sad: „þu godis seruand dere.
me poure pylgrame, I pray þe, here,
& biddis þat I resawyt be 295
In-to þi house par cheryte,
& with þe crummys gere me fed
Of þi bred — sa þi sawle haf med,
& as þu wald god had pyte
Of þi a sone, quhare-euire he be!“ 300

ȝet his fadire knew hyme na dele,
bot his fadyre he knew rycht wele.
his fadyre þane commawndit þat he
til his house sowne led suld be,
& til a serwand gert hyme betak 305
to kepe hyme, for his sonnys sak,
& bad he suld haf met & clath,
& þat na mane did hyme lath.

(I)N his fadyre house he hyme led
& as poure mane hyme cled & fed. 310
quhare he, forsuth, nycht & day
ful Ithandly to god cane pray;
& his body ay torment he,
þat he to god suld thankful be,
thru labore hard & fastyng 315
& feble fud & als waking.
bot sume, þat had his lyf sene,
demyt þat he a sot had bene:
fore one na warldly thing he thocht,
bot in god was al his thocht. 320
fore-þi quhylum personis Il
scornefully wald cume hyme til
& of þe weschel þe weschyng
ful oft one his hed wald fling
& mykil ethine at hyme mak; 325
bot al he tholyt fore Cristis sak,
& neuir for ony tribulnes
spak he Il es, mare ore les.
& quhene he sewintene ȝere
his lyf leyd in þat manere, 330
al vtirly to þame vnknawine,
to syb or fremmyt ore to his awine:
he wyst be þe haly gast
þat of his ded þe terme in hast
was nere. for-þi sone askyt he 335
at ane, þat was his mast priwe,
pene, Ink, and parchemyne;
& quhene he saw lafare, syne
wrat, quhou he had left his wyf, [f. 167.]
& al þe procese of his lyf 340
þat he had, fere ore nere,
quhare he was in placis sere;
& plyit þat bil, ore he wald leef,
& It closyt in his nefe.
& quhene þis was al done, 345
to god he ȝald þe gast sone:
þat It resawyt worthely
with angel sang and melody.
& one þe morne, þat sonda was,
at þe solempnite of þe mes 350
In þe kyrk a woyce cane cry
fra þe hewine hely,

265 quhone few. 275 l. to st. of? 281 u. 289 & ist zu tilgen. 287 l. set. 295 & relativisch; in rel. Sätzen endet die 1. Person gewöhnlich auf is.

304 Ms. houise oder house? 321 Ms. a personis. 328 Ms. hll st. Il. 338 lasare leisure.

sayand þire wordis, les na mare:
„Cummys to me, þat trawaland are
or chargyt, al! & sowne sal I 355
ȝou reward ful plentuisly.“
þane al þat hard þis gret wondyre,
fel to þe ȝerd, þare facis vndyr.
syne eftyr þe woyce cane say:
„passis & sekis hyme but delay 360
In þe house of Ewfamyane!“
þane, to sek hyme, mony ane
passit til Ewfamy(a)nis hal;
bot he sad þane to þame al
þat It cuth nocht of hyme say. 365
þane come he furth þat seruit hyme ay,
& sad: „feris, It ma fall
It be he, þat ȝe sek all,
þat I seruit sewinetene ȝere
Of byding of myne lord now here, 370
þat deyt ȝisterday wele late.
sa wel I knew hyme þat I wat,
be pacience & penance sere
þat to god he suld be dere.“
Eufamyane þane to þe sted 375
quhare he wes þane, ȝed, & fand hyme ded,
& saw his face brycht & clere
as of hewine ane angel were.
& wald haf tane of his hand
þe wryt, þat he þare closyt fand; 380
bot he mocht nocht be ony way.
þane passit he furth but delay
to þe kyrk, quhare at þe mes
bath þe emperoure & þe pape wes —
þe tane of þame Archadius 385
& þe tothyr Honorius,
ware callit þane, & of Rome wes pape
Innocent. þane þire thre fut hat
ȝed til Eufamyanes In
with dred of god, & entrit In, 390
& come to þe corse, quhare It lay,
& til It þus-gat cane say:
„þocht we synful wnworthy be,
þe gouernale ȝet tane haf we
Of haly kyrk & cristine land: 395
þare-for we pray þe, opyne þi hand,
& lat ws se þat closyt wryt
& It þat wrytine is in It!“
þane þe pape come nere-hand:
& he hyme tholit vnlok his hand. 400
& tuk þe wryt, & he It rede,
befor þame al in þat stede.
& quhene þat þis had hard Ilkane,
sa abaysyt was Eufamyane,
þat for wondir in extasy 405
he fel done & lang cane ly
but strinthe ore word, a gret space.
bot quhene þat he ourcumine was
& one his sone beheld sadly,
ful roydly cane he rayre & cry; 410
his clathis in ragis he rafe,
his wisage als, & al þe lafe,
þat pyte gret was for to se.
ful rewfully hyme demanyt he.
& sa in þat passione 415
one his sone he ruschit done,
& criyt, as mane nere al wod:
„ful wa is me, my dere sone gud!
quhy has þu wrocht sik wa to me,
þat neuir ma recoueryt be? 420
þu has distrybulyt me but were,
swet sone, þis foure & threty ȝere;
bot endlas sorow now haf I
ded þus to se þe ly!
stafe of myne elde þu suld haf bene, 425
my ledare & my licht of ene —
allace, lewe sone, þat I gat þe!
to se þe sycht, I one þe se,
þat is my bale, but ony but.
for þu na word wil to me mut, 430
for-þi my lyf ay I mone leyde [f. 168.]
but confort to þe tyme of ded.“
with þat his mene, al wald he nocht,
has tane hyme & away has brocht.

(V)Ith þat his modir, þat þus herd, 435
out of wyt for wa scho ferd,
as a lyoues come ful thra
þat mene had tane þe quhelpis fra,
& rawe þe clathis, scho one bare,
& of hyre hed rawe þe hare; 440
gowand to þe hewine sorow mad,
& to þe erde syne fel al brad.
Ȝet, of hyre sowne to get sycht,
scho presyt faste, bot scho ne mycht
for multytud of mene, þat þane 445
war þare to se þat haly mane.
& þane sa hyly cane scho rare
til al þat sa thik stud þare:
„fore godis sak, gewis me entre,
myne awne swet sowne to se 450
þat I cane with my papis fede,
ful ofte, quhene It was lytil nede;
for þat sume confort ma me do.“
& þat dede cors quhene scho com to,
scho rafe hyre face & fel one It, 455
as wele nere owt of wyt,
& sad þane with sary chere:
„quhy did þu þis, my sone dere,
þat of myne ene suld be þe lycht?
ful butlas bale þu has me dycht, 460
hafand, sone, na pyte

396 Ms. band.

of þe dyses & thocht of þe
In wondre wa & panys sere
now al þire foure & threty ȝere,
& now has gotine neuir-þe-les 465
Il coweryyng eftyre lang seknes.
þu saw þi fadir & me alsa
lyf Ithandly in dowle & wa
& for þi sak ay sorowful be:
& til ws wald neuir schaw þe! 470
& quhene ony mys did þe til,
þu tholyt with debonare wil."
þane eftyre scho fel one hyme,
& þat ful oft, ore scho wald blyne,
& kyssit hyme with drery chere 475
& sad: „ȝe gud folk, þat ar here,
gret, & compaciens haf of me,
In þis bale butlas þat yhe se!
for I had þere fourtene ȝere
In my house my sone so dere, 480
& quhat he was, I mysknew —
for-þi of my lyf I rew —
his awne seruandis oft seand
bufet hyme fel & sare with hand.
alace, quha sal now gyf me til 485
vatere Inuche, to gret my fil,
my sorowful chekis forto wet!
for nocht, but ded, my balis ma bet."

(V)Ithe þat hys spouse come gud spede,
fast murnande, in sorouful wede, 490
& sad: „alace, þat I was borne,
til haf sic lyf me beforne!
þat I sal se þis brocht one bere
my blyse, my beld, my lef-mane dere!
quhame of I thocht ay to hafe 495
solace & confourte oure þe lafe,
& now is lewyt desolat,
as waful wedow, now I wat.
now is my meroure brokine smal,
& my gud hope tynt is all; 500
euir my sorow groys, alace."
& þai þat stud in þat place
& herd hyre mak sic murnyng,
gret for hyr, auld & ȝyng.

(T)hane Innocent, pape of Rome, 505
& þe twa emperouris alsone
þat haly cors honorabily
tuk vpe & lad one bere in hy,
& one þare schuldiris bath hyme rath
þe pape & þe emperoure bare bath 510
& one-to þe mydis of þe way.
& fra þe puple hard say
at þat mane was in stret brocht
quhame al þe cite lang had socht:
In Ilke syd þai gadryt owt, 515
to met þat sancte, In-to gret rowt.
& quhat sek mane þat twechit hyme,
his hele he gat in lith & lyme:
to blynd & def he gaf sycht & heryng,
& to dume mene he gaf spekine, 520
to sere halt he gaf fet,
& vthyr of lepyre he cane bet, [f. 169.]
of ydrope & of parlesy
he heylyt syndry þare in hy,
& gafe þame wyt þat ware brawne wod; 525
& til al þat abowt hyme stud,
þat mycht hyme tweche, quhat Il þai had
for-owt delay hale ware þai mad.

(T)hane þe emperoure & pape but wene,
þat sa ferly warkis has sene, 530
þat haly cors bare al thre,
for þai of hyme wald halowit be.
þar gert þai bryng in gret quantyte
gold & siluire & skalyt be,
þat, til folk ware It gaderand, 535
þai thru þe puple mycht be passand
& with þe sancte to þe kyrk wane —
bot ȝet þe puple lewyt nocht þane
to pres, þe relyk to behald
þat sa gaf hele to ȝoung & auld. 540
& wittis wele, þai ware Irk,
or þai mycht bryng hyme to þe kirk,
þat in honoure halowit was
of þe mertir sancte Bonyface.
& dwelt þare with þat haly thing 545
sewine dais in-to godis lowing;
& þe mene tyme sparand nocht,
(of) gret ryches þai gert be vrocht
a towine þat fare was for þe nanys,
of fyne gold & precius stanys. 550
quhare in honoure þai cane lay
þat haly cors, þe sewint day
of þe moneth of July.
þare-of sic fleure sprang in hy,
þat of balme & aromatykis al 555
It oure-passit bath gret & smal.
& he þe sewinetend kalend
of August of his lyf mad end,
fra þat Criste oure flesche laucht
thre hundird ȝere twenty & aucht.

479 Ms. haf st. had. 489 Ms. hyre st. hys. 493 Ms. be st. se. 502 Ms. þast. 511 & ist zu tilgen oder l. come st. one.

513 at = þat. 523 l. ydrops? 533 Ms. gret st. gert (so öfter). 535 til = quhil. 548 Ms. to st. of; Ms. brocht st. vrocht.

II. Zu S. Paul's Vision von der Hölle, aus Ms. Digby 86, fol. 132* (c. 1290).

Les ounfſe peines de enfer.

Oiez, seynourſ, vne demaunde
Qui le deble fist estraunge
A vn cheytif peccheour,
Qui fv mis hors de tristour,
De mort en vie resuscite 5
Par la grace de deu:
„hounseli gost, wat dest þou here?
þou were in helle nou for ȝere.
wo haueþ helle dore ounloken?
And ou art þou of pine Ibroken?“ 10
Ore respount le mort a lu
De cest secle ou il fu,
E tint en ordre countes & dist
Les ounse peines qui ſen Pol uist
E des autres qui il senti — 15
wn soul mot ne menti.

Vuoltou heren nou, satan,
Ou ich am from helle igan?
wormes haueþ mi fleſ ifreten,
And alle mine frend me abeþ forȝeten. 20
Ich was a mon, as þou wel wost,
And nou icham a wreche gost.
In helle ich habbe ȝare Iben —
þat me may on min eien sen.
Of me may mon forbisne take 25
þat wole his sunnen al forsake:
To wroþer-hele he was Iboren
þe schal for sunnen ben forloren,
And þe mon þat wercheþ wo
his soule schal into helle go. 30
In mo pinen hoe schal be
þen foweles bi þe heuene fle.
wor þer beþ bernınde tre —
No mon ne may herre Ise —
þer þe soulen beþ an-hon 35
þat here habbeþ sunne Idon
And nolden neuere to Criste go:
wor-þi hy þolieþ þer sech wo.
þickore hy hongeþ þer oural
þen ben beþ in þe winter stal. 40

Seþen þer is on ouen Ihat
seuene deuelen þer stondeþ at
þat þe soulen ounderfon
And hem in-to pine don.
þinges þer beþ alaboute 45
þat mon aute muchel to doute:
Snou and iis and liured blod,
Neddren and snaken þer stingeþ for wod.
Of þe fuir hoe doþ hem þere:
And beþ aſ hoe weren ere. 50
þe soule þat þer comeþ to
Ne bideþ hoe neuere-more ro;
hoe wolde þenne, and hoe ne may,
ffor þer hoe schal ben alne way.
ſſwecche pinen he þolien schal 55
þat her wes of his fleſ ful gal
And wolde louien his fleses wil
And fonden al þat wes oun-ſckil.
þer he woneþ in seche wondrawe
ffor he loueden ounriȝt lawe, 60
And for hy ne leten here sunne away
And ſriuen hem eer here endeday.

A wel of stel is forþer-mo,
þat berneþ liȝte and turneþ ho;
A þousent spoken þer beþ on, 65
And pikes oueral idon.
þer þe soulen beþ to-drawen
þat here arereden euele lawen.
þider wendeþ þe soulen Ilome
þat her demeden false dome. 70
Mo soulen þolieþ þer sech wo
þen fiſſes ben in al þe se.
ffourþer þer is a water hot,
þat is long and dep and brot,
blacore þen þe swarte pich, 75
And stinkeþ aſ for-rotet lich.
Of þe pine þat hit bereþ (!) —
Oþer hit stingeþ oþer hit tereþ —
Ifuld is þat fowele pol,
þat euere is hot and neuere col. 80
þer-bi stondeþ a develeſ trome
And wayteþ þe soule, wen hoe come;
hoe þere wercheþ al arep (!) [f. 133.]
As þe wolf deþ bi þe sheep.
Wen þe deuelen hem forleteþ, 85
Snaken and neddren hem to-wreteþ
And draieþ hem into one welle,
And þere hoe þolieþ alle ounselle.
wen hoe habbeþ þat Idon,
Eft-sone hit is al foren hon. 90
Ne may hoe ſvggen weilaway

---

* Die älteste Hs. dieser Version ist Ms. Jes. Coll. Oxf. 29, gedruckt in Morris: An old English Miscellany, London 1872. Die anderen Legenden dieses sehr alten Ms. Digby (ausser Maximian) werden in einer nächstdem erscheinenden grösseren Sammlung veröffentlicht werden.

28 þe = þat, wie 107.

47 liured = loppered. Die letzte Silbe ist schwer lesbar. 64 ho = o = ay. 83 l. a-þrep.

þat so schal pinen niȝt and day?
some me may þere Isee
þat stondeþ in to heere knee,
Some to heere middil þei, 95
And some to heere ouere brei,
And some riȝt to heere tiit, —
As heere sunnen beþ Ibet.
Ba(k)-bitter is þat weren inne
þat stondeþ in to hoere chinne; 100
he þat wes owre oþer kopiner
þat stondeþ in to hoere sheer;
And hoe þat euere wedlak brekeþ
þe flod to heere nauele takeþ;
Wose his glad of oþres harm 105
þe flod takeþ to his arm;
þe spekeþ in chirche, þat nis nout god,
To his mouþe takeþ þe flod;
þe wreieþ his sibnesse oþer his steleþ
Abouen his heien þe flod heleþ; 110
þat deþ his wille aȝeines riȝt
Of him nemay me saie nowiit.
wose is wis and eke war,
loke þat his soule necome þar;
wor, wen þis middellert ago, 115
heere pine Ilesteþ eueremo.

Forþer is a ful dep fen,
ffoul of wowers and of wimmen;
þe stude is þestriore þen þe niȝt,
ffor þer ne comeþ neuere liiȝt; 120
And stinkeþ foulore þen þe hount,
ffor brunston walleþ in þe grount.
Two þousent soulen and wel mo
þerine freteþ hoere tounge atwo
And draweþ out hoere brain, 125
ffor hoe weren of gauele fain.
Swech is hoere pine þer,
wor hoe weren gauelers her.

Sweche beþ forþer Idon
þat nowiit nabbeþ hem houpon: 130
hem me drepeþ wiþ þe pich,
ffo þe brede wiþ þe spich;
Neddren hoere breste soukeþ
And snaken þere hem to-loukeþ,
helle houndes gnaieþ hoere fet, 135
And sevene deuelen hem stondeþ het:
wor hoe heere maidenhot lore
Are hi comen to chirche dore,
And for hy duden hoere stren,
þat ne moste cristnet ben: 140
hoe werpen hit houndes oþer swin:
ffor-þi hy þolieþ sori pin.

Forþer beþ wepmen and wimmen bo,
þat fendes draieþ alle to;
half me doþ hem in a fuir 145
And half in a worse muir.
wen hoe beþ so to-drawen,
Gripes freteþ hoere mawen
And hoere inward everuidel,
Ne be þe þarof no so gal, 150
Eft hoe werpeþ al in al
And herneþ to þat ilke gal.
So hy pinez, and worse Inou,
þat here duden þe widewe wou
Oþer reueden wrecches here lond 155
And brouten hem to muchel shond:
hoe nedden frend ne fader hem bi,
wor-þi me drof hem of londe awi.
hoe sikeþ loude and gredeþ sore,
ffor bote ne comeþ hem neueremore. 160
Of men hoe taken hounriȝt mol:
wor-þi hy beþ in silli sol.

Furþer þer is a watres flod
þat is meind al wiþ blod.
a þousent soulen þer beþ bi 165
ffoul sore of-þurst and foul houngri;
Ne moten hi biten hone sope,
Ne habben hy so muchel hope.
In fuir hoe berneþ niȝt and day,
And so hoe pineþ alneway. 170
wiþ seche pinen hoe beþ Imet
þat breken þe heste þat hem wes set
In holi chirche oueral.

Forþer-mo beþ holde men
þat among nedderen abbeþ den; 175
hoe tosnieþ (!) þoru euche hon
And freteþ þe fles al to þe bon,
þoru hoere heren hoe freteþ þe brain
And crepeþ in and out aȝein;
ssomme beþ brende, and somme beþ froren, 180
And alle þe bones beþ to-droren.
wen hoe habbeþ Ifreten ewche on,
Eft hoe beþ Ihole anon —
Nowiit for to comen oni from,
Ac for to þolien þe wreche dom. 185
hy woneþ and groneþ day and niȝt,
And hit ne helpeþ hem nowiȝt —
wor hoe nolden ben Isriven,
þe wile þat hoe mosten liuen.
ffor fendes hem stondeþ bi 190
And pineþ hem swiþe selli.
Ounseli men, wi neren þey war,
þe wiles þat þei weren þar?

---

99 Ms. baþ bitter. 101 owre = hore, whore. 136 het = at. 139 for hy duden st. hy forduden.

146 worse st. frore? 161 l. token. 190 Ms. Jes. four st. for.

hy nolden don for him no goed
þat bohout ous mid his holi blod; 195
he haf ous of helle, and ȝaf ous long lif,
And lond and lede, and wele and wif,
And al þat on þe world wes goed;
Ac non of ous ne hit ounderstod.
Nolde þer hy nowiȝt þenche þer-on, 200
þe poure wrecches, ne god don;
hoe wenden hit sholde llesten ho:
ffor-þi hoe beþ in þis wo;
prestes hestes, ne godes lawe
Ne duden hoe nout bi houre dawe, 205
Ac *tri*chiours þey weren and les —
ſloþliche I saye, wo is hem þes! —
Ne wende*n* neuere to ben ded —
þat wef þe foles wicke red —
Ac euere as (hoe) sunegeden longe 210
ſſo here sunnen weren stronge.
Neren nowiȝt hoe þerof adrad:
ffor-þi hoe slepeþ in sulli bed.
þan al þe worlde be agon, [f. 184.]
Terme ne habbeþ hoe neuere non; 215
ffor þe pine of helle is hendeles.
wo is him þat þer woninge chef!

Of þis pine nis riȝt nouht
Aȝein þe puet, wat er is wrout;
Niene cheiles þer beþ oupon, 220
Ne comeþ hoe neuere-more oundon.
Monie mo soulen þer beþ in
þen beþ in Fraunce dropen of win,
Of hem þat heueden monnes trome
And ne leueden nout godes come 225
Ne þat Jh*es*u Cr*ist* wes Iboren
Of þe maiden, þat wes Icoren
ffor to feden þat holi stren —
wel is him þat him may seen!
þis his hof helle þe gaiol. 230
þer ounder is a wel dep pol:
Ten þousent deuelen and welmo
þer doþ þe wrecche soule wo:
wiþ irene houeles hoe hem to-draieþ
Niȝt and eueri day þat dayeþ. 235
Among þe fendes in þester niȝt
Beþ þee þat demeden Jh*es*u Cr*ist*;
Nis no pine al-so strong
ſſo is þe stunch þat hem is among.
þes hoppe biforen oure heue*n* kinge 240
Ne spekeþ of hem riȝt noþing,
Ne dar no ſont hem bidde fore,
ſſor-þi hy beþ euere forlore.

Eft þer is on oþer puet.
Ne comeþ he neuere Iduet; 245
ſſeuene doren þer beþ on,
ffor-to þe ſoulen ounderfon:
Liȝtliche hoe may comen þer inne,
An neuer aȝein, for none ginne.
Two so dep he is welni 250
As þe heuene is from þen herþe hey.
þerinne goþ soulen þicckore Inou
þen leues fallen from þe bou.
þis put is hot in helle grount:
þerinne is moni on houng*ri* hount, 255
And alle þe der þat euele beþ,
And þe foules þat niȝttes fleþ,
And þe hound þat wes so strong
þat al þis world he houng*ri* fong —
Seþþen he wes Ibrout adoun 260
þoru Cr*ist*es holi passioun.

Þer-ounder is on iren wal,
þat is of soulen Ifuld al;
On hem is moni iren bond,
þat is hattore þen eni brond. 265
þerinne beþ þe fendes Idon
þat weren bihauedede oþer anhon,
Oþer þat heueden so heuele Isped
þat hy leien in wiues bed,
Oþer þat weren acursed binome: 270
for(þi) hy habbeþ godes grome.
þan me ȝeue al þis world hem fore,
Ne holpe hit hem nout worþ a pere.
wolle ȝe heren nou a ſoþ —
wose hit halt, goet hit him doþ —: 275
hit is writen in holi bok —
þer-of nou witnesse I tok:
þan on houndret heueden Iseten,
Seþþen Kaim wes biȝeten,
And heueden day and niȝt Iwaket 280
And teþ and tonge of stel Imaket
And of helle pine told ho,
ȝet þer beþ on houndret mo.
And wose is wif and eke war,
Loke þat he ne come þar! 285

A Jh*es*u Crist, þat ous is boue,
ffor his swete moder loue
Let ous swecche werkes werche
And so to serui holi chirche,
þat we moten ben Iborewe 290
And Ibrout from alle serewe —
ffor þilke þat beþ Iboreue*n*, Iwis
hoe wendeþ into paradis;
So wolle god þat we mote
hounder-fongen heueriche bote. 295
ſwete Jh*es*u, king of blisse,
Min herte loue, min herte lisse,

195 Ms. bohout st. bouht. 214 þan relat. = whan, wie 272, 278. 219 Ms. water. 221 comeþ = bicomeþ, wie 245. 240 hoppe = up. 242 sont = saint.

271 Ms. for st. forþi.

þou art swete mid-Iwisse —
wo is him þat þe shal misse —
ſſwete Jhesu, min herte liȝt, 300
þou art dai wiþ-houten niȝt:
þou ȝeue me strengþe and eke miȝt
ſſor-to louien þe al riȝt!
ſſwete Jhesu, mi soule bote,
In min herte þou sette a rote 305
Of þi loue, þat is so swote,
And wite hit þat hit springe mote!

III. Susanna.

a) Aus Ms. Cotton Cal. A II, fol. 1 (c. 1430).*

(Die ersten 104 V. fehlen, da vorne Blätter ausgefallen sind.)

The chyue, þe cholet | and þe chesboke cheue, 105
The chyboll, þe cheueron, | þ*at* chaungeth at nyght*e*,
The p*er*cele, þe paſnepes, | þe porettes to p*re*ue,
The pyony, þe plawnteyn, | prowdly pyght*e*,
The lylly, þe louge, | lawnced full (!) leue,
The sawge & þe solſykell, | semyly in syght*e*, 110
The columbyne, þe caraway, | in clottys þey cleue,
The Rewe, þe Rubarbe, | Rawnged full Ryght*e*
In Rees,
Dayse & dytayne,
Isope & sauerayne, 115
Pelletur & plantayne,
The prowdeste in prees.

Thus þe ȝonge ȝepply | ȝede in here ȝerde,
That was hyr husbandys & herys, | holden full hende.
„The folke be faren vs fro, she sayde, | we dar not be ferde. 120
Aftyr myn Oynement | warly ȝe wende!
Spede ȝou specyally | the ȝate be sperde,
ſſor we wyll washe vs I-wys | by þe welle strende.
ſſor-þy we wyll warpe of | our wedys vn-werde."
vnther a lawrer so lowe | þe lady gon lende 125
So sone.
Be a wynlych*e* welle
Sussanne cawght*e* of her kelle.
Butt fele ferles her byfelle
By mydday or none. 130

Now ar þese domesmen | drawen into derne,
whyle þ*at* þey ſygh*e* þe lady | lout hyr alone;
ſſor to halse þ*at* hende, | thay hyed hem full ȝerne,
wyth*e* wordys þey worshepyd | þ*at* wordyly in wone:
„wylt thow, lady, for loue | on our lay lerne 135
And vnther þis lowrer | be our lemman?
The thar warne for no wyght*e* | our wyllis to werne,
ſſor all gomes, þ*at* schulde greue, | of gardyn ar gone
In-fere.
ȝyf thow our nedys deny, 140
we shall say sykyrly:
we toke þe In avowtry
Vnther þis lowrere."

* Nachtrag zur Ausgabe der Susanna aus Ms. Vernon in der Anglia Bd. 1, Heft 1.
105 l. chesbole? 112 Der 9. und 13. Vers ist im Ms. stets hintergeschrieben. 122 Vern. aspieþ. spede (st. spire?) ist sinnlos.

Sussan was sorowfull, | & seyde in her thought*e*:
„I am with*e* sorowe vmbe-sette | on eu*er*-ylke a syde: 145
ȝyf I assent to þis synne | these segges han sowght*e*,
I shall be brytened & brent, | in bales to abyde;
ȝyf I nykke hem *with* nay, | hyt helpes me nowght*e*.
Trybulacyon & tene | me takes þis tyde.
(ȝ)ett er I þ*at* wordy wrath*e* | þ*at* all þis worlde wroght*e*, 150
(B)ettyr ys wemles to wende | out of þis worlde wyde.“
with thys
(Sh)e kest a carefull cry,
(þa)t comelych*e* lady.
(her) seruantys had ferly — 155
And no wondyr, I-wys.

Kene men of þe courte | comen to þ*at* cry,
And sche had kast of | her kelle & hyr kyrchefe;
In at a p*ri*uy posterne | þey presyd in hy
And fownden þe prestes, full prest | þer poyntes to p*re*ue. 160
Then sayde þo loselles on-lowde | to þ*at* lady:
„Thow hast gone *with* a gome, | þy goddys to greue,
And leyn *with* þy lemman | in avowtry,
Be þ*at* lorde & þe lawe | þ*at* we on be-leue!“
They swere. 165
All here seruauntes schunt
And stale away in a stunt:
Of here were þey neuer*e* wont
Suche wordys to here.

hyr kynrade, hyr cosyns, | & alle þ*at* her knewe 170
wrongon hondys I-wys | & wepten full sare
Certys, for Sussan sothfast | & semyly of hewe;
All wyues & wydowes | a-wondred þey ware.
They dyde hyr in a downgon, | wher neuer day dewe,
Tyll domes-men hadde dempte | þe dede to declare, 175
Marred *with* manycles, | þ*at* made were newe,
Meteles fro þe morn | tyll mydday & mare,
In drede.
Tho come here fadyr so fre,
wyth*e* all hys affynyte. 180
The prestes were *with*-out pyte
And full of falshede.

Then sayde þe Justyces on bench*e* | to Joachym þe Jewe,
That was of Jacobus kynde, | gentyll of dedys:
„Lett sende aftyr Sussan, | semelych*e* of hewe, 185
That þ*ou* hast weddyd to wyfe, | & wlonkest in wedys!
Sche ys of thoght*e*, as I trowe, | trysty & trewe
And has herte haly on hym | þ*at* þe heuen hedys.“
Thus þey broght*e* hyr to þe barre, | hyr bales to brewe.
Nother deth*e* ne dome | þ*at* day sche ne dredys, 190
Als ȝare.
hyr here was ȝelow as þe wyre
Of gold, fynyde *with* þe fyre,
hyr scholdres shaply & schyre,
þ*at* borely were bare. 195

Thus ys Sussan in sale, | senglych*e* arayde
In a serke of sylke, | *with* sholdres full schene.
Then Rysen *with* Rancour | þe Renkes Renayde

And þey þat comelyche acused | with wordes full kene;
homely on here heddys (!) | here hondys þey leyde, 200
And sche wepte for wo, | no wondyr, I wene!
„we schull present þe pleynte, | how-so-euer þou be payde,
And say sadly þe sothe, | ryth as we (haue) sene,
On sake.“
Thus with cautelys qwaynt 205
They present þer playnt.
ȝett shall trewthe hem attaynt,
I dar vnþurtake.

„Thorow-out þe pomery | we passed to play —
wyth prayer & penaunce, | was our purpose. 210
Sche cometh with two maydyns, | dressyd þat day,
wyth Ryche Robys arayde, | Reed as þe Rose.
wylyly hyr wenches | she wyssed a-way,
Comaundede hem kenely | þe ȝates to close.
Sche wente forthe to a ȝong man | in a valey — 215
The semblant of Sussan | wolde no-man suppose,
for sothe!
Be this case þat y say
She wyssed her wenchis away.
These wordes wettenesse we ay 220
withe tonge & with tothe.

when we þat semblant syghe, | sykyng for care
ffor sert of hyr souerayn | & for hir owen sake —
Our copes were combrouse, | þat kyndeled our kare;
But ȝett we turned a croke (!), | þat traytour to take. 225
he was borely & bygge, | bolde as a bare,
Myche myghtyer þen we, | syche maystries to make.
And to þe ȝate ȝeply | þen ȝede he full ȝare,
And lyfte vp þe lacche | & lepte ouyr þe lake,
So (!) ȝowthe. 230
Sche withe-shonte for no shame,
But bowed aftyr, for blame,
And wolde not kythe vs his name
ffor crafte þat we kowthe.“

Now ys sche dampned on days, | with dyn þey hyr deme (!), 235
And þe domesmen derf | done hir be withdrawen.
Lowely sche lowted | and lawghte hyr leue,
Att kynrede & cosyns, | þat sche had er knowen,
Sche asked mercy with mowthe | in þat myschefe:
„I am sakles of synne,“ sche sayde | in hyr sawen. 240
„Grete god, of þy grace | þese gomes forgyfe
That don me delfully be ded | & don vpon dawen
with dere!
Now wolde god, þat I myghte
Speke with Joachym or nyghte; 245
And sythen, what deth me were dyghte,
I ne sett at a pere.

Sche fyll flatte on þe flore, | hyr fere when sche fonde,
And karpyd to þat karemon, | as she well kowthe:
„I wratthed ȝou neuyr, | at my wyttande, 250

200 l. hed. 204 Vor sene fehlt han oder haue. 205 Ms. Iwaynt oder qwaynt?
223 sert = desert. 230 so = se ille? 242 vpon st. out of.

Neyther in worde ner in werke, | in elde ne in ȝowghte."
Sche keuered vpon her kneys, | kyst she his honde —
„I am dampned, I ne dar | dispar(a)ge ȝour mowthe."
was ther neuer a soryer syghte, | be see ner be sonde,
Ne a sorowfuller segge, | be northe ne be sowth, 255
þen þore.
They toke þe feteres from her fete.
And þen kyst she þat swete,
„In þis worlde shall we mete"
Seyde sche, „no more." 260

Then Sussanne was sorowfull | & seyde vpon hyghte,
wythe hondys full hye, | behelde to þe heuen:
„Maker of myddulerthe, | þat most art of myghte,
Bothe þe sonne & þe see | þou sette vpon seuen:
All my wyrkes þow wote, | þe wronge & þe Ryghte. 265
hyt ys nedfull now | thy names to neuen,
As y am delfully dampned | & to þe dethe dyghte.
Lord, hertyly take hede | and harken my steuen
So fre,
Syn thow may not be sene 270
wythe no fleshly yne —
Thow knowest well I am clene:
So haue mercy on me!"

Now ys sche dampned on deyse | withouten any drede,
And ladde forthe, þat lady, | lofsom of lere. 275
Grete god of his grace, | and of gyftes vngnede,
Thorow þe help of þe holy gost | herde hyr prayere.
he dyrects hys dome | and hys derf dede
To Danyell þe prophete, | of dedys so dere:
Suche ȝyftys he hym ȝaf | in hys ȝonghede — 280
ȝett fayled he a fourtenyȝt | of a full ȝere,
Not to layn.
Then cryed þat frely food:
„why spylle ȝe þat Innoçent blod?"
All were astonyed & withstood, 285
Thes ferlees to frayn.

„What sygnyfyethe, good sone, | þys sawe, & what hyt seythe?"
That þese maysterfull men | with mowthe gon melle.
„ȝe arn fonned, all þe frape, | to telle ȝou in faythe,
And in þe folke of I(s)rael | arn foles full fele. 290
Vmbe-loke ȝou, ledes! | such lawes arn leythe,
Me thynkthet ȝour dedes full dull, | such dedis to dele.
haue agayn to þe gylde-halle | þe gomes vngraythe:
I schall be processe apret | dyspreue þys apele
In dede. 295
Lett desseuere hem in two,
ffor now wakenes her woo —
They shall graunt, er þey goo,
All here falshede."

They dysceuered hem in two | & sett hem on sere. 300
And sodeynly þat senek (!) | þey broghte into sale.
Byfore þe prophete | þys prest gon apere,
And he apposed hym full sone | with chekes full pale:

253 Ms. disparge. 276 þy st. his. 278 Ms. directs oder directe? 294 apret st. apert.

„Thow hast be a presydent, | þe pepull to stere,
Now dotest þou on þyn olde toes | in þe dysemale; 305
Now schall þy couetyse be knowen, | þat er was vnclere —
Thow hast in Babylon on benche | browen mykyll bale
So bolde.
Now schull ȝour synnes be sene
Of fals domes bedene, 310
whyle ȝe in Babylone haue bene
Jugges of olde.

Thow seyst, þou seghe Sussanus | synne in þy syghte:
Tell me now trystily, | vndur what tre?“
he swere: „be the myche god, | þat most ys of myghte, 315
Vndur a syne sothly | my-self I he(r) se.“
„Now þou lyest in þy hed, | be heuen vpon hyghte!
An angell with a naked swerde | þe nyȝes full ne,
he hathe braundest þat bronde, | & burnysched full bryghte,
To merke þe at medyll in messe | in two or in thre, 320
No lees.
Thow brekest goddes comaundement,
To sle suche an Innocent
wythe any fals Jugement
vndewly on dees.“ 325

Now ys thys domesman withdrawe | withowtyn any drede,
And putte in a pryson | aȝen to hys place.
They broughte forth þat oþur to þe barre, | when þe chylde bede,
Before þe folke & þe fawnte, | frely of face.
„Cum forthe, þou cursyd caytyf, | of Caymes sede! 330
Because of þy couetyse | þou art in thys case;
Thow hast dysseyued þy-self | with þyn owen dede,
Of all þe wyte of a wyfe | bewyled þou wase
In drede.
Say now, so mote þou the, 335
vndyr what kynnes tre
Semyly Sussanne þou se
Do þys derf dede!

Thow gome of grett elde, | þy hed ys gray-hored,
Tell me tristili, | er þow þy lyfe tyne!“ 340
Then þe Rodely churle | Rudely he Rored
And seyde to þe prophete: | „þey pleyde be a pyne“.
„Now þou lyest vpon loude, | so helpe me our lorde!
ffor fylthe of þy falshede | þou shalt haue an euyll fyne:
Thy cursed comper & þou | may not acorde: 345
ȝe shull be drawen to þe deth | to day, or I dyne —
So Rathe.
I se an angell stande,
To take þe dome of ȝour honde,
wyth a brennand bronde, 350
To brytyn ȝow bathe.“

Then þe folk of Israell | fellen vpon knees
And lowely thanked our lord | þat her þe lyf lent;
All gomes, þat her gode wolde, | glades & glees,
That þys prophete so pertly | preued hys entente. 355
They trumpped before þe traytoures | & trayled hem on trees

316 Ms. he st. her. 334 l. dede?

Thorow-out þe cyte | be comune assent. —
he þ*at* louethe þ*at* lorde, | þar hym not drede, no lees,
That þus his seruant con saue, | þ*at* shuld haue be schent,
So swete. 360
Thys ferly befell
In þe dayes of Danyell.
The wytnesse wyll well tell
Of þe same p*ro*phete.

b) Varianten des Ms. Addit. 22283,* fol. 326, zum Texte des Ms. Vernon.

Ueberschrift: here bygynneþ a pistel of Susan.

V. 1 barne. 2 gentel. 4 riche*s* . renk . araye*d* was riht; he fehlt. 5 orchardes . deope diche. 6 herbagages . hiht. 7 þorw . Citee . siche. 9 erbes . auenauntly. 16 loueliche . out of st. on of. 17 fode fresscheliche. 18 hyr. 21 bitoke . a payre. 24 clergi. 25 hir. 27 hed. 28 þer*e*. p*ri*uely. 29 was fehlt auch hier. rial . rent*us*. 30 honorable. 31 til his hous . hende (Punct vor hende). 32 dred. 36 heore wikkednesse. 38 ȝyue. 40 þ*er* st. þ*us* . þid*ur*. 41 Jewesse. 44 semeliche. 45 were . hir. 46 schul . eschwe. 47 þise churl*us* . chaumbur . hire. 49 alan. 50 Susan. 51 merian. 52 wolde. 53 hir play. 54 þouht . biwilę. 55 witt*us* . wei word*us*. 56 teelde. 57 heore. 58 heore hore hed*us* . heuen . vpon. 59 cauht . heore. 61 þei. 64 miht. 67 hir . hir. 69 selcouþe. 70 perie. 71 *Joyned*. 75 were papeiayes. 76 nihtgales. 77 of þe best. 78, 79 blossomes. 80 & on amylliers. 81 papeiayes . for proude (!). 84 grap*us* . goldfinche. 85 þ*er* st. þ*us*. 86 þere were. 89 Damasene. 90 trouned. 93 cherie. 94 aren. 95 grapes & garnett*us*. 96 costard*us* . in coypes (!). 97 bewe, aus bowe corr. 98 fresliche. 99 wardou*n*s wy*n*liche . walse. 101 heore . gan hynge. 102 wederlynge. 103 springe. 104 Erberes. 106 out niht (!). 110 solsecle. 119 hir*e* . holden *were* hende. 120 be*n*. 121 wende. 122 bene. 124 hir*e* wed*us*. 125 lende. 128 cast. 129 fele. 133 forto. 134 worsschupe . worli. 136 bene vr*e*. 138 schulde. 144 þe*n*ne. 146 ȝyf . synne. 149 suche. 150 wrethe (Vern. falsch wreche). 151 bettr*e*. 155 seruauns. 156 wondur. 157 hir*e*. 158 hir*e*. 160 her*e*. 163 le*m*mon. 164 on.

---

* Diese Hs., von grösstem Format (jede Seite hat 3 Columnen zu je 90 Versen) und vortrefflich ausgeführt, ist nichts weiter als eine wörtlich getreue Abschrift des Ms. Vernon, in derselben Handschrift und wohl von demselben Schreiber, genau, selbst in den graphischen und dialect. Eigenthümlichkeiten übereinstimmend. Sie beginnt erst mit fol. CLXXVII (die Numerirung der foll. geschieht, wie im Ms. Vernon, auf der linken Seite) in der Mitte der nördlichen Homiliensammlung (22 V. vor dem Schlusse der Homilie zum Evang. Factum est in vna dierum = Nr. 48 Vernon, dann folgt die Homilie zu Surgens Jhc de sinagoga, Erat homo ex Pharis. Nichodemus, u. s. w.); am Ende, fol. CXCVII folgt ein Zusatz von Homilien (ders. wie in Ms. Vernon). Alle in dieser Hs. erhaltenen Gedichte und Prosawerke finden sich in Ms. Vernon wieder vor; leider sind eine Reihe von foll. ausgefallen und viele Gedichte daher nur fragmentarisch erhalten. An Legenden enthält diese Hs. noch: die Vision des Paulus von der Hölle (die ersten 126 Verse), Ipotis fol. 270, Susanna, Roberd of Sicily fol. 273 (wörtlich mit Vernon übereinstimmend), Disputisoun bitwene child Jhū and the maistres of the lawe (nur die ersten 104 Verse, das folgende Blatt fehlt). Ausserdem das Gedicht über das vollkommene Leben, über die sieben Todsünden und deren Zweige, Pricke of Conscience, über das Credo und Vaterunser, Debate of body and soul, Disputisoun bitwene a gode man and the deuel, viele lyrische und moralische Gedichte (viele mit Refrain), und Prosawerke.



167 away. 168 wer. 169 suche wordus. 170 hire . hire. 171 hondes . wept. 173 were. 174 dud . doungon. 176 were. 177 while. 179 come . fadur . freo. 181 saun. 183 on benche. 184 gentel. 185 sende . semeliche. 188 hert holli. 189 þer st. þus . hire balus. 190 noþur dome. 192 hyre. 199 comeliche . wordus. 200 homeliche on hire hed heore. 201 wept . wondur. 203 soþe. 205 *qwaynt*. 208 vndurtake. 209 passet. 213 wyliche . hire. 215 valey. 219 hire. 223 souereyn . hire. 224 were comberous. 225 traitour . *to* take. 226 borliche. 228 ful ȝare. 231 schunt. 235 hire. 236 vndeuwe . do hire. 237 hire leue. 238 kynreden . hedde euer iknowen. 239 asked . mouþe. 240 sakles . synne . hir. 242 derflich. 244 wold. 248 hire feere . fonde. 249 kyndelich. 250 wraþed . neuer . wetand. 251 neþer. 252 hire knes. 253 mouþe. 254 serweful. 266 nemene. 267 siþe . deolfully. 268 hertly take . herken. 271 flescheliche. 275 furth . lufsum. 276 gultus. 277 hire. 278 deolful. 280 suche ȝiftus. 281 fayled. 283 cried. 284 bloode. 285 þei . stoode. 287 gode sone. 288 gan. 289 þei ben. 291 vmbeloke ou lordus suche. 292 þinke . dedus. 293 þe vor gomes ist von derselben Hand in ȝe corr. 294 processe. 297 wakeneþ heore. 298 graunt. 302 þise. 305 dissēmale. 306 concience. 307 bench. 309 synne . sene. 310 bi dene. 311 for eose (!) . babiloigne. 313 seiȝe Susan. 314 vndur. 316 self . hire. 317 þi . heuene. 319 brandest. 320 medel. 327 into a place. 328 þat oþur . barne. 330 cursed. 332 desceyuet. 335 mot. 339 þi. 340 telle . treuwely . er. 342 prophete. 344 falshede . haue vuel. 346 drawe. 350 brennyng. 352 þenne . fel. 353 loued. 354 goode. 356 traitours. 357 be. 358 hoso. 359 schuld. 361 ferlyes. 362 dayes. 363 wittenes. 364 prophete.

Statt der zwei Schlussverse in Vern. liest diese Hs.: God graunt vs þi grace . to play vs pertly in þis place — And feiþely þi feire face . to se þat is swete. Amen. Explicit Epistola Susanne secundum Danielem. —

Die letzte der bekannten Hss. dieser Legende ist das (früher im Besitz des Mr. Heber befindliche) Ms. Philipps 8252 in Cheltenham, aus der Zeit Heinrich's IV., welches ausserdem Piers Ploughman, the Travels of Sir Maundevyle, the three kings of Cologne, und Lucifer Prince of the depe dominion of Darkness, enthält. Da der jetzige Besitzer der Sammlung Philipps', dessen Schwiegersohn Fenwick, die Einsicht in seine Sammlung sich theuer (mit 5 Lstrl.) bezahlen lässt, so bin ich vor der Hand nicht im Stande, diese Hs. mitzutheilen. Laing, in seiner Ausg. der Sus., theilt die erste Strophe dieser Hs. mit. Ob ein im Besitz des Marquis von Bath befindliches, bisher unbekanntes, sehr werthvolles, enthaltend eine historia scholastica des alten Testamentes (nach Petrus Comestor) und im Anschluss daran die Geschichten der Judith, Esther, der 7 Macchabäer, Job, in alliterirenden und gereimten Versen, und 12zeiligen Strophen nach Art des Evang. Nicod. (aber in 6 Langzeilen zusammengeschrieben), ob dieses Ms. auch die Susanna einschliesst, habe ich nicht ermitteln können; Sprache und Versmass weisen auf nördlichen Ursprung. — Laing's Ausg. der Sus. folgt wesentlich Ms. Vernon (nicht Ms. Phil., wie Morris in seiner Ausgabe des Sir Gaw. mittheilt), doch hat er moderne Schreibung (th st. þ, gh und y st. ȝ, er st. ur, es st. *us* in der Endung u. a.) durchgeführt. Folgende sind die von Ms. Vernon abweichenden Lesarten in Laing's Text:

3 there. 4 all riches . reuke (mit u). 5 weren *withinne*. 6 hey . height. 14 had. 19 to that *deire* (!). 28 preveliche. 29 *were* st. þere als Reimwort. 40 domes(men) st. demers. 45 hir (L. lässt die Abbrev. für *e* unberücksichtigt). sesse. 47 chesse. 54 wretches. 58 heore. 64 while. 66 somer. 67 grethed hir. 71 Juniper. 73 Ipeuwed (!). 81 for. 86 On figges and fygers (!). sees (!). 95 grew. 96 cuylthes (!). 97 (the) braunches, the bewe. 100 wald. charuwé 111 u. peletré 116 mit Accent. 117 prees. 118 ȝerde. 121 wende. 122 espieth now. 123 as st. us. 125 low . lende. 127 well. 137 þe st. ȝe. 150 Ar. worthlich . wrech (! st. wrethe,

auch in Vern. verschrieben). 151 beter. 157 her cri. 159 thi st. þei. 161 seid . aloud. 171 sare. 173 were. 177 mar. 186 wedded . wlonkest. 189 hir . barr. 198 reukes. 200 her. 204 on. 215 rode st. eode . ȝoung. 222 semblant . sare. 235 thaigh st. þauȝ. 237 latched. 239 asked. *mony* st. mouþ (!). 244 mic*h*t (schott. Schreibung!), 245 nic*h*t. 248 fecr . whom . fand. 255 sorioure. 266 neven. 276 vnguede. 277 holp (!). 281 failed. 282 sayne (!). 284 why . innocen*t*. 285 thei stodeyd (!). sttode. 287 gode sone . seeth (!). 293 ye gomes. 300 h*i*m sone. 302 go st. gō (!). 307 much. 313 thow seighe. 318 nei (l. ne) st. nere. 324 fols. 328 whom. 332 thi st. þī. 336 kind. 342 seid bifor. 343 lorde. 345 ȝe mon (!). 350 orennynge. 352 upon knees. 354 all . hir. 356 traitours . trees. 358 the lord. 359 servant. Die 2 Schlussverse hat L. ausgelassen.

Grösstentheils sind diese Lesungen Versehen und Fehler Laing's, nicht der Hs., an einigen Stellen hat L. den richtigen Reim hergestellt oder gleichartig gemacht (auch V. 19? 29? 287?); in mic*h*t nic*h*t 244 hat L. ohne Grund nördliche Schreibung willkürlich eingeführt; aber aus dem Ms. Philipps sind seine abweichenden Lesungen gewiss nicht geflossen.*

IV. Erasmus.

Aus Ms. Cbr. Dd. I, 1, fol. 295 (c. 1370).

Von der in der „Sammlung altengl. Leg.“ Heilbronn 1878, p. 198 ff. aus Ms. Harl. 2382 (u. Ms. Bedford) veröffentlichten Legende von Erasmus habe ich nachträglich noch ein weiteres Ms.: Cbr. Dd. I, 1 gefunden, welches, da es nicht wenig älter ist (c. 1370) als Harl., und häufig den besseren Text bietet, hier ganz folgt, obwohl es nicht das Original ist; Ms. Bedford steht dieser Hs. näher als Harl. Ms. Dd I, 1 enthält die in einen südlicheren Dialect umschriebene nördliche Homiliensammlung (Grundlage des Ms. Vernon), dann, nach Erasmus, ein Gedicht auf die Fastenzeit (Anf.: Lenten is an holy tyme, In which folk wile hem schryue Of alle þe synnes þat þei han don Before tyme in hire lyue), dann ein Gedicht betitelt: A good lesson of IX vertewis in 256 V., welches schildert, wie im Jahre 1345 in einer Vision Christus einen frommen Mann über neun wichtige Tugenden belehrt (Anf.: Alle þat loue to here þis lessoun — Crist graunt hem his benisoun. — þ*at* ȝere of our*e* lord a þousand — CCC & XLV as I vnderstand — A good trewe man mad his preyer*e* — Vnto oure lord god on þis manere.); endlich ein Gedicht über das jüngste Gericht, Busse und Beichte in 216 V., mit dem Motto: O Iudex vi feruida hanc servabis artem — Acu

---

* Varianten des Ms. Addit. 22283 zur Disputison of Child Jesu.

Dieselbe Hs., Addit. 22283, enthält die ersten 104 Verse des aus Ms. Vernon in den „Altengl. Legenden“, Beilage I, p. 212 veröffentlichten Gedichtes: Disputison bitwene child Jhū and maistres of þe lawe of Jewus, welches ausserdem in die Kindheit Jesu des Ms. Harl. 3954, v. 211—265 (ed. in „Sammlung altengl. Leg.“ p. 103) verwebt ist. Bei dem genauen Anschluss an Ms. Vernon sind nur folgende, meist graphische, Abweichungen zu merken:

V. 2 soþly. 3 gentil . vndur. 4 fondeþ. 10 twelue. 13 maistres. 19 seist þou. 21 þow . aȝein. 25 leorne. 29 miȝt þe. 34 blynd. 37 A. B. 39 tymely. 40 Resun. 42 spac . peple . apliȝt. 47 quaþ. 48 hidere. 51 þeiȝ . beo. 59 parties . *he* st. a. 60 knut in knot. 61 leorne. 65 heer aftur. 67 now . tak. 70 art þ*ou*. 72 here. 74 Ifere. 75 soþly. 77 swiþe I feere (! falscher Reim). 86 þou. 87 am I swiþe. 90 luþ*ur* lawas (!). 92 forþ*ur* . *may* st. wol. 94 here. 95 þou. 96 ȝing. 98 hast þ*ou* . cunnyng. 99 dye. 100 techyng. 102 þou. 103 I *rede* st. bede. 104 may. — Die folgenden Blätter sind im Ms. ausgerissen.

tinali merida (= ἄκουε τὴν ἄλλην μερίδα) i. e. audi alteram partem, (Anf.: And þerfor ȝe lordingis þat louedays wile holde — Loke ȝe here boþe partyes & who haþ ryght or wrong — And to confound al falsnes be ȝe brim & bolde — & to mayntene rightwisnes make ȝou stif & strong); letzteres Gedicht ist in denselben wechselnden Versmassen geschrieben und daher wohl demselben Verfasser zuzutheilen als Erasmus, dessen Abfassungszeit um die Mitte des 14. Jahrhunderts anzunehmen ist.

Hinter t und g stehendes Häkchen ist durch *e* aufgelöst; obengeschriebenes e in þ^e u. a. cursiv gesetzt.

Ne noceat spasmus michi. me iuuet almus Erasmus:
O sacer Erasme, meritis precibusque regas me. Amen.

Alle cristen folk, ȝe listen & lere
of an holy buschop & a martere,
whos name is clepid seynt*e* Erasmus,
as þe boke seyth & trewe men tellen vs.
Of þis holy man here may men rede, 5
whate merite þei may han & whate mede
þ*at* wile worschipe god & him deuowteli
eueri sonday wiþ III thingis p*ri*ncipali.
and þese III ben þei, as ȝe schal here:
wiþ a deuoute pat*er* noster or oþer preyere, 10
& wiþ sum almes-dede, lesse or more,
of mete or of money ȝouen to þe pore,
& wiþ sum candil-light mor or lesse
Brennynge ate euensonge, matyns, or messe.
he þ*at* doþ these III thingis for his sake, 15
þese rewardis folowing schal he take:
On is þis: þ*at* he schal han to his lyuynge
a resonable fode vn-to his laste endynge;
anoþer is þis: þ*at* alle his fone
Dissese to him schul þei don none, 20
if his cause be trewe — þis is certan,
þorw preyere & help of þis holi man,
& whate þat he askiþ resonabli
God wile graunte ite him of his mercy;
anoþer is þis — þ*at* him schal plese: 25
he schal ben vnbounden of al disese;
anoþer is þis, as þe boke seyth:
he schal deyen in righte beleue & feyth,
and, or þe soule fro þe body twynne,
he schal han sorow & schrifte of his synne 30
and he schal receyue, or he be deed,
Cristis owne bodi in forme of breed
& he schal receyue aforn his endynge
þe holi sacramente of anoyntynge:
& so rather come to þ*at* ioye & þat blys 35
In þe which þis holy man euere-mor is,
þ*at* is þe blisse of heuene þ*at* neuere schal han ende —
God ȝeue vs alle g*ra*ce þedir to wende.
amen.

SIres, ȝe schul vnderstond, as we fynde,
þ*at* þis holiman was poneschid & pynde 40
In þe cuntre of Champayn, as þe boke telles
& as men seyn þ*at* in þ*at* place dwelles.
whos day fylliþ in somer on þe thrid day
Of Juny, þe nexte moneþ after May.
and on þe sonday he had his moste wo — 45
of which I schal tel ȝ*ou* somwhate, or I go —
vnder II fals tirau*n*tis ful vntruly,
þ*at* were fals traytouris to god almyghti:
þe name of þe firste was Diocliciane,
& þe secou*n*de tiraunte highte Maximiane. 50
Aforn Dioclician þis buschop was broughte,
þ*at* spit on him & spisid & sete him ate noughte,
& pute him in p*ri*sone & dide him mekil dere
& leyd on him yren, als mekil as he mighte bere.
& after þ*at* þis traytou*r* dide take him oute, 55
& made his bodi nakid & bare al aboute

& to a strong piler he dide him faste bynde
& bete him al aboute, beforn & behynde,
& of his bare bodi, þat was ful fayr & fresch,
wiþ punchouns & pynsouns þei pullid awei þe flesch, 60
& buffete him & bete him, as þei had ben wode,
vn-til his bare bodi ran al on blode.
Bute in þat mene-tyme, as trewe men tel,
Dioclician deyde, þat fals was & fel;
and after þat schrewe anon com anoþer: 65
Maximian, in malice þat was his broþer.
which fals schrewe & fel, Maximiane,
to þis holi man was bodili bane.
for he did ordeyne & fillid a grete furnas
wiþ pik & wiþ lede, wiþ brimston & wiþ bras, 70
and vnder þat furnas a fire brennynge faste:
& þer-in þis holi man anon he did caste,
& al his bare bodi þer-in did he baþe —
Bute, blissid be god! he had no maner skaþe.
And after þat þis fals tiraunte, ful of vnsele, 75
toke an heuy haberioun of yren & of stele
& leyd ite in þe fyre, til ite was al glowinge,
& pute ite on þis holi man nakid stondinge —
Bute þorw goddis grace he felte no mor smerte
þan doþ a man or a woman of a softe scherte. 80
þan was þis tiraunte as wood as an hare,
for he coude no crafte to bringe þis man to care.
Afterward a newe gette þis tiraunte did aray:
on II stronge tristelis a longe bord did he lay
& þis holi man he did bynde on þat bord, 85
and to his turmentouris þis was his word:
„Kute ȝe wiþ a knyf his bodi al aboute,
þat alle his guttis anon may come oute,
and wynde hem vp after on a longe spite:
& lete him þan afterward don his profite!“ 90
& as þis tiraunt bad, anon ite was done
of his fals turmentoures sodeynli & sone.
& þer þis holi man wiþ-in a schort spas
he ȝeldid his gost, as goddis wil it was.
fro þe wo of þis world þus dide he wende 95
to þe ioye & blisse þat neuere schal han ende.
God of his goodnes & of his grete gras
þorw help of þis holi man bring vs to þat plas. amen.

SEynte Erasmus, þou holi Buschope
& goddis meke martir, as we hope: 100
as þou on þe sunday offrid vp þi gode
for þe loue of oure lord þat deyde on þe rode,
& as þou on þe sunday suffrid dissese
for goddis loue, whom þou wold plese:
þou receyue oure preyere & oure offeringe 105
to þe worschip of god & to his plesinge:
& saue vs fro al dissese & pyne,
if ite so be þat ite be goddis wil & thyne,
& saue vs fro oure enemyes & oure fone,
boþe bodily & gostely, euerichone, 110
& þorw þe mercy of god & þi mede
Graunte vs repentaunce for oure mysdede,
& hosil & schrifte, or we hens wende,
& þe sacramente of anoyntinge ate oure laste ende;
& whan we ben dede & poneschid for oure synne 115
in þe peyne of purgatori þat we schul ben inne,
þou bringe vs fro þat wo, be ite mor or mynne,
to þe blisse of heuene, þat neuere schal blynne!

Almyghti gode, god in trenyte,
in godhed on, in personis thre, 120
þe fader & þe sone & holi goste,
o lord & kinge of eueri coste:
we prey the, lord, þat þou here vs
for þe loue þat þou haste to seynte Erasmus:

whos grete loue & good lyuynge 125
vn-to the, lord, was ful plesinge:
wurschipe to the he dide alway,
bute principali on þe sunday:
wiþ matyns & messe & gode orisouns
& oþer dedis þat he dide & deuociouns. 130
On þe sunday þus wold he wirk,
& he wold teche þe pepil in holi kirke,
& on þe sunday he ȝaf mekil gode
to þe pore pepil for hire fleschli fode:
þan fedde he folk gostli wiþ goddis word 135
& pore folk bodili at his owne bord.
& on þe sunday he fond fayr lighte
brennyng in holi kirke fayre & bright
In worschipe & honour of þe holi trenyte
& of alle þe seyntes þat in heuene be. 140
and on þe sonday, lord, for þi loue
he suffrid moche peyne & reproue
for many ȝeris to-gedir, as men say;
he had grete turmentrye on þe sunday:
he was on þe sunday ful reweli arayd 145
þorw II fuls tirauntis, as ite is aforn sayd;
þus on þe sunday ful pacientli
he suffrid moste parte of his turmentri,
& on þe sunday ate þe laste was he slayn
for þe loue of oure lord, þis is certayn, 150
& þus on þe sunday he wente vnto blys —
God bringe vs thedir, whan his wil is. amen.

God, þat of þi goodnes & of þi grace
ȝaf þis goodman wil, tyme & space
to suffre hard peyne, his paciens to proue, 155
lord, to þi plesaunce & to his behoue;
& as þou on þe sunday did him make his ende
& fro world(l)i wo to blisse dide him wende:
þou god, of þi goodnes, þou graunte vs al-ways
to hold wol & holi al oure holi days, 160
& nameli þe sundays, to hold hem holi
as dide þis holi man lyuynge bodili:
wiþ prechinge & techinge on good maner wise,
& good bedis & besynes in goddis seruise,
& oþer good dedis as dide þis holy man, 165
eueri-man in his degre, as he beste may & can:
to þe worschip of god, as þis good man did,
& wiþ loue & charite, as oure bokis bid;
& so for to suffer þe wele & þe wo
of þis wrecchid werld, or we hens go, 170
þat we in tyme comynge mow come to þat blis
þat neuere had beginnynge & is endeles.
to which ioye & blis, good god, bringe vs
þorw help of þis holy man, seynte Erasmus. amen.

Ne noceat spasmus: michi, me iuuet almus Erasmus.
O sacer Erasme, meritis precibusque regas me. amen.

V. Roberd of Sicily.

Ausser den bei der Ausgabe in der „Sammlung altengl. Leg.“ Heilbronn 1878 p. 209 ff. benutzten vier Hss. dieser Legende giebt es noch drei andere: Cbr Ji IV, 9, Cbr. Caj. Coll. 174 (diese bis jetzt unbekannt) und Cbr. Ff. II, 38 fol. 93 ff.

Die erste schliesst sich in der grösseren Hälfte enger an Ms. Harl. 1701 (H.), dem sie besonders auch in der Anordnung der Verse folgt (so bei V. 171—194, bes. 191—4, doch fehlen die 2 letzten Verse des Ms. H., und 4 V. vor 171; 223 ff., 263—4); doch folgt sie 291 ff. unmittelbar Ms. Trin. Coll. 57, wie sie auch nur ein Quatrain für das Gebet an Maria hat 299—302, auch fehlen nach 362 die an dieser Stelle in H. eingeschalteten 16 Verse. Mit Ms. Harl. 525, dem sie in der Ordnung der Verse völlig fern steht, hat sie einige Lesarten gemein, die jedoch wohl auf eine ge-

meinsame Vorlage beider zurückzuführen sind. Zu bemerken ist der Ausfall vieler Verspaare und selbst grösserer Abschnitte; so fehlen von dem Texte VT, der in der genannten „Sammlung a. L.“ zu Grunde gelegt ist, 87—88, 100 u. 102, 125—9 (fehlen auch in H.), 159—160, 177—180, 189—193, 209—212, 215—6, 231—2, 235—242, 251—260 u. 263—6 (die Folge der übrigen V. wie in H.), 309—331 (der ganze Passus von Nabugodonosor), 349—353 (auch die nach 364 in H. eingeschalteten 12 Verse, weil die Hs. hier Ms. Trin. folgt), 373—4, 436—440. Auch im Einzelnen zeigt diese Hs. viele Freiheiten, und Lesarten, die sich in keiner anderen Hs. finden; der Schluss 369—374 ist Zusatz.

Ms. Caj. Coll. 174, schlecht geschrieben und spät, folgt ebenfalls meist Harl. 1701, doch weisen einige Stellen auf Harl. 525 (Ha.), so 183—4, 213—214, dem auch viele einzelne Lesarten entlehnt sind, während es an anderen Stellen, V. 260, 261 ff., 305—8, 364 ff. dem Texte von VT näher steht. In der Anordnung der Verse folgt es meist Harl. 1701, so bei 185—215 (nur sind 185—8 u. 189—192 umgestellt, ebenso 193 u. 194), besonders 209 ff. (aber 213—4 in der Fassung von Ha.), 221—4, 253 ff., 259 ff. (doch hat 260 die Fassung von VT), 308—311, 369—371, 372—5, 448 ff. Ausgelassen ist je ein Verspaar nach 264, (266), 452, 456. Freie Anordnung zeigt es V. 357 ff. Das Ms. ist oft fehlerhaft.

Während die genannten 2 Mss. sich hauptsächlich an Harl. 1701 anschliessen, zweigt sich Ms. Cbr. Ff. II, 38 von Harl. 525 ab, jedoch unter Zuziehung anderer Mss. und mit eigenen grösseren Zusätzen (es zählt 516 V.). Es entfernt sich daher am weitesten von der ursprünglichen Fassung. In der Anordnung der Verse folgt es ganz Harl. 525, so bei 191 ff., 207 ff. (nur sind 213—4 u. 215—6 umgesetzt, ebenso 227—8), bes. 229—234, 241—243, 309 ff. (313 ff., 321—2, 327—330 stehen an derselben Stelle wie in Ha.), 337 ff. (doch fehlen 4 V. nach 336; in den anderen Mss. folgen 337—349 erst nach der Betrachtung über Nabugodonosor), 371—372 Zus. aus Ha., 387 ff. (doch ist 393—404 freier Zus.) u. 407—416 (es fehlt, wie in Ha., das Gebet an Maria), 489 ff. (besonders 501—502); auch die 4 Schlussverse lauten wie in Ha. An einigen Stellen sind in Ha. fehlende Verspaare wieder eingesetzt, so 101—2, 127—130 (fehlen in Ha. u. H., sind aus VT ergänzt), 205—6, 478—80 (= VT 194—6). Eigene Zusätze sind 103—4, 139—140, 199—204 (199 ist aus 281, 201—4 aus 249—254 vorgegriffen), 217—8, 303—8, 393—404, 469—484 (jedoch ist 478—80 nachgeholt aus VT 194—6, die in Ha. an dieser Stelle fehlten). Es fehlt ein Verspaar nach 254, 260, 295, vier Verse nach 336.

Um das Material dieser Legende abzuschliessen, lasse ich den Text dieser drei Hss. folgen; die Varianten allein mitzutheilen, würde fast denselben Raum erfordern.

a) Aus Ms. Cbr. Ji IV, 9.

Pryncys prowde that bene in pres,
I xal you telle þat is no les.
In Cysyle was a nobylle kynge,
ffayre & stronge and sumdelle yenge.
he had a brother in gret Rome, 5
Pope he was of Crystendome;
he had ane oþer brotbyr, of Almayne
Emperour, that Sareseynys wroughte payne.
The kynge hyghte kynge Roberd;
Neuer mane woste hyme aferde; 10
he was kynge of gret honour,
And clepyd he was a conquerowre;
In alle thys warlde ne was hys pere,
kynge ne dewke, ferre nor nere.
Of chyvalrye he was the flowre: 15
hys broþer þerfor was made Emperour;
hys oþer broþer goddys wykerye,
Pope of Rome, as (y) seyde ere:
he was clepyd pope Vrbane —
he lowyd wylle god and also man. 20
The Emperour hyte ser Belamound,
A stronger werryowre was none fownde,

Aftyr hys broþer of Cysile,
Of whome we wylle speke a whyle.
The kyng thoughte he hade no pere 25
In alle þe warde, ferre ne nere;
In his thoughte he had gret pride
Noo pere he had in no syde.
And one þe evyne of seynt Johne
Kynge Roberd come to chyrche anone, 30
for to here hys evyne-songe.
hyme thoughte he was þere to longe:
he thoughte more of werdelys honour
Thane vpone Jhesu, owre sauyowre.
In magnificat he herd a wers: 35
he mad a clerke to hym it reherse
In lang(a)ge of his owene tonge —
In latyne he ne wost quat þei songe.
The wers was, I telle þe:
Deposuit potentes de cede 40
Et exaltauit humiles —
That is þe ende of þe wers.
The clerke seyd anone ryghte:
„Syr, suche is goddys myghte
That he may makyne hygh lowe, 45
And lowe hyghe — also I trowe;
he may done, withowtyn lye,
Is wylle in þe twynkelyng of ane ye.“
The kynge seyd withoute fabylle:
„This wers is ful vnestable. 50
what man hathe suche powere
To brynge me lowe in daunger?
I ame flowre of alle chyvalrye,
My enemyes to dystroye;
Ther is no man nor wyghte in londe 55
That may me ayene withstande.
Thane is this a songe of nowth.“
So in errowre was hys thoughte.
and in hys slepe a though(t) he toke (!)
In hys travas, as seyth þe boke. 60
And whane euensonge was Idone,
A kynge lyche hym owt gane goone,
And alle men wyth hym gane wynde —
kynge Roberd is alle owt of mynde.
The newe kynge was, I þe telle, 65
Goddys aungelle, hys pride to felle.
The aungelle in þe halle Joy made —
Alle mene of hym were glad.
The kyng wakyd þat lay ine chyrche.
To hys mene he thoughte sorowe to wreche (!), 70
for he was lefte þere alone
and dyrke nyghte fel hym vpone.
he gane crye aftyr hys men:
There was none answerd aȝene,
But þe sextayne at þe ende 75
In to þe chyrche to hym gane wende
and seyd: „quat dost þou here,
fals theue and theffys fere?
Thow art here with vylonye,
wyth thefte and with roberye.“ 80
and he seyde: „fowle gadlynge,
I ame no thefe, I am þi kynge.
Opyne þe chyrche-dore anone,
That I may to my paleys gone!“
The sextayne thouth anone þane 85
That it was sum woode mane,
and openyd þe chyrche-dore faste.
The kynge oute rane in gret haste,
as a man þat were nere wood,
Tyl at hys paleys gate he stode. 90
And clepyd the portere gadlynge
and bad hym comyne byynge,
anoone the gatys vp to doo.
The portere axid, who callyd so?
Roberd answerd anone: 95
„Thow xalt wette, or we goone.
Thy lorde I am, þou xalt wylle knowe;
Thow xalt ben hangyd & Idrawe —
þou xalt wylle wete I ame a kynge.
Opyne þe gate, fowle gadlynge!“ 100
The portere seyde: „so mote I the,
The kynge is with-Inne with his meyne;
wylle I wotte withowtyne dowte
þat he ne is not now þer owte.“
The portere come in to þe halle, 105
afor þe aungelle one kne gane falle
and seyd: „þer is at þe ȝate
a nyce fool Icomyn late
and seythe he is lorde & kynge,
and callythe me foole gadlynge. 110
lord, what wol ȝe þat I doo?
Lete hym In or lete hym goo?“
The aungelle seyde in haste:
„Brynge hym in to me faste!
for my fool I wolle hym make, 115
Tyl þe worde of kynge he wol forsake.“
The porter wente vnto þe yate,
Roberd he clepyd, hyme in to lete.
he smote þe porter, quan he come In,
Tyl þe blod braste oute at hys chyne. 120
The porter & hys man in haste
kynge Roberd in a podelle caste —
One-semely was hys body thane,
That it was leche noone oþer mane —
And browte hym before þe aungelle-kynge, 125
And seyd: „lorde, this gadlynge

59 So Ms. Harl. 525. 70 Ms. wreche st. werche.

Me hath smetyne *with*oute desert,
and seyth he is *our* lorde apert;
To me he seyth none other worde
But þ*at* he is kynge and lorde. 130
That *tray*towre xal for hys sawe
Be boþe hangyd and Idrawe."
The aungelle seyd to kynge Roberde:
„fool, why art þ*ou* not aferde
My mene to done suche vilonye? 135
This gylte þ*ou* muste nedys abye.
What art þ*ou*?" þane seyd þe aungelle.
Quod Roberte: „þ*ou* xalt wete fulle wylle:
I ame kynge & kynge wol be,
with wronge þ*ou* haste my dygnyte. 140
The pope of Rome is my brother,
The Emp*erour* of Almayne in þe othere:
They wol me wreke, I þe telle;
I wot þey wolnote longe dwelle."
„Thow arte my fool," seyd þe aungelle, 145
„Thow xalt be schorne eu*er*y delle
lyke a foole, a foole to be;
for þ*ou* hast lorne þ*i* degre.
Thy counselo*ur* xal be þe ape,
Thy (!) clothynge xal bene Ishape, 150
The ape xal bene þ*i* owne fere —
Of hy*m* wytt þou may lere.
Thow xalt *with* howndes, how it befalle,
Ete, wythe þe in þe halle;
Thow xalt etyne one þe grownde 155
and þ*i* tasto*ur* xal bene ane hownd,
To asaye þ*i* mete afore the —
Getyst þ*ou* here none oþ*er* degre."
he callyd a barbo*ur* hyme before,
That a foole he shulde be shore 160
alle rownde, lyke to a frere,
a hande brede aboue þe ere,
and one hys crowne make a crosse.
he cryed faste & mad gret noyse,
and seyd þey schulde alle abye 165
That ded hyme suche wylonye —
for euer he wende in no wyse
That god cowde so dewyse
To brynge hy*m* to so lowe estate,
with suche rodde stylle to be made. 170
To eu*er*y mane he was vndyrlynge —
alas, this was a doolful þynge
That þ*er*e schulde for hy(s) pr*i*de
sweche hap mene (!) betyde.
God put hy*m* owt of hys lykenes 175
ffor his gret vnbuxu*m*nes.

128—9 u. 130—1 sind in den anderen Mss. umgesetzt.

hunger & threste he had gret,
for he myght*e* noo mete ete
But houndys etyne of hys dyshe,
whedyr it were flesche or fysche; 180
he was to deth nere Ibrowth
ffor hungyr, or he myte ete owte
with houndys þ*at* were in þe halle —
how myte hy*m* herder befalle?
whane it myte no bett*er* be, 185
with þe houndys he ete plente.
with þe houndys eu*er*y nyght*e* he laye,
and ofte he cryed: welawey,
That eu*er* he was Ibore,
for he was mane forlore! 190
The aungel axid eu*er*y day:
„fool, art þ*ou* kynge? þ*ou* me saye!"
Roberd seyd: „þat it xal be knowe,
I ame kynge, if I be lowe." —
The aungel thought*e* he was kynge longe. 195
In his tyme was neu*er* wronge,
In hys tyme was neu*er* stryfe
Betwyne no ma*n* & hys wyfe.
I trowe, it was a Joyfull*e* thynge
In londe to haue suche a kynge. 200
kynge he was III ȝere & more.
Roberd yede as a ma*n* forlore.
ȝit it befelle vpone a daye
a lytyl before þe moneth*e* of maye:
syr Belawmonde, þe Emp*erour*, 205
sent l(ett)res of gret honore
To hys broþ*er*, of Cysile kyng*e*,
and bad hy*m* come *with*owte lettynge,
That they myte alle ane soome
Be *with* her broþ*er*, pope of Rome; 210
he thought*e* þ*ei* were longe atwene,
and bad he schulde lette for no wyne.
The aungel wolcomyd þe massangere
and ȝafe hy*m* clothis of ryche were —
where suche cloth was to selle, 215
Ne who it mad, no-ma*n* cowde telle.
The messengere went *with* þe kynge
vne-to Rome *with*oute lettynge.
Roberd, þe fool, wyth hy*m* wente
In a ful sory garmente, 220
with fox tayles rownde abowte —
Mene myte hy*m* knowe in þe rowte!
and ane ape rydynge in his clothynge —
so fowle rood neu*er* kynge.
alle other were of ryche araye, 225
But one kynge Roberde, as I yo saye.
alle mene gone one hy*m* prye,
for he rod so nycelye.

194 Hier hat Harl. 1701 2 Verse mehr; sonst stimmt die Ordnung der Verse überein.

The pope & þe Emperour also,
and oþer lordys many moo, 230
wolcome þe aungel as for kynge,
and Joye of his comynge.
So ryal a kynge come neuer in Rome —
alle mene marvaylde quan he come.
The III brotheris mad comfort — 235
The aungelle was broþer of þe sorte;
wel were pope & Emperour
her broþer was of suche honour.
fforth come styrtynge kynge Roberde,
as a fool noþing aferde, 240
and cryed with a fulle hygh speche
To his brotherne: hyme to wreche
One hyme þat hathe wyth gyle
his crowne and lond of Cysele.
Pope, Emperour, ner noone oþer, 245
The fool knewe not for her broþer.
a moche foole þane was he holde
More thane before a M folde:
for to cleyme suche a broþerhode
Iit was Iholde a foly dede. 250
Kynge Roberd gane to care
Meche more þane he dede eare,
whane his brotheryne hym nold knowe:
„alas, he seyd, now ame I lowe!“
for he hopyd be summe thynge 255
hys brothrene wolde haue mad hym kynge.
he sey his helpe was agoo:
„alas, he seyd, so I ame wo.
alas, quad he, þat I was borne,
for now I ame mane forlorne!“ 260
alas, he seyde, þat he was made,
„for of my lyfe I ame ful sade!“
„alas, he seyd, what xal I do?
hert, cleue & breste vne-too!“
alas, alas, was þane his songe — 265
his her he taar, his handys he wronge.
Euer he cryed alas, alas.
Thane he thoughte one his trespas.
he cryed mercy with sory chere:
God hym restoryd as he was ere. 270
„Now ame I wers þane euer I was
and also stand in ewyl cas.
whane god yaf me suche honour
That I was clepyd conquerour,
In euery londe in Crystendome 275
Of me þey spoke alle & some
and seyd noo-where was my pere
In alle this werde, ferre ne nere:
for þat name I had pride,
as þe aungel þat fro Joye dede glyde 280
and in þe twynkelyng of ane ey
God bename her maystrye.
so hathe he myn for my gylt,
Now ame I lowe & neer Ipylt.
It is ryghte þat I so be — 285
lord, one þi fool haue mercy!
holy wrytthe I hadde in dyspyte:
Therfor was rewyd al my delyte,
Therfor ryghte is a fool I be —
lorde, one þi fool haue pete! 290
lorde, I ame þi creature;
This wo is ryghte þat I endure
and wyl more, and it myte be —
lorde, one þi fool haue mercy!
lorde, I haue gylte þe sore: 295
Mercy, lorde, I wol no more;
Euer thy fool, lord, I wol be —
lorde, one þi fool haue pete!
Blysful Mary, one-to þe I crye:
as þou art ful of curtesye, 300
Pray to þi sone þat deyd one tre!
One me, his fool, haue mercy!“
And þane he gane hym-selfe stylle
and thanke god with good wylle. —
The pope, Emperour & kynge 305
ffyve wekys make þere dwellyng;
whane V wekes was come & gone,
To her owne lond wolde þei gone,
Boþe þe Emperour & þe kynge —
Ther was a fayr partyng. 310
The aungel come to Cysyle,
he and hys mene, þat whyle.
whane he come in to his halle,
Tho Roberd forthe dede he calle
and seyd: „fool, art þou kynge?“ 315
„Nay, quad he, withoute lesynge.“
„what art þou?“ seyd þe aungel.
„Syr, a fool, þat wot I welle,
and more and a fool, if it may be;
kepe I noone oþer dignite.“ 320
The aungel in to þe chambyr wente,
and aftyr Roberd sone he sent;
he bad alle folke frome chambyr gone:
There lefte noone but he alone.
and to þe foole þat stod hym by 325
The aungel seyde: „þou hast mercy.
Thynke, þou were lowe Ipylt,
and for þi owne gylte
a fool þou were to heuene kynge:
Therfor þou art ane vndyrlynge. 330
God hath foryowe þe þi mysdede —
Euere here-aftyr þou hym drede!

---

264 Ms. vn too st. ontoo. 263—4 aus H. 268 Hier fehlt der ganze Passus über Nabugodonosor (in allen anderen Mss.).

291—302 aus Ms. Trin.

I ame ane aungelle of renowne,
Isent to kepe þi regione;
More Joye me xal befalle 335
In heuene amonge my ferys alle
In ane owre of a daye
Thane in þe erthe, I þe say,
In ane C M yere,
Though alle þe warde ferre or nere 340
were myn at my lykynge.
I ame ane aungel, þou art a kynge."
he passyd in twynkelynge of ane eye —
No more of hyme Roberd seye.
Kynge Roberd come in to þe halle, 345
his mene he dede forth calle:
and alle werene at his wylle,
as to her lorde was ryghte & skylle.
he louyd god and holy chyrche
and euer he plyed good dedys to werche. 350
he reynyd aftyr II ȝere & more
and (loued) wel god & his lore.
The aungel ȝaf hym warnynge
Of þe tyme of hys deynge.
whane tyme come to deyne soone, 355
he dede wryte sone anoone,
loo (!) how god of meche mythe
Made hym lowe, as it was ryghte.
These tydyngys euery delle
he wrotte to his brothrene vnder selle. 360
and þe tyme þat he schuld (haue) deyed,
That tyme he deyd, as he seyd.
and this is wretyne withoute lye
at Rome, to be in memorye.
Cryst þat for vs gane dye, 365
In hys kyndome lete vs bene hye,
Eueremore to be above,
Where is Joye and euer loue,
and graunt vs euer for his godhed
To repent of owre mysdede, 370
Thorugh prayr of mayd Marie
That is so ful of curtesye,
Comfort vs, whane we hens wende
In to þat blysse þat hath none ende!

here endyth kynge Roberd of Cysyle.

b) Aus Ms. Cbr. Caj. Coll. 174.

Pryncys provde that be in prees,
I schall you tell that is noo leesse.
In Cesylle was a nobylle kyng,
ffayr and strong and somdele yong.
he had a brother at gret Rome, 5
Pope of alle crystyndome;
a nother brother in Almayne,
an emperoure that wrouȝt the sarȝenys payne.
The kyng was clepyd kyng Roberd;
Nevyr mane wyst hyme aferde; 10
he was kyng of grete honoure,
so that mene clepyd hyme conqueroure;
In alle the worlde was none hys pere,
kyng ne duke, far ne nere.
and for he was of chevalry the floure, 15
hys brother was made emperoure;
hys other brother goddys vycare,
pope of Rome, as i say the;
he lovyd bothe god & mane.
The pope was clepyd Vrbane, 20
The emperoure was clepyd Valamonde —
a strenger mane was neuer none fonde,
Save hys brother, kyng of Cesylle,
Of whome i wylle you telle a whyle.
The kyng thouȝt he had no pere 25
In alle the wo(r)lde, far ne nere,
and in hys ȝongeth (!) he had gret pride
ffor he was vmpere on euery syde.
at mydsomer, on seynt Jonys day,
The kyng come to chyrch fulle gay, 30
fforto here hys evynsong.
hyme thouȝt he dwellyd alle to long:
he thouȝt more on werldly honoure
Thane on god, oure savioure.
In Mangnifigat he herd a vers: 35
he made a doctore hit to reherse
In language of hys ovyne tounge —
he ne wyst what they sounge.
The vers was, I telle the:
Deposuit potentes de cede 40
Et exultauit humiles —
Thys was the vers withoutyn lesse.
The doctore seyd anone ryȝt:
„such power hath god almyȝt:
he may hye mene make low 45
and lowe mene hye in a litelle throw.
he may it do, without lye,
In the twynkyllyng of an ye."
The kyng sayde withe hert onstabylle:
„alle thy song is fals & fable. 50
what mane hath suche power
To bryng me lowe or in danger?
ffor i ame floure of cheualrye;
alle my enmyes i may dystroy;

Ther is no mane that lyveth on londe 55
That me may with strenght withstonde.
Therfore this is a song of nouȝt."
and this erroure had in hys thouȝt.
and in hys thouȝt a slepe hyme toke
In hys closset, as seyeth the boke. 60
whane evynsong was alle done,
a kyng lyke to hyme cane goene,
and alle mene with hyme can wende —
kyng Robert left alle behynde.
The new kyng, as i the telle, 65
was goddys angelle, hys pride to felle.
The angelle in halle gret Joi made,
and alle mene of hyme were glade.
The kyng awoke, that lay in chyrch:
hys mene he thouȝt wo to wyrch, 70
ffor he was lefte ther alone
and darke nyȝt felle hyme one.
he begane to cry one hys mene:
But there was none wolde speke to hyme,
But the sextene in the chyrche ende; 75
ffast to hyme thane cane he wynde.
The sextene sayde: „what doyst thou here,
Thou fals wreche & losyngere?
Thow art here for some felony,
holy chyrche forto dystroye." 80
Thane sayde Robert: „thou foule gadlyng,
I ame no theyf, i ame a kyng.
Opyne the dore ryȝt anone,
That i may to my palysse goene!"
The sextene thouȝte anone thane 85
þat it was some wode mane,
and wolde the chyrch delyuered were —
The sextene of hyme had fere;
he opynnyd the dore anone in haste.
The kyng begane to ryne faste, 90
as a mane that were nere wode.
at hys ovyne palysse gate he stode
and clepyd the porter gadlyng,
and bad let hyme in In hastyng,
anone the ȝatys to ondo. 95
The porter sawe he clepyd so (!).
and he answeryd sone anone:
„Thou schalt wete, or we goone:
Thy lorde i ame, that schalt þou knowe,
and in prisone thou schalt lye fulle lowe 100
and be hangyd & to-drawe
as a traytor, be the lawe!
Thow schalt wele wete that i ame kyng.
Opyne the gate, thou foule gadlyng!"

The porter seyde: „so mot i the, 105
The kyng is with hys meyne.
wel i wote without douȝte
That the kyng is not now without."
The porter come in to the halle,
and on kne before the kyng cane falle 110
and seyd: „ther is at ȝoure gate
a nyce fole icome late,
he seyeth he is both lorde & kyng,
and clepith me foule gadlyng.
lorde, what wylle ye that i doo? 115
let hyme in or let hyme goo?"
The angelle seyde in haste:
„let hyme come in faste!
ffor my fole I wylle hyme make,
sith the name of a kyng he hathe take." 120
The porter come to the yate
and hyme callyd, in to late.
he smote the porter, whene he come in,
That blode start out on mouth & chynne.
The porter yolde hyme hys trawaylle 125
and smote hyme ayene without faylle,
That nose & mouth brafte on blode.
Thane he faryd, as he were wode.
The porter and hys mene in haste
Kyng Roberd in a podelle dyd caste, 130
Onsemely made hys body thane
That he was lyke no other mane.
and brouȝt hyme before the new kyng
and seyd: „lorde, this gadlyng
Me hathe smete without desert 135
and seyeth he is kyng apert.
This traytor schulde be for hys sawe
Bothe ibangyd & to-drawe,
ffor he seyethe no other worde
But that he is both kyng & lorde." 140
The angelle seyde to kyng Roberde:
Thow fole, art thou not aferde
My mene to do suche vilenye?
That gylte thou moste nedys abye.
whatt art thou?" seyde the angelle. 145
Robard seyde: „thou schalt wete fulle welle:
I ame kyng, & kyng wylle be;
withe wrong thou hast my dyngnite.
The pope of Rome is my brothere,
The emperoure ys an other, 150
he wylle me wreke, i the telle,
I wote he wylle not long dwelle."
„Thou art my fole, seyd the angelle,

96 Ms. sawe he st. saide ho.

127 u. 132 Ms. the st. that.

Thou schalt be schorne euerydelle
lyke a fole, a fole to be, 155
ffor thou haste no dyngnite.
Thy councelore schalle be an ape,
and oo clothyng schalle be to you schape:
I schalle hyme cloth as thy brothere,
Both of a sute, it schalle be none othere; 160
he schal be thy ovyn fere —
some wit of hyme may thou lere.
hovndys, how so it befalle,
Schalle ete with the in the halle;
Thou schalte ete on the grounde, 165
Thy taster schalle be an hovnde,
To asay thy mete before the —
loke thane where is thy dyngnite?"
he set a barbore hyme beforne
and bad as a fole he schulde be schorne, 170
alle rovnde lyke a frere,
a hand brede above the ere,
and one hys crovne to make a crosse.
he begane to cry & make a noyse,
he swore they schulde þerfore abye 175
alle that dyd hym that vylony,
and euer he seyde that he was lorde.
Therfore mene sayde that he was wode.
he ne wende in no wyse
That god almyȝthty cowde not devyse 180
hyme to bryng to lower estate —
and withe a drauȝt he was ckek-mate.
at lower estate myȝt he not be
Thene to be a fole, as semyth me.
so low ȝit was neuer kyng. 185
alasse, that was a dolefulle thyng
That he schulde for hys pride
such schame among hys mene abyde.
Ther was in court neyther grome ne page
But of the kyng they made rage; 190
ffor no-mane myȝt hyme knowe:
he was so dyffugyd (!) in a throwe. —
God put hyme in other lyknesse
ffor hys gret onbuxumnesse.
hunger & thryste he had grete, 195
ffor he ne myȝt no mete ete
But hovndys etyne of hys dysche,
whethyr it were flesche or fysche;
he was to deth nere brouȝt,
or euer he wolde ete ouȝte 200
withe hovndys that weryne in the halle —
harder myȝt hyme not befalle:
and whene it myȝt no oþer be,
he ete with houndys gret plente.
with hovndys day & nyȝt he lay, 205
and oftene he cryed welaweye
That euer he was borne
ffor he was almost forlorne.
The angelle hyme askyd euery day:
„ffole, art thou kyng? þou me say!" 210
„I am a kyng, iff i be lowe;
and that schalt thou fulle wele knowe."
„That semyth the wele, sayde the angelle,
Thou art a fole, & that is dole."
The angelle was kyng, hyme thouȝt long. 215
In hys tyme nas neuer wrong,
Tresoun, falshede, ne no gyle
In alle the londe of Cysylle;
off alle maner gode grete plente;
a mong alle folke love and charite: 220
Eche mane lovyd wele other,
as wele as hys owyne brother;
In hys tyme was neuer stryeff
Betwyxt mane & hys wyeff.
Thane was that a Joyfulle thyng 225
In lond to have suche a kyng!
kyng he was thre ȝere & more,
and Roberde went as a mane forlore.
so hit befelle one a daye
a lytylle before the monythe of maye: 230
syr Valamonde, the emperoure,
sent lettrys of grete honoure
To hys brother, of Cesylle kyng,
and prayd hyme come without lettyng,
That the myȝt bothe with oone 235
Speke with hys (!) brother, pope of Rome;
hyme thouȝt long they were atwynne;
he had hyme let for no wynne
That he were in gode araye
In Rome on holy-thursdaye. 240
The angelle welcomyd the masyngerys,
and gaffe theme clothys of gret pryse,
ffurryd alle withe ermyne —
In crystyndome are none so fyne,
and alle was couchyd withe perle — 245
Of better may there nomane telle.
off that wondryd alle the londe
how that clothe was wrouȝte wythe honde;
yf such a clothe were to dyȝte,
alle crystyndome hit ne make myȝte. 250
where suche clothe was to selle
Ne who hit made, cane nomane telle.

176 Ms, hyn. 192 l. dyffigured.

The masyngerys rydyne withe the kyng
To gret Rome without lettyng.
The fole Roberd also went, 255
clothyd in a lothly garment,
withe fox taylys sowyd abouȝte —
Mene myȝte hyme know in that rouȝthe!
an ape & he in oo clothynge,
In signe that he was an vnderlyng. 260
The angelle was clothyd alle in white:
Neuer was seyne suche a syȝte;
all was couchyd withe perle riche:
Neuyr mane saw no suche;
so fayr a stede as he on rode, 265
Nas neuer kyng that euer bestrode.
so royalle a kyng come nevyr in Rome:
alle mene wondyrd whene he come.
hys mene were rychly dyȝthe,
her richesse coude say no wyȝte; 270
of clothys, gyrdyllys & othere thynge
Euery squyer semyd a kynge;
and alle they rydene in rych aray —
save kyng Roberd, i you say.
alle mene on hyme cane loke, 275
ffor he rode lyke a coke.
The pope & the emperoure also
and other lordys many moo
welcomyd the angelle as kyng,
and made Joi of hys comyng. 280
These thre bretherne had gret comfort —
The angelle was made kyng be sort;
wele was the pope & the emperoure
wan the had a brother of such honoure.
fforthe cane stert kyng Roberde, 285
as a fole þat was not aferde,
and cryed withe eger speche
On hys bretherne: to do hyme wreche
To hyme that hathe withe queynt gyle
hys crovne of the lond of Cesyle. 290
Pope ne emperoure ne no other
knew not hyme for there brother,
But for a pore fole he was holde
More thane he was yere a thousandde folde;
To clayme such a brotherhede 295
hit was but a folys dede.
kyng Roberd begane to make care,
Meche more thane he dyd yare,
whane hys bretherne wolde hyme not knowe:
„alasse, seyde he, now ame i lowe!“ 300
ffor he hopyd in alle thyng
hys bretherne wolde have made hyme kyng.
and whane his hope was alle igoo,
he cryde: „alas, now am i woo!“
he seyde alas that he was borne 305
ffor he was a mane forlorne;
he seyd alas that he was made
ffor of hys ſylfe he was not glade;
he seyde alas that he was alyve,
„sorowe, thou art to me fulle ryve.“ 310
he seyde alasse & welawoo,
„hert, cleffe, & brast on-twoe!“
alasse, alasse, was alle hys song,
he tore hys here, hys handys he wrong,
and euer he seyde alasse, alasse. 315
and thane he thouȝth on hys trespasse.
he thouȝt thane of Nabegoddonaȝofore,
a nobylle kyng, was hyme before;
In alle this worlde was none hys pere,
kyng ne duke, far ne nere; 320
wythe hyme was syr Olyverne,]
prynce of knytys, stout & sterne:
Olyferne swore euermore
Nabegoddonasore,
and seyde there was no god in londe 325
But Nabegoddonaȝore, i vnderstande.
Therfore Nabegoddonasore was gladde
That he the name of god had,
and loved Olyuerne the more.
and sythene hit grevyd theme both sore: 330
Olyferne dyed in gret doloure,
ffor he was slayne in scharp schoure;
Nabegoddonaȝore lyved in desert,
Ne durst he not be apert;
ffyftene yere he lyved there 335
with rotys, grasse, & euylle fare,
and alle of mosse hys clothyng was —
alle come hyme be goddys grace.
he cryde mercy with drewry chere:
God hyme restoryd as he was ere. 340
„Nowe am i in such a case,
and wele wers thane he was.
whane god me yave suche honoure
That i was clepyd conqueroure,
In euery londe of crystyndome 345
Of me they spokyne euerychone
and seyd ther was neuer my pere
In alle the worlde, far ne nere:
ffor that i felle in gret pride,
as angellys that can fro hevyne glide 350
and in twynkyllyng of an Ie
God benam them there mastry.
so hathe he myne for my gylt,
ffor now i ame fulle low pilte.
It is ryȝt that i so be — 355
lorde, of thi fole have pete!
Mercy, lorde, i wylle nomore,

lorde, i have grevyd the fulsore:
holy wryȝt i had in dyspite:
Therfore ys revyd me my delite, 360
ffor hit is ryȝt a fole i be —
I ame worthy non other dygnite.
Euer thi fole, lorde, wylle i be —
lorde, on thy fole haue pyte!
lorde, thynk, i am thi creature; 365
This wo is ryȝte that i endure,
and welmore ȝit, & it myȝt be:
lorde, withe tender hert then thynk on me!
Of my kyngdome me grevith nouȝte,
hit is lorne for my evylle thouȝte; 370
at better state kepe i neuer to be,
lorde, so that thou rew on me.
Blessyd Mary, of womene borne,
pray for me i be not forlorne,
pray to thy sone that dyed for me 375
On me, hys fole, to have pite!
Blessyd Mary, fulle of curtsy,
I pray to the tendurly
That thou pray thy sone one thy kne,
On me, hys wreche, to haue pite! 380
Pereles lady, thou gete me grace:
To the i knowe alle my trespasse:
Thou let me neuer lorne be,
sithe he dyed for me on tre!"
he seyd nomore alasse, alasse, 385
But thankyd god of hys grace.
Thus he gane hyme sylf stylle
and thankyd god with gode wylle.
The pope, the emperoure, & the kyng
V wekys they made there dwellyng. 390
and whene the fyve wekys were gone,
To there ovyne lond they went anone,
Both emperoure & the kyng —
There was a fayr partyng.
The angell come in to Cysylle, 395
he & hys mene, fulle wele.
whane he come in to the halle,
The fole he dyd forthe calle
and seyde: „fole, art thou kyng?"
„Nay, syr, without lesyng." 400
„what art thou!" seyd the angelle.
„Syr, a fole, that i wote wele,
and more thane a fole, and it myȝt be:
I kepe non other dygnite."
The angelle in to chamber went, 405
and after the fole anone he sent.
he bad hys meyne out to gone:
Ther left no mo but he alone
and the fole that stode hyme by.
To hyme he seyde: „thou hast mercy; 410
God hath foryevyne the thy trespas.
knowe thy sylfe, and have grace!
Thynk thou art fulle low pilte,
and alle was for thy ovyne gylte;
at lower degre myȝt nomane be 415
Thane be a fole — how thenkyth the?
a fole thow were to heuyne kyng,
Therfore thou art an vnderlyng.
I ame an angelle of renowne,
sent to kepe thy regioun. 420
More Joi me schalle befalle
In hevyne among my ferys alle
In on oure of a daye
Thane in the erthe here, i the say,
In a C thousand yere, 425
yf alle the worlde far & nere
were at my lykyng.
I ame an angelle & thou art a kyng."
he went in twynklyng of an Ie —
No more of hym there was sye. 430
kyng Roberd come in to the halle.
hys meyne he dyd before hyme calle:
and alle were at hys wylle,
as to ther lorde, as it is skylle.
he lovyd god & holy chyrche, 435
and euer thouȝt after hys wylle to wyrche.
he reyned after II yere & more,
and lovyd god & hys lore.
The angelle yaue hyme warnyng
The tyme of hys dyeng. 440
whene tyme came he dyed sone,
he let wryte sone anone
how Cryst with his gret myȝte
Made hym low, as it was ryȝte.
Thys story he sent euerydelle 445
To hys bretherne vnder hys sele.
and the tyme whene he schulde dye,
That tyme he dyed, as he cane saye.
hys bretherne thane thouȝte on the fole
That cryde on theme & made dole: 450
Thane they wyst wele hit was þer brothere —
without dout hit was non othere.
The pope of Rome therof cane preche,
and the people þerof dyd teche,
That they schulde pride forsake 455
and to god ryȝtfulle heme take:
ffor pride wylle, & it myȝte be,
surmount Crystys dygnite;
and he myȝt have had hys ovene wylle,
Thorow pride he wolde hyme sylfe spylle. 460

---

447 Ms. thy st. the.

This story is without lye
In Rome to be kept trulye,
at seynt Petur-is chirch, i hit say.
and thys is truthe without nay
That lowe be hyghed at goddys wylle, 465
and the hye lowyd, as it is skylle.
Ihesus, that for us can dye,
In hys kyngdome let us be hye,
Euermore to be above,
ffor there is euyr Joy, peas & loue. 470

c) Aus Ms. Cbr. Ff. II, 38.

Pryncis þat be prowde in prese,
I wyll þat (!) þat ys no lees.
yn Cysyll was a nobull kynge,
Fayre & stronge & some dele ȝynge.
He had a brodur in grete Rome 5
That was pope of all Crystendome;
Of Almayne hys odur brodur was Emperowre,
Thorow crystendome he had honowre.
The kynge was calde kynge Roberde;
Neuer man in hys tyme wyste hym aferde, 10
He was kynge of grete valowre,
And also callyd conquerowre;
Nowhere in no lande was hys pere,
Kynge nor dewke, ferre nor nere,
And also he was of cheualrye þe flowre; 15
And hys odur brodur was Emperowre,
Hys oon brodur in ȝorthe godys generall vykere,
Pope of Rome, as ye may here.
Thys Pope was callyd pope Vrbane,
For (!) hym louyd bothe god and mane; 20
The Emperowre was callyd Valamownde:
A strawnger warreowre was none fownde
Aftur hys brodur, the kyng of Cysyle,
Of whome y thynke to speke a whyle.
The kynge thoght he had no pere 25
For to acownte, nodur fer nor nere;
And þorow hys þoght he had a pryde,
For he had no pere, he þoȝt, on no syde.
And on a nyght of seynt Johne
Thys kynge to þe churche come, 30
For to here hys euynsonge.
Hys dwellynge þoȝt he þere to longe:
He þoght more of worldys honowre
Then of Cryste, hys saueowre.
In magnificat he harde a vers: 35
He made a clerke to hym hyt to reherse
In þe langage of hys owne tonge —
For in latene wyste he not what þey songe.
The verse was thys, as y telle the:
Deposuit potentes de sede 40
Et exaltavit humiles —
Thys was þe verse wythowten lees.
The clerke seyde anon ryghte:
„Syr, soche ys godys myghte
That he make may hye lowe 45
And lowe hye, in a lytyll throwe —
God may do wythowten lye
Hys wylle in þe twynkelyng of an ye."
The kyng seyde þan wyth þoȝt vnstabull:
„Ye synge þys ofte, and all hys a fabull: 50
What man hath that powere
To make me lowear & in dawngere?
I am flowre of cheualrye;
All myn enmyes I may dystroye;
Ther leuyth no-man in no lande 55
That my myght may wythstande.
Then ys yowre songe a songe of noght."
Thys arrowre had he in hys thoght.
And in hys thoght a slepe hym toke
In hys closet, so seyth the boke. 60
When euynsonge was all done,
A kynge hym lyke owte can come,
And all men wyth hym can wende —
And kynge Roberde lefte behynde.
The newe kynge was, y yow telle, 65
Godys aungell, hys pryde to felle.
The aungell in þe halle yoye made,
And all men of hym were glade.
Kynge Roberde wakenyd þat was in þe kyrke:
Hys men he þoȝt woo forto wyrke 70
For he was lefte there allone
And merke nyght felle hym vpone.
He begane to crye vpon hys mene:
But þere was none þat answeryd þene —
But þe sexten at the ende 75
Of þe kyrke, & to hym can wende
And seyde: „lurden, what doyst þou here?
Thou art a þefe, or þefeys fere!
Thou arte here sykerlye

Thys churche to robbe *wyth* felonye." 80
He seyde: „fals þefe & fowle gadlyng,
Thou lyest falsely — y am þy kynge.
Opyn the churche-dore anone,
That y may to my pales gone!"
The sexesten went well than 85
That he had be a wode mane,
And of hym he had ferlye,
And wolde delyu*er* the churche in hye:
And openyd þe dore ryȝt sone in haste.
The kyng begane to renne owte faste, 90
As a man that was nere wode,
And at hys pales ȝate he stode
And callyd þe portar: „gadlyng, be gone,"
And bad hym come faste & hye hym soone,
„Anon the ȝates that þou vndoo." 95
The portar askyd, who bad soo.
And he answeryd ryght soone anone:
„Thou schalt wytt, or y hens gone.
Thy lorde y am: *þat* schalt *þou* knowe.
In pryson schalt þou lye full lowe 100
And bothe be hangyd & be drawe,
And odur moo, as be the lawe.
I schall yow teche me for to knawe,
And brynge yow fro yowr*e* lyfe-dawe.
Thou schalt wyt þat y am kynge. 105
Do opyn þe ȝatys, þou false gadlynge!"
The porter seyde: „forsothe, y telle þe,
The kyng ys in þe halle *wyth* hys meyne;
Well y wote *wyth*owten dowte
The kynge ys not þus late owte" 110
The porter went in-to the halle,
And before the kynge can falle
And seyde: „ther ys, lorde, at þe ȝate
A nyce fole comyn ther to late,
And seyth he ys here lorde & kynge 115
And callyþ me false & fowle gadlynge.
Lorde, what wyll ye that y doo?
Let hym yn or let hym goo?"
The aungell seyde to hym in haste:
„Let hym in come swythe faste! 120
For my fole y schall hym make."
The portar came vn-to þe ȝate
And calde hym swyþe yn þer-ate.
And he began for to debate,
He smote þe porter, when he came yn, 125
That þe blode braste owt at mowþ*e* & chyn*e*.
The portar ȝalde hym hys trauayle:
He smote hym agayne *wyth*owten fayle,
That mowþe & nose braste on blode.
And þen he semyd almoost wode. 130
The porter and hys men in haste
Kynge Roberd*e* in a podell caste;
Vnsemely was hys body than,
That he was lyke no nodur man*e*.
Then broȝt þey hym before þe kynge 135
And seyde: „lorde, thys gadlynge
Me hath smetyn *wyth*owten deserte
And seyþ *þat* he ys owre kynge aperte;
He seyde y schulde be drawe & honge.
Hys owne dome ys ryght he fonge. 140
To me he seyde no nodur worde
But þat he was bothe kynge & lorde.
The traytur schulde for hys sawe
Be þe lawe bothe be hangyd & drawe."
The aungell seyde to kyng Roberde: 145
„Thou art a foole, that art not aferde
My men to do soche velanye.
That ylke trespas thou muste abye.
What art thou?" seyde the aungell.
Tho seyde Roberd*e*: „thou schalt wyt well: 150
I am kynge, and kynge wyll bee;
Wyth wrange þou haste my dygnyte.
The pope of Rome ys my brodur,
The Emper*o*wre Valamownde ys þe todur:
He wyll me a-wreke, y dar well telle, 155
I wot he wyll not longe dwelle."
„Thou art a fole," seyde the aungell,
„Thou schalt be schauyn ouyr ylke a dele
Lyke a fole and a fole to bee,
Thy babull schall be thy dygnyte. 160
Thy crowne schall be newe schorne,
For thy crowne of golde ys lorne;
Thy councellere schall be an ape,
And in a clothyng ye schall be schape,
And he schall be thyn own*e* fere — 165
Some wytt of hym ȝyt may *þou* lere;
He schall be cladd*e* ryght as þy brodur
Of oon cloþyng — hyt schall be no nodur.
Howndys, how so hyt befalle,
Schall ete wyth the in the halle; 170
Thou schalt ete on the grownde,
Thyn assayar schall be an hownde
To assaye thy mete before the,
For thou art a kynge of dygnyte."
They broght a barbur hym beforne, 175
That as a fole schulde be shorne
All arownde lyke a frere,
And þen ouyrthwart to eydur ere,

And on þe crowne hym make a crosse.
Then he began to crye & make noyse; 180
He sware þat þey schulde all dye
That dud hym soche velanye,
And euer he seyde he was þer lorde —
And all men scornyd hym for þat worde,
And euery man seyde þat he was wode 185
That prouyd wele he cowde no gode.
For he wende on no kyns wyse
That myghtfull god cowde deuyse
Hym to brynge to lowar estate —
And wyth a draght he was chekmate: 190
At lowar degre he myght not bee
Then become a fole, as thynkyth me;
And euery man made scornynge
Of hym þat afore was a nobull kynge.
Lo, how soone be goddys myght 195
He was lowe — & that was ryght.
He was euyr so harde bestadde
That mete nor drynke noone he had;
But hys babull was in hys hande.
The aungell before hym made hym to stande 200
And seyde: „fole, art þou kynge?“
He seyde: „ye, wythowte lesynge,
And here-aftur kynge wyll bee.“
The aungell seyde: „so semyth the.“
Honger and thurste he had full grete, 205
For he myght no mete ete
But howndys ete of hys dysche,
Whedur hyt were flesche or fysche;
When þat þe howndys had etyn þer fylle,
Then myȝt he ete at hys wylle. 210
He was to dethe nere broght
For honger, or he wolde ete oght;
But when hyt wolde no nodur be,
He ete wyth howndys grete plente,
Wyth þe howndys þat were in þe halle — 215
How myȝt to hym harder befalle?
Bettur he were, to yow sey y,
So to do þen for hunger dye.
Ther was not in þe court grome ne page
But þey of þe kyng made game & rage — 220
For no-man myght hym not knowe:
He was so dysfygerde in a throwe.
Wyth howndys euery nyght he laye,
And ofte he cryed wellawaye
That euer ȝyt þat he was borne. 225
Hys ryalte he had forlorne,
He was to all men vndurlynge —
So lowe was neuer ȝyt no kynge.
Yf pryde had not bene, y vndurstande,
A wyser kynge was neuer in lande; 230
Wyth hys pryde god can hym greve:
God boȝt hym dere & wolde hym not leve:
God made hym to knowe hys chastysyng(e),
To be a fole þat afore was kynge.
The aungell was kyng full longe: 235
But in hys tyme was neuer no wrong(e),
Trechery, falsehed, nor no gyle
Done in þe lande of Cysyle;
Of all gode þere was plente,
Amonge men loue & charyte, 240
And in hys tyme was neuer stryfe
Nodur betwene man nor wyfe,
But euery man louyd well odur,
Bettur loue was neuer of brodur.
Then was þat a yoyfull thynge 245
In londe to haue soche a kynge!
Kynge he was III yere & more —
And Roberde as a fole ȝede þore.
The aungell askyd hym euery day:
„Fole, art thou kyng? þou me say!“ 250
He seyde: „ye, þat well y knowe:
My brodur schall brynge þe full lowe.“
„That semyþ the wele, seyde þe aungell,
The crowne semyþ þe no-þyng well.“

Than ser Valamownde, þe emperowre, 255
Sende lettyrs of grete honowre
To hys brodur, of Cysyle þe kynge,
To come to hym wythowte lettynge,
That þey myght bothe in same
Wende to þer brodur, þe pope of Rome, 260
To see hys nobull & ryall arraye
In Rome on halowe-thursdaye.
The aungell welcomyd þe messengerys
And clad them all in cloþys of pryse,
And furryd them wyth armyne — 265
Ther was neuer ȝyt pellere half so fyne,
And all was set wyth perrye —
Ther was neuer no bettur in crystyante;

199 vgl. 160 u. 281; dieser Zusatz ist aus Ha. geflossen.

Soche cloþyng, & hyt were to dyght,
All crysten men hyt make ne myght; 270
Where soche clothys were to selle
Nor who þem made, can no-man telle;
On þat wondyrd all þat lande
Who wroȝt þose cloþys *wyth* any hande.
The messengerys went *wyth* þe kynge 275
To grete Rome *wyth*owte lesynge.
The fole Roberd*e* *wyth* hym went,
Clad in a full sympull garment,
Wyth foxe tayles to renne (!) abowte —
Men myght hym knowe in all þe rowte! 280
A babull he bare agenste hys wylle,
The aungels harte to fulfylle.
To Rome came the aungell soone:
So ryall a kyng came neu*er* in Rome;
All men wondurd*e*, fro whens he came — 285
So well hys rayment sate hym on*e*.
The aungell was clad all in whyte:
Ther was neu*er* in ȝerthe snowe hyt lyke,
And all was cowchyd *wyth* perlys ryche:
Bettur were neuyr, nor noon*e* þem lyche. 290
All was whyte, atyre & stede;
The sted was feyre, where þ*at* he yede;
So feyre a stede as he on rode,
Was neu*er* man þat eu*er* be-strode.
And so was all hys apparell dyght — 295
The ryches can not telle no wyght.
Of clothys, gyrdyls & odur thynge
Euery squyer semyd a kynge.
All they rode in ryche arraye —
But kyng Roberd*e*, y dar wele saye; 300
For all men on hym can pyke,
For he rode no nodur lyke.
But ofte he made sory chere,
That schulde be kyng & kyng*ys* fere,
That rode in Rome & bare an ape 305
And hys clothyng full euyll schape;
That so be foly a fole was made,
A wondur hyt were yf he were glade.
The Pope & the Emp*er*owre also
And odur barons many moo 310
Welcomyd þe aungell as for kynge,
And made yoye for hys comynge.
Forþe þen came stertyng kyng Roberd*e*,
As fole & man þat was not aferde,
And lowde on hym he began to speke 315
And seyde: hys bredyrn*e* schulde hym awreke
Of hym that hath *wyth* queynt gyle
Hys crowne & lande of Cysyle.
Pope, Emp*er*owre, nor no nodur
The fole knewe not for þer brodur — 320
God put hym in odur lyknes
For hys grete vnbuxvmnes.
A mekyll fole he was holde
More then þare be an C folde:
To calle soche a brodurhede 325
Hyt was holdyn a folys dede.
Tho thre bredyr made grete comfort —
The aungell was made brod*ur* be sorte;
Wele was þe Pope & þe Emp*er*owre
That had a brodur of soche honowre. 330
Kynge Roberd*e* began to make care,
Mekyll more þen he can are:
For he trowyd of all thynge
Hys bredur schulde haue made hy*m* kynge;
And when hys hope was all awaye, 335
He seyde allas and weleaway. —
The Pope, þe Emperowre & þe kynge
Fyve wekys made þey þer dwellynge.
And when þe V[the] weke was all done,
To þer own*e* lond*ys* went þey home, 340
Bothe þe Emp*er*owre and þe kynge —
Ther was a feyre departynge.
When eu*er*y-oon of odur leeve can take,
The fole Rob*ert* gr*ete* sorow can make;
When no brodur hym can knowe, 345
„Allas, he seyde, now am y lowe!“
He þoght mekyll in þat case
How he was lowe. he seyde allas.
He þoght vpon Nabegodhonosore:
A nobull kynge was he before, 350
In all þe worlde was not hys pere
For to acownt, nod*ur* far nor nere;
Wyth hym was *ser* Olyverne,
Prynce of knyght*ys*, stowte & sterne;
Olyverne sware euyrmore 355
Be god Nabegodhonosore,
For he helde no god in lande
But Nabegodhonosore, y vnderstande;
Nabegodhonosore was þen full gladd*e*,
When he þe name of god hadd*e*, 360
And louyd Olyverne well þe more.
And syþen hyt greuyd þem boþe full sore:
Olyverne dyed in grete dolowre,
For he was slayne in a harde schowre;
Nabegodhonosore was in deserte — 365

He durste not nowhere be aperte;
Fyftene yere he leuyd thare
Wyth rotys & grasse & euyll fare,
And all of mosse hys cloþyng was:
And þat came all be godys grace — 370
For pryde was þat euery dele,
Ther-*wyth* lykyd hym noþyng wele.
He cryed mercy *wyth* sory chere:
And god hym restored as he was ere.
„And now y am in soche a case, 375
Ye, & in well warse þen eu*er* he was,
When god me gave soche honowre
That y was callyd conquerowre,
In euery lande of Crystendome
Of me þey spake boþe all & some 380
And seyde nowhere ys my pere
In no lande, nodur farre nor nere;
And þorow þ*at* worde y felle in pryde,
As the aungell þ*at* can of heuyn glyde;
And *wyth* þe twynklyng of an eye 385
God fordud all that maystrye —
And so hath he done my forgylte (!).
Now am y of my lande pylte.
And þat ys ryght that y so bee,
For, lorde, y leeuyd not on the. 390
I had an errowre in my harte,
And þ*at* errowre haþ made me to smarte:
When y seyde in my sawe
That noþynge myght make me lawe,
And holy wrytt dyspysed *wyth*-all. 395
And for-þy „wrech of wrechys“ me*n* me calle.
And fole of all folys y am ȝyt,
For he ys a fole, god wottyþ well hyt,
That turneth hys wytt vnto folye:
So haue y done. mercy y crye. 400

Now mercy, lorde, for þy pyte!
aftur my gylte geue not me,
let me abye hyt in my lyve
þ*at* y haue synned *wyth* wytt*ys* fyve!
For hyt ys ryght, a fole that I bee — 405
Now, lorde, of þy fole þou haue pyte!
Ryght so, how þat hyt befalle,
I ete *wyth* þe howndys in þe halle
And leue so here for euyrmore
As leuyd Nabegodhonosore.“ 410
When he to Cryste þus can calle,
Downe in swowne can he falle,
And euyr he seyde *wyth* mylde mode:
„I thanke the, lorde, þ*at* ys so gode.
Of my kyngdome me greuyþ noȝt, 415
Hyt ys for my gylt & leder þoght.

387 l. for my gylte. 393 Ms. for when.

Euyr thy fole, lorde, wyll y bee,
Now, lorde, of þy fole þ*ou* haue pyte!“
The aungell came into Cysyle,
He & hys men, *wyth*ynne a whyle. 420
When he came into the halle,
The fole he gart before hym calle,
And seyde: „Fole, art þou kynge?“
„Nay, *ser*, he seyde, *wyth*owte lesynge.“
„What art þou?“ seyde the aungell. 425
„Syr, a Fole, þat wote ye well,
And more þen a fole, & hyt may bee —
I kepe no nodur dygnyte.“
The aungell þen to chaumbur went
And aftur the Fole anon he sente; 430
He bad hys men forþe of þe chaumbur to gone:
There was lefte noon*e* but he allone
And þe fole that stode hym by.
To hym he seyde: „þou haste mercye:
God hath forgeuyn þe þy mysdede. 435
And eu*er* here-aftur loke þ*ou* hym drede!
Thynke how þou was owte pylte
Of thy lande for thy mysgylte,
To þe lowest state þ*at* ys in lande:
That ys a fole, y vndurstande; 440
A fole þou were to heuyn kynge,
And þerfore þ*ou* art an vndurlynge.
I am an aungell of renowne,
Sente to kepe thy regyowne;
More blysse me schall befalle 445
In heuyn amonge my ferys all,
Ye, in oon owre of a day
Then in erthe, y dar well saye,
In an hundurd thousande yere,
Thogh all þe worlde far & nere 450
Were all myn at my lykynge.
I am an aungell, & þ*ou* art kynge.“
He went in þe twynklyng of an yee —
No more of hym there was sye.
Kyng Roberd came into þe halle. 455
Hys men he gart before hym calle:
And all þey were at hys wylle
As to þer lorde, for hyt was skylle.
He loueyd God & holy kyrke,
And euyr he thoght well to wyrke. 460
He leuyd aftur two yere & more,
And loouyd god & all hys lore.
The aungell gaf hym in warnynge
Of the tyme of hys leuynge.
When þe tyme came of hys day soone, 465
He made to wryte ryght anone
How god be hys mekyll myght
Made hym lowe, as hyt was ryght.

For he wende he myght not be
Thorow god*ys* myȝt at lowar degre, 470
He was made lowe in a lytyll þrowe,
And þ*at* was kyd & full well knowe:
To be a fole to eu*er*y knave,
More schame myght he not haue;
He ete & laye w*yth* howndys eke; 475
Thogh he were prowde, hyt wolde hym meke;
To all men he was scornynge.
Loo, here was a dolefull thynge
That he schulde so for hys pryde
Soche happe among hys men betyde. 480
Well may ye wete, hyt dyd hym gode:
Hyt made hym meke þ*at* arst was wode,
Hyt made hym to knowe god allmyght,
That hym broght to heuyn lyght.
Thys story he sente euery dele 485
To hys brodur vndur hys sele.
And to þe tyme of hys laste day (!),
For þ*at* tyme he dyed, as he can saye.
Hys bredur þoght wel*e* on þe Fole
That cryed to þem w*yth* mekyll dole: 490
And wyste wele þ*at* he was þer brodur,
And knewe sothely hyt was no nodur.
In Cysyle knewe hyt many moo
That were w*yth* hym, when hyt was soo.
The Pope of Rome here-of can preche, 495
And the pepull he can teche
That þer pryde þey schulde forsake
And to gode vertues þey schulde þem take;
And seyde, hys brodur, þ*at* was kynge,
For hys pryde was an vndurlynge. 500
For pryde ys ferre fro god allmyght,
Hyt may not come in hys syght;
For pryde wolde, yf hyt myght bee,
Ouyrmownte goddys dygnyte,
And all at hys owne wylle: 505
Thus þorow pryde may man hy*m* spylle.
Thys storye ys w*yth*owten lye
At Rome wretyn in memorye,
At seynt Petur kyrke, hyt ys knawe.
And that ys Crystys owne lawe 510
That lowe be hye at godys wylle,
And hye lowe, thogh hyt be ylle.
Prey we now to god in Trynyte,
That ys so gode in dygnyte,
That he gr*a*unt vs þ*at* ylk blysse 515
That he haþ ordeyned for all hys.
Amen.

(Fortsetzung folgt.)

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das
Studium der neueren Sprachen.

I.

Herr Goldbeck erstattete Bericht über die Zeitschriften für die romanischen Sprachen. Einleitend ist zu erwähnen ein Vortrag von Sachs über Diez, Berlin 1878, welcher besonders aus seiner Jugend, über Persönlichkeit und Privatleben interessante Daten giebt, die wissenschaftliche Seite behandelt und zum Schluss eine Uebersicht der Studien vor Diez bietet. Was die einzelnen Länder betrifft, so haben in Frankreich, wo Raynouard unserem Diez voranging, des Letzteren Schüler Gaston Paris und neben ihm Paul Meyer einen grossen Aufschwung angeregt, welcher die Zeitschriften Romania seit 1872, Revue des linguistiques, Revue critique u. a. im Norden, Revue des langues romanes im Süden auf gleicher Höhe zu erhalten suchen, für die Volksliteratur Melusine seit 1877. Von Belgien, wo Grandgagnage so bedeutend angeregt hat, haben wir in neuerer Zeit Nichts erhalten. Italien, wohin die deutsche Aufmunterung seit etwa einem Decennium gedrungen, ist voll ernster Arbeiter, so vor Allen Ascoli, der das Archivio etymologico italiano edirt, neben dem Flechia und d'Ovidio zu nennen sind. Ascoli ist mit Böhmer auch für Churwälsch tüchtiger Arbeiter. Nach Portugal haben von Vasconcellos und seine hochgelehrte Gemahlin, dann Coelho und Braga moderne Wissenschaft eingeführt; eine Professur für roman. Sprachen wird gegründet werden. Spanien bietet ausser Ayuso nichts Neues. In Deutschland, dem grand laboratoire scientifique, wie Dumas sagt, mit seinen 20 Lehrstühlen für unser Fach erscheinen seit 1860 Jahrbuch für roman. und engl. Litt., 1877 eingegangen, Böhmer romanische Studien, 10—11 Hefte bis jetzt, Herrig's Archiv, und seit

1877 Gröber's Zeitschrift. Der Vorsitzende fügte für Frankreich Bemerkungen hinzu über Guessard's Verdienste.

Herr Nessler besprach Alphonse Daudet's le Nabob, moeurs parisiennes. Schon der Titel sagt, dass er Episoden, und nicht das Leben eines Mannes beschreibe, und das ist fehlerhaft. In der Brochüre zeigt sich der Verf. öfter als Nachahmer von Dickens, z. B. dem Bankett der Bedienten; Unmöglichkeiten finden sich wie in anderen, so auch in diesem Roman des Verf., z. B. dass der erfahrene Nabob sich bei seiner Ankunft in Paris so leicht habe betrügen lassen; die Schilderungen zeigen überall den vollendeten Künstler, z. B. die des Pariser Nebels.

II.

Herr Giovanoly bespricht Storia generale della letteratura tedesca di Giacomo Parandero. Der Verf., welcher in Berlin evangelische Theologie studirt hat, später Professor in Turin gewesen ist und seitdem als Prediger in der Diaspora lebt, ist der erste Italiener, der eine Geschichte der deutschen Literatur bearbeitet hat. Sie basirt auf den deutschen Bearbeitungen und umfasst im 1. Bande (18 Vorträge) die Zeit von den ältesten Anfängen bis zum Jahre 1724.

Herr Michaelis zeigt das Erscheinen von Brinckmann's Metapherstudien, die zum Theil früher im Archiv erschienen waren, an und empfiehlt sie angelegentlich in ihrer jetzigen abgeschlossenen und verbesserten Form.

Zum Schlusse schilderte Herr Bourgeois in eingehender Weise die geschichtliche Entwickelung des franz. drame mixte, welches von La Chaussée ins Leben gerufen, von Diderot geregelt, von Voltaire patronisirt und von Beaumarchais aufgenommen worden ist.

III.

Herr Freytag sprach über das mythologische Element in der Laurinsage. Er verglich zunächst in kurzem die Anschauungen nicht bloss der arischen, sondern auch der uns fernstehenden Stämme über die Sage vom Paradies und versuchte dann nachzuweisen, dass in der Laurinsage (die noch heutzutage in Tyrol lebendig geblieben ist) sich dieselbe im Alpengebiet localisirt hat; der „Grosse Rosengarten“ (dem der Vortragende in jeder Beziehung geringen Werth zuschrieb) ist danach unter dem Einfluss des „Laurin“ entstanden. Die Helden der Laurindichtung sind durchweg mythische Gestalten; die Berner Helden haben mit derselben übrigens eben so wenig zu schaffen wie Dietleib und seine Schwester. So ist die Sage im eigentlichsten Sinne die Ueberlieferung und Umgestaltung der Paradieseserinnerung, und die Eigenart der Alpennatur hat ihr die Gestalt als Naturmythos verliehen;

in den zahllosen Sagen von versunkenen, verschütteten und vereisten Städten, Burgen und Wundergärten zeigt sich der letzte Nachhall der Sage, die so alt ist wie die Menschheit und in ihren verschiedenartigen Umformungen so einheitlich ist wie der monotheistische Gottesbegriff. Gegen den Vortrag sprach Herr Goldbeck, der die Grundlage, von welcher der Vortragende ausgegangen war, ebenso unbedingt verwarf wie seine Folgerungen und dafür an der Auffassung festhielt, dass der Religions- und Gottesbegriff ausschliesslich aus der Beobachtung der Naturerscheinungen hervorgegangen sei.

Darauf besprach Herr Püschel ein vor kurzem wieder abgedrucktes französisches Gedicht „Louenge de la victoire du tres crestien roy de France", welches um das Jahr 1495 erschienen sein muss, weil es die im Jahre 1494 und 95 von Karl VIII. unternommene Expedition gegen Neapel zum Gegenstand hat.

Herr Boyle giebt eine etymologische Erklärung des Wortes cheat, welches in seiner ersten Bedeutung (Betrüger und betrügen) von dem alten escheator, d. h. einem Beamten, welcher in seiner Eigenschaft als Erbschaftsregulator im Verdacht der Betrügerei stand, herzuleiten sei; in seiner zweiten Bedeutung, die in cheat bread vorkommt, stamme es von acheter ab; und in der dritten, welche dem Slang angehört (z. B. a bleating cheat = Schaf; a grunting cheat = Schwein; a cackling cheat = Henne) sei der Ursprung noch zweifelhaft. Einige Sprachforscher seien der Ansicht, dieses letztere cheat stamme aus der Zigeunersprache.

IV.

Herr Werner Hahn führte unter dem Titel „Lied von der sonnenweissen Maid" die Strophen 93—101 aus Hâvamâl in neuhochdeutscher Uebertragung vor. Odin spricht darin die Gedanken aus, mit denen er sich in dem Schmerz und in der Beschämung, um Billing's Tochter wirkungslos geworben zu haben, innerlich zurechtfindet. Der Vortragende wies an den Strophen den Charakter eines Liedes, ja eines vollkommenen Liedes nach. Rühmend besonders hob er die Ausprägung eines sicher erfassten Gefühls- und Geistestons, des der schelmischen Naivetät, hervor. Er ging darauf zur Erklärung der Symbolik, die das Lied enthält, über. Ausser den Vorstellungen, die in den aufeinanderfolgenden Strophen ausführlich gegeben werden, namentlich dass von einer „sonnenweissen Maid, die auf ihrem Pfühle schläft", die Rede ist, ferner dass Odin aus dem Versteck „im Rohre" kommend, „gehend und wiederkommend" dargestellt wird, nahm der Vortragende besonderen Bezug auf den Namen des Geschlechts, dem die Umworbene angehört, — Billing, ein Name, durch den die „Sonnenweisse" sich anderen und besonders bedeutungsvollen mythischen Wesen nahe und gleich stellt: dem Zwerg Billing; ferner Bil, dem

Kinde, das die Mondwechsel begleitet; ferner Bilskirnir, dem Palast Thôr's; Bil-röst, der Götterbrücke; ja Odin selbst, sofern sein Wesen durch den Namen Bil-eygr ausgedrückt wird. Der Vortragende wies schliesslich auf die allgemeine Art des geistigen Processes hin, der bei poetischen Schöpfungen sich vollzieht. Sie sind nicht „Schöpfungen“ im strengen und eigentlichen Sinne dieses Wortes, sondern Umbildungen eines schon vorhandenen, hier eines unmittelbar naturgegebenen Stoffes.

Herr Wagner bespricht darauf eine im Jahre 1752 in Rostock bei Koppe erschienene Uebersetzung von Voltaire's kleineren historischen Schriften. Bezug nehmend auf einen vom Vortragenden in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 29. Juni 1879 veröffentlichten Aufsatz spricht er es als seine Ueberzeugung aus, dass mit dem unter der Vorrede obiger Uebersetzung stehenden L. niemand anders als Lessing gemeint sein könne. Sowohl der Stil der Vorrede, als auch einige in derselben vorkommende, auch sonst in Lessing's Schriften sich findende Ausdrücke sprechen dafür. Einen ferneren Beweis für seine Ansicht findet Herr W. in einer Recension der seit 1750 von Sulzer (später von Mylius und Lessing) redigirten „Kritischen Nachrichten“, sowie in dem bald nach dem Erscheinen obiger Uebersetzung geschriebenen „gelehrten Artikel“ der Vossischen Zeitung, welcher zum Theil eine wörtliche Wiederholung der Vorrede sei. Aus dem über die Herausgabe des Siècle de Louis XIV. gepflogenen Briefwechsel zwischen Voltaire und seinem Geheimschreiber ergebe sich, dass Lessing damals mit den französischen Kreisen Berlins, speciell mit Voltaire, in näherer Beziehung stand, als nach den von Carl Lessing uns überlieferten Notizen allgemein angenommen werde, und dass Voltaire bereits damals (1752) Lessing als einen vorzüglichen Uebersetzer seiner Schriften gekannt und geschätzt habe.

Die Uebersetzung selbst enthalte 15 Aufsätze von Voltaire; im 10. derselben, welcher die Geschichte der Kreuzzüge behandele, habe Lessing aller Wahrscheinlichkeit nach das Vorbild zu seinem Sultan Saladin (in „Nathan dem Weisen“) gefunden; Voltaire schildere denselben als einen toleranten Fürsten. Der 13. Aufsatz, welcher von „gedruckten Lügen“ handele, enthalte eine Stelle, die sich sonst nirgends in V.'s Schriften wiederfinde, nämlich eine feurige Lobrede auf den König Friedrich II.

Der Vortragende hält die erste Hälfte der Uebersetzungen für besser gelungen, namentlich auch für sprachlich correcter als die zweite.

V.

Herr Biltz sprach über eine Modification in der gewöhnlichen Eintheilung der deutschen Literaturgeschichte. Diese Modification betrifft hauptsächlich die Stellung der Literatur des 17. Jahrh. zu der

des 16., sowie zu der Literaturentwickelung im Allgemeinen. Der Vortragende nimmt nicht, wie gewöhnlich geschieht, mit dem Erscheinen von Opitzens „Buch von der deutschen Poeterei" im Jahre 1624 den Beginn einer ganz neuen Epoche in der Geschichte unserer Literatur an, sondern erkennt in dem Wirken Opitzens nur die Fortentwickelung der Literatur des 16. Jahrh. zu einer kunstgemässen Form. Ein Herabsteigen von dieser kunstgemässen Höhezeit zur Formspielerei bildet die sogen. zweite schlesische Dichterschule. Der eigenthümliche Charakter dieser ganzen Literaturperiode vom Ende des 15. bis zum Anfange des 18. Jahrh. ist nach der Ansicht des Vortragenden ein wesentlich geistlicher, während der darauf folgende zweite grosse Zeitraum der neudeutschen Literatur vom Anfang des 18. bis in das 19. Jahrh. hinein einen wesentlich national-humanen Charakter an sich trägt. Auch in diesem zweiten Zeitraume weist der Vortragende jene Dreigliederung einer formlosen Sturm- und Drangperiode, einer formvollendeten classischen Höhezeit und eine Periode wesentlich formaler Poesie nach. Dieselbe Dreigliederung wird von dem Vortragenden in den, den genannten beiden Zeiträumen der neudeutschen Literatur entsprechenden beiden grossen Zeiträumen der altdeutschen Literatur gefunden, also der Zeit vom 8. bis Ende des 12. Jahrh., der sogen. althochdeutschen Zeit, welche wieder einen vorwiegend geistlichen Charakter an sich trägt, und der Zeit vom Ende des 11. bis Mitte des 13. Jahrh., der sogen. classischen mittelhochdeutschen Zeit, in welcher die, durch die Aufnahme und Durchführung des Christenthums angebahnte nationale Erhebung und Kräftigung des deutschen Volkes zum entsprechenden literarischen Ausdruck gelangte.

Herr Marelle sprach über die Principien, welche ihn bei seiner französischen Uebersetzung von Heine's Liedern geleitet hätten, und suchte beide gegenüber dem Urtheil von A. Strodtmann, welcher letztere als nicht übel bezeichnet, aber sie zu vieler Hinweglassungen und Hinzusetzungen geziehen hatte, zu rechtfertigen. Zur Vergleichung wurden die nach dem Vortragenden wenig gelungenen franz. Uebersetzungen derselben Stücke von Schûré und die italienische von Sendrini herangezogen. Zur Erläuterung und zum Beweise der vorgebrachten Behauptungen wurden zahlreiche Proben von Hrn. Marelle aus seiner Uebersetzung mitgetheilt.

VI.

Herr Vatke redet über den Tugendbegriff in der Literatur des 17. Jahrhunderts. Er findet sich durchgehends in der deutschen, französischen und englischen Literatur. Wenn schon Herbert in de veritate die religiöse Anschauung zu beschränken sucht, so verfährt Shaftesbury (über die Tugend 1699) noch mehr antikritisch und verlangt

diese als eine von jedem Gottesbegriff unabhängige. Seine Schrift übersetzte Diderot 1745 ins Französische mit Anmerkungen, welche zum Theil den Zweck hatten, die Schärfe der Ansichten von S. zu mildern, z. B. die über den Königsmord. Merkwürdig ist, dass nach seiner Auffassung der Mensch von Natur gut ist, also das Streben nach Tugend nur eine Rückkehr zum Naturzustand bedeutet, und sodann, dass er sie nur nach der passiven Seite hin auffasst, also dass sie ein Opfer ihrer selbst sein muss. Diese Gedanken finden sich ausser in der oben genannten Schrift „Essai sur le mérite et la vertu" noch in den Dramen Le fils naturel und Le père de famille. Eine solche Anschauung kann nur führen entweder zur Selbstgerechtigkeit oder zur Selbstquälerei, wie sie sich als Gegensatz am besten ausgeprägt finden bei Gellert; das hat zuerst Lessing erkannt. Dieser Auffassung des 18. Jahrh. von dem Tugendbegriff hat Schiller nach des Vortragenden Meinung gleichsam einen Leichenstein gesetzt in dem Gedichte: Meine Antipathie.

In der sich daranknüpfenden Debatte wünscht Herr Werner Hahn das Thema ausgedehnt auch auf die philosophische ausser der belletristischen Literatur; dann würde man zu einem anderen Resultat kommen.

Herr Kutschéra zeigt an: Devinettes ou énigmes populaires p. p. Roland avec une préface de G. Paris. Das Buch enthält 416 Räthsel, zerfallend in devinettes und demandes joyeuses, von denen jene vom Vortragenden unter sieben Kategorien gebracht sind: univers, Thierreich bes. Hausthiere, Pflanzenreich, menschlicher Körper, menschliche Kleidung, menschliche Wohnung und Handwerkzeug. Zahlreiche Proben wurden mitgetheilt und zeigten oft eine wörtliche Uebereinstimmung der französischen mit italienischen resp. deutschen.

VII.

Herr Güth zeigte an: H. Michaelis, dizionario della lingua italiana. Die grossen und mannichfachen Vorzüge dieses Werkes gegenüber den früher gebrauchten wurden durch eine Vergleichung mit dem von Weber erwiesen.

Herr Baake besprach seine Schrift: Vorstudien zur Einführung in das Verständniss Shakespeare's. Berlin 1879. Dieselbe verdankt ihre Entstehung den Vorträgen, welche der Verf. im hiesigen Institute wissenschaftl. Vorlesungen gehalten hat; sie will zwar nichts Neues bieten, aber doch ein selbständiges Ganze bilden. Eingetheilt ist sie in vier Theile, deren erster behandelt die einleitenden Bemerkungen, der zweite die politischen und gesellschaftlichen Zustände zur Zeit Sh.'s, der dritte die geistige Bildung und die literarischen Verhältnisse derselben Periode, der vierte das baldige Verschwinden und

Vergessen Sh.'s und die Wiederbelebung des Studiums Sh.'s in unseren Tagen.

Herr Lamprecht referirt über Lubarsch, französ. Verslehre (grosse und kleine Ausgabe) und Foth, franz. Metrik, beide Berlin 1879. L. sucht den Rhythmus aus dem Wortaccent zu finden, theilt die Wörter ein nach der Stärke und Schwäche ihrer Tonsilben und untersucht, wo jene oder diese den Rhythmus tragen helfen. Versfüsse nimmt er nur drei an, Iambus, Anapäst, Päon. Alle drei müssen im Vers möglich sein, dürfen aber auch nicht zu schnell miteinander abwechseln, wenn anders derselbe schön sein soll. Diesen beiden Forderungen entsprechen am besten der 8-, 10-, 12-silbige Vers. Diese werden behandelt nicht wie bei Quicherat, Gramont, Weigand u. a. nach der Zahl der Silben, sondern nach den vorher entwickelten rhythmischen Principien, wodurch auch dieser Theil der Metrik bedeutend an Interesse gewinnt. Die zweite Hälfte des Buches, welche behandelt Reim, Reimfolge, Strophen, die Gedichte fester Form, die grammatischen Pausen und Inversionen, ist zwar ebenfalls mit grosser Sorgfalt gearbeitet und in seinen Behauptungen mit zahlreichen Proben der letzten drei Jahrhunderte belegt, bietet aber nicht so viel Neues als die Abschnitte 2 bis 6. Wenngleich das Buch das Afr. zu wenig berücksichtigt hat, so ist es doch für ein gründliches Studium der Metrik sehr zu empfehlen. Foth will nichts Neues bieten, sondern den Gegenstand zweckmässig und übersichtlich behandeln. Die Silbenzählung der Diphthongen findet sich bei ihm besser als bei Lubarsch, nämlich mit Berücksichtigung des Latein. Er nimmt auch fünf- und mehrsilbige Versfüsse oder Tacte an und hilft sich für Stellen, wo von zwei gleich starken Silben keine gemildert werden kann, mit dem accent d'appui. Während für L. die letzte Silbe eines Versfusses betont ist, fällt sie nach F. stets zusammen mit der letzten eines Wortes. Ref. empfiehlt dies Buch zur Einführung in das Studium der französ. Metrik.

Herr Madden machte aufmerksam erstens auf die jetzt im Erscheinen begriffene treffliche Serie kurzer Schilderungen von dem Leben und den Werken der hervorragendsten englischen Schriftsteller — English Men of Letters — Edited by John Morley — die von dem bewährten Mr. John Morley herausgegeben wird, und von der eines der ersten von der Hand des Mr. Anthony Trollope rührt und über Thackeray handelt, — zweitens auf die jüngst erschienene „Edition de Luxe of the Works of W. M. Thackeray", in 24 Vols. Imperial Octavo. London; Smith Elder & Co. Was das letztere Werk betrifft, erwähnte Herr M., dass dies eine Pracht-Ausgabe sei im höchsten Sinne des Wortes. Sämmtliche Original-Illustrationen des Autors seien beibehalten worden, und ausserdem haben eine ganze Anzahl der bedeutendsten lebenden Künstler wie Millais, Du Maurier, Collier etc. dazu beigetragen das Ganze zu vervollkommnen. Es sei

dies, was es zu sein vorgebe, eine Ausgabe der Werke des Thackeray und weiter nichts, eine Ausgabe, wie sie jeder wahre Verehrer eines grossen Autors immer wünschen muss, nämlich der genaue Text ohne Anmerkungen. — Referent machte dann darauf aufmerksam, dass Thackeray nicht ein Grab, wie er es wohl verdient, in der Westminster-Abtei gefunden habe, doch das könnte nicht Wunder nehmen in unserer Zeit, wo so arger Unfug in dieser Beziehung getrieben würde und der Adel der Geburt nur zu oft dem des Geistes den Vorrang streitig macht.

Auf das erste kleine Buch zurückkommend, bemerkte Herr M., dass Trollope in neun Capiteln zuerst eine biographische Skizze, dann eine Reihe von Essays über die hervorragendsten Werke, und schliesslich eine Abhandlung über den Styl und die Wirkung der Schriften Thackeray's bringt. — Die interessantesten Capitel seien das erste und das letzte. Jenes enthalte unter anderem einige bis jetzt unbekannt gewesene Anekdoten, die Zeugniss davon ablegen, welch liebevolles und edles Herz der grosse Satiriker hatte. In dem letzten Capitel, worin Trollope über Thackeray's Kunst urtheilt, spricht er sich dahin aus, dass er an Leichtigkeit und Klarheit des Styls wohl das Höchste geleistet habe und die grössten Erfolge mit seiner realistischen Darstellungsweise erzielt, nicht wie Sir Walter Scott und Bulwer Lytton mit dem romantischen oder idealistischen Styl.

Endlich hebt Trollope hervor, welch gesunden und heilsamen Charakter Thackeray's Werke tragen, und wie wichtig dies sei, wo doch der Einfluss zum Guten oder Bösen der populären Roman-Literatur ein so umfangreicher, weit erstreckender sei.

Zum Schluss bemerkte Herr M., dass wenn auch nicht für Schulen geeignet, diese Serie von Biographien für leichte Privatstudien im Englischen sehr willkommen sein müsste.

Herr Bourgeois bespricht Legouvé, l'art de la lecture, ein Buch, welches wissenschaftlich gebildete Leser und eine gute Aussprache voraussetzt und zwei Lücken aufweist: 1) bietet es zu wenig Beispiele für die aufgestellten Regeln und 2) ist die Schwierigkeit bei der Lectüre dramatischer Werke ganz mit Stillschweigen übergangen. Im Uebrigen ist es klar, methodisch, behandelt die Organe der Stimme, die drei Arten des Tones, die Gefahren bei zu lautem und die bei zu leisem Sprechen und betont die Vortheile, welche uns aus der Uebung unserer Stimme erwachsen. An dem Gedichtchen von Voltaire: la Déclaration, zeigte Herr B. die eintönige und die ausdrucksvolle Betonung.

VIII.

Herr Buchholtz sprach über das italienische T-perfectum. Blanc und Diez gestanden zu, dass Formen wie it. temetti sich aus

dem Latein nicht recht erklären liessen. Blanc bemerkte, dass auch -itti in älterem uditti u. s. w. vorhanden sei, versäumte aber auf -atti im Napolitanischen hinzuweisen. Wentrup in seiner napol. Gramm. (Wittenb. 1856) wagte es nicht dies letztere mit oskischen Formen dieser Art zusammen zu bringen, wollte lieber dies -atti aus jenem -etti herleiten, womit nichts gewonnen wurde. Der Vortragende hat seiner Zeit diesen Zusammenhang ausgesprochen und im vorigen Jahre dieser Ansicht eine Stütze gegeben durch Entdeckung von solchen oskischen T-perfectformen in der lateinischen Inschrift von Luceria: proiecitad = proiecerit, parentatid = parentaverit, fundatid = fundaverit statt fuderit (Osk. Perf. in latein. Inschrift, Berlin 1878). Bei weiterer Umschau wurde der Vortragende auf das Churwälsche aufmerksam, welches nur diese Art von Perfect aufweist, und zwar durch alle Personen mit alleiniger Ausnahme der zweiten, während das Italienische doch nur immer drei Formen dieser Art besitzt. So churw. füt füst füt füttans füttas füttan (= fui — fuerunt), naschit naschist.. (= natus sum es . .), domandet domandest . . (= interrogavi isti . .), und selbst fet fest . . (= feci isti . .). Vergleichbar ist wohl auch das irische T-praeteritum, wie asruburt asrubirt asrubert (= dixi isti it); doch liegt es als einer immerhin anderen Sprachfamilie angehörig und t an den Consonanten setzend weiter ab. Noch mehr gilt dies von germanischen und finnischen T-perfecten wie deutsch lebte, schwedisch lefde, ungarisch vártam (= ich habe erwartet), türkisch oldum (= ich bin gewesen). Die Frage, ob das classische Latein irgend etwas von diesem Perfectum habe, fällt nicht verneinend aus, wie der Vortragende im 6. Bande der Atti dell' Accademia di scienze lettere ed arti di Palermo, Pal. 1878—79, gezeigt hat. Dass nämlich dedi steti stiti für das T-perfect in Anspruch zu nehmen seien und nicht in der ersten Silbe eine Reduplication sondern den Stamm hätten, wurde ihm deutlich an italienischen Formen wie diedi detti (= dedi), stetti stiedi (= steti), godetti godiedi (= gavisus sum), sentitti sentetti sentiedi (= sensi), audiedi (= ivi), s. Comp. d'Ancona canti e racc. VI, mettietti (= misi), v. Corazzini comp. minori della lett. popolare. Dass lateinisches dedi in dem d eine unbedeutende Abweichung hat, das zweite steht wohl um des ersteren willen, können diese italienischen Formen zeigen: vgl. lat. fecit fecid, ita ede, auch idem und item. Denn man sieht wohl, dass die italienischen D-formen von den T-formen nicht wesentlich verschieden sind. Auch hat das Italienische keine Reste von Perfectreduplication, so dass auch in dedi stetti nicht solche sein dürften. Im Latein ferner hat man längst auf die ganz-einzige Kürze dieser Reduplicationsperfecta aufmerksam gemacht; ohne die Reduplication (vgl. tetuli tuli) hätten wir di sti, wozu selbst im Bereiche der Composita seltene und nur halb vergleichbare Seitenstücke aufzutreiben sind, als desi statt desii desivi, posi statt posii posivi posui (de-sino po-sino). Sollten aber die Römer selbst in classischer

Zeit dedi steti für Reduplicationsperfecta angesehen haben, was wahrscheinlich ist, so darf doch heute die Wissenschaft hierüber hinausdringen und das T-perfectum hier und in mandidi descendidi (s. Gellius) erkennen. Bemerkenswerth ist auch, dass dare stare sistere jene sog. Reduplication auch im Compositum nicht aufgeben wollen (abscondere mag zu wenig als Compositum erkannt worden sein), während doch sonst jenes so beliebt ist, selbst neben Formen wie discucurri solche wie accurri treten.

Herr Weber sprach „Zur Erklärung des Goethe'schen Faust". Goethe hat, auch wenn man nicht mit v. Loeper annehmen darf, dass er lediglich das vorgefundene biographische Material verarbeitet, doch jedenfalls den Faust der Sage und des Volksdramas zum Ausgang genommen. In letzteren erscheint der Pact Faust's mit dem Teufel als Mittel- und Angelpunkt. Eine Verbindung Faust's mit Mephisto musste Goethe festhalten, wenn er überhaupt einen Faust darstellen wollte. Es handelt sich aber wesentlich um die Natur dieser Verbindung. Das Mittelalter kennt sie nur in ausdrücklicher Verschreibung der Seele an den Teufel. Die so verschriebene Seele ist verfallen; sie kann allein nach wahrhafter Reue durch die Gnade Gottes erlöst werden. Aus dem Geist des Mittelalters heraus muss Faust zu Grunde gehen. Die Sage ist nur eine Warnung vor Zauberei und dem Pact mit dem Teufel. Zu solcher Warnung hatte Goethe keine Veranlassung mehr. Die Anschauungen waren vollkommen geändert; der Teufelspact existirte nicht mehr und wurde auch von der weltlichen Gerichtsbarkeit nicht mehr bestraft. Der Goethe'sche Faust musste von anderer Auffassung getragen werden, wenn er seiner Zeit näher treten und die jetzt bewegenden Gedanken ausdrücken sollte. Daneben konnten die Gestalten des Mittelalters, die Zaubereien und der Teufel als abgeschlossene historische und poetische Schöpfungen bestehen bleiben, unter denen sich nur ein anderer Faust bewegen musste. Goethe ist im Anfang über die Art der Verbindung nicht sicher gewesen, die zwischen seinem Faust und dem Teufel herzustellen war. Das Fragment von 1790 setzt eine Verbindung voraus, ohne sie zu formuliren; das Pactum fehlt. Goethe schwankt über die Natur des Mephisto selbst und ob dieser sich an Faust gedrängt oder letzterer an jenen. In der Verbindung zwischen Faust und Mephisto scheint der Faden zu liegen, den Goethe verloren hat und wieder gefunden zu haben behauptet, den er aber noch nicht anzuknüpfen wagt. Sie ist erst in der Vollendung des ersten Theils, mit dem dargestellten Pact, entwickelt. Bei der Schwierigkeit der Frage hat Goethe eine besondere Erklärung nothwendig geglaubt und in dem „Vorspiel im Himmel" gegeben.

Der Vortragende entwickelte bei der vorgeschrittenen Zeit nur in kurzen Zügen, dass dieser Faust nicht wie der des Mittelalters seine Seele an Mephisto verschreibt, sondern nur ein Bündniss auf

seine Lebenszeit mit Mephisto eingeht und die Lebenszeit selbst begrenzt. Beim Tode bleibt die Entscheidung frei, ob Faust's Seele verloren oder gerettet ist; sie wird nach dem gesammten Leben getroffen werden. „Wette", von der Faust spricht, bedeutet nicht das Rechtsgeschäft dieses Namens im neueren Sinne, sondern nach dem Sprachgebrauch des Mittelalters ein Pactum. — Die diesen Schlussresultaten entgegenstehende herrschende Meinung über den Vertrag oder die Wette wird zu widerlegen versucht.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Das Nibelungenlied, übersetzt von L. Freytag. XLVIII, 282 S. Berlin, Friedberg & Mode.

Diese neue Uebertragung des Nibelungenliedes ist schon insofern eigenartig, als der Verfasser (wie er sich selbst nennt) „eifriger Lachmannianer“ ist und deshalb alle von Lachmann als unecht verworfenen Strophen principiell ausgeschieden hat. Die Gegner der Lachmann'schen Liedertheorie werden in ihren etwaigen Recensionen allerdings auch mit der Freytag'schen Uebersetzung übel fahren, und der Verfasser hat sich dies auch nicht verhehlt.

Eine andere principiell nicht unwichtige Bemerkung macht der Uebersetzer über sein Werk: er will „eine neuhochdeutsche Nachdichtung, nicht aber eine Interlinearversion geben“; dabei aber war er „bemüht, jeden Ausdruck, jede Construction des Urtextes zu schonen“, und ist „selbst Archaismen nicht aus dem Wege gegangen“. Diese Vereinigung materieller Freiheit und idealer Treue beim Uebersetzen ist allerdings kaum irgendwo so schwierig wie beim Uebertragen mittelhochdeutscher poetischer Texte; die philosophirende, redselige Reflexion unseres modernen Idioms ist in der That wenig geeignet, der bei aller sinnlichen Fülle knappen mittelhochdeutschen Ausdrucksweise annähernd gerecht zu werden. Dies beweist z. B. die Simrock'sche Uebersetzung mittelhochdeutscher Lyriker, die bei oder wegen ihrer Wörtlichkeit in vielen Fällen geradezu unverständlich ist.

Der eigentlichen Uebersetzung hat der Verfasser eine sehr eingehende Einleitung vorausgeschickt: zunächst fasst er den materiellen Inhalt der gesammten fränkisch-burgundisch-gothischen Sage, wie er sich in den vereinigten deutschen und skandinavischen Quellen darstellt, zu einer Erzählung zusammen, wobei er im Wesentlichen der Edda und der Völsungensage folgt; die Thidreksage und die kleineren zerstreuten Quellen berührt er (aus Rücksichten auf den der Einleitung verstatteten Raum) nur obenhin. Der zweite Theil der Einleitung behandelt die „mythische Grundlage“: der Verfasser ist hier bestrebt, nachzuweisen, dass nicht nur die fränkisch-burgundische Nibelungensage, sondern auch die gothisch-hunnische Dietrich-Etzelssage ein Niederschlag uralt germanischer Stammesmythen sei. Diese Hypothese wird von der Mehrzahl der Forscher bekanntlich in Bezug auf die erstere Sage im Grossen und Ganzen gebilligt, betreffs der zweiten aber in Abrede gestellt. Der religiöse Standpunkt des Verfassers blickt insofern durch, als nach ihm „der Polytheismus nichts ist als eine Entartung des ursprünglich geoffenbarten Monotheismus“.

Dies ist der erste Theil des Commentars (S. IX bis S. XLVIII); den zweiten Theil bilden umfangreiche Anmerkungen (S. 249 bis S. 282), für die durch engeren und kleineren Druck, der aber keineswegs stört, besonderer Raum geschafft ist. Nach einer kurzen, für das allgemein gebildete Publikum bestimmten Bemerkung über die Nibelungenstrophe erläutert der Verfasser, den einzelnen Liedern und Strophen folgend, alles, was für den nicht eben gelehrten Leser in Bezug auf Wort- und Sacherklärung wissenswerth und nothwendig sein dürfte; auch die Eigennamen sind zur Erläuterung gekommen.

Das treffliche Werk verdient die wärmste Empfehlung.

H.

Deutsche Sagen. Herausgegeben von Dr. Heinrich Pröhle. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Berlin 1879.

Es sind alt- und allbekannte Klänge, die uns aus diesem Buch entgegen tönen und Saiten berühren, die in uns von Kindheit auf gelegt sind. Was die Gebrüder Grimm in ihren Märchen und Sagen an Sehnsucht erweckt haben nach dem, was das Gemüth unseres Volkes in seinen Tiefen beschäftigt hat und noch beschäftigt, das findet hier neue Nahrung; denn der Quell, dem diese entnommen, ist reich und unerschöpflich.

Was zunächst die Entstehung des Werkes anlangt, so ward es im Jahre 1853 begonnen und erst nach beinahe zehnjähriger Sammelarbeit, 1862, der Oeffentlichkeit übergeben. Quellen (ausser geringer Benutzung von Otmar's Volkssagen) waren eine Collection von Schriften der herzoglichen Bibliothek zu Braunschweig (unter dem Titel: „Dämonologica" zusammengestellt), der „höllische Proteus" des Erasmus Francisci (1627 geboren, gestorben 1694), handschriftliche Aufzeichnungen und schliesslich die mündliche Ueberlieferung selbst. Die Stücke einer mecklenburgischen Sagensammlung wurden bei der neuen Auflage ausgeschieden, dagegen Gelegenheit genommen, die „Reformationssagen", welche bisher gesondert vorlagen, der Hauptarbeit einzuverleiben. So bilden diese „deutschen Sagen" denn einen neuen Beitrag zur Sagengeschichte des deutschen Volkes und stellen sich den specielleren „Harzsagen" des Verfassers vervollständigend an die Seite.

Die Anordnung ist topographisch. An der Hand des Sammlers wandern wir von Braunschweig mit seinem Helden-Herzog Heinrich dem Löwen immer nach Osten zu, streifen an den erzählungs- und gemüthsreichen Harz, ziehen durch das Halberstädtische, Anhalt, Magdeburg, in welcher Gegend uns aus den verschiedensten Zeiten und Sphären heraus die Gestalten des Johannes Faust und des alten Sachsenhelden Widikind begrüssen, bis wir durch die Mark Brandenburg, der die Wendenkämpfe ihre Sagen schufen, in der Lausitz vorläufig Halt machen. Jetzt wenden wir uns nach Norden zu, in die kalten Landschaften der Preussen, von Lievland und Littauen, in denen uns, charakteristisch genug, die unheimlich-seltsamen Gebilde der Wolfsmenschen, Wehrwölfe genannt, empfangen, und über Pommern gelangen wir in das noch halb mythische Rügen mit seinem Herthacultus, seinen Hünengräbern und Unterirdischen. Jetzt geht es nach Westen durch Mecklenburg und das Lübeckische, worauf der Insel Helgoland ein kurzer Besuch abgestattet wird, das somit einmal seiner britischen Herrschaft spottet; die Sage kehrt sich eben nicht an politische Regiestriche, denn durch Oldenburg und das freiheitsliebende Friesland greift sie auch nach Holland hinüber, wie sie, nach Besichtigung der lippischen Lande, Westfalens, Cleves, des Eifellandes, von Luxemburg, Hessen, Rheinbaiern, Baden, Württemberg, des Elsass und Burgunds auch die freie Schweiz in den

Bann des deutschen Geistes zieht. Tirol bildet sodann die Brücke, um nach Steiermark, Oesterreich und Böhmen mit seinen wilden aber glaubensfesten Hussitenlegenden zu gelangen und durch den böhmischen, baierischen Wald, durch Baiern selbst und Franken führt uns das heitere Thüringen zum Kyffhäuser, auf dessen sagenumkränzter Höhe (es sind die schönsten Nummern der Sammlung) nach vollendeter Wanderung wir Halt machen und der Ring nahe dem Ausgangspunkte der Reise geschlossen ist.

Der Ertrag dieses literarischen Streifzuges durch einen grossen Theil von Deutschland ist lohnend genug. Wir finden da Altes im neuen, Neues im alten Gewande. Voran vor lieben und unlieben Bekannten steht der Vater der Lügen, der in einem grossen Theile der Geschichten sein halb ernstes, halb komisches Wesen treibt. Nicht immer gelingt es ihm, zu seinem Ziele zu gelangen; oft wird der arme Teufel von einem noch ärmeren Namensvetter geprellt, wie von jenem Studenten, der ihm wegen eines geldspendenden Heckemännchens seine Seele verkaufen musste, dem jedoch das Recht des Cedirens überlassen blieb, sowohl was die Gabe als was den unheilvollen Preis anlangt; so dass schliesslich ein Priester den Zauber brechen kann und von dem Teufelsgold die Peterskirche in Rom erbaut wird (das Heckemännchen, p. 42); oft jedoch auch kommt der Satan zu seinem sauer verdienten Eigenthum, und das gefährliche Spiel nimmt ein böses Ende (der Fleischer, p. 46). Wie der Herr, so der Diener, oder vielmehr die Dienerinnen, die Hexen; das böse Princip vertreten sie zwar nicht allein; bisweilen handeln sie mit Berechtigung, wie an jenem lebenslustigen Seefahrer Jens Andersen in Tinnum (p. 117), den sie in Katzengestalt (ihre liebste Metamorphose) von falscher Buhlschaft abschrecken (auch p. 119: die Sturzwelle); meist aber sind sie würdige Töchter ihres Vaters, die den Muthigen des Nachts angreifen, ja, als segenslose Ehefrauen, das Unheil bis in den Schoss der Familien verschleppen (Sagen von Mülheim an der Ruhr, p. 135; Rothmann und die Katzen in Tirol, p. 189). Doch wo die schwarzen Mächte so rückhaltslos walten, da ist auch himmlische Hilfe nah; wackere Männer fürchten selbst den Teufel nicht (Thedel Unverfahren von Walmoden, p. 15 — ein deutscher Ritter ohne Furcht und Tadel); und sollte er gar hartnäckig auf seinem Willen bestehen und in frommer oder harmloser Maske sich ihnen vorstellen, so scheuchen die sieben Worte am Kreuz den Schädiger hinweg (der Freier von Rothenburg an der Tauber, p. 240; der Waldpfeifer, p. 241), der es sich jedoch nicht nehmen lässt, wenigstens durch grossen Gestank seinem hämischen Gelüste möglichst Genüge zu thun. Seltener vertreten Engel das belohnende oder strafende Princip; doch zeigen sie wenigstens ihr Vorhandensein an: Verschiedene Schweizersagen, p. 159.

Desto reichlicher sind mythologische Lieblinge vertreten. Zwar die Riesen fangen an auszusterben (der Reiter auf dem Steckelhan im Spessart, p. 239), aber ihre kleinen Partner, die Zwerge, lassen sich nicht so leicht vertreiben. Während jene durch ihr ungeschlachtes Wesen nur Schaden anrichten, erweisen diese sich dem Menschen gefällig, ackern den Begünstigten das Feld, legen den Armen Speise in silbernen Schüsseln heimlich in die Stube (die Erdmännchen in Thurgau, p. 179). Leider löst die Unbedachtsamkeit und Habgier der Beglückten meist das gemüthvolle Band: dann entweichen sie und es entsteht jene traurige Geschichte von ihrem Abzug, wie sie über das Wasser setzen, das ganze Volk sammt seinem König, geheimnissvoll, zur Nacht, ungesehen vom Fährmann, der aber seine Dienstfertigkeit nicht zu bereuen hat: — Die Unterirdischen auf Rügen, p. 105; Sagen aus der Gegend von Rehme, p. 134 — welche reizende Sage auch von Kunstdichtern ihr poetisches Gewand erhalten hat. Selten, dass sich das Verhältniss zwischen Mensch und Zwerg ungetrübt erhält (das Heidenhaus zu Leissigen, p. 165, eine der prächtigsten Nummern der Sammlung); dann aber wird der Kleine förmlich in die Familie eingeführt, er

erhält Rechte und Antheil an Allem, was die Hausbewohner erfreut, die Liebe zu ihm erbt von Geschlecht zu Geschlecht, bis dasselbe ausstirbt: dann ziehen neue, kalte Leute in die verlassenen Räume; ihre mürrische Freundschaft thut dem kleinen Geschöpf weh, und mit einem Mal ist es verschwunden. Dann sehen die Menschen ihren Leichtsinn ein, aber die Reue kommt zu spät.

Mythischer und mystischer schon muthet Geschenk und Segen an, den fremde Frauen für eine erwiesene Dienstleistung dem Ahnherrn eines Geschlechtes überreichen (der Ring zu Dessau, p. 62), an dessen Besitz und Verlust sich Wohl und Wehe des Hauses knüpfen; eine Sage, die auch von anderwärts her, z. B. aus dem Harz, berichtet ist, und ihren poetischen Ritter und Erwecker in Uhland (das Glück von Edenhall) gefunden hat.

Von gleich unbegreiflich waltender Vorsehung, aber zugleich von hohem ethischen Gehalt zeugen die Erzählungen von den infolge grosser Gewaltthaten versunkenen Schlössern und Städten, (das Maar, p. 142; die versunkene Stadt in Thurgau, p. 180), welche überirdische Macht, allerdings in christliches Gewand gekleidet, auch in den schwerwiegenden Sagen von den in Stein verwandelten Frevlern herrscht: tief in den „steinernen Bauermeistern" (p. 52) infolge falschen Eides, noch tiefer in der „steinernen Spinnerin in Steiermark" (p. 193), der einseitig-egoistische Arbeitslust zum Fluch geworden.

Direct in graues Alterthum führt der wilde Jäger (Wotan), der sich sogar bis in die urgermanische Mark verirrt (die wilde Jagd bei Königs-Wusterhausen, p. 81); sein durch das Christenthum ihm zudictirtes böses Gebahren documentirt er hier dadurch, dass er den wohlthätigen, hilflosen Moosweiblein nachstellt (die Moosweiblein von Wildemann, p. 37). Eine Asen- und Altersgenossin von ihm ist die hässliche Frau Holle, die aber durch die Metamorphose aus der lieblichen Freya (Holda) nichts von ihrem segenspendenden Element eingebüsst hat (der Hahnenklee am Rechberger Graben, p. 88). Auch die Wasserfrauen gehören einer Vorwelt an, wie sie bald schreckend, bald mildthätig erscheinen (der Blautopf beim Kloster Blaubeuren, p. 153); noch ist ihre Macht nicht wirkungslos geworden; zürnen sie, so bringen ihnen die Menschen, ihre Städte vor Vernichtung zu retten, in feierlichem Aufzuge Geschenke in Gold und Silber dar, und die christlichen Mönche eifern vergebens dagegen. Bald auch werden sie zu Nixen, die wohl über einen keuschen und redlichen Jüngling wachen und mit ihm über die untreue Geliebte trauern (die Giessennixe, p. 170); aber wer sie vorwitzig in ihren Eigenheiten und Schwächen belauschen will, den ziehen sie in ihr nasses Reich (der Nixenbrunnen bei Würzburg, p. 239), und ihr Verkehr mit den Menschen ist für immer abgebrochen. So wird auch hier in sinnigem Gleichniss dargestellt, wie der Sterbliche vermöge seines dämonischen Triebes nach der Erkenntniss einen ungestörten Umgang mit dem Naiven in der Natur nicht lange zu bewahren weiss.

Das ganze Leben des Volkes, poetisches und prosaisches, die Arbeit und die Musse findet seinen Abdruck in diesen Sagen. Welche Stände, wie Spielleute, Schäfer, Hirtinnen, Jäger, irgend zu Lieblingen des Liedes geworden sind — hier fehlen sie nicht. Von dem was ahnungsvoll und gross das Gemüth der Menge bewegte, von den Sagen vom Faust (p. 66, 249), der weissen Frau (p. 164, 207, 210), dem ewigen Juden (p. 165, 233) bis zu den harmlosen Gedanken herab, wie sie in einer abendlichen Spinnstube laut werden (p. 120); vom einfachen stillen Sehnen nach der Nähe eines geliebten Gegenstandes bis zu dem frevelhaften Eingreifen in die Rechte der Zukunft, der man das Bild des Zukünftigen entreissen will (p. 200); von dem Verkehr mit den Gewaltigsten in der Geschichte, wie er die Kyffhäusersagen durchzittert, bis zu dem kleinbürgerlichen Umzug mit dem Crucifix, mit dem man den reichthumbringenden Häringsschwarm auf Helgoland bannen will — Alles ist vorhanden. Da vermissen wir nicht

die fromme katholische Andacht mit ihren Marienerscheinungen und Legenden von heiligen Stiftungen (p. 132, 191, 202, 203), aber da finden wir auch den derberen, realistischeren Protestantismus mit seinem Vorkämpfer Luther und dem ihm vergebens widerstrebenden Teufel. Und nicht mit Widikind (p. 68) etwa beginnt die Sage zu erbleichen. Ehe die Schlacht bei Fehrbellin 1675 geschlagen wird, zeigen sich kämpfende Reitergestalten allabendlich in der Luft, als Vorboten des Streites (p. 76), und Gustav Adolf wird durch ein Schiff in den Wolken angekündigt, das von Norden nach Süden segelt und Feuer giebt. (Vergl. auch p. 201, 204, 206.) Und wie sich hier das Mächtigste, Weltbewegende mit seinen oft vernichtenden Einflüssen im Volksgemüth abspiegelt, so sonnt sich in diesem wieder die kleine, lustige Alltagswelt mit ihren Scherzen und Neckereien; die Dummen im Lande, seien es nun Schöppenstedter (p. 28), Wiesbaumer im Eifelland (p. 143), oder Schweizer von Merligen am Thunersee (p. 163), welche Biedermänner in ihr fensterloses Rathhaus das Licht vermittelst Säcken hinein zu schleppen vermeinen — sie Alle sterben nicht aus, und mit ihnen auch der Humor nicht, eine der köstlichsten Gaben, die dem germanischen Volkscharakter beigegeben ist.

Solchen mythischen und kleinbürgerlichen Aussichten gegenüber eröffnen sich nun auch grosse historische Perspectiven: Die Abenteuer Herzog Heinrich's von Braunschweig mit seinem treuen Gefährten, dem Löwen (nach einem Manuscripte vom Jahre 1585),* zugleich eine der ausführlichsten Geschichten der Sammlung (p. 3), die Gestalt des greisen Wendenbändigers Gero (p. 58), endlich die phantastische Erscheinung Carl's des Grossen, der im Landsberge bei Ansbach Hof hält (p. 235), die der Kaiser Friedrich und Otto, die in den Kyffhäuser versetzt werden — alle treten vervollständigend in die Lücke, die der Wunsch der Nation nach grosser Geschichte gelassen, mächtig, aber nie in kalter Ferne thronend, immer in Fühlung mit dem Geringsten: sie lieben ihr Volk, und dieses weiss es; denn die Spielleute lassen sich gern herbei, ihnen ihre Weisen zum Besten zu geben, und jene belohnen stets dafür, sei es auch nur mit einer Kanne Wein, der einer durstigen Hochzeitsgesellschaft zu mangeln beginnt.

Dank muss man es dem Sammler wissen, dass er längst bekannte und beliebt gewordene Sagen aus anderen Landschaften neu belegt; so — neben der Erzählung von Hans Heiling (p. 213) und der durch Schiller's Alpenjäger allgemeines Eigenthum gewordenen Fabel, welche an ihrer Heimath festgehalten haben — die vom Schwanenritter (p. 139), die hier auf Cleve weist, und die von der Melusine, welche in Luxemburg stationirt ist; die Schneiderepisode, wonach ein Angehöriger dieser lustigen Zunft, durch seine Keckheit, als Ziegenbock ausgeputzt, eine Stadt vom belagernden Feind erlöste, war bisher von Nürnberg berichtet (Richard Wagner's Meistersinger, dritter Act), wird hier (p. 149) nach Norddeutschland verlegt; ebenso beglaubigen sich die bisher nur durch Dichtermund bescheinigten Sagen vom Reiter auf dem Bodensee (hier als auf dem Laacher See im Regierungsbezirk Coblenz geschehen erzählt p. 150) und die von den Wei-

* Sie geben Anlass (p. 291) die Redensart: „Jemandem einen Korb geben“ neu erklären zu wollen. Der bei der Rückkehr Heinrich's bei Seite geschobene Bräutigam der Herzogin ruft nämlich schmerzlich aus: „Durch den Korb bin ich hindurch“, d. h. hindurchgesiebt, also durchgefallen. So im Jahre 1585. Das Volkslied vom Schreiber im Korb (Uhland II, 745), das, scherzhaft, den Nichtbegünstigten, allerdings in anderer Weise, mit einem Korbe in Zusammenhang bringt, ist ebenfalls aus dem sechszehnten Jahrhundert. Pröhle will diesem Lied die Wirkung beilegen, diese (seine) ältere Bedeutung des Korbes bei Heirathsanträgen verdunkelt zu haben. Bei dem neu Beigebrachten bleibt nur dunkel, wie der Begriff des Gebens in die Redensart sich einzubürgern vermochte.



bern von Weinsberg, die auch in der Schweiz localisirt wird (p. 133). Tiefernst und religiös (hier in Burgund vom Jahre 1250, p. 158) ist die Strafe des Verräthers, dem die rechte Hand, mit der er gefrevelt, abgeschlagen wird, ein Gottesurtheil, das bekanntlich über Rudolf von Schwaben, den Gegner Heinrich's des Vierten, verhängt ward, und bis ins sechszehnte Jahrhundert hinein das Gemüth des Volkes beschäftigte.

Der Ton, in dem dies alles berichtet wird, ist, im Anschluss an das Grimm'sche Werk, der der protestantischen Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts. Der Verfasser bekennt, auf diese Ausführung besondere Sorgfalt verwandt zu haben. Es ist somit nicht unbillig, einige Nummern hervorzuheben: Das Heidenhaus zu Leissigen (p. 165), die Giessennixe (p. 170), Frau Uta (p. 172), Anna von Tegelstein (p. 183), Myrzthalsage (p. 198, ungemein lieblich), der Rabe auf dem Schlosshof zu Merseburg (p. 250), endlich die rührende Geschichte vom Weibchen unter dem Erlengesträuche in Böhmen (p. 229). Dass der Sammler es nicht verschmähte, Kleinigkeiten nach Möglichkeiten einzuheimsen (der Teufel zu Cuxhafen, p. 115), möchte ich ihm zum Verdienst anrechnen: Unbedeutendheiten giebt es eben für die Sagenforschung nicht.

Einen besonderen Anhang bildet die deutsche Kaisersage, welche sich ausführlich über die Entstehung des Glaubens an den in den Berg versetzten Kaiser verbreitet. Es ist (neuerdings durch Georg Voigt, 1871) festgestellt, dass unter dem Kaiser Friedrich, der im Kyffhäuser schläft, nicht Friedrich der Erste, sondern sein Enkel, der geistvolle Friedrich der Zweite verstanden werden muss. Abgesehen davon, dass von zwei gleichbedeutenden Persönlichkeiten sich wohl immer die jüngere der grösseren Beliebtheit erfreuen wird, stand bei den Zeitgenossen der antipäpstliche Friedrich der Zweite vielleicht in höherem Ansehen, sicher aber in ungleich grösserem Hass. Dante verdammte ihn in die Hölle. Barbarossa erwähnt er gar nicht. Von Italien, d. h. vom gegnerischen Lande aber ging die Sage vom Fortleben des Kaisers aus (p. 277).

Ich glaube übrigens, dass, wenn dies Resultat auch der Anfechtung nunmehr überhoben ist, doch an einem bedingungslosen Dogma, als sei eben nur immer einem Einzigen die Ehre des Berg- und Burgentrücktseins zuertheilt worden, nicht festgehalten werden kann. Carl der Grosse ward im Landsberge bei Ansbach (p. 235) schlafend gedacht; dort führte er ein unterirdisches Leben. Auch dem Kaiser Otto ward der Kyffhäuser als Wohnort zugewiesen.* Die Sehnsucht nach einem Vorfahren, der in höchster Noth wiedererstehen und sein Volk retten werde, bindet sich nie systematisch an eine Persönlichkeit. — Und solch eine Sehnsucht versinnbildlicht doch die Mythe vom schlafenden Kaiser. Nach Moscherosch (Gesichte, 1650. II, p. 32, 33) sollte im Schloss Geroltseck im Wasgau (also eine Localsage) neben Ariovist, Wittekind, Siegfried auch Armin fortleben, um im geeigneten Augenblick, „wan die Teutsche in den höchsten Nöthen und am undergang sein werden", mit seinen Schaaren hervorzubrechen.

Wann die Sage von Friedrich Rothbart entstanden, behandelt Pröhle p. 276. Aus Rückert's Gedicht entnahmen das Factum die Gebrüder Grimm (1816). Aber schon im siebzehnten (Johannes Prätorius) und im acht-

---

* Ob hierbei immer an Otto den Grossen zu denken ist? oder ob man wie bei den beiden Friedrichen nicht eine zeitweilige Verschiebung und Verwechslung annehmen muss? In einem Volksliede vom Jahre 1548 (Liliencron IV, 460) wird Otto der Dritte neben Armin als Schützer des deutschen Volkes genannt:

„Zwen held des kriegs gabstu uns, got,
Arminium, den dritten Ott;
Arminius macht frei deutsch land,
Ott stiftet der churfürsten stand."

zehnten Jahrhundert (Behrens) wird Barbarossa als bergentrückt neben Friedrich dem Zweiten erwähnt. Man sah in ihm also schon früher einen Gewährsmann deutscher Herrlichkeit. Dies bestätigt auch ein Volkslied vom Jahre 1546 (Liliencron IV, 302), das neben Ariovist, Armin, Frundsberg auch den „Kaiser Friedrich Rothbart“ für das Wohl der bedrängten Protestanten in Action treten lässt.

Julius Riffert.

Ueber die als echt nachweisbaren Assonanzen des Oxforder Textes der Chanson de Roland. Ein Beitrag zur Kenntniss des altfranzösischen Vocalismus von Dr. Adolf Rambeau. Halle 1878. X und 232 S. 8.

In dieser Abhandlung, deren Einleitung und Résumé schon als Doctordissertation gedruckt worden ist, stellt sich R. zur Aufgabe, durch Vergleichung von O.* mit allen übrigen Ueberlieferungen des Rolandsliedes, von denen die nicht gedruckten ihm abschriftlich zur Verfügung standen, die echten Assonanzen von O. kritisch festzustellen, und von dieser Grundlage aus unsere Kenntniss des afr. Vocalismus zu erweitern. In Bezug auf das Verhältniss der verschiedenen Ueberlieferungen zu einander schliesst er sich vollständig der Auffassung seines Lehrers Stengel an, die derselbe in der Jen. Litztg. 1877 Nr. 10, S. 158 angedeutet hat, und die R. ausführlicher auseinandersetzt. Hiernach gehen O. und Vn. auf ein und dieselbe schon verderbte Quelle zurück, und bilden also eine Familie, ebenso bilden je eine Familie für sich die afr. Reimredactionen, die nordische, die deutsche, die holländische Redaction. Aus diesem Verhältniss der Ueberlieferungen ergiebt sich für die Kritik der Assonanzen von O., dass Vn. allein nie eine Stütze derselben ist, sondern dass nur solche Assonanzen als echt anzusehen sind, die noch durch wenigstens eine Redaction der anderen Familien gesichert sind.

Den positiven Beweis für dies Verhältniss der Redactionen tritt R. nicht an, sondern überlässt ihn Stengel, wohl aber bemüht er sich, einige „scheinbare Widersprüche in Bezug auf die Assonanzen zu erledigen“, S. 17—31. Dass diese Widersprüche aber nicht immer nur scheinbare sind, hat Ottmann, Jen. Litztg. 1879, Nr. 18 hervorgehoben. Doch soll dieser Frage hier nicht näher getreten werden, da, so lange Stengel nicht mit der Begründung seiner Ansicht hervorgetreten ist, die Arbeit wieder von Neuem in die Hand genommen werden müsste. Immerhin muss es als misslich bezeichnet werden, eine Untersuchung auf eine nicht erwiesene Thesis zu gründen.

Lässt man aber auch das angenommene Verhältniss der Ueberlieferungen gelten, so ist doch ferner zu betonen, dass eine Vergleichung mit den für R. massgebenden Bearbeitungen keine sichere Gewähr für die Echtheit oder Unechtheit der Assonanzen in O. bieten kann. Denn zu einer solchen Vergleichung sind für ihn, da Vn. ausgeschlossen ist, nur die afr. Reimredactionen und, z. Th. ebenfalls gereimte, Uebersetzungen vorhanden. Was erstere anbetrifft, so mussten bei der Umarbeitung in Reime vielfach andere Wörter ans Versende treten, als im Original; manchmal verschwand das betreffende Wort auch ganz, weil der Umdichter den Sinn des Verses

---

* Die Abkürzungen sind dieselben wie in Müller's zweiter Ausgabe von 1878, nur habe ich für die Venezianische Handschrift IV das ein Mal eingeführte Vn. beibehalten. Warum auch allgemein angenommene Abkürzungen wieder ändern?

in anderen Worten gab; wenn der Vers ihm zu viel Schwierigkeiten machte, liess er ihn wohl auch ganz fort. So fehlen von den neun Versen der Tirade 22* drei in Vs.,** und von den Assonanzen wird nur soer gestützt, ja selbst dieses eine Wort doch nur unsicher, da es sich in Vs. Vz. im ersten Halbvers findet, was R. selbst öfter nicht als genügende Stütze ansieht (Vgl. S. 29 f.).*** Das Beispiel dieser einen Tirade — ein anderes wird später erwähnt werden — zeigt wohl hinlänglich, wie leicht durch Umarbeitung in Reime die Assonanzen vollständig beseitigt werden konnten. Es lässt sich also aus dem Fehlen eines Assonanzwortes in den Reimredactionen nicht schliessen, dass die Assonanz in O. unecht ist.

Ebenso wenig sind die Uebersetzungen zu einer kritischen Sichtung der Assonanzen in O. ausreichend. Zunächst kam es den Uebersetzern durchaus nicht auf eine wörtliche Wiedergabe des afr. Textes, sondern nur auf den Sinn im Grossen und Ganzen an. Die deutschen und niederländischen Bearbeitungen sind ausserdem in Versen, leiden also unter ähnlichen Unzulänglichkeiten wie die afr. Reimredactionen. Ks. ist allerdings in Prosa geschrieben und schliesst sich oft ziemlich genau an O. an, vielfach aber und im Widerspruch mit allen anderen Ueberlieferungen, kürzt diese Bearbeitung sehr, giebt ganze Tiraden nur summarisch dem Inhalte nach, oder lässt sie auch ganz aus. Allen Uebersetzungen gegenüber ist ausserdem eine Doppelfrage noch gar nicht aufgeworfen, geschweige denn beantwortet. Waren ihre fr. Quellen gereimt oder assonirend? Waren sie gereimt, so gilt von ihnen, was von den Reimredactionen gilt. Waren sie aber assonirend, was beiläufig die Quelle von Ks. wohl gewesen ist, so ist die zweite Frage: Waren sie von so hohem Alter, dass sie die Assonanzen von O. noch bewahren konnten, oder waren die älteren Assonanzen schon nach den Bedürfnissen der Zeit umgeformt? Nur in ersterem Fall könnte sich in ihnen hie und da eine Stütze für manche Assonanzen in O. finden.

Auch kennt R. selbst diese Unzulänglichkeiten der Reimredactionen und Uebersetzungen sehr wohl, und weist auf dieselben hin, wo es sich darum handelt, die erwähnten „scheinbaren Widersprüche" zu beseitigen; dass sie aber auch zur Umsicht und Vorsicht mahnen, wenn es sich darum handelt, Assonanzen für echt oder unecht zu erklären, hat er nicht beachtet. Dies möge im Folgenden an einigen solcher Fragen gezeigt werden, die noch mehr oder weniger streitig sind, über die aber R. durch seine Untersuchungen entschieden zu haben glaubt.

Nach R. assonirt *a* weder mit *ai* noch mit *an*. Nun finden sich in O. in der *a . e*-Tirade 20 die Verse:

> Dient Franceis: Car il le poet ben faire,
> Se lui lessez, n'i trametrez plus saive.

Vs., das age-Reime hat, liest dafür:

> Dient Français: Nos n'i savons plus sage
> Se il i vait, bien ert fait cist message.

---

* Citate nach Müller's Ausgabe von 1863.

** Da mir nur das gedruckte Material zu Gebote steht, kann ich nicht angeben, wie sich Vz. verhält; wahrscheinlich jedoch ebenso wie Vs.

*** Dass soer auch durch Kr. und Ks. gestützt ist, thut hier nichts zur Sache, da es sich oben nur um Wiedergabe der Assonanzen in den Reimredactionen handelt. Ausserdem kann eine Uebersetzung nicht zeigen, ob ein Wort im ersten Halbvers oder in der Ass. stand; auffällig ist auch, dass soer in Kr. und Ks. Nominativ, in O. und Vs. incorrecter Accusativ ist. — Die meisten der Wörter in Tir. 22 führt R. als in der anderen œ-Tir. 269 gestützt auf, doch sagt er nur in einem Fall, inwiefern das Wort gestützt ist. Gedruckt liegt hier nur P. vor, das gerade hier assonirt und so die meisten Assonanzen in O. stützt. Sollte diese Bearbeitung vielleicht die Hauptstütze der œ-Assonanzen in O. sein?

Kl. a (in B, b fehlt die Stelle) hat: „Die Franzosen entgegneten: Wir kennen keinen so wohl geeigneten noch so weisen als ihn, nun scheint uns der schönste Rath (vaensta ráđ), wenn der König will, dass er hinreise“ und Vn.

> Frãçois respõt ben losso faire
> Seli roi uol ben edroit che liuade.

Durch Vs. und Ks. wäre also saive gestützt. Ueber den Diphthong *ai* bemerkt nun R. S. 94 f., dass es denselben wahrscheinlich nie im fr. gegeben habe, dass das *i* vielmehr ein *j* gewesen sei, und über saive bemerkt er gerade zur fraglichen Stelle, dass die Hs. ebenso wohl sauie zu lesen gestatte. Für ersteres giebt er als Grund an, dass *ai* zuerst mit *a*, im Rol. mit *è*, assonire, und dass die Diphthonge *ái* und *éi* sehr ähnlich geklungen haben müssten, so dass sie kaum einer frühzeitigen Mischung hätten entgehen können. Dass die Hs. auch sauie zu lesen gestatte, stellt sich aber durch die photographische Wiedergabe als unrichtig heraus; auch Stengel druckt saiue. Ueberhaupt hat die Hs. mehrmals deutlich saiue, z. B. v. 112, 248, 315; an anderen Stellen ist sie undeutlich, dann zeigt dies Stengel auch durch den Druck, z. B. v. 20, oder sagt es in einer Anmerkung, z. B. v. 3703; deutliches sauie weist die Hs. nie auf.

Das zweite Assonanzwort faire kann Vs. des Reimes wegen offenbar nicht am Versende haben, der Inhalt des Verses aber ist so gut wiedergegeben, wie es der Reim gestattet; auch findet sich innerhalb des Verses (von diesem Punkt wird noch später die Rede sein) wenigstens eine Form von faire. Ks. scheint sich näher an Vn. anzuschliessen; doch übersetzt es est dreiz sonst nicht mit schönster Rath, sondern mit ist recht (er rett) z. B. v. 228. Eine ähnliche Wendung wie hier hat es für v. 61: Issi poet il ben estre, nämlich: vorzüglicher Rath, und beide Verse sind sich auch im fr. Wortlaut wenigstens etwas ähnlich. Es scheint demnach eher, dass Ks. die Verse von O. und den zweiten von Vn. vor sich hatte und sie etwas kürzend frei übersetzte; ähnliche Verschmelzungen zweier Lesarten finden sich öfter, z. B. Ks. v. 2211—13 (R. S. 21), P. v. 1052 (vgl. R. S. 26). Saive und faire sind demnach einer strengen Kritik gegenüber allerdings zweifelhaft; saive wegen der sonst vorkommenden Formen savie und sage, dies auch in O.; faire, weil es nicht direct gestützt ist; aber sie geradezu als unecht zu bezeichnen, und darauf hin phonetische Gesetze zu begründen, ist man nicht berechtigt.

Tic. 23, v. 310—11 lässt O. wieder repaire, contr(a)ire mit *a.e* assoniren. R. S. 96 sagt einfach, sie seien nicht gestützt; die Ueberlieferung biete Verbesserung dafür, und will (S. 30) daraus einen Vers machen mit damage am Versende. Dieses Wort findet sich allerdings in Vn., Vs., Vz., Ks., aber in der Assonanz nur in Vn. Für die beiden Verse haben Vs., Vz. nur

> Se j'en repaire, grant doumage i avrez;

Ks. übersetzt: und, meiner Treu, wenn ich von dieser Reise zurückkehre (kem aptr), so ist das dein Schaden. In den drei für R. massgebenden Ueberlieferungen findet sich also wenigstens das eine angefochtene Assonanzwort repaire, die altnordische Uebersetzung giebt nämlich auch sonst, z. B. v. 293 repairier mit aptr koma. Ja, nach dem Wortlaut der letzteren, die im Vergleich mit Vs., Vz. noch die Worte meiner Treu und von dieser Reise bietet, ist es sogar sehr wohl möglich, dass sich in ihrer afr. Vorlage, wie in O., zwei Verse mit repaire und damage, dies für contraire, in der Assonanz fanden. Die Vertauschung der beiden letzten Wörter liesse sich leicht durch Neigung zum Reim erklären, die der Umarbeitung assonirender Gedichte in durchgängig gereimte vorausging. Vn.,

dessen Reimbedürfniss R. selbst S. 18 anerkennt aber nicht genügend berücksichtigt, bietet Beispiele von diesem Streben, die Assonanz durch Reime zu ersetzen. Selbstverständlich kann hier nicht von den unglücklichen Versuchen des Schreibers die Rede sein, der zu reimen glaubt, wenn er z. B. Micher, çer für Michiel, chief setzt. Man beachte aber z. B. die Anfänge von Tir. 200 und 245 (v. 2943 ff. und Vn. 3329 ff.), wo Vn. mehrere ganz richtige ée- und an-Reime hat, die sich in keiner anderen Ueberlieferung finden. Jedoch soll hiermit durchaus nicht die Vertauschung von contraire und damage als wahrscheinlich hingestellt werden, sie bleibt reine Vermuthung, aber repaire als unecht zu erklären, ist man nach dem Wortlaut der anderen Ueberlieferungen wieder nicht berechtigt; höchstens als unsicher darf es bezeichnet werden.

Aehnlich verhält es sich mit den übrigen Wörtern, bei denen in O. *ai* zu *a* assonirt; sie können theils des Reimes wegen fortgefallen sein, theils fehlt der Vers oder die Tirade in den anderen Ueberlieferungen. Wie wenig dies Fehlen gegen die Echtheit einer Assonanz beweist, zeigt sich gerade bei dem einzigen derartigen Wort, das auch R. als gestützt anerkennt, nämlich raiet 150: 1980. Die ganze Tir. fehlt in Ks., und dass das Wort gestützt ist, verdankt es nur dem Zufall, dass P. diese Tirade doppelt hat, und sich das zweite Mal mit Assonanzen, meist denselben, die auch O. aufweist, begnügt. Diesen einen Fall erklärt R. damit, dass der Verfasser des Gedichtes noch radiet sprach (S. 98), was doch auch nur eine unerwiesene Hypothese ist.

G. Paris erklärt die Erscheinung, dass in O. *ai* sowohl mit *a* wie mit *è* assonirt, bekanntlich damit, dass der Dichter nach Bedürfniss die ältere oder jüngere Aussprache habe wählen können. Eine solche zwiefache Aussprache, „noch dazu theilweise in denselben Wörtern“, hält R. S. 98 für sehr unwahrscheinlich. Trotzdem lässt er selbst sie für blasme gelten; ihm zufolge wurde in diesem Wort auch je nach dem Assonanzbedürfniss das *s* bald gesprochen, bald nicht, in welchem letzteren Falle auch das *a* durch den folgenden Nasal eine besondere Färbung erhielt (S. 37. 41. 94). Ebenso hatte für R. „*ei* = *i* vor *n* mit erweichtem Guttural“ eine „alte“ und eine „neue“ Aussprache (S. 230 Nr. 6).

In Behandlung der Frage, ob *a* und *an* assoniren können, geht R. eben so zu Werke wie in Bezug auf *a* : *ai*. Ob die Abweichungen sich nicht anders, z. B. durch den Reim erklären lassen, fragt er nie. Um nicht zu weitschweifig zu werden, sei nur ein Fall besprochen. Tir. 245: 3336 lassen O. und Vn.

Tantes batailles avez faites en champ

mit *a* assoniren. Für en champ lesen P. C. Lth. champal, während die anderen Ueberlieferungen abweichen. Dieses champal ist nun R. S. 92 das echte, obgleich sonst im Rol. lat. alis nur in é-Tiraden vorkommt, wie er selbst bemerkt. Ist es da nicht viel wahrscheinlicher, en champ als das den Bearbeitern von P. C. Lth. vorliegende anzusehen, das sie ihrer al-Reime wegen in das so naheliegende champal verwandelten?

Nach R. ist ferner *e* aus lat. *i* in Position scharf von den anderen *e* geschieden (S. 229). Ohne hier für oder wider diese Frage etwas sagen zu wollen, muss doch erklärt werden, dass R. durch seine Untersuchungen nicht zu seiner Behauptung berechtigt ist. Von den acht Assonanzen der allein hier in Frage kommenden Tir. 121 sind nur zwei, arcevesque und messe, gestützt, was beiläufig ein neuer Beweis ist, wie leicht in den Reimredactionen und Uebersetzungen ganz unverdächtige Assonanzen ausfallen können. Diese zwei Fälle können doch aber nicht als Beweis für R.'s Behauptung angesehen werden, um so weniger, da gegen dieselbe eine Stelle in O. Tir. 200: 2758 spricht:

Il jut anuit sur cel(e) ewe de Sebre.

Der Vers findet sich nur noch in Vs., Vz. und Vn. Die beiden ersten haben ée-Reime, können also Sebre nicht am Versende haben und setzen es in den ersten Halbvers; ebenso macht es auch Vn., dessen Neigung zu reimen auch hier, wie schon bemerkt, durch mehrere wichtige und ihm eigenthümliche ée-Reime hervortritt. Darauf hin sieht R. (S. 30. 102. 138) Sebre im ersten Halbvers, und ein Partic. auf ée in der Assonanz für die echte Lesart an. Mit welchem Recht? Sieht er doch selbst an anderen Stellen Assonanzen von O. als gestützt an, die des Reimes wegen in anderen Ueberlieferungen im ersten Halbvers stehen; z. B. ist ihm das von Mü.[2] amendirte acurt 188: 2563 durch cort im ersten Halbvers in P., Vs., Vz. gestützt, wobei noch zu bemerken, dass die beiden letzteren es sogar erst in der dem folgenden Vers (2564. O.) entsprechenden Stelle haben; ebenso die Zahl vint 10: 148 durch Vs.; ja vint (venit) 12: 175 sogar, weil Vs., Vz. das Wort im ersten Halbvers von v. 170 haben, und dieses Verbum sich auf alle folgende Namen bezieht (S. 174, Anm. 3). Also einmal ist für R. ein Assonanzwort gestützt, wenn es sich in einer anderen Ueberlieferung innerhalb eines ganzen anderen Verses findet, ein anderes Mal ist es ihm unecht, selbst wenn es sich innerhalb desselben Verses findet. Diese Ungleichheit in der Beurtheilung, die sich auch schon vorher bei der zwiefachen Aussprache mancher Wörter zeigte, lässt sich wohl nur so erklären, dass R. mit ganz bestimmten Ansichten über die Echtheit mancher Assonanzen an seine Untersuchung gegangen ist, und in seinem Urtheil über das, was als Stütze anzusehen ist, durch dieselben beeinflusst wird.

Ist im Anfang dieser Beurtheilung auf die Unsicherheit der Grundlage hingewiesen worden, auf der R.'s Arbeit ruht, so kann jetzt wohl noch hinzugefügt werden, dass auch die Untersuchung selbst nicht immer die erforderliche Unbefangenheit des Urtheils zeigt. Die Ergebnisse der Arbeit sind also nur dann als sicher anzusehen, wenn sie noch von anderen Gesichtspunkten als von denen der Arbeit aus als gesichert erscheinen. Zweifelhafte Fragen sind nicht entschieden, da R.'s Methode keine Gewähr bietet, dass nicht auch echte Assonanzen als unecht beseitigt worden sind.

Den ihm von Koschwitz Rom. St. III, S. 170 ff. ertheilten Rath hat R. leider nicht mehr beherzigen können.

August 1879. Franz Scholle.

Englische Synonymik bearbeitet von Dr. K. Kloepper, Gymnasiallehrer in Rostock. Grössere Ausgabe für Lehrer und Studirende. Erste Lieferung A—Dauer. Rostock, Wilh. Werther's Verlag, 1880.

Der durch seine im Jahre 1878 erschienene kleinere englische Synonymik bereits vortheilhaft bekannte Verfasser hat sich der nicht geringen und verdienstvollen Mühe unterzogen, eine grössere für Lehrer und Studirende auszuarbeiten und ist dabei mit Recht vom Deutschen ausgegangen. Damit kommt er sicherlich einem langgefühlten Bedürfnisse entgegen, denn so viele synonymische Wörterbücher auch bisher vorlagen, so haben sie doch alle nur das englische Wort zu Grunde gelegt, was dem aus dem Deutschen Uebersetzenden lange nicht die Bequemlichkeit bietet, wie das vorliegende Werk. Nehmen wir beispielsweise gleich das erste Wort in dieser Lieferung: Abdanken, so würde ein von dem englischen Grundworte und Begriffe ausgehendes Wörterbuch zwar to abdicate und to resign nebeneinanderstellen, nicht aber, wie der Verfasser, in dem zweiten Artikel das Zeitwort auch in seinem transit. Sinne als „entlassen" behandeln und „to discharge, to discard, to dismiss", wie hier geschieht, dabei mit anführen. Oder neh-

men wir, um von A auf Z überzuspringen, das Zeitwort „zulassen" als Grundwort an, so ergeben sich die gänzlich verschiedenen Bedeutungen: to admit mit allen seinen sinnverwandten Verben und to leave shut oder closed, wie in: „lassen Sie die Thür zu", leave the door shut, was freilich nicht eine dem englischen Sprachgebrauche entsprechende Wendung wäre, da man sich in solchem Falle lieber negativ ausdrücken und don't leave the door open oder don't unlock the door, je nachdem, dafür sagen würde. Es kam mir nur auf ein Beispiel an, um die grundverschiedene Bedeutung mancher Wörter im Deutschen nachzuweisen, wie man das Wort in seinem ursprünglichen, etymologischen oder im übertragenen begrifflichen Sinne auffasst und anwendet. Freilich fehlt es an solchen Beispielen im Englischen auch nicht; aber in solchen Fällen entsprechen sich die Sprachen nicht. Ein zweites Beispiel ist „Anstand", wofür der Verfasser nur „decency und decorum" giebt, also den übertragenen, bildlichen Sinn allein im Auge hatte; hier wäre auch der concrete, welchen das Wort in Ausdrücken wie „auf dem Anstand stehen" oder „Anstand nehmen" hat, am Platze gewesen, was ich gleich beiläufig erwähne, um auf einzelne Mängel, die das Werk in meinen Augen wenigstens hat, hinzuweisen. Doch über diesen Punkt lässt sich streiten, da bei den concreten Bedeutungen die Nuancen nur selten oder gar nicht vorhanden sind. Hier hilft übrigens auch das gewöhnliche Wörterbuch aus.

Was nun die anderen Vorzüge dieser Synonymik betrifft, so bestehen sie darin, dass der Verfasser zuerst die möglichst genaue Erklärung des engl. Wortes in deutscher Sprache giebt, dann zahlreiche Beispiele aus engl. Autoren anführt oder selbstgefertigte aufstellt und dann die Etymologie der Synonyma bis auf die Wurzel hin verfolgt und angiebt. Ausserdem aber werden in vielen Fällen auch noch die Erläuterungen englischer Synonymiker als Anmerkung hinzugefügt, so dass das Werk an Vollständigkeit fast nichts zu wünschen übrig lässt. Die Ausstattung ist als eine vorzügliche und praktische zu rühmen; die Stichwörter treten durch Fettdruck scharf hervor; in den englischen Beispielen sind sie in Cursivschrift und die Typen im Texte sowohl wie in den Anmerkungen äusserst scharf und klar gedruckt. Wenn der Verfasser in den folgenden Lieferungen so fortfährt, wie in dieser ersten, so wird dem Werke gewiss eine ebenso günstige Aufnahme zu Theil werden oder eine noch günstigere als die, welcher sein kleines sich zu erfreuen hatte.

Es ist nur zu wünschen, dass er seine Arbeit recht bald vollende, damit sie bald als ein Ganzes vorläge. Der Preis, dies sei noch beiläufig erwähnt, ist so billig als möglich gestellt.

Leipzig. **Dr. David Asher.**

Die wichtigsten Eigenthümlichkeiten der englischen Syntax, von Dr. Otto Petry, Director der städt. Gewerbeschule zu Remscheid. 2. verbesserte Auflage. Remscheid 1879, Krumme.

Referent feiert einen kleinen Triumph, wenn er das Erscheinen der zweiten Auflage obigen Büchleins ankündigt, da er dasselbe 1876 bei Gelegenheit der ersten Auflage an dieser Stelle dringend empfohlen hat. Gewiss werden ihm alle Collegen, die das Buch beim Unterricht benutzt haben, Recht geben, dass es ein im höchsten Grade brauchbares Buch ist. Sämmtliche Regeln sind so deutlich gefasst, dass der Lehrer kaum nöthig hat, noch etwas zu ihrer Erläuterung hinzuzufügen; trotz ihrer Kürze enthalten sie alles für den Schüler Wichtige. Die Uebungsbeispiele sind zahlreich

und vorzüglich. Die zweite Auflage zeichnet sich durch eine Vermehrung des Vocabulars und durch Ausmerzung einiger unangenehmer Druckfehler aus. — Referent hat das Buch in der ersten Classe seiner höheren Töchterschule mit Schülerinnen, welche die Unter- und Mittelstufe von Plate's Lehrbuch durchgearbeitet hatten, mit bestem Erfolge benutzt. Er möchte das Buch noch besonders denjenigen Collegen und Candidaten des höheren Schulamts empfehlen, denen es darauf ankommt, in kurzer Zeit ihre Kenntnisse in der englischen Syntax einmal wieder aufzufrischen.

Braunschweig. A. Lüttge.

Storia della letteratura italiana compilata da Camillo Kantorowicz. Zurigo, Fed. Schulthess, 1879.

Die Verlagshandlung von Friedr. Schulthess in Zürich veröffentlicht seit einigen Jahren eine Reihe von Hilfsmitteln für das Studium der modernen Sprachen und Literaturen, die sich sowohl durch wissenschaftliche Haltung wie praktische Brauchbarkeit vor vielen anderen vortheilhaft auszeichnen. Die neueste Publication ist eine kurze italienische Literaturgeschichte von C. Kantorowicz in italienischer Sprache. Sie ist, wie der Verf. im Vorwort selbst angiebt, meist in genauem Anschluss an das betreffende Capitel in Joh. Scherr's allgemeiner Geschichte der Literatur (5. Aufl. Stuttgart 1875) ausgearbeitet worden. Leicht und frisch geschrieben, von innerer Wärme getragen, giebt sie auf wenig Bogen ein im Ganzen treues Bild von der literarischen Entwickelung Italiens. Doch scheint uns die Darstellung der Anfänge der Literatur und der zeitgenössischen Gestaltung derselben nicht so recht gelungen; freilich sind dies auch die schwierigsten Partien. Im ersteren Abschnitt hätte der Verf. die neue Literaturgeschichte von Bartoli (I. Bd. 1878) und die vortreffliche Monographie über die sicilianische Dichterschule von Gaspary (Berlin 1878) zu Rathe ziehen sollen; im letzteren wäre es besser gewesen, anstatt des langen Namenverzeichnisses, das zu nichts dient, eine kurze Charakteristik der Hauptrepräsentanten zu geben. Ebenso hätte in der Einleitung die Angabe der verschiedenen Ansichten über die Entstehung der ital. Sprache von Dante ab ohne Schaden für die Sache wegbleiben können; an ihre Stelle hätte eine bündige Darlegung der Resultate der italienischen Sprachwissenschaft treten sollen (etwa nach Caix).

Doch thut dies dem Werthe des Buches im Ganzen keinen grossen Eintrag, und wir können dasselbe jedem empfehlen, der sich in kurzer Zeit einen Ueberblick über die gefeierte Literatur Italiens verschaffen will.

Genf. A—.

Racconti di Pasino Locatelli, Bergamo 1877.

Der Verfasser ist Professor am Lyceum von Bergamo und als Autor einer mehrbändigen Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Bergamasker auch in weiteren Kreisen bekannt, und die „Nuova Antologia" brachte vor mehreren Jahren eine der in den „Racconti" erschienenen sechs Novellen. Obgleich dieselben sehr verschiedenen Perioden der italienischen Geschichte angehören, — die eine spielt im alten Rom, die übrigen im Mittelalter und dessen Ausläufern — umfasst sie das gemeinsame Band eines und desselben Grundgedankens. Im Rahmen der Novelle will nämlich der Verfasser seine kunst-, cultur- und literaturgeschichtlichen Studien verwerthen und auf diesem Wege die Theilnahme einer für ernste Lectüre

nicht eben eingenommenen Lesewelt gewinnen. Wir wagen nicht zu entscheiden, in wie weit Locatelli seinen Zweck in Italien erreichen wird. Indessen scheint uns ausser Zweifel, dass diese auf gründlichen Studien beruhenden, in einfach-eleganter Form gebotenen Erzählungen für vorgerückte Schüler und literarisch gebildete Leser des Auslandes einen trefflichen Lesestoff bieten. Wenn sie gerade nicht spannend genannt werden können, so verdienen sie gewiss noch weniger das Epitheton des Ermüdenden. Sind sie doch alle von sauberster Ausführung, bestimmtester Gestaltung und geschmackvoll natürlicher Darstellung. Wenn auch in Italien der Markt mit Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Producte mehr und mehr überfüllt wird und ein Verga, ein Petrucelli, ein Capuana „e tutti quanti" die Lesewelt beherrschen, so ist es wahrhaft wohlthuend, Versuchen zu begegnen, welche die solide Tradition der guten, alten und zugleich grossen Zeit in neuen Formen zu wahren und zu verjüngen suchen. Br.

Correspondance française pour les maisons de banque. Vienne, R. Lechner.

Lehrern des Französischen, welche Veranlassung finden in Handelscorrespondenz zu unterrichten, kann Ref. das vorliegende kleine Büchlein bestens empfehlen. Es ist eine treffliche Sammlung von sehr gut geschriebenen franz. Musterbriefen, denen die erforderlichen Erläuterungen in deutscher Sprache beigegeben sind, und die verschiedenen Beziehungen, welche im praktischen Leben vorkommen, finden eine hinreichend erschöpfende Behandlung. Seit den älteren Ausgaben des Schiebe'schen Werkes giebt es nichts, was dem Lernenden eine so zweckmässige Anleitung zu Nachbildungen geben könnte.

Erwiderung auf die Recension, welche Hr. Dr. Lehmann im 2. Hefte, Band LXII des Archivs über die englische Grammatik von Dr. R. Sonnenburg veröffentlicht hat.

Gegen diese Recension, welche durchaus nicht in einem ruhigen und objectiven Tone geschrieben ist, und mehr in Ausdrücken, wie sie sonst nicht üblich sind, als in der Begründung der Behauptungen leistet, erwidere ich Folgendes.

I. Ich muss dem Recensenten die Befähigung absprechen, in grammatischen Dingen ein competentes Urtheil abzugeben. Wie wenig er mit dem correcten Englisch vertraut ist, hat er durch seine Behauptungen evident bewiesen. Es möge Jeder selbst urtheilen.

1) In meiner Grammatik steht, dass man nur sagen kann: „the cattle *are*". Hr. Dr. L. lehrt: „Cattle ist kein Plural, sondern gehört zu den Collectiven, wie family etc., die mit dem Singular und Plural verbunden werden können." Wenn Hr. Dr. L. die Lexika von Webster und Worcester nachschlägt, und sich die Mühe geben will sich bei einem gebildeten Engländer zu erkundigen, so wird er sich überzeugen, dass „the cattle *is*" ein grober Fehler ist.

2) In meiner Grammatik ist der Plural peoples Völker angegeben. Der Recensent behauptet: „peoples in der Bedeutung Völker wird gar nicht gebraucht, man sagt dafür „nations". Ich frage, wen versteht Hr. Dr. L. unter „man"? Der mustergültige Macaulay, Speeches II, 185, sagt: „If there be anything in which all *peoples*, *nations*, and languages have agreed

etc." Ausserdem geben die Lexika von Worcester und Webster die nöthige Belehrung.

3) Die Form yon als Demonstrativ habe ich in der Grammatik nicht angegeben, sondern nur yonder. Hr. Dr. L. behauptet, yonder sei meist veraltet, yon sei die gewöhnlichere Form. Wenn der Recensent die Lexika von Webster und Worcester nachsehen und gebildete Engländer fragen will, so wird er sich überzeugen, dass in der prosaischen Schriftsprache und in der correcten Umgangssprache nur yonder gebraucht werden darf, dass yon in poetischer Sprache gebraucht wird, und nur im Munde der gewöhnlichen ungebildeten Leute die gewöhnlichere Form ist; es ist ein „downright vulgarism".

4) In der Grammatik stehen Beispiele mit made *from* und made *of*. Der Recensent lehrt: „made *from* ist ein Sprachfehler, anstatt of." Der Recensent schlage einmal Webster und Worcester nach, da findet er eine Masse von Beispielen zu made from, z. B. unter ale, beer, soap; in „Chemistry by Roscoe, London 1878" stehen Beispiele auf S. 74, 75, 77, 79.

5) In der Grammatik steht: „riches ist eigentlich Singular, wird aber als Plural angesehen." Der Recensent lehrt: „Riches ist ein Plurale tantum und hat als Einzahl nur das Adjectiv rich." Wie falsch diese Erklärung in etymologisch-historischer Hinsicht ist, zeigt Webster: riches stammt von richesse her.

6) Der Recensent findet es sonderbar, dass der Nominative Absolute nicht unter den Regeln vom Gerundium steht. Was würde ein classisch gebildeter Philolog wohl sagen, wenn in einer lateinischen Grammatik der ablativus absolutus unter den Regeln vom Gerundium stände? Welch ganz absonderliche Ideen Hr. Dr. L. in grammatischen Dingen hat, geht schon daraus hervor, dass er die Sprachlehre eintheilt in „Formenlehre und Grammatik".

7) In der Grammatik steht, dass „die Armen" grammatisch als Masculinum aufzufassen ist, wie les pauvres, les malheureux, pauperes. Der Recensent behauptet, dies könne nicht Masculinum sein, denn „die armen Frauen gehören auch dazu". Wenn man nun zur Bezeichnung der ganzen Classe von armen Leuten den Singular von „die Armen" nimmt „der Arme", wie ist es da mit dem Masculinum? Beweist der Singular nicht deutlich genug, wie die Sache grammatisch aufzufassen ist?

8) In der Grammatik steht: „die einsilbigen Wörter auf o erhalten meistens ein stummes e." Der Recensent erklärt dictatorisch dies „meistens" für falsch, und giebt dann zum Beweise eine ganz unvollständige Aufzählung der Wörter auf oe, wobei er sogar nicht einmal alle die von mir in der Grammatik zusammengestellten aufführt. Es giebt ausserdem noch eine Anzahl auf oe, die ziemlich selten und daher in einer Elementargrammatik nicht am Platze sind.

9) Der Recensent tadelt den Satz: „England and France's army etc." Der Satz ist aus der bekannten englischen Schulgrammatik von Allen and Cornwell. Ich stelle die Autorität dieser Grammatik höher als die des Dr. L.

10) Von Aussprache und von dem Verhältniss der Aussprache zur Orthographie hat Rec. ganz unklare Ansichten; er behauptet, im Deutschen hätten wir weder stumme Consonanten noch stumme Vocale, und alles was in meiner Grammatik über stumme Buchstaben im Deutschen gesagt ist, sei unsinnig. Sollte Rec. gar keine Ahnung davon haben, dass die neueren Bestrebungen, die deutsche Orthographie zu vereinfachen, hauptsächlich darauf gerichtet sind, die stummen Buchstaben als überflüssige zu beseitigen? Was Hr. Dr. L. über die Aussprache von to sagt, ist grundfalsch, als einzelnes Wort kann es nur lang ausgesprochen werden, Webster giebt dies besonders an.

II. Der Recensent hat meine Grammatik so oberflächlich angesehen,

dass er nicht einmal weiss, was darin steht und was nicht. Er vermisst die Angabe des Unterschiedes zwischen „they know themselves und each other“. In der Grammatik steht they killed themselves, each other etc. mit fetten Lettern. Ueber die Wörter „just, justly, late, lately etc.“, welche er vermisst, sind besondere Uebungssätze gegeben.

III. Hr. Dr. L. hat kein Verständniss dafür, wie eine Elementargrammatik beschaffen sein muss, was zur Genüge daraus hervorgeht, dass er verlangt, ich solle den poetischen Sprachgebrauch berücksichtigen, und ich solle manche Regeln so fassen, dass der Schüler einfach auf die romanischen und germanischen Elemente verwiesen werde.

IV. Hr. Dr. L. giebt summarische und dictatorische Urtheile ab ohne alle Begründung. Er sagt, unter den Sätzen befänden sich viele, die gegen den Geist der Sprache wären. Warum führt er nicht einen einzigen an? Er hätte sich ein Verdienst erwerben können, wenn er dies gethan, dann hätte ich seine Bemerkungen für die nächste Auflage benutzen können. In der acht Seiten langen Recension finden sich kaum vier oder fünf Bemerkungen über ganz unbedeutende Einzelheiten, die vielleicht zu benutzen sind. Uebrigens dürfte es ihm sehr schwer werden, fehlerhafte Sätze in der Grammatik zu finden. Was er an Fehlerhaftem gefunden haben will, kann nur als Beweis von den Fehlern dienen, die er selbst gemacht hat.

Ludwigslust. R. Sonnenburg.

Bemerkung.

Im 2. Heft des 62. Bandes des „Archivs“ befindet sich eine Kritik des unlängst erschienenen „Handbuchs zur Erlernung der französ. Sprache für praktische Anwendung von Dr. L. Däumler“, deren Abfassungsweise den Unterzeichneten zu nachstehenden Bemerkungen veranlasst.

Die meisten in dem Buche enthaltenen Stücke sind zwar, wie Hr. Dr. W. sehr richtig bemerkt, in den verschiedenen französ. Lesebüchern aufzufinden; allein in welcher Chrestomathie sind diese Stücke aber in einer so äusserst sorgsamen Auswahl, immer vom Leichten zum Schweren fortschreitend, vorhanden? In welchem Lesebuche sind denn, wie in dem vorliegenden, alle Stücke für den Unterricht verwendbar? Wo sind die Anecdotes incomplètes in den Lehrbüchern von Plötz und Lüdeking z. B. zu suchen? Hat Herr Dr. W. diese treffliche Anleitung zur Anfertigung von kleineren französ. Aufsätzen ganz übersehen? Sind die Formeln für Briefe, Anzeigen, Telegramme u. s. w. gar keiner Erwähnung werth? Ob einige aus dem Zusammenhange herausgerissene Scenen aus irgend einem Theaterstücke vorhanden sind oder nicht, erscheint uns gleichgültig; Schülern der oberen Classen von höheren Schulen mögen die ganzen Stücke vorgelegt werden, wenn dieselben nun einmal in die Theaterliteratur eingeführt werden sollen. Uebrigens ist der Vorwurf, dass Gespräche und dergl. nicht vorgeführt würden, auch um deswillen hinfällig, als Verfasser in seiner Vorrede betont, das Werkchen möge nur bis zur II. Classe als Lesebuch gebraucht werden.

Ebenso wie die kritischen Bemerkungen des Herrn W. im ersten Theile seiner Besprechung meistens nur vom Standpunkte des Gymnasiallehrers zulässig erscheinen, so gewagt sind die Auseinandersetzungen im zweiten Theile derselben. Greifen wir nur einige Sätze heraus.

Zunächst wenden wir uns zu der Phrase: „Dem Kaufmann dürfte p. 19 bis 58 genügen. Was soll derselbe aber mit p. 58—170 beginnen?“

Der Herr Kritiker sollte wissen, dass auf einer Handelsschule nicht

nur ein Fachunterricht ertheilt, sondern auch in den verschiedenen Lehrfächern der Realschulen zum Theil recht Tüchtiges geleistet wird.

Dass auf der anderen Seite der Primaner einer Realschule, welcher eventuell das Werkchen auch gebrauchen könnte, das Material für historische Arbeiten in seinen Lesebüchern reichlicher finden kann, ist richtig; sind die durch solche Lectüre gewonnenen französ. Aufsätze aber wirklich immer so tadellos, dass gute Musterabhandlungen völlig entbehrlich erscheinen? Wir meinen, das, was vom Unterricht im deutschen Stil gilt, liesse sich auch in Beziehung auf die französ. Composition sagen: Gute Muster sind die beste Anweisung.

Von unserem Standpunkte aus ist also das Verdienst des Verfassers ein viel grösseres als das „einfach zweierlei Chrestomathien in ein Handbuch zusammengedrängt zu haben"; wir meinen, das vorliegende Werkchen sei eine schätzenswerthe Bereicherung unserer Schulbücher, ganz abgesehen davon, dass auch die Behandlung der französ. Correspondenz neu und recht praktisch ist.

Gotha. Dr. A. Schmiedefeld.

Miscellen.

Die Endung ons in der franz. Conjugation.

Die Endung der 1. Person Pluralis ist in allen Conjugationen: ons; dieses ons steht also für amus, émus, ímus und ĭmus. Wovon ist aber ons abgeleitet?

Verschiedene Ableitungen dieser Endung sind ja schon gegeben worden; da aber keine mich zufrieden stellen konnte, so habe ich mich bemüht, eine neue Lösung dieser Frage zu finden.

Diez giebt darüber keine Auskunft; nur beiläufig (Róm. Gr. II³, 226) stellt er die Vermuthung auf, dass ons durch Analogie mit sumus – somes entstanden sein könnte.

Chabaneau, conj. franç. p. 82, sagt: ons, ez sind ganz regelmässige Ableitungen von amus, atis, welche schon in den ältesten Zeiten auf die übrigen Conjugationen ausgedehnt worden sind. So ganz regelmässig scheint mir diese Ableitung nicht zu sein, da ja aus lat. a regelmässig nie o werden kann. Allerdings ist ons durch Analogie entstanden, aber nicht durch Analogie mit der 1. lateinischen, sondern mit der 3. lat. Conjugation, wie wir sehen werden.

Delius in seiner Recension der 2. Ausgabe der Diez'schen Grammatik (s. Jhrb. für rom. u. engl. Philol. Band IX) äussert sich darüber, wie folgt: Das Räthsel erklärt sich aus den abgekürzten Formen am (ams), em (ems), im (ims), wo dann die eintretende Nasalirung die drei Vocale trüben und zu dem dumpfen o- oder u-Laute zusammenfassen konnte.“ Es ist aber nicht möglich, dass der o(u)-Laut durch Nasalirung entstanden sein konnte, denn wir finden die Endung omes schon zu einer Zeit, wo die Vocale durch folgendes m oder n keineswegs schon modificirt waren. In der Passion assonirt

31, 1 : 2 = marrimenz : ades
34, 3 : 4 = adun : Nazarenum
63, 2 : 3 = felon : senior
53, 1 : 2 = vid : esdevint,

im Leodegar

5, 5 : 6 = servid : devint
6, 5 : 6 = trestotz : sermons

und doch finden wir schon im Leodegar 1, 3: camtomp.

Erst im Alexius hat m oder n Einfluss auf den vorhergehenden Vocal e gehabt; denn in diesem Denkmal finden wir ent nur in Assonanz mit ent. Aber noch war die Modification so stark, dass ent mit ant assonirte. Die übrigen Vocale sind auch im Alexius von der Nasalirung noch nicht ergriffen —

dolor: maison etc. cf. G. Paris, Alex., Einleit. p. 82.

En und an mischen sich erst gegen das Ende des 11. Jahrh. zum ersten Male im Rolandsliede (P. Meyer, Mémoire de la soc. de ling. de Paris I, 244 ff.). Selbst zu der Zeit, wo alle Vocale schon durch folgendes m oder n modificirt waren, sind doch noch die einzelnen Nasallaute geschieden, so assonirt in nur mit in, nicht mit ain, ein; un nur mit un. Von einem Uebergehen des einen Nasallautes in den anderen ist nicht die Rede (cf. G. Paris a. a. O. p. 36 u. 82; Böhmer, Rom. Stud. I, 600). Ich sehe deshalb nicht ein, weshalb dies bei der Conjugation geschehen sein sollte. Ich erkläre mir den Vorgang auf folgende Weise:

Fuchs, Rom. Spr. p. 55 sagt mit Recht: „Auch die Erscheinung wiederholt sich in den Sprachen, dass oft sehr alte Formen und Wörter, nachdem sie eine Zeit lang wie verschwunden gewesen sind, mit einem Male wieder auftauchen. In der That sind aber diese nur aus der Schriftsprache verschwunden, haben sich aber im Volksmunde fortwährend erhalten. Daher darf es nicht überraschen, wenn wir in den rom. Sprachen Wörter und Formen finden, die wir ausserdem nur aus dem frühesten Latein kennen." Daher kommt es, nach meiner Meinung, dass die alte Endung umus später oft für imus eintrat, z. B. ipsissumus, optumus bei Plautus; maxumus bei Sallust; legumus für legimus im Vulgär-Latein (wie ja noch umus in malumus, volumus, possumus, quaesumus, sumus sich erhalten hat). Ferner spricht sich ja ganz deutlich schon im Lateinischen und dann in den rom. Sprachen die Neigung aus, i mit u vor den Labialen zu vertauschen, z. B. lacrumas, lubido. frz. fumier pr. umplir, lumdar (viele derartige Beispiele cf. Förster, Rom. Stud. III, 188). So ist nun die Endung imus der Verba der lat. 3. Conjugation der Endung umus allmälig gewichen und letztere hat bei der Bildung der franz. Conjugation allen Verbis zum Vorbilde gedient. Aus umus entsteht ganz richtig ons (omes), schon im Vulgär-Latein ist der Uebergang von u zu o zu bemerken: aeternom, testimoniom ad clerom monasteriom (D'Arbois de Jubainville: la déclinaison latine en Gaule à l'époque des Mérovingiens, p. 44) quaesomus, somus cf. Schuchardt, Vocal. des V. Lat. I; volomus cf. Choix I, 17. Es genügt schon bloss an die berühmte Grabschrift der Scipionen zu erinnern: Honc oino ploirume consentiont, duorono optumo fuisse viro; Luciom Scipione, filios Barbati, consol. — So entstand aus vendumus (für vendimus) vendums vendoms, vendons.

An die 3. Conjugation können sich die übrigen Conjugationen angebildet haben; so trat oms an die Stelle von ems und ams.

Beispiele, dass im frühesten Französisch noch richtige Ableitungen von emus und amus vorhanden sind, finden wir im Leodegar v. 1 und Eulalia v. 26.

Leod. 1: Domine deu devemps lauder, wobei devemps gleich debemus ist. Eulalia 26: Tuit oram, que pro nos degnet preier.

Ich lese mit Diez oram und nicht wie Bartsch (in seiner Chrestomathie) und G. Paris (sur le rôle de l'acc. lat. p. 130): orem. Oram ist der Imperativ, der aber dieselbe Form hat wie die erste Person Pluralis des Praes. Indic. „Oram ist," wie Diez, Altrom. Sprachd. p. 31 sagt, „so viel wie oremus, aber nicht daraus entstanden," sondern aus oramus.

Was meiner Ableitung der Endung ons entgegen sein könnte, wäre die Betonung: vendons ist flexionsbetont, während vendumus stammbetont ist. Jedoch ist wohl hier ebenso wie beim Perfectum eine Accentversetzung anzunehmen: dimes altfz. de(s)ismes erhalten wir nicht aus díxĭmus, sondern dixímus.*

---

* Die ital. Endung der 1. Person Plur. Indicat. kann man nicht von umus ableiten. Aber es ist wohl anzunehmen, dass jede Sprache gerade bei diesem Falle ihren eigenen Weg gegangen ist.



Mebes im Jhrb. Bd. XIV kam ebenso wie ich zu demselben Schlusse, dass die Meinung von Delius zu verwerfen wäre. Mit seiner Ableitung der Endung ons kann ich mich nicht einverstanden erklären.

J. Rothenberg.

Ueber eine Professorenkomödie aus jüngster Zeit.*

Wenngleich der Versuch, die mancherlei Eigenthümlichkeiten, die dem rein idealen, vom Leben abgewandten Treiben der Gelehrten anhangen, auch auf der Bühne zum Gegenstand der Satire oder possenhafter Belustigung zu machen, keineswegs originell ist, so ist mir doch kein deutsches Lustspiel grösseren Umfanges bekannt, das lediglich ein Carricaturbild des Professorenthums vorzuführen suchte. Das Streben, die Zuschauer einen ganzen Abend hindurch mit den Ausartungen und Lächerlichkeiten des Gelehrtenthums zu unterhalten, nur gelegentlich anderen Interessen einen Raum zu gönnen, ohne dabei langweilig zu werden, ist das wirklich Originelle an der „historischen Komödie", die wir in historischer und ästhetischer Hinsicht zergliedern wollen.

Tendenz dieses Stückes ist es, das Göttinger Professorenthum in dem vorletzten Decennium des 18. Jahrhunderts als Träger der geistigen Stabilität hinzustellen, während ihm gegenüber das von Schiller's Pathos gehobene Studenten- und Schauspielerthum als Vorboten einer neuen lichtbringenden Zeit erscheinen. Historisch ist an dem Lustspiele Nichts, — als die Namen eines Schlözer, Pütter, Kästner, Michaelis u. a. Statt diese namhaften Gelehrten so zu schildern, wie sie die Geschichte kennt, werden beliebige Monstra und possenhafte Figuren vorgeführt, so dass der Titel besser „unhistorische Posse" als „historische Komödie" lautete.

Pütter z. B., ein feiner, hocharistokratischer Herr, erscheint stets in isabellfarbenen Strümpfen, denn das deutsche Reich könne ja einstürzen, während Prof. Pütter die Strümpfe wechsele. Schlözer,** der vielgereiste, in das diplomatische Getriebe der Höfe wohleingeweihte, für politische und religiöse Freiheit streitende und darum von den kleinstaatlichen Regenten bitter gefürchtete Mann, muss sich von einem Schauspieldirector sagen lassen, „dass er nie von der Leine fortgekommen sei." Michaelis, ein Vorläufer der freien Schriftforschung, wird zu einem beschränkten Orthodoxen gemacht, der seine Familie mit mechanischem Bibellesen quält. Ein Physikprofessor und ein zoologischer College und Katzenfreund sind nur Ausgeburten einer wenig gezügelten Phantasie. Auch die Vertreter des Fortschrittes in dem Professorencollegium selbst tragen historische Namen, ohne irgendwie ihren historischen Charakter zu bewahren. Kästner, der dürr verständige, phantasie- und gemüthsarme Epigrammendichter, der sein Leben lang Gottsched'schen Theorien huldigte, wenngleich er auch gelegentlich den Leipziger Dictator lächerlich machte, ein Gegner Klopstock's und aller höheren Poesie, überdies damals ein vorgerückter Sechziger, wird hier zu einem begeisterten Jüngling und Liebhaber einer Professorentochter im Backfischalter, wie zum redseligen Verkündiger der Schiller'schen Muse. Allerdings ist es historisch, dass Kästner mit seinen Göttinger Collegen mancherlei Streitigkeiten persönlicher, nicht principieller Art, hatte, am wenigsten aber stand er zu seinen weit höher begabten Zunftgenossen in einem Gegensatze, wie der des Lichtes zur Nacht.

---

* Helbig, die Komödie auf der Hochschule, Leipzig 1879, Ph. Reclam.

** Letzterer und seine monströs gelehrte Tochter sind nur in die Bühnenbearbeitung aufgenommen.

Auch Hofrath Heyne schwört das Professorenthum der alten Zeit ab und bekehrt sich zu der neuen Schiller'schen Aera. Auch das muss den Kenner der Literatur seltsam anmuthen. Freilich pflegte der überaus eitle Herr Hofrath, der am Professorenhochmuth mehr litt als Schlözer und Michaelis, die Werke der Classiker mit ästhetischen Randbemerkungen zu versehen; aber zwischen diesem ästhetischen Blumenkohl, wie ihn Heyne in den Gärten der antiken Muse aufzog, und den himmelragenden Alpenpflanzen Schiller'scher Dichtung ist doch eine Kluft, die nur eine leichtbeflügelte Phantasie zu durcheilen vermag.

Im Verein mit Kästner und Heyne sind ein Schauspieldirector und eine sentimentalisirende Schauspielerin das, was Apollo in der griechischen Mythologie — Licht- und Culturbringer. Als Herzog von Cumberland auftretend, muss der Herr Schauspieldirector den Professoren die Leviten lesen, und die Schauspielerin muss bei Gelegenheit eines zärtlichen Tête-à-Tête dem herzlich beschränkten Physikprofessor erst noch beweisen, — dass er „ein kleiner Geist" sei. Die Waffen, mit denen diese auf das bezopfte Professorencollegium losschlagen, sind Schiller's Räuber und Schiller's Fiesco. Mit solchen Waffen lässt sich freilich trefflich kämpfen, die Erfolge müssen erstaunliche sein. So sind denn am Ende des Stückes sämmtliche Studenten, Frauen und Jungfrauen Göttingens für die neue Aera gewonnen, ein Pereat, das den Professoren gebracht wird, kündet den Bruch mit der altfränkischen Zeit an. Mehr noch, die ältere Tochter des gottseligen Michaelis, die altfränkische, bibelfeste Susanna, verliebt sich in den Schauspieldirector und will unter die Komödianten gehen und der tiefbetrübte Vater verspricht ein reuiges Pater peccavi, um nur die geliebte Tochter heimkehren zu sehen.

Wenngleich noch kein ästhetischer Codex das Verhältniss des historischen Dichters zur Geschichte festgestellt hat, so setzt ein solches willkürliches Spielen mit Namen und Personen doch ein Verhältniss zur Muse Kleio voraus, das bisher nicht als legitim galt.

Doch auch ästhetisch betrachtet leidet das Stück an unvermittelten Uebergängen, schroffen Katastrophen, Effect- und Applausscenen, an Fehlern also, die es zur Posse degradiren. Schon die Witzchen und Spässchen, deren Objecte ausnahmslos die Professoren sind, erscheinen allzu gesucht und possenhaft. Es scheint, dass Eckstein's Lorbeeren die Nachtruhe der dii minorum gentium ernstlich beunruhigen.

Da tritt ferner eine wahrhaft monströse Doctorin der Philosophie auf, die mit lateinischen Brocken um sich wirft und nur von Griechen und Römern redet — und schon bei den ersten Klängen eines Studentenliedes reisst sie die blaue Gelehrtenbrille ab, um mit einem Bruder Studio in die böhmischen Wälder zu gehen. Die Bekehrung des orthodoxen Haustyrannen Michaelis, der doch seine entsprungene Tochter einfach per Polizei zurückholen konnte, und seiner streng erzogenen Tochter sind zu wenig motivirt. Das Auftreten des Pseudoherzog von Cumberland wirkt mehr possenhaft als komisch, und die Liebesscene mit der Schauspielerin wäre im Interesse des guten Tactes besser fortgeblieben.

Indessen solche Stücke haben den Beifall einer Tagesrichtung, die im leichten Phrasennebel sich am behaglichsten fühlt und alles sichere Wissen in den Staub der Erde hinabwirft. So ist denn vorliegendes Stück, auch ohne Anwendung besonderer Reclame in zahlreichen Exemplaren verkauft worden, hat auch die Bretter zweier Provinzialbühnen betreten und die Casse manches Theaterabends gefüllt.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Dr. Eduard Lasker als Sprachforscher.

Unter obigem Titel bringt die Berliner Post einen Aufsatz, den wir hier im Auszuge mittheilen.

Dass Herr Dr. Lasker ein Mann ist von vielseitigen Interessen und wunderbar allseitigen Fähigkeiten, das ist bis in die entferntesten Winkel Deutschlands bekannt; hatte er doch neben seiner Thätigkeit in der nationalliberalen Fraction des Reichstages und Landtags nach Erfüllung der Obliegenheiten, die einem Manne von seiner Stellung die Gesellschaft auferlegt, immer noch Zeit und Kraft, über Alles und einiges Andere zu sprechen und zu schreiben. Eine solche Natur ist nicht geeignet, die ihr plötzlich zuerkannte Ruhe von parlamentarischen Geschäften als ein otium cum dignitate zu ertragen: so benutzt denn auch Herr L. die gewonnene Zeit zu Streifzügen in das Gebiet der Sprachwissenschaft. In dem Novemberheft der Deutschen Rundschau, Seite 269—309, veröffentlicht er einen Aufsatz: „Ursprung, Zweck und Entwickelung der Sprache", und am 8. Nov. hielt er vor einem Laien-Publicum einen Vortrag, der die Frage beantworten sollte: Wozu studirt man Sprachen? Die Bedeutung des Herrn Lasker in den Augen vieler Zeitgenossen ist jedoch eine so grosse, dass man nicht mit einem blossen mitleidsvollen Achselzucken an ihm vorübergehen darf. Und vielleicht gelingt es, Herrn Lasker noch im letzten Augenblick zu überzeugen, dass er auf dem besten Wege ist, sich dem Fluche der Lächerlichkeit auszusetzen.

Was Herrn L. in seinem Aufsatze in der Deutschen Rundschau so unendlich tief stellt, ist der Umstand, dass er keine Ahnung davon hat, dass er über Dinge redet, die seit einem Jahrhundert die edelsten und tiefsten Geister unserer Nation beschäftigt haben. Er setzt sich hin und denkt über Ursprung, Zweck und Entwickelung der Sprache nach. Eine hundertjährige Geistesentwickelung einfach zu ignoriren, muss sich schwer rächen: so sind denn auch die philosophischen Erörterungen des Herrn L. im Vergleich mit den Betrachtungen Humboldt's und Steinthal's das Trivialste, was ein Mensch mit fünf Sinnen über die Endfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, die sich mit den Endfragen alles Wissens decken, schreiben kann; die Unkenntniss alles dessen, was die vergleichende und historische Grammatik seit Bopp und Grimm über Entwickelung der Sprachen und Verhältniss derselben zu einander zu Tage gefördert hat, giebt Herrn L. Gelegenheit, sobald er auf die Entwickelung der Sprache und Thatsachen zu sprechen kommt, in den elementarsten Dingen eine Unkenntniss an den Tag zu legen, die mit Rücksicht auf den Ort, wo sie vorgetragen wird, als eine Schmach für Deutschland gegenüber dem Auslande bezeichnet werden muss.

So schreibt Herr Lasker Seite 289: „Aber selbst wenn Semitisch, Slavisch, Tartarisch, Indogermanisch zuletzt auf eine gemeinsame Quelle hinführten, so würde diese Quelle weder geschichtlich noch begrifflich der Ursprache der Menschen, dem ersten Werdeprocess der Sprachbildung nahe bringen." Herr L. weiss also nicht einmal, dass das Slavische eine indogermanische Sprachfamilie ist, wie etwa Griechisch oder Keltisch, eine Thatsache, die sich in jedem Leitfaden der Geographie oder Geschichte für die Unterclassen der Gymnasien und für Töchterschulen angegeben findet. Ich verweise z. B. auf den Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes von D. Müller (1878) Seite 1, der in den Händen 10- bis 12jähriger Mädchen ist; auch Liese's Methodik des deutschen Unterrichts, die für die Lehrer einclassiger Volksschulen geschrieben ist, bietet in der Einleitung die nöthige Belehrung. Elementarere Bücher sind mir nicht zur Hand. Ausführlicher orientirt Schleicher, die deutsche Sprache, ein 1859 erschienenes und nun in 4. Auflage vorliegendes Werk, das den Zweck hat, das Verfahren und die Ergebnisse der Sprachwissenschaft jedem Gebildeten zu-

gänglich zu machen, Seite 72 bis 87. Max Müller's Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, die in England jede junge Dame kennt, dürften Herrn L.'s Beachtung im Allgemeinen empfohlen werden, für obige Frage im besonderen I, 166 ff. der deutschen Ausgabe. Wenn auch Herr L. über Dinge schreibt, von denen er nichts weiss, so ist es mir dennoch kaum glaublich, dass er Sachen schreibe, bei denen er sich nichts denkt. Er muss daher, wenn er Slavisch von Indogermanisch trennt und dem Semitischen anreiht, einen Grund gehabt haben. Sollte er etwa an die Verhältnisse in Polen gedacht haben? Den russischen Blättern ist es gewiss nicht übel zu nehmen, wenn sie die dem Slavischen zugewiesene Stelle zwischen Semitisch und Tartarisch als einen Ausfluss des Slavenhasses der Gebildeten Deutschlands verschreien; wer sollte auch eine solche Unwissenheit nur für möglich halten?

Herr L. beginnt seinen Aufsatz damit, dass er in salomonischer Weisheit redet von den Cedern des Libanon bis zum Ysop, der an der Wand wächst, und dann den durch seine Neuheit geradezu überraschenden Gedanken ausspricht, dass die Sprache die unüberschreitbare Grenze zwischen Mensch und Thier zieht. Ich weiss nicht, ob Herr L. glaubt, durch seine auf der Strasse aufzuraffenden Bemerkungen die von Zoologen und Ethnologen wie Darwin, Jäger, Gerland und anderen aufgestellten entgegengesetzten Ansichten widerlegt zu haben: vermuthlich kennt er solche Arbeiten gar nicht. Dass die Sache nicht so einfach liegt, wie er denkt, mag er aus den erwähnten Werken Steinthal's (S. 222 ff.) und M. Müller's (I, 333 ff.) ersehen. Die Sprache ist, wie wir weiter belehrt werden, jedoch nur die äussere Grenze, im letzten Grunde liegt diese in dem dem Menschen innewohnenden „Mittheilungsbedürfnisse", das in einem gewissen Grade allerdings auch dem Thiere eigen ist. Die Sprachmittheilung beginnt erst, wo der Geselligkeitstrieb die Mittheilung veranlasst. Dieser Geselligkeitstrieb ist nun ein Bestandtheil des Menschen, der, nachdem zur ersten Paarung der Naturtrieb geleitet hatte, sofort rein zum Vorschein trat in der Art und Nachwirkung des Familienbandes. Die Thiere entlassen die Nachkommen, sobald sie zu selbständiger Ernährung tauglich sind, und selbst wo die Zucht sie bei einander hält, stellt sich mit der Möglichkeit selbständiger Existenz zwischen den Jungen unter einander, zwischen Jedem von ihnen und den Alten vollständige Entfremdung ein. Unter den Menschen aber bleiben die Eltern, die Geschwister, die nahen Angehörigen durch ein intimes Band vereinigt, wenn die Geschicke nicht gewaltsam auseinander reissen, und es findet sich bald die Form, welche die Familie zu einer, von den persönlichen Neigungen unabhängigen Einheit macht (S. 275). Dies sind Einfälle eines Mannes, der, um mich schonend auszudrücken, von Gelehrsamkeit und Wissen völlig unabhängig ist. Die ethnologischen Forschungen der Neuzeit haben gerade gezeigt, dass das Familienband eine bedeutende Cultur-Errungenschaft ist, und dass viele wilden Völker, die längst eine Sprache besitzen, diese Culturstufe noch nicht erreicht haben.

Dieser Geselligkeitstrieb, der schon nach der ersten Paarung so Wunderbares leistete, konnte seine vollendete Verwirklichung in keiner anderen Weise finden, als in der Sprache. Hören wir nun, in welch' widerlicher Weise eine Mannesseele sich die ersten Stadien im Geselligkeitstrieb ausmalt: Wo zwei Menschen — männliches und weibliches Wesen? oder auch bei zwei männlichen Wesen? — bei einander sind, ruft der Geselligkeitstrieb die Lust zum innigsten Verkehr hervor. Für die ersten rein sinnlichen Zwecke genügt die Annäherung, Berührung, das Betasten, der innige Anschluss, die Umarmung. Aber so mächtig die körperlichen Verbindungen sind, durch welche der eine Lebensstrom in den anderen fliesst, so reichen sie doch nur aus für solche vereinzelte Beziehungen, die nur gelegentlich und nach grossen Zwischenräumen geübt werden, meist also unterbrochen sind. Sie kommen unmittelbar aus dem Drang der Empfin-

dungen, steigern sich mit diesem bald bis zum Höhenpunkte, und weichen der Abspannung; eines continuirlichen Zusammenhanges sind sie nicht fähig und sie enthalten keine Mittheilung in irgend einem bestimmten Ausdruck, als nur der Lust und Hingebung. Selbst unter dem Einfluss vernünftiger Mässigung ist die Scala der Liebkosungen klein und bald stellt sich die Ermüdung ein, welche bis zur Ueberwindung der aus der Sättigung entstandenen Unlust die Vereinigten auseinander bringt, und weil die Unlust, oder doch die naturgesetzlich auferlegte Enthaltung über den weit grösseren Zeitraum sich erstreckt, bildet die Trennung den regelmässigen Zustand. Die höhere Stufe dieses Geselligkeitstriebes äussert sich in dem fortwährenden Mittheilungsbedürfnisse, das in seinen einfachsten Umrissen sich so darstellt, dass unter zwei Gesellschaftern der eine sich angeregt fühlt, was er selbst erfahren hat, dem andern durch einen verdeutlichenden Ausdruck verständlich zu machen, der andere sich angeregt fühlt, dies Mitgetheilte zu begreifen, und der letzte Zweck auf beiden Seiten ist ein möglichst nahes Mitempfinden, welches als höchste Lust und höchstes Verlangen den Menschen eingepflanzt ist. Ob diese Urmenschen wohl schon die jours fixes gekannt haben und ob sie alle so mittheilungsbedürftig waren, als Herr L.? Ihrem Mittheilungsdrang nachzukommen, dazu standen ihnen die „originären“ Hülfsmittel, die Bewegungen der Glieder zu Gebote. Sie gebrauchten also zuerst kräftig ihre Arme und anderen Glieder, dann stiessen sie Laute und Lautcomplexe dazu aus; letztere, Anfangs Hilfsmittel, werden die Hauptsache, und die Arm- und Beinbewegungen dienen nur mehr zur Erläuterung; endlich liess man dies Hilfsmittel noch fallen: „wurde das Schwimmen vorher durch wiederholte Stoss- und Curvenbewegungen der Arme, später durch eine kurze Lautcombination verständlich gemacht, so musste natürlich die mühevollere, länger dauernde Arbeit der Armbewegungen wegfallen.“ So gelangte man in das Stadium, in dem die Lautäusserungen zur umfassenden Regel geworden sind, man hatte eine Sprache. So tief ist also unsere Bildung gesunken, dass in einer Zeitschrift, die im Auslande weitaus als Ausdruck der geistigen Bewegung Deutschlands betrachtet wird, Aufsätze, würdig einer Bierzeitung, erscheinen können.

Es wäre eine Versündigung an der Sprache, Herrn L. widerlegen zu wollen. Ich werde nur ein paar Fragen aufwerfen: Welches mögen wohl im ersten Stadium der Spracbbildung die Bewegungen der originären Hilfsmittel gewesen sein, wenn ein Gesellschafter sich angeregt fühlte, dem anderen mitzutheilen, dass ein Wolf ihm ein Schaf zerrissen, oder seine Kuh gekalbt habe? Mit welchen Bewegungen stellte er den Wolf, das Schaf, die Kuh, das Kalb dar? Hat Herr L. sich nicht einmal die Frage aufgeworfen, woher denn seine Urmenschen, die sich vom Thiere nur durch das höhere Mittheilungsbedürfniss unterschieden, die Vernunft hatten oder herbekamen? Weiss er, dass unter den bedeutendsten Forschern der Neuzeit hier der Ruf ertönt: Keine Sprache ohne Vernunft! So unvernünftig und vorwitzig scheint er nicht gewesen zu sein, sich mit solchen Fragen zu quälen.

Dass die Lautsprache ursprünglich nicht allein der Rede genügen konnte, der Geberde bedurfte und sich erst allmälig unabhängig machte, ist ein Gedanke, der wohl älter als Herr L. ist.

Wahrhaft belustigend ist es, zu sehen, wie nun Herr L. mit der so gewonnenen Sprache, die in einer Combination von Worten besteht, seine Menschen wirthschaften lässt. Wie er sich bei der Frage nach dem Ursprung der Sprache die Frage nicht vorlegte, ob etwa wohl schon Leute vor ihm darüber ernstlich nachgedacht und geschrieben hätten, so ignorirt er vollständig, dass wir bei der Frage nach der weiteren Entwickelung des Sprachstoffes vielfach historisches Gebiet betreten, dass er hier auf Schritt und Tritt als Sonntagsjäger gefasst und nach seiner Berechtigung gefragt werden kann. Zudem befindet sich Herr L. öfters nicht nur im schreienden

Widerspruch mit den sichersten Resultaten der Sprachwissenschaft, sondern auch — was bei seinen verschwommenen und jedes Anhalts entbehrenden Meinungen leicht begreiflich ist — mit sich selbst. Ein in mancher Hinsicht Erheiterung bietendes Beispiel findet sich S. 294. Der Mensch hatte, wie Herr L. bemerkt, einen Reichthum von „Wortbezeichnungen“ erlangt, mit denen er nur Gegenstände, Dinge aneinanderreihen konnte, während ihn allermeist das Ereigniss, welches die Beziehungen der Dinge zu einander und zu ihm selbst herbeiführte oder veränderte, zur Mittheilung anregte. Diesem Missstand suchte er abzuhelfen und dies geschah durch den Gebrauch von Thätigkeits- und Verhältnisswörtern, welche aus jener Anregung, theils neu erschaffen — fing auch hier wieder mit den originären Bewegungsmitteln an? — theils zu neuem Zwecke benutzt wurden, und geschah ferner dadurch, dass die Wörter an irgend einer Stelle, zumeist vor und nach der Wurzel mit End- und Anfangslauten, mit Buchstaben und Silben versehen wurden, welche je nach den Beziehungen zu einander in einer bestimmten Weise verändert wurden.“ Dies wird nun durch ein Beispiel erläutert: Hund und Schaf waren in der Obhut des zurückgebliebenen Wärters; so lange sie sich ruhig oder im gewöhnlichen Verhältniss zu einander befanden, hatte der Wärter dem Heimkehrenden nichts zu berichten. Eines Tages biss der Hund das Schaf und der Wärter wollte dies berichten; ihm standen aber nur die beiden Wurzeln (can: Hund, ov: Schaf) zu Gebote und das Beissen konnte er durch das Aufschlagen der Zähne andeuten, also brachte er beide Laute hervor und machte das Zeichen des Beissens; jetzt musste aber die Verständigung gesucht werden, ob der Hund das Schaf, oder das Schaf den Hund gebissen habe — sollte dies überhaupt je zweifelhaft gewesen sein? — Diese Mittheilung wurde erst durch begleitende Zeichen erreicht, welche Subject und Object andeuteten, später wurden die Zeichen durch die differenzirten Endungen is und em, canis — ovem. Unter Umständen war auch zu beachten, ob der Vorfall vorüber sei oder erst jetzt sich ereigne; hierzu dienten andere Zeichen, welche Gegenwart und Vergangenheit ausdrückten, und abermals wurden die Zeichen durch die Lautbiegung in dem Worte „beissen“ ersetzt. Constatiren wir zuerst, dass Herr L. im letzten Satz ein Wort „beissen“ hat, an dem schon die Zeichen der Gegenwart und Vergangenheit ausgedrückt werden, dass er im vorletzten Satz das Beissen noch durch Aufschlagen der Zähne andeuten lässt. Constatiren wir, dass Letzteres dem, was er S. 281 über Schwimmen bemerkt hat, widerspricht: nach seiner Theorie müssen wir überhaupt erwarten, dass man nur Wörter für Thätigkeiten hatte und nicht für Dinge. Constatiren wir, dass Herr L. über die einfachsten sprachwissenschaftlichen Begriffe „Wurzel“ und „Wort“ im Unklaren ist: was würde er wohl zu dem sagen, der über Architectur schriebe und beständig Begriffe wie Fundament und Dachsparren verwechselte? Constatiren wir ferner, dass Herr L., unabhängig von jeglichem Wissen, sich einbildet, dass sämmtliche Sprachen wie das Latein flectirten, dass er nicht weiss, dass es Sprachen giebt, die, obwohl sie von hunderten Millionen Menschen gesprochen werden und eine grosse Literatur haben, noch heut zu Tage auf eine blosse Reihenfolge ungegliederter unveränderlicher Bedeutungslaute angewiesen sind.

Dass Herr L. sich die Menschen der Vorzeit ebenso redselig und mittheilungsbedürftig denkt, wie sich selbst, dazu muss ihn schon die ihm angeborene Bescheidenheit verleiten, die so gross ist, dass er in der Eingangs besprochenen Stelle die Semiten primo loco aufführt und den Indogermanen einen Platz hinter den Tartaren anweist. Was nun der Mensch à la Lasker „mit Eifer und Liebe erschaffen hat, will er nicht sofort untergehen lassen, und was schön gelungen ist, soll auch scheinen und Viele erfreuen.“ Die natürliche Aufbewahrerin, die Erinnerung, die musste im Laufe der Zeit sich unzulänglich erweisen: sie vergass entweder das mit Eifer und Liebe

Erschaffene oder gab das schön Gelungene willkürlich wieder. Hierfür verdiente sie wirklich eine exemplarische Strafe: man pensionirte sie und erfand die Schriftzeichen. Herr L. ist wirklich ein grosser — Gelehrter, woran selbst die Anmerkung, die er S. 303 zu diesen Betrachtungen macht, keinen Abbruch thun kann: „Wann und wie die Buchstaben entstanden sind, interessirt für diese Untersuchung nicht. Räthselhaft ist der Vorgang nicht, sogar viel leichter erkennbar, als manche Erfindung des einfachen Haushaltes.“ Sollte Herrn L. auch die Thatsache unbekannt sein, dass nahezu sämmtliche Culturvölker alter und neuer Zeit — also Inder, Iranier, Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Slaven und auch die Juden — überhaupt kein Alphabet erfunden haben, sondern zum Theil sehr spät und in völlig historischer Zeit unter einander und im letzten Grunde von einem Volke erborgten?

Gehen wir nun zu Herrn L. in den Saal des Handwerkervereins. Wer konnte wohl berufener sein, über die Frage zu sprechen: Wozu studirt man Sprachen? Ich erwartete als Antwort: Damit man nicht solche Dinge schreibt, wie in der Rundschau ein Herr Eduard Lasker gethan hat. Ich habe mich jedoch getäuscht. Herr L. fand es für nöthig, ziemlich im Anfang der Vorlesung keinen Zweifel aufkommen zu lassen, was man von ihm zu erwarten habe. Nachdem er die grosse, aber fast gänzlich unbewusste Mühe, die wir auf die Erlernung unserer Muttersprache von früher Jugend an verwenden, in passenden und unpassenden Worten — das Dienstmädchen wurde citirt — hervorgehoben, behandelte er das Verhältniss der Gebildeten zum Dialekt und verkündete mit grosser Emphase die ersichtlich ihm noch ziemlich neue Erkenntniss, dass die Volkssprache auch eine Grammatik und Regeln habe, die nur von denen der Sprache der Gebildeten öfters abwiche.

Wozu studirt man Sprachen und nicht, wozu lernt man Sprachen, ist das Thema. Dies forderte zur Darlegung des Unterschieds von Studiren und Lernen heraus. Eine Sprache lernen heisst nach Herrn Dr. Lasker's Definition sich eine solche zu einem bestimmten Zweck aneignen, um sie zum Sprechen oder Correspondiren oder Lesen zu verwenden; eine Sprache studiren heisst, sich eine solche aneignen ohne einen solchen Zweck. Aus dieser Definition gingen nun alle die Ungeheuerlichkeiten hervor, in die der Vortragende gerieth: Hieraus folgerte sich die Behauptung, dass Französisch und Englisch auf dem Gymnasium gelernt, Latein und Griechisch studirt werden; hieraus die Forderung, Latein und Griechisch sich bei Leibe nicht zu dem Zwecke anzueignen (Studiren? Lernen?), um etwa die Literatur kennen zu lernen, dies wäre eine kaum zu verantwortende Verschwendung von Zeit und Kräften und wird durch die meisterhaften Uebersetzungen überflüssig gemacht; hieraus die Ansicht, dass es nicht gut gehe, zwei Sprachen neben einander zu studiren, da die Erfahrung zeige, dass man das in Quarta angefangene Griechisch nicht so vollkommen lerne, als das früher begonnene Latein, welche umgekehrte Erfahrung eintrete, wenn man Griechisch zuerst lerne.

Halten wir einmal an, um Herrn L. klar zu machen, was eine Sprache studiren heisst. Da er mit Begriffen eben so wenig umzugehen versteht, wie das Kind mit dem Feuer, so wähle ich ein Beispiel. Wenn man von Studiren in Bezug auf Sprachen auf dem Gymnasium überhaupt reden darf, so gilt der unumstössliche Satz: Französisch wird studirt, Latein wird gelernt; das heisst, unsere Lehrbücher des Französischen für mittlere und obere Classen — Ollendorf giebts daselbst nicht — sind so eingerichtet, dass der Schüler ein Verständniss dafür bekommt, dass das Französische nicht etwas in seiner Totalität Gegebenes ist, sondern etwas historisch Gewordenes; wenn er sieht und erfährt, dass stupidement aus stupida mente entstanden ist, und ähnliches, so erhält er einen Einblick in die Sprachbildung, ihm wird klar, was das Aristotelische Wort, das sowohl die Forderung der historischen als der Naturwissenschaften ist und nur Herrn L. verborgen blieb, was das Wort sagen will: Das Wesen kann nur aus dem

Werden erkannt werden; kurz, er wird dadurch in das Studium der Sprachen eingeführt werden. Daraus folgt nun aber, dass das Studium einer zweiten verwandten Sprache nicht nur nicht hinderlich ist, sondern die Erkenntniss des Wesens und der Entwickelung der ersten Sprache auf alle Weise fördert; daraus folgt, dass die Frage, wozu studirt man Sprachen, mit der heutigen Streitfrage, soll Latein und Griechisch in den Gymnasien getrieben werden oder nur ersteres, gar nichts zu thun hat, da der Schüler Latein und Griechisch gar nicht auf dem Gymnasium studirt, nicht studiren soll und auch gar nicht studiren kann.

Geben wir wieder Herrn L. das Wort. Wenn wir nun die antiken Sprachen nicht zu dem Zwecke lernen (? studiren ?), um in den Geist und das Wesen der alten Welt, worauf unsere ganze moderne Bildung beruht, einzudringen; zu welchem Zweck quälen wir uns denn mit ihnen ab? Um einen Vergleichungspunkt für unsere Muttersprache zu gewinnen. Können wir aber nicht unsere Muttersprache an sich studiren, oder sind, wenn wir bloss einen Vergleichungspunkt brauchen, nicht die neueren Sprachen genügend? Hierauf antwortete Herr L. mit zwei Gleichnissen, die uns zugleich ihn als grossen Physiologen und praktischen Geometer kennen lehren. Aehnlich wie der Anatom den Bau des thierischen Körpers nicht am lebenden Organismus erforschen könne, sondern am todten, wo er beliebig schneiden kann, so empfehle sich auch eine todte Sprache als Bildungsmittel. Wie der Geometer sich entfernte und feste Höhepunkte aussuche, um seine Messungen ausführen zu können, so müsse man auch feste und entfernte Punkte haben, die uns weder die Muttersprache, noch die im Fluss begriffenen neuen Sprachen abgeben können. — Jeder Vergleich hinkt, und wer sich häufig auf Vergleiche angewiesen sieht, der beweist eben, dass das, worüber er spricht, ihm selbst nicht klar geworden ist. So auch hier. Ich bin kein Anatom und Physiolog, weiss aber doch, dass Vivisection jedem Schneiden am todten Körper vorgezogen wird; ich war nie als praktischer Geometer beschäftigt, habe aber doch so viel Erfahrung gesammelt, um zu wissen, dass man die Ausmessungen des Belleallianceplatzes nicht vom Kreuzberg aus besorgen wird. Doch wozu noch ein Wort über Herrn L.'s Gerede. Eine Binsenwahrheit ist es für Jeden, der an die Elemente der Sprachwissenschaft herangetreten ist, dass die lebenden Sprachen die Sprachgeheimnisse verrathen (M. Müller, Vorlesungen II, 233 ff. Whitney-Jolly, Sprachwissenschaft S. 269). Ihre Geschichte liegt durch Jahrhunderte vor uns; sie lassen uns in die Entwickelung des Sprach- und Menschengeistes tiefe Blicke werfen; und da diese Entwickelung in vorhistorischer Zeit keine generell verschiedene sein kann, so werden wir, wenn wir einmal das Wesen der Sprache an klar vorliegenden Perioden erkannt haben, in die Lage versetzt, interessante Rückschlüsse auf Entwickelung des Sprach- und Menschengeistes in vorhistorischen zu machen.

So ist denn Herrn Dr. L. die Frage: wozu studirt man Sprachen, unter der Hand geworden zu der: wozu lernt man Latein? Um Betrachtungen über's Deutsche anzustellen. Dies geschieht nun heut zu Tage auf den Gymnasien nicht oder nicht in der richtigen Weise, wie Herr L. meint, und deshalb sieht er sich veranlasst, zum Schluss eine Probe zu geben, wie angewandtes Latein auf Gymnasien zu treiben ist. Er bemerkte im Voraus, dass man nicht viele Classen brauche durchgemacht zu haben, um die Probe zu verstehen. Hören wir: Schon in Quinta lernen die Schüler, dass Verba wie „meinen“ im Lateinischen den Accusativ cum Infinitiv regieren. Dies lernen sie, aber ein Versuch wird nicht unternommen, dies ihrem Geiste fasslich zu machen; und doch ist nichts leichter, wie Herr L. versichert, hat er es doch schon gethan. Man macht den Jungen zuerst darauf aufmerksam, dass nicht allein „meinen“, sondern auch glauben, denken etc., also eine ganze Begriffskategorie diese Construction hat. Wenn ich z. B. sage; ich schlage den Tisch — und Herr Dr. L. schlug den Tisch —, so

kann gar kein Zweifel daran sein, dass es wirklich geschieht — und Herr Dr. L. schlug, um jeden Zweifel zu heben, wieder den Tisch. Es ist also hier der Ausdruck absolutester Sicherheit, und ganz so verhält es sich mit dem Accusativ cum Infinitiv nach meinen, glauben; an dem „gut sein“ oder was sonst ausgesagt wird, hegt der Redende nicht den geringsten Zweifel. Ganz anders im Deutschen: hier wird durch die Conjunction „dass“ und das Verb eine viel geringere Bestimmtheit ausgedrückt; ja manche Leute sind noch vorsichtiger und sagen: ich glaube, dass er gut sei. Welch ein interessantes Licht fällt hier nicht auf den Charakter der Germanen und Römer! Soweit Herr L.

Glühte auch nur ein Funke jenes Geistes, der gegenwärtig jede Forschung, historische und naturwissenschaftliche, belebt, in Herrn L., so wäre die gegebene Erklärung für ihn ein Ding der Unmöglichkeit; hätte derselbe auch nur eine Ahnung davon, dass die historische Wissenschaft sich nicht mehr damit begnügt, eine Thatsache zu constatiren und über ihr herum zu klügeln, sondern fragt, wie und warum ist sie geworden, so würde er in diesem speciellen Falle ebenso gehandelt haben. Und wenn ihm die Geschichte der lateinischen Sprache keine Auskunft gegeben hätte, so hätte ihm die durch Jahrhunderte klar vorliegende Entwickelung des Griechischen gezeigt, einmal, dass der Accusativ cum Infinitiv nichts specifisch Lateinisches ist, und dann, dass derselbe aus beschränkterem Gebrauch (im Homer) zu grosser Freiheit sich entwickelte. Nun findet sich diese Construction auch im Indischen wie im Slavischen, und was das Wichtigste ist, die deutsche Sprache, die ja Herrn L. so sehr am Herzen zu liegen scheint, hat sie selbst Jahrhunderte lang besessen.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

P. L. F. Philastre, Premier essai sur la genèse du langage et le mystère antique. (Paris, Leroux.) 15 fr.
P. Reynaud, La langue et la littérature sanscrites. Discours d'ouverture des conférences de sanscrit. (Paris, Leroux.) 1 fr.
J. Minckwitz, Beiträge zur Sprachvergleichung. Prosa. Poesie. Rhythmus u. Uebersetzungskunst. (Klausenburg und Leipzig.) 1 Mk.
E. Engel, Die Uebersetzungsseuche in Deutschland. (Leipzig, Friedrich.) 80 Pf.
Bibliotheca normannica. Denkmäler normann. Literatur u. Sprache. Hrsg. v. H. Suchier. I. u. II. Bd. (Halle, Niemeyer.) 8 Mk. 50 Pf.
The reader's handbook of allusions, references, plots and stories by Cobham Brewer. (London, Chatto & Windus.) 12 s. 6 d.
A. H. Sayce, Introduction to the science of language. (London, Kegan Paul & Co.)

Lexicographie.

J. Kelle, Glossar zu Otfrid's Evangelienbuch. (Regensburg, Manz.) 2 Mk. 80 Pf.
L. Diefenbach u. E. Wülcker, Hoch- u. niederdeutsches Wörterbuch der mittleren und neueren Zeit. 4. u. 5. Lfrg. (Frankfurt a/M., Winter.) à 2 Mk. 40 Pf.
D. Sanders, Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache. 1. u. 2. Lfrg. (Stuttgart, Abenheim.) à 1 Mk. 25 Pf.
J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 4. Bd. 1. Abthlg. 2. Hälfte. 1. Lfrg. von R. Hildebrand. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.
Schiller u. Lübben, Niederdeutsches Wörterbuch. 25. 26. u. 27. Heft. (Bremen, Kühtmann.) 2 Mk. 50 Pf.
J. ten Doornkaat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 9. Heft. (Norden, Braams.) 2 Mk.
K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon. 70. Lfrg. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Mk.
Du Cange, Glossaire français, faisant suite au Glossarium mediae et infimae latinitatis, publ. p. L. Favre. (Paris, Champion.) 10 fr.

Sachs' Encyclop. Wörterb. der deutschen u. frz. Sprache. 21. u. 22. Lfrg. (Berlin, Langenscheidt.) à 1 Mk. 20 Pf.
A. de Cichac, Dictionnaire d'étymologie daco-romane. (Frankfurt a/M., Lud. St. Goar.) 15 Mk.
G. E. Voyle and Stephenson, A military Dictionary; comprising terms scientific and otherwise connected with the science of War. (London, Clowes.) 10 s. 6 d.
A Dictionary of Musicians. (London, Cocks.) 1 s. 6 d.
H. A. C. Littleton, Vocabulary of Sea Words in English, French, German, Spanish and Italian. (Portsmouth, Griffin.) 3 s. 6 d.
Wörterbuch zu Mätzner's Englischen Sprachproben. (Berlin, Weidmann.) 3 Mk. 60 Pf.
An etymological Dictionary of the Scottish language, by J. Jamieson. New edition by John Longmeier and David Donaldson. Vol. I. (A. Gardner, Paisley.)
E. Müller, Etymologisches Wörterbuch der engl. Sprache. 2 Bde. 2. Aufl. (Köthen, Schettler.) 18 Mk.

Grammatik.

H. Osthoff u. K. Brugman, Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. 2 Thle. (Leipzig, Hirzel.) 13 Mk.
E. Bernhardt, Abriss der mittelhochdeutschen Laut- und Flexionslehre. 48 Pf.
P. Eisen, Herr Professor v. Raumer und die deutsche Rechtschreibung. (Braunschweig, Wreden.) 3 Mk.
C. Brenner, Angelsächsische Sprachproben m. Glossar. (München, Kaiser.) 1 Mk. 80 Pf.
L. Eichelmann, Ueber Flexion und attributive Stellung des Adjectivs in den ältesten franz. Sprachdenkmälern. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.
Regeln f. die deutsche Schreibung. Hrsg. von d. Verein f. deutsche Rechtschreibung. (Berlin, Barthol.) 80 Pf.
A. Reyer, Ueber Ortografie-Reform un Sreibung der Se- u. She-Laute. (Wien, Hölder.) 1 Mk. 20 Pf.
F. Zverina, Die didaktische Behandlung der franz. Verbalflexion. (Wien, Hölder.) 80 Pf.
F. Zverina, Grundzüge der italienischen u. französischen Metrik. (Wien, Hölder.) 60 Pf.
F. Koch, Linguistische Allotria. Laut-, Ablaut- und Reimbildungen der engl. Sprache. (Kassel, Wigand.) 2 Mk.
V. Collin, A travers la grammaire française. Guide de l'orthographe d'usage et des noms composés. (Paris, Ghio.) 60 ct.
Becq de Fouquières, Traité général de versification française. (Paris, Charpentier.) 7 fr. 50 ct.
E. Weber, Ueber den Gebrauch von dévoir, laissier, pooir, savoir, soloir, voloir im Altfranzösischen. (Berlin, Mayer & Müller.) 1 Mk.
O'Donovan, Irish Grammar. (London, Simpkin.) 12 s.
Third Irish Book. Published for the Society for the preservation of the Irish language. (Dublin, Gill.) 6 d.
C. Donald Macpherson, Practical lessons in Gaelic. (London, Simpkin.) 1 s.
J. Cionea, Praktische Grammatik der rumänischen Sprache. (Bukarest, Degemann.) 1 Mk. 60 Pf.
F. Miklosich, Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen. I. Lautlehre. (Wien, Braumüller.) 2 Mk.
W. Dwight Whitney, A Sanskrit grammar including both the classical

language and the older dialects of Veda and Brahmann. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) 10 Mk.
R. H. Greene, The English language; its grammatical and logical principles. (Boston.) 6 s.
O. Danker, Die Laut- und Flexionslehre der mittelkentischen Denkmäler nebst roman. Wortverzeichniss. (Strassburg, Trübner.) 1 Mk. 60 Pf.
E. Fichte, Die Flexion im Cambridger Psalter. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk. 60 Pf.
J. Stürzinger, Ueber die Conjugation des Rätoromanischen. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.
L. Boenlow, Analyse de la langue albanaise. Etude de grammaire comparée. (Paris, Maisonneuve.) 6 fr.

Literatur.

F. W. Bergmann, Die Edda-Gedichte der nordischen Heldensage; kritisch hergestellt, übersetzt und erklärt. (Strassburg, Trübner.) 8 Mk.
Bibliothek der ältesten deutschen Literatur-Denkmäler. 3. Bd. Angabe sächsischer Denkmäler. 1. Thl. Beowulf. Mit Glossar hrsg. v. M. Heyne. (Paderborn, Schoeningh.) 5 Mk.
Braitmaier, Die poetische Theorie Gottsched's und der Schweizer. (Tübingen, Fues.) 1 Mk. 50 Pf.
G. Hauff, Schillerstudien. (Stuttgart, Abentreim.) 5 Mk.
R. Prölss, Geschichte des neueren Dramas. I. Bd. (Leipzig, Schlicke.) 10 Mk.
W. F. Biedermann, Goethe-Forschungen. (Frankf. a/M, Literar. Anstalt.) 9 Mk.
B. Bielschowsky, Friederike Brion. Ein Beitrag z. Goethe-Literatur. (Breslau, Schletter.) 1 Mk.
H. Mettzl, Nathaniana; zur 100jährigen Feier des Lessing'schen Dramas. (Klausenburg, Stein.) 1 Mk.
P. Schanz, A. G. Oehlenschläger, Zu dessen 100jähr. Geburtstag. (Leipzig, Friedrich.) 50 Pf.
Poem of the Cid. A translation from the Spanish. With introduction and notes by John Ormsby. (London, Ward.) 7 s. 6 d.
Poema del Cid, Nach d. Madrider Handschrift. Mit Einleitung u. Glossar von K. Vollmöller. 1. Thl. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk. 80 Pf.
M. Bernays, Goethe. Gottsched. Zwei Biographien. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 4 Mk.
Riccaut de la Marlinière, ein Beitrag zur Erklärung von Lessing's Minna v. Barnhelm von Dr. Schuchardt. (Schleiz, Lämmel.) 1 Mk.
O. Brosin, Schiller's Vater. Ein Lebensbild. (Leipzig, Schlicke.) 3 Mk.
Paul Wigand, Der Stil Walther's v. d. Vogelweide. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 60 Pf.
Das Nibelungenlied, übers. v. L. Freytag. (Berlin, Friedberg & Mode.) 4 Mk.
H. Fischer, Zur Kritik der Nibelungen. (Wien, Gerold.) 2 Mk.
W. Wald, Ueber Konrad, den Dichter des deutschen Rolandsliedes. (Halle, Waisenhaus.) 80 Pf.
Meyer von Waldeck, Goethe's Märchendichtungen. (Heidelberg, Winter.) 4 Mk. 60 Pf.
A. Baumgärtner, Goethe's Jugend. (Freiburg, Herder.) 2 Mk.
A. Pechnik, Goethe's Hermann und Dorothea und Herr Thaddäus v. Mickiewicz. (Leipzig, Friedrich.) 2 Mk.
E. Sabell, Zu Goethe's 130. Geburtstag. Festschrift. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk. 40 Pf.

P. Eichholtz, Quellenstudien zu Uhland's Balladen. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 40 Pf.
F. Bobertag, Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. II. Bd. 1. Hälfte. (Breslau, Gosohorsky.) 5 Mk.
L. Salomon, Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrh. 2. Lfrg. (Stuttgart, Levy & Müller.) 1 Mk.
Lessing-Mendelssohn Gedenkbuch. Zur 150jährigen Säcularfeier hrsg. vom deutsch-israelitischen Gemeindebunde. (Leipzig, Baumgärtner.) 3 Mk.
O. v. Leixner, Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung. Lfrg. 8—13. (Leipzig, Spamer.) à 50 Pf.
K. M. Kertbeny, Petöfi's Tod. Jokai's Erinnerungen. Enthüllungen. (Leipzig, Friedrich.) 2 Mk.
Sainte-Beuve, Galerie des grands écrivains français, tirée des Causeries du lundi et des Portraits littéraires. (Paris, Garnier.) 20 fr.
Molière und seine Bühne. Molière-Museum in zwanglosen Heften hrsg. v. H. Schweitzer. I. Heft. Biographisches. (Leipzig, Thomas.) 3 Mk.
H. Ottmann, Die Stellung v. V4 in der Ueberlieferung des altfranz. Rolandsliedes. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.
F. Lotheisen, Geschichte der franz. Literatur im XVII. Jahrh. II. Bd. (Wien, Gerold.) 10 Mk. 80 Pf.
Altfranz. Bibliothek hrsg. v. Förster. 2. Bd.: Karl's des Grossen Reise nach Jerusalem u. Constantinopel, hrsg. v. E. Koschwitz. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk. 80 Pf.
Crestien v. Troies, li romans dou Chevalier au Lyon. Hrsg. v. W. L. Holland. 2. Aufl. (Hannover, Rümpler.) 5 Mk.
Maistre Wace's Roman de Rou et des ducs de Normandie hrsg. v. H. Andresen. 2. Bd. 3. Theil. (Heilbronn, Henninger.) 16 Mk.
J. Herz, De Saint Alexis. Eine altfranz. Alexiuslegende aus d. 13. Jahrh. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 60 Pf.
H. Hub, Inhalt u. Hss. Classification der Chanson de Geste Heruis de Mes. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 50 Pf.
Rabelais. Les Grandes et inestimables chroniques du grant et enorme géant Gargantua, publ. p. Paul Favre. 2 vols. (Paris, Champion.) 15 fr.
Eug. Noël, Le Rabelais de poche, avec un dictionnaire pantagruélique, tiré des oeuvres de Fr. Rabelais. 2. éd. (Librairie des Bibliophiles.) 3 fr. 50 ct.
J. J. Rousseau, Vortrag v. A. Levy. (Löbau, Skrzeczek.) 30 Pf.
A. Bayle, Anthologie provençale. Poésies choisies des Troubadours du 10e au 15e siècle. (Leipzig, Harassowitz.) 3 Mk.
W. Kulpe, Lafontaine, seine Fabeln und ihre Gegner. (Leipzig, Friedrich.) 3 Mk. 60 Pf.
J. Racine, Esther, im Versmasse d. Originals ins Deutsche übers. v. O. Kamp. Mit dem französ. Texte. (Frankfurt a/M., Mahlau & Wald.) 1 Mk. 50 Pf.
M. Tourneux, Prosper Mérimée, ses portraits etc. étude. (Paris, Charavay.) 7 fr. 50 ct.
Life of Milton. By Prof. Masson. VIth and concluding volume. (London, Macmillan.)
E. Gropp, On the language of the proverbs of Alfred. (Berlin, Anders.) 1 Mk.
K. Elze, Notes on Elizabethan dramatists with conjectural emendations of the text. (Halle, Niemeyer.) 5 Mk.
Milton's life, and history of his time. Vol. VI by David Masson. (London, Macmillan.)

English Men of letters ed. by J. Morley. Milton. Cowper. (London, Macmillan.)
A. C. Swinburne, A study of Shakespeare. (London, Chatto & Windus.) 8 s.
H. H. Morgan, Topical Shakesperiana. (St. Louis; London, Longman) 10 s.
J. H. Friswell, Essays on English writers. (London, Low.) 2 s. 6 d.
T. R. Lounsbury, History of the English language. (New-York.) 5 s.
F. W. Bergmann, Der Jagdhund u. d. Fünfhundert-Zehn und Fünfer in Dante's Commedia gedeutet. (Strassburg, Trübner.) 1 Mk. 20 Pf.
F. W. Horn, Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens. 3. u. 4. Lfrg. (Leipzig, Schlicke.) à 75 Pf.
E. Hermann, Shakespeare-Studien. II. Sh. der Kämpfer. III. Sh. und Spenser. (Erlangen, Deichert.) 4 Mk.
W. Leighton, Sketch of Shakespeare. (Wheeling, Va.) 4 s. 6 d.
O'Grady, Early Bardic Literature. (Dublin, Ponsonby.) 1 s.
W. C. Bennett, Contributions to a Ballad History of England. (London, Chatto and Windus.) 2 s.
C. Kantorowicz, Storia della letteratura italiana. (Zürich, Schulthess.) 2 Mk.
M. Landau, Die italienische Literatur am österreichischen Hofe. (Wien, Gerold.) 2 Mk. 40 Pf.
F. W. Horn, Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 2. Lfrg. (Leipzig, Schlicke.) 1 Mk. 80 Pf.
J. W. Redhouse, On the history, system and varieties of turkish poetry. (Leipzig, Schulze.) 2 Mk.
W. Wollner, Untersuchungen über die Volksepik der Grossrussen. (Leipzig, Engelmann.) 4 Mk.

Hilfsbücher.

H. Weber, Deutsche Sprache u. Dichtung od. d. Wichtigste über die Entwickelung der Muttersprache, das Wesen der Poesie und die Nationalliteratur. (Leipzig, Siegismund.) 40 Pf.
E. Graf, Aufgaben zu methodischen Stylübungen. 6. Aufl. 2 Hefte. (Leipzig, Klinkhardt.) 40 Pf.
G. Leuchtenberger, Dispositionen über Themata zu deutschen Arbeiten f. d. oberen Klassen. 2 Bdchen. (Bromberg, Mittler.) 4 Mk.
Kohts u. Meyer, Deutsches Lesebuch f. höhere Lehranstalten. I. Thl. Sexta. (Hannover, Helwing.) 1 Mk. 50 Pf.
Meisterwerke unserer Dichter. Mit Erläuterungen hrsg. v. F. Hülskamp. 7. Bdchen. (Münster, Aschendorff.) 20 Pf.
M. F. Reid, Handy Manual of German Literature for schools. (London, Blackwoods.) 3 s.
E. Köhler, Mittelhochdeutsche Laut- und Flexionslehre, nebst einem Abriss der Metrik für Oberclassen. (Kassel, Bacmeister.) 80 Pf.
J. Imelmann, Deutsche Dichtung im Liede. Gedichte literaturgeschichtlichen Inhalts, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet. (Berlin, Weidmann.) 7 Mk.
H. Toeppe, Abriss der französischen Literaturgeschichte. (Potsdam, Stein.) 40 Pf.
E. O. Lubarsch, Abriss der französischen Verslehre. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
M. Trautmann, Histoire et chrestomathie de la littérature française. (Leipzig, Hausfreund.) 5 Mk.

K. Foth, Die franz. Metrik f. Lehrer u. Studirende in ihren Grundzügen dargestellt. (Berlin, Springer.) 1 Mk. 40 Pf.
J. Herz, Franz. Synonyma. Für Realschulen bearb. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 60 Pf.
Gerlach, Schulgrammatik der franz. Sprache. (Leipzig, Veit.) 3 Mk.
J. F. Reiff, Materialien zu Dictées. Reichhaltige Sammlung f. Mittel- u. Oberklassen. 3 Hefte. (Stuttgart, Metzler.) 4 Mk. 10 Pf.
J. Mourier, Recueil de compositions françaises. (St. Petersbourg, Le Soudier.) 4 fr.
H. Breitinger, Die franz. Classiker. Charakteristiken und Inhaltsangaben z. Uebers. ins Franz. 2. Aufl. (Zürich, Schulthess.) 1 Mk. 20 Pf.
K. Kaiser, Französisches Lesebuch in drei Stufen f. höhere Lehranstalten. I. (Mülhausen i/E., Bufleb.) 1 Mk. 60 Pf.
Racine, Athalie mit Commentar von O. Schaumann. (Hamburg, Meissner.) 1 Mk. 20 Pf.
I. Taylor, How to compose and write Letters; with graduated exercises. (London, Hughes.) 1 s.
C. Rühle, 80 Prüfungsaufgaben oder Uebungsstücke f. d. engl. Composition u. Exposition. (Stuttgart, Levy & Müller.) 1 Mk. 50 Pf.
M. Wilson, A complete English grammar for the use of advanced classes. (London, T. Laurie.) 2 s.
H. Toeppe, Abriss der englischen Literaturgeschichte für höhere Bildungsanstalten. (Potsdam, Stein.) 60 Pf.
Kukla's Englische Lese- und Dictando-Lehre. 2. Aufl. (Wien, Steckler.) 4 Mk.
H. Breitinger, Grundzüge der englischen Literatur u. Sprachgeschichte z. Uebers. ins Engl. (Zürich, Schulthess.) 1 Mk. 60 Pf.
F. J. Wershoven, Technical Vocabulary english and german. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Mk. 70 Pf.
C. Munde, Erster Unterricht im Italienischen. (Leipzig, Haessel.) 1 Mk.
G. Locella, Neue italienische Grammatik. (Leipzig, Spamer.) 2 Mk. 50 Pf.
F. Demattio, Grammatica della lingua italiana ad uso delle scuoli reali. Part. I & II. (Innsbruck, Wagner.) à 1 Mk. 20 Pf.
G. Buonaventura u. A. Schmidt, Italienische Unterrichtsbriefe. Brief 1—16. (Leipzig, Verlag des Hausfreundes.) à 60 Pf.
J. Wasjemonoff u. Helmhorst, Brieflicher Sprech- und Sprachunterricht der russischen Sprache. (Leipzig, Verlag des Hausfreundes.) à Brief 1 Mk.
F. Golotusow, Leitfaden zum ersten Unterricht in der russischen Sprache. (Reval, Kuge.) 1 Mk. 50 Pf.
R. Meder, Lern- u. Lehrbuch der russischen Sprache. (Reval, Kuge.) 1 Mk. 50 Pf.
R. P. Wülcker, Altenglisches Lesebuch. 2. Theil. (1350—1500.) (Halle, Niemeyer.) 6 Mk. 60 Pf.
K. Klöpper, Englische Synonymik. Grössere Ausgabe für Lehrer in vier Lfrgn. (Rostock, Werther.) 1. Lfrg. 2 Mk.
English letters from Germany. (Hamburg, Walther.) 1 Mk. 60 Pf.
H. A. Dobson, A Handbook of English literature for the use of Candidates for examinations. (London, Crosby Lockwood.) 3 s.
Shakespeare's King Richard II. With introduction and notes, explanatory and critical, for use in schools by A. Hudson. (Boston.) 4 s.
F. W. Gesenius, English syntax. Translated from the Grammatik der englischen Sprache. (Halle, Gesenius.) 1 Mk. 60 Pf.
E. Morelli, Neueste Gespräche italienisch und deutsch. (Wien, Wenedikt.) 90 Pf.
E. Morelli, Neuer italienischer Sprachquetscher. (Wien, Wenedikt.) 90 Pf.

A. Baragiola, Italienische Grammatik mit Berücksichtigung des Lateinischen und der romanischen Schwesternsprachen. (Strassburg, Trübner.) 5 Mk.

E. Kosin, Prakt. Leitfaden zur Erlernung der russischen Sprache. 3. Cursus. (Libau, Zimmermann.) 1 Mk. 80 Pf.

E. Kosin, Russisches Lesebuch. 2 Theile. (Libau, Zimmermann.) 1 Mk. 80 Pf.

Wortregister dazu 1 Mk. 15 Pf.

F. Klaić, Kroatischer Dolmetscher. (Agram, Hartmán.) 1 Mk. 20 Pf.

F. Klaić, Prakt.-theoret. Lehrgang der kroatischen Sprache. (Agram, Hartmán.) 2 Mk. 8 Pf.

Verzeichniss der Vorlesungen

an der Berliner Akademie für moderne Philologie.

Wintersemester 1879/80.

Die Encyclopaedie der modernen Philologie wird am Montag und Donnerstag von 3—4 Uhr vortragen Prof. Dr. Herrig.

Historische Lautlehre der französischen Sprache. Montag von 4—5 Uhr. Dr. Lücking.

Einführung in das Studium des Altfranzösischen. Montag und Donnerstag von 4—5 Uhr. Dr. Ulbrich.

Praktische Uebungen in der französischen Aussprache. Dienstag von 6—7 Uhr. Director Dr. Benecke.

Exercices de style français. Mittwoch und Sonnabend von 4—5 Uhr. Prof. Pariselle.

Uebungen in freien französischen Vorträgen. Montag von 5—6 Uhr. Dr. Burtin.

Provenzalische lyrische und epische Gedichte wird Dienstag von 7—8 Uhr erklären Prof. Dr. Mahn.

Provenzalische Grammatik (Lautlehre, Formenlehre und Wortbildungslehre) Dienstag und Freitag von 6—7 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Vergleichende Literaturgeschichte (Englische, Französische und Deutsche) des 18. Jahrhunderts wird Dienstag und Freitag von 6—7 Uhr vortragen Dr. Th. Vatke.

Dante's Purgatorio erklärt Mittwoch und Sonnabend von 5—6 Uhr Dr. Buchholtz.

Italienische Grammatik, mit Lesung von Manzoni's Promessi Sposi. Mittwoch und Sonnabend von 6—7 Uhr. Dr. Buchholtz.

Interpretation des Don Quijote, mit praktischen Uebungen. Freitag von 5—7 Uhr. Dr. P. Förster.

Rumänische Grammatik. Mittwoch von 5—6 Uhr. Prof. Demeter Boghean.

Ausgewählte Stücke aus der rumänischen Literatur erläutert Sonnabend von 5—6 Uhr Prof. D. Boghean.

Angelsächsische Uebungen mit Erklärung des Beowulf. Dienstag und Donnerstag von 5—6 Uhr. Dr. Zernial.

Etymologisch-historische Lautlehre der englischen Sprache. Dienstag und Freitag von 5—6 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Geschichte der englischen Literatur, seit der Zeit Chaucer's. Montag und Freitag von 5—6 Uhr. Prof. Dr. Immanuel Schmidt.

Shakespeare-Emendationen. Die Uebungen leitet Montag um 2 Uhr Prof. Dr. Leo.

Sheridan's School for Scandal erklärt Montag und Donnerstag von 6—7 Uhr Prof. Dr. Hoppe.

Lord Byron. Mittwoch und Sonnabend von 6—7 Uhr. Dr. Chr. Rauch.

Thackeray and Dickens. Mittwoch und Sonnabend von 3—4 Uhr. Prof. G. Boyle.

Exercises in English style. Donnerstag von 4—5 Uhr. Mr. W. Wright.

Uebungen in freien englischen Vorträgen. Sonnabend von 5—6 Uhr. Mr. W. Wright.

Schwedische Grammatik mit praktischen Uebungen. Dienstag und Freitag von 4—5 Uhr. Dr. von Nordenskjöld.

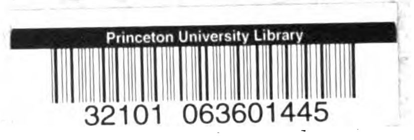
Interpretation einiger Gesänge aus Tegnér's Frithjof. Dienstag von 5—6 Uhr. Dr. von Nordenskjöld.

Ueber die Celtischen Sprachen, Charakteristik und verwandtschaftliches Verhältniss derselben, sowie über deren Einfluss auf die deutsche, englische, französische und die übrigen romanischen Sprachen. Freitag von 7—8 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Berichtigungen.

Bd. LXI, pag. 338, Zeile 24 v. o. lies πέυπε, Z. 27 v. o. l. wazzar, Z. 9 v. u. l. ae. nǣme. — pag. 339, Zeile 4 v. o. lies ausführlich, Z. 5 v. u. l. drauhts. — pag. 340, Zeile 4 v. u. lies ae. cearu. — pag. 341, Zeile 1 v. o. lies lagu, Z. 15 v. o. l. cearu, Z. 24 v. o. l. hiêran, Z. 1 v. u. streiche wohl pîse. — pag. 342, Zeile 5 v. o. lies ae. pise, Z. 16 v. o. l. wie statt für, Z. 20 v. u. l. ne. me, Z. 25 v. u. l. cildru. — pag. 343, Zeile 2 v. u. lies Gal, Z. 4 v. u. l. asfaifraisi, Z. 6 v. u. l. hlaihlaup und haihlaup. — pag. 344, Zeile 2 v. o. lies sion statt sion, Z. 10 v. o. l. huzd, Z. 12 v. u. l. healden, Z. 13 v. u. l. Me. st. Ae., Z. 17 v. u. l. spannan, Z. 22 v. u. l. þîhd.

Bd. LXII, pag. 227, Zeile 17 von oben lies: Desinit in piscem statt: Desinet in pisces.


Princeton University Library
32101 063601445


Princeton University Library
32101 063601445

